Die Nibelungensage

Deutſche

Sagen und Märchen

für die Jugend

bearbeitet von

Albert Ludwig Grimm.

Dritte Auflage.

Mit 6 Bildern in Farbendruck nach Aquarellen von Grot-Johann in Düſſeldorf.

Leipzig.
J. M. Gebhardt's Verlag.
(Leopold Gebhardt.)

Sächsische
Landesbibliothek
12. MAI 1986
Dresden

T

[1877.]

Vorwort.

Die Verlagshandlung dieſer Jugendſchrift hat ſich veranlaßt geſehen, eine neue Auflage derſelben zu veranſtalten. Ich freue mich der freundlichen Aufnahme, die das Buch gefunden und habe mit Vergnügen wieder die Durchſicht übernommen. Da ich es aber als ein dem Publikum bereits gehöriges Eigenthum betrachte, habe ich abſichtlich unterlaſſen, eine neue Bearbeitung dieſer Sagen und Märchen zu unternehmen, ſondern mich nur darauf beſchränkt, kleine Fehler und Irrungen zu corrigiren.

Was ich in Beziehung auf Form und Inhalt zu ſagen hätte, das habe ich bereits in dem Vorworte zu der erſten Auflage bemerkt. Und zu Dem, was ich dort ſagte, bekenne ich mich auch heute noch.

Baden.

A. L. Grimm.

VYŘAZENO
Z FONDU SVK

Inhalt.

Seite

Die Nibelungensage 1
Die Sage von dem Rattenfänger von Hameln 109
Die Sage von der heiligen Notburga 116
Die Sage von dem Herzoge Heinrich dem Löwen 123
Die Sage von der heiligen Hildegunde 135
Die Sage von der Burg Hburg 139
Die Sage von der Mühle bei Aschersleben 147
Sagen von dem berüchtigten Schwarzkünstler Dr. Faust 154
Die Sage von dem Mäuseturm 190
Die Sage vom Erlkönig und dem König von Thule 196
Der getreue Eckart 205
Die Sage von dem getreuen Eckart und dem Tannhäuser 306
Die Sage von dem getreuen Eckart bei dem wilden Juge der Frau Holla . 308
Riesengeschichte oder König Eginhard von Böhmen 313
Sagen vom Rübezahl 353

Die Nibelungensage.

Eingang.

Ein Theil des Nibelungenhortes.

(Nach der Edda.)

Die ältesten Sagen erzählen uns, daß ein starkes Hirtenvolk einst in die nördlichen Gegenden eingewandert sei, welches sich jene Gegenden nicht allein durch seine Tapferkeit unterworfen habe, sondern auch durch größere Bildung und Erfahrung in allen Dingen die wenigen Ureinwohner übertroffen, und so sich die Achtung und Verehrung derselben in solchem Grade erworben habe, daß sie sich ihm willig unterwarfen, und es gleichsam göttlich verehrten. Später habe sich ihr Ruhm so erhöht und begründet, daß sie als übermenschliche Wesen, ja als die Gottheiten des Nordlandes betrachtet wurden. Man nannte sie daher auch Asen, was der allgemeine Name der nordischen Gottheiten war.

Einst zogen drei dieser Asen, Odin, der mächtigste und angesehenste, und Hänir und Loki miteinander aus, um sich das Land näher anzusehen. Da kamen sie an einem kleinen Flusse an eine Stelle, wo er einen Wasserfall bildete. Dort sahen sie, wie ein Fischotter sich schnell in das Wasser stürzte und gleich darauf aus demselben mit einer Beute wieder auftauchte. Er hatte einen schönen Fisch gefangen, einen Lachs, den er nun ans Ufer trug, um ihn da zu verzehren. Im Vorgefühle des herrlichen Schmauses packte er ihn mit den Vorderpfoten zurecht, drückte die Augen halb zu und wollte ihn eben anbeißen. Da hatte aber Loki schon einen ziemlich großen Stein ergriffen, warf nach ihm und traf ihn so tüchtig damit an den Kopf, daß er todt niederfiel. Sie packten nun den Otter und den Fisch auf und trugen sie mit sich, indem Loki sich seines

geſchickten Wurfes rühmte, da er den Räuber und ſeine Beute zugleich getroffen habe.

Sie kamen bald darauf an einen Bauernhof, in den ſie eintraten und den Bauer um Herberge für die Nacht baten. Der Bauer, ein ſtarker vierſchrötiger und grobknochiger Mann, mit ernſtem, aber ehrlichem Geſichte, erwiderte auf ihr Anliegen: „Herberge kann ich Euch bieten, ſofern Ihr Euch mit einem Mooslager auf dem Boden begnügen möget; aber mit der Abendkoſt wird es ſchlecht beſtellt ſein. Einer meiner Söhne iſt zwar hinaus auf die Jagd gegangen. Wenn er Etwas heimbringt, ſo theilen wir es mit Euch. Setzt Euch.“ Sie ſtellten ihre Waffen an die Wand und legten auch ihre Schuhe ab.

„Um das Abendeſſen habt keine Sorge,“ ſagte da Loki. „Wir bringen unſere Beute mit uns, und dieſe reicht hinlänglich für uns und für Euch. Wir theilen das Unſrige mit Euch. Da ſeht!“ Er warf mit dieſen Worten den Fiſchotter und den Lachs vor ihn hin und fügte lachend hinzu: „Otter und Fiſch habe ich auf einen Wurf erlegt. Das thue mir einmal Einer nach!“

Bei dem Anblick dieſer Jagdbeute wurde die ernſte Miene des Bauern aber noch ernſter und finſterer. „Wie?“ rief er, „und Du geſtehſt mir ſelbſt ein, daß Du der Mörder dieſes Otters biſt?“ „Was, Mörder?“ warf Loki ihm ein, „wer ſpricht von Mord, wenn man ein Thier auf der Jagd erlegt?“

Der Bauer zog die finſtern Augenbrauen noch finſterer zuſammen und rief: „Kein Thier haſt Du erlegt, meinen Sohn Ottur haſt Du gemordet.“ Zur Thür gewendet, ſchrie er nun: „Herbei Regin! herbei Fafnir, kommt, meine Söhne! Da ſind Fremdlinge, laßt uns Blutrache an ihnen üben, denn ſie haben Euch Euren Bruder Ottur und mir den Sohn erſchlagen.“ Und alsbald ſtürzten zwei kräftige junge Burſchen herein und fragten: „Wer? wer iſt der Mörder? Laßt uns ihn tödten!“ Sie nahmen zugleich die Waffen und Schuhe der Fremden in Beſchlag.

Da trat aber Odin vor und ſprach: „Zeigt uns, daß wir einen Menſchen getödtet haben. Da ſeht ſelbſt: iſt das eine menſchliche Geſtalt? In dieſer ſahen wir ihn und erlegten ihn. War er ein Menſch, warum läuft er in der Geſtalt eines Thieres umher? Konnten wir an ſolch eine Verwandlung denken? Wir ſind unſchuldig an dem Irrthum! Und wer ſeid Ihr Alle denn, daß Einer von Euch die menſchliche Geſtalt ablegen und die eines unvernünftigen Thieres annehmen konnte?“

„Ich bin Hreidmar, der Bauer," ſagte der Alte. „Aber wenn Ihr Eingedrungene meint, Ihr beſitzet allein ein höheres Wiſſen, als alle andern Menſchen, ſo irrt Ihr ſehr. Auch von uns Urbewohnern dieſes Landes beſitzen manche eine übermenſchliche Begabung und Macht. Zauberer nennt ſolche das Volk. Und ein ſolcher bin ich und beſitze ich die ſeltene Gabe, mich ſelbſt oder die Meinigen in andere Geſtalt zu verwandeln. So hatte ich heute meinen Sohn Ottur, weil er Luſt hatte einige Fiſche zu fangen, in einen Fiſchotter verwandelt. Und Ihr Unſelige habt mir ihn erſchlagen. Aber Rache muß ich für ihn haben, blutige Rache." — „Ja, ja, Rache!" riefen die beiden Söhne. Schon wollten ſie auf die Aſen losſtürzen, aber Odin verlangte, daß ſie ihn nochmals hören ſollten und ſprach: „Ihr werdet einſehen, daß wir unſchuldig an dem Tode Eures Ottur ſind. Wie konnten wir wiſſen, daß unter ſeiner Geſtalt ein Menſch verborgen war? Aber dennoch geſtehe ich Euch einiges Recht auf Rache zu. Doch Ihr müßt dagegen ſtatt der wirklichen Blutrache ein Löſegeld beſtimmen, ſo hoch Ihr es beſtimmen mögt, das wir Euch redlich zu zahlen verſprechen. Einer von uns muß frei ausgehen dürfen, um das Löſegeld zu verſchaffen; die beiden Andern bleiben bis zu ſeiner Rückkehr hier zum Pfande als Eure Gefangenen."

Hreidmar's finſtere Miene hatte ſich bei dieſer Rede etwas geglättet und auch die Söhne ſchienen zufrieden noch zu überlegen. „Wohlan!" rief Hreidmar, „ich gehe auf dieſen Vorſchlag ein. Aber laßt uns gegenſeitig dieſes Abkommen beſchwören." Die Aſen leiſteten zuerſt den Eidſchwur, dann folgten ihnen der Bauer und ſeine Söhne.

Als er nun die Größe des Löſegeldes zu beſtimmen aufgefordert wurde, hängte er ſtillſchweigend den getödteten Otter mit den Hinterfüßen an einen Holznagel an der Wand auf, nahm ſein Meſſer und zog ihm, wie der geübteſte Jäger, die Haut ab, hielt ſie den Aſen hin und ſagte: „Dieſen Balg füllt Ihr mir ganz mit Gold und Geſchmeide, dann legen wir ihn auf den Tiſch und dort überſchüttet Ihr ihn auch außen ganz mit goldnem und anderm köſtlichen Geſchmeide, aber ſo, daß auch kein Härchen unbedeckt zu ſehen iſt. Herabbieten dürft Ihr mir dieſe Forderung nicht. Der Vertrag iſt ja beſchworen." Die beiden Söhne ſtimmten der Forderung des Vaters bei.

Nun ſprach Odin zu Loki: „Du haſt den geſchickten, aber unglücklichen Wurf gethan, ſo gehe Du denn hin und ſchaffe das Gold und die Kleinode, während wir als Hreidmar's Gefangene hier bleiben, bis

Du wiederkommſt. Gehe zuerſt zu den Schwarzelfen, dieſe beſitzen des Goldes genug.“

Loki machte ſich alsbald auf den Weg und wendete ſich zuerſt nach Odin's Wort zu der Gegend, die von den Schwarzelfen bewohnt wurde. Indem er dort über einen Bach gehen wollte, ſah er in dem klaren Waſſer einen Fiſch luſtig umherſchwimmen. Er betrachtete ihn genauer, denn er dachte an Ottur, den er mit dem Steinwurfe getödtet hatte, und ſiehe da! er erkannte, daß unter ſeiner Fiſchgeſtalt ebenfalls ein Menſch verborgen war. „Wie wär's, wenn ich den lebendig fangen würde?“ fragte er ſich ſelbſt. „Vielleicht könnte er mir das Gold verſchaffen, das ich ſuche.“

Der Fiſch hatte in ſeiner Luſt nicht bemerkt, daß Jemand dahergekommen war; er ſpielte ſorglos in den Wellen umher und näherte ſich dabei öfters dem Ufer des Baches. Loki ſtellte ſich hinter einen Buſch, der mit ſeinen reichbelaubten Zweigen in das Waſſer überhing, und als der Fiſch ſich wieder näherte, faßte er ihn ſchnell mit beiden Händen und zog ihn aufs Land. Ehe er ihn aber aus den Händen ließ, ſprach er zu ihm: „Ich erkenne Dich wohl, Du biſt kein gewöhnlicher Fiſch, und wenn ich Dich loslaſſe, ſo kannſt Du erſt wieder Deine wahre Geſtalt annehmen. Hoffe aber nicht, daß Du mir entkommen könnteſt, denn ich bin der Aſe Loki, der Gewalt über Dich hat. Darum, wenn Dir Dein Leben lieb iſt, ſo ſprich die Wahrheit auf alle Fragen, die ich an Dich thun werde. Und nun nimm Deine wahre Geſtalt wieder an.“

Mit dieſen Worten legte er den Fiſch auf das graſige Ufer und im Augenblicke verwandelte dieſer ſich in einen Menſchen. Er war aber klein von Geſtalt, hatte ſehr krumme, ſichelförmig gekrümmte Beine und einen unverhältnißmäßig dicken Kopf mit kleinen Augen, ſehr großem Munde und ſtruppigen Borſtenhaaren.“

„Wie? Du biſt ein Zwerg?“ rief Loki bei ſeinem Anblicke. „Biſt Du vielleicht gar der Felſenzwerg? Da hätte ich ja gleich den rechten Mann gefunden.“ Der Kleine ſtellte ſich gravitätiſch hin ſtemmte ſeine beiden, etwas zu langen Arme mit ganz tüchtigen Fäuſten in die Seite und ſprach: „Ja, ich bin Andwari, der berühmte Felſenzwerg, und ein rechter Mann bin ich auch, ob aber Dein rechter Mann, das iſt noch nicht ausgemacht.“

„Ja, Du biſt mir der rechte!“ verſetzte Loki. „Denn der Felſenzwerg Andwari iſt ja der reichſte der Zwerge, die ihre Schätze in verborgenen Höhlen bewahren.“ „Du wirſt doch kein Gold von mir haben

wollen?“ fragte der Zwerg. „Ich habe keines.“ — „Nun, das wollen wir sehen,“ sprach Loki und griff nach ihm und packte ihn bei seinen struppigen Haaren, zauſete ihn tüchtig und fragte ihn: „Du willſt mich mit einer Lüge abſpeiſen? Du habeſt kein Gold? Komm denn gleich einmal mit mir dorthin zu jenem großen Felſen. Ich ſehe da etwas, das mir der Eingang zu Deiner Höhle zu ſein ſcheint. Schnell, ſchnell, komm nur mit.“ Er wollte ihn an den Haaren mit ſich fortziehen.

Andwari ſchrie aber und bat, ihn loszulaſſen, und verſprach ihm das Bischen Gold zu geben, das er noch habe. Er ſei kürzlich beſtohlen worden, die Diebe hätten ihm nur noch etwas Weniges übrig gelaſſen. „Lügen, Lügen,“ ſprach Loki, „Aber gehe nur und bringe das Wenige denn herbei. Ich ſtelle mich aber vor den Eingang Deiner Höhle, und wenn Du nicht bald wieder herauskommſt, ſo ſperre ich Dich darin ein und bewache Dich ſo lange, bis Du verhungert biſt.“

Sie gingen zur Höhle. Andwari, ſo klein er war, konnte doch kaum durch den engen Eingang hineinſchlüpfen. Nach kurzem Aufenthalte kam er wieder heraus und brachte eine kleines Säckchen, das mit Goldmünzen gefüllt war. „Da haſt Du meine ganze Armuth,“ ſprach er. „Ich wollte wünſchen, daß es mehr wäre.“ „Deine Armuth?“ fragte Loki, „aber ich habe ja nicht Deine Armuth verlangt, ſondern Deinen Reichthum, Alles, was Dir die Diebe übriggelaſſen haben, und das iſt mehr als der Bettel in dieſem Säcklein. Flink, flink! Marſch in die Felſenhöhle und herausgeholt, was Du von Werth darin verwahrt haſt.“

Andwari verſuchte noch allerlei Ausflüchte, Loki ließ ſich aber nicht täuſchen und drohte, ihn einſperren und hungern zu laſſen. Da ging er endlich murrend zurück und kam dann mit einem etwas größeren Sacke heraus. „Gut!“ ſagte Loki, „das iſt einmal für den Anfang. Nun hole einmal den größten Sack; halte mich nicht unnöthig ſo lange auf. Es hilft Dir doch nichts, Du mußt Deine ganze Vorrathskammer ausleeren. Ich brauche noch viel mehr.“ Immer ſuchte der Zwerg neue Ausflüchte, allein durch ſeine Drohungen brachte ihn Loki doch dahin, daß er immer mehr und größere Säcke, die er kaum ſchleppen konnte, herbeibrachte. Durch Loki's immer wiederholte Drohungen genöthigt, ſchleppte er zuletzt den größten und ſchwerſten Sack bis an die Eingangsthüre der Felſenhöhle und auf ſeine Bitte half ihm Loki auch dieſen herausſchaffen.

„Iſt das nun gewiß Alles?“ fragte Loki, und als ſich der Zwerg verhieß und verſchwor, daß er nun gar nichts mehr in ſeiner Felſenhöhle habe, ließ er ſich noch einen großen leeren Sack von ihm geben,

der alle Schätze fassen konnte, leerte die verschiedenen kleineren Säcke aus und füllte ihn mit dem Inhalte derselben. Bei diesem Geschäfte bemerkte der Zwerg einen Goldring mit einem Steine von röthlich-blauer Farbe, auf welchem einige unverständliche Zeichen eingeschliffen waren. Mit einem Anfluge von Schrecken haschte er danach und wollte ihn vor Loki's Blicken in der Hand verbergen.

Loki aber hatte wohl bemerkt, daß er so hastig etwas von dem Goldhaufen weggenommen, und verlangte zu sehen, was es wäre. „Ach, es ist ein kleines Ringlein von ganz unbedeutendem Werthe," erklärte der Zwerg und suchte es schnell in die Tasche zu prakticiren. „Mag's sein, wie Du sagst," versetzte Loki, „aber zeig' es einmal her." Obgleich sich Andwari sträubte, mußte er doch gehorchen, und als er es aus der Tasche hervorbrachte und Loki hinhielt, nahm es ihm dieser ab und betrachtete es. „Den Ring behalte ich auch," sagte er. „Was bedeuten die Zeichen auf dem Steine?" Der Zwerg stellte sich, als habe er sie noch nicht einmal bemerkt, bat aber immer dringender um Rückgabe des werthlosen Kleinods. „Wenn es so werthlos ist, warum liegt Dir so viel daran, es zu behalten?" fragte Loki. „Ich will Dir's gestehen: für Dich hat es gar keinen Werth, aber wenn ich es besitze, und da ich seinen Gebrauch kenne, so ist es ein Mittel, mir wieder andere Schätze zu erwerben. Ich bitte Dich, laß mir das einzige kleine Stück und nimm denn meinetwegen alles Andere mit Dir."

Loki hatte während dieses Streites um den Ring die übrigen Kleinode alle in den großen Sack zusammengeschüttelt und eingedrückt. Jetzt hob er ihn nicht ohne Anstrengung auf die Schulter, zeigte dem Zwerg den Ring an seinem ausgestreckten Finger und sagte: „Leb' wohl und sieh, der Ring geht mit." Er begann nach diesen Worten zurückzugehen.

Da sprang ihm aber der Zwerg nach und rief: „Ich habe Dir die Unwahrheit gesagt. Der Ring hat nicht die Kraft, seinem Besitzer neue Schätze zu verschaffen. Tod und Unglück bringt er seinem Besitzer, Tod und Unglück! Du wirst an mich denken." Loki sah aber zurück und sagte: „Jetzt lügst Du, vorhin hast Du vielleicht die Wahrheit gesprochen." Und damit eilte er von dannen.

Inzwischen hatten die gefangenen Asen Odin und Hänir in guter Eintracht mit Hreidmar und seinen beiden Söhnen die Tage dahingebracht. Ihre Gefangenschaft war durchaus nicht strenge, sie hatten beinahe völlige Freiheit, gingen mit ihren Wächtern aus, jagten mit ihnen und waren Gefangene mehr durch ihr Wort, als durch äußern Zwang. Freilich sehnten sie sich zu wissen, wie es Loki wohl gehen möge, ob

Aussicht vorhanden sei, daß er das allerdings sehr bedeutende Lösegeld auftreiben könne, und wie lange sie noch seiner Rückkehr entgegensehen müßten. Aber ganz unvermuthet kam er eines Abends, viel früher, als sie ihn eigentlich erwartet hatten. An dem großen, schweren Sacke sahen sie schon von ferne, daß er den Zweck seiner Reise wohl erreicht haben müsse.

Als er aber nun in das Haus trat und seinen Sack mit Gepolter zur Erde warf, da leuchtete zum ersten Male ein heiterer Zug auf Hreidmar's Gesicht, und er konnte seine Gier nach dem Golde nicht länger unterdrücken, sondern machte sich gleich mit seinen Söhnen darüber her, ihn auszuleeren. Dann reichte er den Asen den Ottursbalg hin und sagte: „Nun füllt ihn, aber fest muß er gefüllt sein, nicht locker, der Schmuck mag immerhin Noth leiden, zerbrochen oder verbogen werden. Es ist nur um den Stoff zu thun, nur um das rothe Gold, aus dem er gemacht ist."

Sie machten sich nun gemeinschaftlich darüber her und füllten den Balg so fest, daß er auf dem Tische stand, als wäre er noch lebendig. Bei dieser Arbeit hatte Odin den Ring an Loki's Finger gesehen und der gefiel ihm. Er fragte in der Stille, ob er ihn auch mit dem Schatz bekommen habe, und da es Loki bejahete, sagte er: „Gib mir den Ring, den soll der Bauer nicht kriegen." Loki gab ihm den Ring und sagte ihm aber dabei, wie ihn Andwari gewarnt, daß er dem Besitzer Unglück bringe. „Das hat Andwari gesagt, um Dich zu schrecken, daß Du ihm das Kleinod lassest. „Ich fürchte mich nicht!" versetzte Odin und behielt den Ring.

Nachdem Hreidmar und seine Söhne Regin und Fafnir sich über den wohlgefüllten Ottursbalg hinlänglich gefreut hatten, sagte Hreidmar zu den Asen: „So, das wäre in Ordnung und wir sind zufrieden. Aber nun müßt Ihr den Otter auch von außen mit Gold und Kleinodien überschütten. Macht Euch nun daran. Aber ganz muß er gedeckt sein, daß man kein Haar mehr von dem Balge sehen kann."

Sie faßten nun mit beiden Händen von den Kleinodien zusammen und überschütteten damit den Otter. Das Gold reichte zu, und als sie fertig waren, sagte Odin: „Gehe nun her, Freund Hreidmar, und sage, ob Du zufrieden bist." Der Alte ging hin, und betrachtete den Goldhaufen von allen Seiten und nickte hier und dort mit dem Kopfe, als sei er zufrieden. Auch die Söhne unterwarfen den Haufen einer sorgfältigen Prüfung, ohne einen Mangel daran zu entdecken. Endlich rief aber Hreidmar: „Hier, hier fehlt noch Etwas." Er zeigte an die Stelle, und sie konnten nicht leugnen, daß eines der borstenartigen

Haare, die der Otter wie viele Thiere an der Schnauze hatte, noch zwischen einer Fuge der Kleinode herausstand. Die Asen meinten, ihr Wort hätten sie dennoch erfüllt, auf dies einzige Härchen werde es nicht ankommen. Aber der Alte und die Söhne behaupteten, der Vertrag sei nicht erfüllt. Was sollten sie thun? Die Kleinode waren alle auf dem Haufen, und wie sehr sie den Sack auch schüttelten und umwendeten, — es fiel kein Stückchen mehr heraus.

Sie redeten dem Bauer zu, sie hätten das Gold ja nur so unordentlich darüber geschüttet. Wenn sie die einzelnen Stücke ordentlich darauf gelegt hätten, so würde ja noch ein großer Theil davon übrig geblieben sein. Aber der Vater und die Söhne bestanden darauf, das Haar müsse auch verdeckt sein, sonst sei der Vertrag nicht erfüllt. Da ergriff Odin den Ring, den er durch Loki von dem Schatze erhalten, drückte das Haar damit in die Fuge zurück und ließ den Ring darin stecken. „So habt Ihr denn auch das Letzte von dem Schatze, das ich zum Andenken allein zurückbehalten wollte!“ sagte er. Und als nun die Sache einer neuen Prüfung unterworfen wurde, erklärte sich der Alte und die Jungen zufrieden. Loki aber sagte: „Der Ring wird Euch Unglück bringen!“ „Immerhin! wir wollen's wagen!“ antwortete Hreidmar.

Aber die Asen mochten sich nicht länger bei den Bauern aufhalten, sondern gingen noch in der einbrechenden Nacht von dannen.

„Der Ring bringt dem Besitzer Tod und Unglück.“ So hatte Andwari gesagt und Loki hatte die Warnung nicht verhehlt. Der Erfolg bewies, daß der Zwerg zuletzt doch die Wahrheit gesprochen.

Nachdem sie von dem Bauernhofe weggegangen waren, standen die Bewohner noch in stummem Vergnügen vor dem Tische und blickten mit freudeglänzenden Augen den Goldhaufen an. „Das war ein Fang!“ rief Regin und schlug die Hände vor Freuden zusammen. „Das viele Gold,“ rief Fafnir. „Aber Euer Bruder Ottur?“ fragte der Vater. „Denkt Ihr nicht mehr an ihn?“ — „Ei nun,“ versetzte Regin, „wir haben ja das Lösegeld für ihn.“ — „Nicht für ihn. Wir haben uns nur die Lust an der Rache damit abkaufen lassen,“ berichtigte Hreidmar. „Die Asen hätten auch noch mehr Lösegeld gegeben,“ meinte Fafnir. „Du hättest noch mehr fordern sollen. Es kommt doch nicht so viel auf einen Theil.“ — „Auf einen Theil?“ fragte der Vater. „Wie meinst

Du das?" — „Ei, Du haſt das Löſegeld doch nicht alles für Dich gefordert?" fragte Fafnir. „Du haſt als Vater des Ermordeten einen Theil davon anzuſprechen und jeder von uns muß als Bruder doch auch ſeinen Theil haben." — „Was?" fragte Hreidmar, „Ihr meint, ich ſolle mit Euch theilen? Nichts da! Das Gold iſt mein und Ihr kriegt nichts davon." „Gut," brummte Regin und winkte ſeinem Bruder heimlich, daß er ihm folgen ſolle. Und ſie gingen ſchweigend aus dem Hauſe.

Draußen aber überlegten ſie mit einander, wie ſie ſich doch in Beſitz ihres Antheils an dem Löſegeld ſetzen wollten. Endlich kamen ſie überein, daß ſie den Vater mit Gewalt zur Theilung zwingen wollten. Sie kamen wieder in die Stube und Fafnir ſtellte ſich trotzig vor den Alten und forderte ihn nochmals auf, ihnen ihren Antheil nun ſogleich zu geben. Hreidmar widerſetzte ſich aber und verwies ihnen ſolches Begehren mit ſtrafenden Worten. Da fragte Regin: „Willſt Du oder willſt Du nicht? Ich frage Dich nun zum letzten Male. Bedenke es wohl. Wir ſind zwei und vermögen Dich wohl zu unſerm Willen zu zwingen." — Und als er nun mit Heftigkeit „Nein" antwortete, griffen ihn beide Söhne zumal an, ſchlugen ihn mit den Fäuſten ins Geſicht, daß ihm Mund und Naſe bluteten. Als Fafnir das ſah, fragte er wieder: „Beharrſt Du auch jetzt noch auf Deiner Weigerung?" — „Ja, Ihr bekommt Nichts! nichts und noch einmal Nichts!" ſchrie der Alte. „Und wir bekommen doch!" ſchrie Fafnir, und faßte einen Stein, der am Boden lag, und ſchlug ihn mit dieſem an die Stirne, daß er nur noch einmal ſtöhnte und dann todt niederfiel.

Nachdem die vatermörderiſche That begangen war, ſahen ſie eine Weile ſchweigend auf den Ermordeten. Doch dauerte ihr Schrecken nicht lange. Regin ſah den Ring mit dem blauröthlichen Steine an dem Finger des Leichnams, und indem er ihn abzog und ſich an den Finger ſteckte, ſagte er: „Das iſt ja der Unglücksring. Nun, ich will's doch mit ihm wagen. Zwar hat er dem Vater den Tod gebracht, aber das kann auch reiner Zufall ſein. — Jetzt laß uns aber ſogleich das Löſegeld theilen. Jeder von uns hat den Bruder verloren, jeder hat alſo die Hälfte anzuſprechen."

„Halt einmal!" rief Fafnir und gingen raſchen Schrittes in des Vaters Schlafkammer. Dort ergriff er Hreidmar's Helm, der Ögirshelm hieß und in dem eine Zauberkraft verborgen war, der Jedem, der ihn anſah, Grauen und Schrecken erregte. Auch des Vaters Schwert nahm er und trat ſo bewaffnet heraus und ſprach zu ſeinem Bruder:

„Meinst Du, ich werde Dir einen Antheil an dem Lösegeld zukommen lassen? Ich habe dem Alten den tödtlichen Streich mit dem Steine gegeben um des Goldes willen. Es gehört Alles mein. Mache, daß Du fortkommst, sonst thue ich auch Dir, wie ich dem Alten gethan habe."

Regin entfloh vor seinem Bruder und überließ ihm den Schatz.

Dieser Schatz ist ein Theil des großen Schatzes, der in der Nibelungensage unter dem Namen „Nibelungenhort" bekannt geworden ist. Den größern Theil hatte der lügnerische Andwari zurückbehalten.

Erste Abtheilung.

Der Nibelungen Hochfahrt.

Erstes Abenteuer.

Siegfried's Heimath und Jugend.

(Nach dem Nibelungenliede.)

Vor alten, fernen Zeiten herrschte ein König in den Niederlanden, der wohnte auf seiner Burg Santen am Rheine. Er war Siegmund geheißen und seine Gemahlin war Siegelinde. Sie hatten nur ein einziges Kind, das sie Siegfried nannten und mit großer Liebe pflegten.

Der Knabe Siegfried zeichnete sich aber auch von seiner frühesten Kindheit durch die ungewöhnliche und tadellose Schönheit seines Körpers, sowie durch seine außerordentliche Leibesstärke aus. Sein Vater ließ ihn auch, wie es dem Stande des Königssohnes geziemte, in guter Zucht erziehen und gab ihm die weisesten Lehrer und erfahrensten Meister in allen Künsten und Wissenschaften. Der Knabe machte in allen Künsten die auffallendsten Fortschritte und von selbst entwickelte sich sein ganzes Wesen zu allen Tugenden, die den Helden und Menschen zieren.

Frau Siegelinde war eine zärtliche Mutter; sie fühlte sich glück-

lich in dem Beſitze eines ſo ſchönen und dabei ſo kräftigen und zu den beſten Hoffnungen berechtigenden Sohnes, und hatte ihre beſondere Freude daran, ihn auch durch ſchöne Kleider geſchmückt zu ſehen.

Da er aus den Kinderjahren in die reiferen Knabenjahre getreten und ſo kräftig und ſelbſtändig geworden, erlaubte ihm ſein Vater ſchon oftmals, ohne nähere Aufſicht und ohne Begleitung allein auszureiten und umherzuziehen, wohin er Luſt hatte. Da geſchah es denn oftmals, daß er mit reicher Beute von einem Jagdzuge heimkehrte und oft auch ein erlegtes Raubthier mitbrachte, vor dem ſich manch' Erwachſener wohl lieber ſcheu geflüchtet, als es zu bekämpfen verſucht hätte.

Er dehnte ſeine Ausflüge immer weiter aus und erbat ſich endlich von ſeinem Vater die Erlaubniß, einmal ganz allein frei in die Welt hinaus zu reiten und ſich ſelber ſeinen Lebensunterhalt durch kräftige Thätigkeit, ſei es durch die Jagd oder auf andere Weiſe, zu erwerben. König Siegmund bedachte ſich lange, ja er wollte ihm dieſe Bitte nicht erfüllen, ohne zuvor ſeine treuen Rathgeber darüber gehört zu haben. „Er iſt nicht allein mein Sohn," ſagte er zu ſeinen Räthen, „er iſt auch der Erbe meines Reiches und Euer künftiger König. Darum wollte ich hören, ob Ihr es wohl für rathſam haltet, ihn in ſo jungen Jahren, obgleich er die Kraft eines ſtarken Mannes beſitzt, auf eine ſo abenteuerliche Fahrt in die Welt hinausgehen zu laſſen."

Die Räthe beriethen ſich lange insgeheim mit einander, dann trat der Aelteſte von ihnen vor den König und ſprach: „Es iſt allerdings eine ſchwierige Frage, die Ihr uns da vorgelegt habt. Ein ſo junger Mann, der kaum die Kinderſchuhe abgelegt hat, ſollte freilich nicht auf eine ſo weite und abenteuerliche Fahrt in die Ferne hinaus reiten, ohne eine gute ſchützende Begleitung. Indeſſen Euer Sohn iſt nicht, wie andere Knaben. Er hat nicht zu fürchten, einem Andern zu begegnen, der ihm an körperlicher Kraft überlegen wäre; dabei iſt er mit geſunden Sinnen begabt und handelt auch in allen Dingen mit Ueberlegung wie ein gereifter Mann. Auch iſt er von ſo angenehmen Sitten und ſo freundlichem Betragen gegen Jedermann, daß nicht zu fürchten iſt, er möchte ſich durch ſein Benehmen irgend einen Menſchen zum Feinde machen. Da er nun aber eine ſolche Sehnſucht nach einem ganz ſelbſtändigen Leben in ſich trägt, ſo ſind wir der Meinung, daß man einen ſolchen Trieb doch nicht unterdrücken ſollte, und rathen Euch, ihm ſeinen Wunſch zu erfüllen."

„Wohlan!" verſetzte der König Siegmund, „ich will Eurem

Rathe folgen. Ich halte auch dafür, daß es vielleicht ganz gut sein mag, wenn man ihn seine Erfahrungen schon so frühe machen läßt. Er wird hoffentlich, von ihnen belehrt, etwas weniger auf seinen eigenen Sinn pochend, zurückkehren.“ Er ließ sogleich seinen Siegfried kommen und ertheilte ihm die erbetene Erlaubniß, worüber derselbe die größte Freude empfand und sogleich seine Mutter benachrichtigte, daß er nun auf eine weite Fahrt in die Welt hinausziehen würde, wozu er aber auch um ein neues Reisekleid bitten müsse.

Frau Siegelinde erschrak, als sie genauer berichtet wurde, was ihn mit so großer Freude erfüllte. Sie machte ihm die dringendste Vorstellung von den Gefahren, in die er gerathen könne; sie bat ihn mit Thränen und beschwor ihn bei seiner Liebe zu ihr, doch die unglückliche Fahrt aufzugeben und bei ihr und seinem Vater auf der Burg Sanden zu bleiben. Allein er gab nicht nach und beharrte auf seinem Wunsche, zumal da er von seinem Vater und sogar auch von den Räthen gutgeheißen werde.

Das Reisekleid wurde gemacht, sein Roß mit neuem Zaum und sonstigem Geschirr versehen, und froh, wie ein Vogel, der der Gefangenschaft entschlüpft ist, ritt Siegfried am dritten Tage aus der väterlichen Burg, begleitet von den Segenswünschen des Königs und den Thränen der Königin.

Er ritt am ersten Tage fort und fort und kam in einen düstern Wald, der gar kein Ende nahm. Das Vergnügen über die erhaltene Freiheit erfüllte ihn so ganz, daß er Hunger und Durst vergaß und auch nicht auf den Gedanken kam, daß sein Pferd doch einige Nahrung und Ruhe bedürfte. Da er aber bis gegen den Abend auf den Waldwegen forttrabte, blieb endlich das müde Thier stehen. Nun erst fiel ihm ein, was er vergessen hatte. Er sprang herab, ließ es sich an dem Grase erquicken und dachte nun auch daran, daß er ja ein wenig Nahrung in der Tasche habe. Reiter und Roß bewiesen, daß es ihnen gut schmeckte.

Etwa eine Stunde mochte er geruht haben, als er sein treues Roß wieder bestieg und weiter fort ritt. Er hatte keinen Plan, wohin er gehen wollte, er wußte nicht, wo er war, nicht einmal, ob er auf diesem wenig betretenen Wege bald wieder aus dem Walde heraus und in eine von Menschen bewohnte Gegend kommen werde. Die einbrechende Nacht

nöthigte ihn, ſich und dem Pferde einen Ruheplatz zu ſuchen. Bald fand er, was er ſuchte. Zwiſchen zwei hohen Eichen war unter ihren dichten Laubkronen kein niedriges Holz gewachſen, nicht einmal Gras und Kräuter hatten dort aufkommen können. Der Boden war mit dichtem trockenen Laube vom vorigen Jahre bedeckt. Hier legte er ſich nieder, nachdem er ſein Pferd in der Nähe an einen jungen Baum angebunden hatte.

Er ſchlief unter ſeligen Träumen von allerlei Abenteuern, die er zu beſtehen habe, bis ihn am Morgen das Wiehern ſeines Pferdes erweckte. Es mußte ſchon ſpät ſein. Die Sonne konnte er zwar nicht ſehen, weil kein Strahl durch das dichte Blätterdach der Bäume herab drang. Das Pferd hatte die Stelle, wo es geſtanden, rings umher völlig abgegraſt und ſchien geſättigt; aber in ſeinem Magen rührte ſich jetzt auch ein etwas ungeſtümes Verlangen nach dem gewohnten reichlichen Frühſtück. Sein Vorrath war, wie er gewünſcht, nur für eine Mahlzeit berechnet geweſen, und als er geſtern einmal angefangen zu eſſen, hatte er auch fortgegeſſen, bis der letzte Biſſen verzehrt war, — und der letzte Biſſen hatte ihm ſo gut geſchmeckt, wie der erſte.

Seine Unterſuchung der Bäume und Gebüſche in der Nähe war aber fruchtlos; da war kein Obſt, keine Beere zu entdecken, die eßbar geweſen wäre. Unzufrieden ſetzte er ſich wieder auf ſein Roß und trabte wieder den Waldweg entlang. Endlich hoffte er doch, wieder aus dem Walde zu kommen. Allein er ritt weiter und weiter — der Wald nahm aber kein Ende; aber ſein Hunger nahm zu. Auch ließ ſich gar nichts Eßbares entdecken.

So ritt er den ganzen Tag. Endlich lichtete ſich gegen Abend der Wald, er ſah ein offenes Feld und in der Nähe ein Dorf. Mit neuem Muthe ritt er nun wieder ſo raſch, als ſein ermüdetes Pferd gehen wollte, dem Dorfe zu. Den Erſten, der ihm begegnete, fragte er: „Iſt hier ein Haus, wo man Herberge findet?“ „Nein,“ war die Antwort. „Doch wenn Du durch das Dorf durchreiteſt, ſo findeſt Du jenſeits, wo der Wald anfängt, eine Schmiede. Da kannſt Du Dein Roß einſtellen und findeſt Du auch für Dich vielleicht eine Schlafſtelle.“

Zweites Abenteuer.

Siegfried bei dem Schmiede.

(Nach dem Volksbuche.)

Er ritt durch das Dorf und kam endlich an die Schmiede. „Wie wär's," dachte er, „wenn du bei dem Schmiede dich zur Arbeit melden würdest? Du könntest da Dein Brod verdienen und abwarten, bis Du eine andere Auskunft für die nächste Zeit gefunden hättest." Der Schmied hatte eben Feierabend gemacht und stand mit einem Gesellen vor der Hausthür, um das Abendessen zu erwarten. „Kann ich bei Dir auf ein paar Tage Arbeit finden?" fragte Siegfried. „Arbeit?" fragte der Schmied mit halb verwundertem, halb bedenklichem Gesicht. „Seit wann ist es denn bei den Schmiedegesellen Sitte, daß sie zu Pferde auf die Wanderschaft reiten?" — Siegfried besann sich auf eine Ausrede. Dann sagte er: „Mein voriger Meister konnte mich nicht bezahlen, als ich seine Werkstätte verließ, und hat mir statt des Lohnes dieses Roß gegeben. Ich behalte es nur, bis ich einen Käufer dafür finde." Da lachte der Schmied und sagte: „Nun, das muß auch ein sauberer Meister sein, der seine Gesellen auf solche Art bezahlt."

Er betrachtete den jungen Burschen, und er schien ihm zu behagen. „Nun steig' nur ab," sagte er. „Ich will's einmal mit Dir versuchen. Dein Pferd kannst Du dort in die Scheune stellen, und dann komm nur herein. Das Abendessen wird nicht lange mehr ausbleiben. Die Meisterin wird's gleich auftragen." Das war Siegfried eine sehr willkommene Nachricht. Er stellte sein Roß ein, warf ihm von dem reichlich vorhandenen Heu einen tüchtigen Arm voll vor und ging dann in die Stube, wo ihm der Meister seinen Platz am Tische anwies. Er brauchte den neuen Gesellen nicht erst zum Essen zu nöthigen, denn Siegfried stellte seinen Mann und hieb tüchtig ein, so daß der Meister lachend sagte: „Nun, wenn Du morgen am Amboß Deinen Mann so gut stellst, wie heute an der Schüssel, so denke ich, daß wir einen tüchtigen Gesellen an Dir bekommen haben."

Ohne Sorge schlief Siegfried auf seinem Strohsack, bis ihm am lichten Morgen der Schmied zurief, es wäre jetzt Zeit zur Arbeit, er möge sich beeilen, um in die Schmiedewerkstätte zu kommen. Obgleich Siegfried keinen Begriff von Allem hatte, was ein Schmied bei seiner

Arbeit zu beobachten hat, ging er doch ganz sorglos in die Schmiede. „So," sagte der Meister, „jetzt werden wir ja sehen, ob wir Dich auch brauchen können. Da nimm einmal diesen Hammer. Du bist noch sehr jung, wie mir scheint, deswegen gebe ich Dir nicht dort den schweren. Wenn ich dann das glühende Eisen auf den Amboß halte, dann hämmere nur tüchtig darauf los. Es muß etwas dünn geschlagen werden." — „Schon gut!" versetzte Siegfried, „ich will aber doch dort den andern Hammer nehmen, dieser ist gar zu leicht." Mit diesen Worten warf er den leichtern Hammer hin und ergriff den schweren und schwang ihn spielend in der Luft um seinen Kopf.

Nun brachte der Meister das glühende Eisen in der Zange auf den Amboß und sagte: „Du brauchst keine solchen Faxen zu machen; Du wirst Deine Kräfte schon noch im Ernste brauchen können und hast nicht nöthig, Dich vorher zu ermüden. Schlage jetzt tüchtig zu!"

Und Siegfried schlug zu. Da fuhr auf den ersten Schlag das glühende Eisen in der Mitte, wo es der Hammer getroffen hatte, ganz auseinander und das abgehauene Stück flog weithin in die Werkstätte. Aber der eiserne Amboß, der auf einem dicken Holzklotze festgelegen, war von demselben Schlage tief in den Holzklotz hineingetrieben und hatte ihn gespalten.

Mit Staunen hatte das der Meister Schmied gesehen und verdrießlich über den angerichteten Schaden rief er: „Wo hast Du junger Laffe diese Riesenstärke her?" Zugleich faßte er ihn beim Ohrläppchen und sagte: „Denke künftig daran, daß man mit Vernunft arbeiten muß." Und er schüttelte ihn bei diesen Worten ein wenig. Das verstand aber Jung-Siegfried unrecht. Er packte den Meister und sagte, indem er ihn kräftig zu Boden warf, daß er eine Weile besinnungslos dalag: „Solche Behandlung lasse ich mir von Dir nicht gefallen!" Als der Schmied sich wieder erholt hatte und aufrichtete, winkte er seinem alten Gesellen, daß er ihm beistehen und den jungen packen sollte. Da dieser sich nun Siegfried näherte, packte dieser ihn und warf ihn ebenso, wie den Meister zu Boden. Dann ging er nach der Scheune und sah nach seinem Pferde.

Da sie nun allein in der Schmiede waren und der alte Geselle sich wieder aufgerichtet hatte, sagte der Meister: „Das ist ja ein verzweifelter Bursche. Was der für eine Stärke hat! den kann ich nicht behalten; ich schicke ihn jetzt gleich wieder fort." „Meister," warnte der Geselle, „ich rathe Euch das nicht. Seht, daß Ihr ihn in Frieden los werdet, denn wenn Ihr ihn in Unfrieden fortschickt, so rächt er sich an Euch, und wir beide werden nicht Meister über diese wilde Bestie!"

„Du haſt recht," ſagte der Schmied. „Gut, mir fällt ein anderes Mittel ein, wodurch wir ihn los werden und für immer unſchädlich machen. Ich ſchicke ihn unter einem Vorwande hinaus in den Wald zu der großen Linde, wo der Lindwurm lebt, der fürchterliche Drache. Der wird ihm bald den Garaus machen." Und als Siegfried wieder hereinkam, ſagte er ganz gutmüthig zu ihm: „Wir müſſen heute die Schmiedearbeit ausſetzen, Du haſt mich ſo unſanft auf die Erde geworfen, daß mir alle Rippen im Leibe wehe thun, und weil wir doch wenige Kohlen mehr haben, ſo gehe Du in den Wald, der vor uns liegt, dort wohnt ein Kohlenbrenner, von dem ich meinen Bedarf immer nehme, und hole Du einen tüchtigen Sack Kohlen, daß wir wieder einen Vorrath haben. Dann wollen wir morgen wieder friſch an die Schmiedearbeit gehen."

Siegfried zeigte ſich bereit und ſagte: „Gebt mir lieber gleich zwei Säcke mit. Ich nehme mein Roß mit, das kann ſie tragen." — „Du brauchſt keine Säcke," antwortete der Meiſter, „der Kohlenbrenner liefert mir die Kohlen immer in ſeinen Säcken." Siegfried wollte gehen, da rief er ihm noch nach: „Halte Dich an dem Kreuzwege nur links, und wenn Du dort an die große Linde kommſt, dann biſt Du an der rechten Stelle."

Bald hatte Siegfried ſein wohlgepflegtes Roß beſtiegen und trabte wohlgemuth dem Walde zu. „Reite nur hin," ſagte der Schmied, indem er ihm nachſah, „bei dem Lindwurm wird Dir Deine Stärke doch nichts nützen. Und ſo bin ich Dich los auf immer."

Den Wald hatte unſer junger Held bald erreicht, und da er ſich nach der erhaltenen Weiſung an der Wegſcheide links hielt, ſah er bald auch die große Linde vor ſich. Es war aber kein Kohlenmeiler zu ſehen und auch eine Köhlerhütte ſuchte er vergeblich. Er ritt näher hinzu; da ſah er hinter der Linde einen kleinen See und jenſeits erſtreckte ſich eine ziemlich hohe Bergwand hin, in der er den Eingang einer Felſenhöhle erblickte. „Sollte dort drinnen denn der Kohlenbrenner wohnen?" ſprach er für ſich. Indem er aber noch etwas näher zur Linde kam, ſah er ſich's bewegen in der Höhle und aus dem Eingange wand ſich ein greuliches Unthier hervor. Es war ein großer Drache mit dickgeſchwollenem wurmartigen Leibe, an dem zwei große Flügel hervorſtanden. Der Leib war mit grüngelben glänzenden Schuppen bedeckt, die Flügel waren aſchgrau. Vorn am Leibe hatte er zwei ſtarke Füße mit vogelartigen Krallen. Der Kopf war groß, lang vorwärts geſtreckt, mit bläulich-grauen Schuppen umgeben, und als er den Rachen öffnete, ſah Siegfried ein ſchreckliches

Gebiß, das aus drei hintereinander ſtehenden Reihen von ſcharfen und ſpitzen Zähnen beſtand. Zwiſchen dieſen Zahnreihen ſpielte eine blaurothe dreigetheilte Zunge.

Ehe er noch von ſeinem Pferde geſprungen war, das vor dem Anblicke des Drachen zu ſcheuen anfing, wälzte ſich das Ungethüm vollends aus der Felſenhöhle hervor. Indem es ſich in den kleinen See ſtürzte, bemerkte er noch, daß es auch zwei Hinterfüße hatte, die den vordern ganz ähnlich waren, und daß es einen langen Schwanz mit einer dolchartigen Spitze hinter ſich herzog.

Da der Lindwurm ſich in dem See in gerader Richtung gegen ihn ſchwimmend bewegte, ergriff er einen nahe ſtehenden Baum, der eine vieläſtige Krone hatte, und riß ihn mit der Wurzel aus dem Boden. Der Drache kam indeſſen immer näher und näher und jetzt ſetzte er die kralligen Vorderfüße auf das dieſſeitige Ufer und verließ, die beiden rieſigen Flügel bewegend, nun ganz den See und ſtürzte auf Siegfried los. Dieſer aber warf den Baum mit ſeiner äſtigen und dichtbezweigten Krone auf ihn. Da bewegte er ſich, gleichſam erſchrocken, und war, mit ſeinem wurmförmigen Leibe und Schwanze in den Aeſten verſchlungen, in ſeinem Laufe aufgehalten.

Das bemerkte Siegfried mit großer Freude. Schnell warf er noch einige Bäume und abgeriſſene Aeſte auf ihn, in welchen ſich der Wurm, durch die ſchnellen Windungen ſeines Leibes immer mehr verſchlungen, gefangen fühlte und ſich nicht mehr frei zu machen vermochte. Und als er ſo ganz verſchlungen und verwickelt lag, zündete Siegfried ſchnell ein Feuer unter den Bäumen an. Es waren mehrere Harzbäume darunter, die das Feuer leicht auffingen und fortſetzten. An den hier und da ſichtbar werdenden Windungen des Lindwurms erkannte Siegfried bald, daß er in den letzten Zuckungen lag. Doch warf er immer noch neue Aeſte und abgebrochene oder ausgeriſſene Bäume auf den Brand.

Da gewahrte er auf einmal, daß unter demſelben ein kleiner Bach von dem geſchmolzenen und ausgebratenen Fette des Lindwurms hervorfloß. Um ſich zu überzeugen, ob es in der That Fett ſei, tauchte er einen Finger hinein, und als er ihn dann in die Höhe hielt, fühlte er, daß dieſer mit einer Haut überzogen war, die, ſowie ſie nach und nach erkaltete, zu einer völlig hornartigen Schale verhärtete. „Da könnte ich mir ja einen ganz guten Harniſch machen," ſagte er für ſich, „wenn ich mich ganz damit beſtreichen würde."

Der Gedanke gefiel ihm. Alsbald kleidete er ſich ganz aus und fing nun an, ſich den Leib mit dem Drachenfette zu beſtreichen. Nur an

eine kleine Stelle zwiſchen den zwei Schulterblättern konnte er nicht hinreichen, weder mit dem rechten, noch mit dem linken Arme. Auch hatte ſich dort ein Lindenblatt angehängt. Dieſe Stelle blieb alſo frei, und während er am ganzen Leibe mit einer völligen Hornhaut überzogen wurde, blieb ſie nur mit ſeiner gewöhnlichen Haut bedeckt. Als das Fett ſo nach und nach an der Luft verhärtete und zu feſtem Horn ward, dachte er aber, es möchte dieſes Horn am Ende die Gelenke ſo ſteif machen, daß er die Glieder nicht mehr ſo leicht wie vorher bewegen könnte. Er verſuchte daher, Arme und Beine zu biegen, bückte ſich mit dem Leibe vorwärts und verſuchte ſo alle Gliedmaßen. Doch zu ſeiner Freude ſah er, daß er alle dieſe Bewegungen ungehindert machen konnte wie vorher.

Hocherfreut über dieſe Entdeckung, ſetzte er ſich nun auf ſein Roß und beſchloß nach Hauſe zurückzukehren, da er, obgleich erſt wenige Tage abweſend, doch ein ſeltſames Abenteuer beſtanden habe, deſſen er ſich nicht zu ſchämen brauche.

Als er an der Schmiede vorbeikam, ſtand der Meiſter wieder vor ſeiner Thür und machte ein ſehr verwundertes Geſicht, da er ſeinen Geſellen wohlbehalten daher kommen ſah, den er ſich doch als eine gewiſſe Beute des Lindwurms gedacht hatte. Siegfried hielt ſich nicht lange bei ihm auf, ſondern rief ihm nur im Vorüberreiten zu: „Dein Kohlenbrenner liegt draußen und iſt ſelbſt von dem Feuer verkohlt. Du kannſt bei ihm keine Kohlen mehr holen laſſen. Nimm einen Topf und hole von ſeinem Fett, das brennt Dir ſo gut als Kohlen. Denn wegen der Kohlen mußt Du Dich um einen Andern umthun.“

Glücklich kam er auf die Burg Sanden zurück und ward mit großer Freude von ſeinen Eltern empfangen. Und wenn auch hie und da Jemand mit ſpöttiſchem Lächeln über ſeine baldige Heimkehr ſich luſtig machen wollte, ſo ging ſein Spott doch ſchnell in Bewunderung über, wenn er hörte, daß der junge Königsſohn den greulichen Lindwurm getödtet, und wenn er ſich durch den Augenſchein überzeugte, daß er in der hornigen Haut ſeines Leibes den überzeugendſten Beweis ſeiner Heldenthat an ſich trug.

Von dieſer Zeit an ward er unter dem Volke daher mit hoher Achtung gerühmt und hieß bald in der Leute Mund nur der hörnerne oder der gehörnte Siegfried. Und dieſer Name hat ſich ſogar bis auf unſere Zeiten erhalten.

Drittes Abenteuer.

Siegfried's Ritterschlag.

(Diese und alle folgenden Abenteuer nach dem Nibelungenliede.)

Der alte König Siegmund berief eines Tages seine weisen Rathgeber und eröffnete ihnen, er halte sich überzeugt, daß sein Sohn, ungeachtet seiner Jugend, doch verdiene, durch feierlichen Ritterschlag in die Zahl der Ritter aufgenommen zu werden. Doch wolle er ihm diesen Lohn für seine Heldenthat nicht ohne ihre Zustimmung ertheilen. Sie sollten ihm aber offen und ohne Rückhalt abrathen, wenn sie glaubten, daß er etwa, durch zu große väterliche Vorliebe verblendet, den Werth seiner Thaten und die Gediegenheit seines ganzen Benehmens überschätze. Sie möchten die Sache jetzt, ehe sie sich äußerten, in reife Berathung ziehen.

Die Räthe aber erklärten einmüthig ohne weitere Berathung, daß sie ganz mit seiner Ansicht übereinstimmten und schon vorher beschlossen hätten, ihn um den Ritterschlag für den außerordentlichen Sohn zu bitten, der ja durch sein männliches Betragen und die Heldenthaten, die er gethan, den besten Männern des Landes sich gleichstelle.

Auf diese ihm so erfreuliche Antwort hin ward denn beschlossen, daß der junge Held Siegfried an dem nächsten längsten Tage, der Sommersonnenwende, den Ritterschlag erhalten sollte. Es wurde daher nun ein großes Fest zur Feier des Tages angeordnet. Boten wurden ausgesandt mit Einladungen an alle benachbarten Könige, Fürsten, Ritter und Lehnsleute; auch wollte der König einige edle Familien dadurch besonders ehren, daß er am gleichen Tage mit seinem Sohne ihren herangereiften Söhnen ebenfalls den Ritterschlag zu ertheilen versprach. Auch viele edle Frauen und Jungfrauen ließ er zu dem Feste laden.

Die Königin Siegelinde konnte da nicht müßig bleiben. Sie ließ unter ihrer Aufsicht durch ihre Frauen und Jungfrauen weben, ließ prächtige Gewande machen, die mit Gold und edlen Steinen verziert waren; ließ goldene und schönfarbige Borten wirken, die Kleider damit zu besetzen. Und die Frauen und Jungfrauen arbeiteten unermüdlich, denn alle verehrten und bewunderten den schönen tapfern Königssohn, und wollten durch ihren Fleiß und die Kunst ihrer Arbeit seinen Beifall und sein Lob verdienen. Es galt aber auch, die Hände fleißig zu regen, denn Siegmund hatte angeordnet, daß vierhundert seiner jungen Ritter bei dem Feste solche neue Gewänder tragen sollten, wie Siegfried selbst.

An dem Morgen des ersten Festtages waren alle Geladenen am Hofe des Königs eingetroffen, die Edelsten mit glänzendem Gefolge. Da waren viele tapfere Degen versammelt und reiche Edelknechte, die sich zuerst alle zu dem feierlichen Zuge nach dem Münster ordneten. Voraus gingen die Räthe und hinter ihnen folgte der König in seinem königlichen Schmucke und mit der Krone auf dem Haupte. Dann folgten die Edeln, deren Söhne mit Siegfried den Ritterschlag erhalten sollten. Hinter diesen kamen zweihundert von den vierhundert jungen Rittern, die mit Siegfried gleiche Gewande trugen. Nach ihnen schritt stattlich Jung-Siegfried daher und mit ihm alle die zum Ritterschlag erwählten Edelknechte. An diese schlossen sich die Uebrigen der gleichgekleideten Vierhundert an. Hinter ihnen folgten sodann alle Geladenen, Jeder nach seinem Rang und nach seiner Würde. Dem glänzenden Zuge aber drängte in fröhlichem Haufen die Menge des Volkes nach, die so groß war, daß nur die Wenigsten noch in der Halle des Münsters Platz fanden.

Hier wurde denn zuerst „Gott zu Ehren" eine Messe gesungen. Dann vollzog der König den feierlichen Ritterschlag. Da erhob sich ein starkes Gedränge unter den Leuten, denn Jeder wollte sehen, wie der König in seiner Würde das Schwert führte, und hören, welche Worte er dazu sprach.

Erst nachdem sich die Ruhe wieder hergestellt hatte, zog er sein Schwert aus der Scheide und ließ die jungen Leute, Einen nach dem Andern, hinzutreten, zuerst seinen Sohn. Siegfried trat bescheiden herbei, ließ sich vor dem Vater demüthig auf sein Knie nieder und empfing von ihm den Ritterschlag. Mit lauter Stimme sprach der König dabei: „Der Schwertschlag mahne Dich stets, daß Du von nun ein Ritter bist, der keinen Schwertstreich ungeahndet erdulden, selbst aber das Schwert nur führen darf gegen Lüge und Unrecht und für Wahrheit und Recht."

Nachdem sie alle den Ritterschlag und Weihespruch von ihm empfangen hatten, legte er sein Schwert ab und reichte ihnen seine Hand und begrüßte sie zuerst als ehrenwerthe Genossen der Ritterschaft. Dann lud er sie ein, im Burghofe sich zu festlichen Spielen und Waffenübungen zu versammeln.

Der Zug ging dann in guter Ordnung wieder zurück. Die jungen Ritter zogen sich eine kleine Weile zurück, um sich zum Turnier und Waffenspiel zu rüsten und erschienen bald darauf im Burghofe. Da gab es nun ein Lanzenbrechen und ein Schwertkämpfen; da flogen die Stücke von zerbrochenen Lanzen und die Splitter von den zerhauenen Schilden.

Da lag bald manch Edelgeſtein, das vordem die Buckel der Schilde geziert hatte, im Staube auf der Erde. Unter Allen aber zeichnete ſich Siegfried im Speerrennen, im Schwertkampf und allen ritterlichen Uebungen am rühmlichſten aus.

Nachdem ſie lange genug mit ſolchen Spielen ihre Kurzweil gehabt, wurde das Zeichen zur Tafel gegeben. Alle ſammelten ſich nun in dem großen Königsſaale und in den anſtoßenden Gemächern, wo überall Tiſche aufgeſtellt und mit den herrlichſten Speiſen und edeln Weinen und anderen Getränken beſetzt waren. Die durch ihre Kampfſpiele Ermüdeten fanden Zeit und Gelegenheit, ſich auf ihre Anſtrengungen wieder zu erholen und zu erquicken.

Sieben Tage dauerte das Feſt. Während deſſelben hatte Frau Siegelinde manche Gelegenheit, ihre Freigebigkeit zu beweiſen; ſie ſchenkte Gold und Roſſe und Kleidungsſtücke, bis Alle begabt waren, daß man keine Bedürftige mehr ſah. Alle bekamen zur Genüge. Sie ſchenkte ſo reichlich, als bedürfe ſie ſelbſt nichts mehr, als hätte ſie keinen Tag weiter zu leben, für den ſie noch etwas zurückzubehalten brauche. Sie that dies mit großer Freude, weil ſie glaubte, dadurch die Liebe der Leute zu ihrem Sohne noch mehr zu befeſtigen.

Die Gäſte ſchieden nun wieder von dem Königshofe und prieſen das herrliche Feſt und rühmten laut, daß ſie noch nie ein ähnliches erlebt hätten.

Die Vornehmen im Lande ſprachen ſeitdem wohl oft unter einander: „Der junge Siegfried ſollte unſer Herrſcher und König ſein.“ Als er von ſolcher Rede aber hörte, gebot er mit großem Ernſte, daß er nicht mehr von ähnlichen Aeußerungen zu hören wünſche, denn ſo lange noch ſein Vater und ſeine Mutter am Leben ſeien, wolle er ihnen nicht die Krone rauben, ſondern ihnen als gehorſames Kind unterthan bleiben. Doch wolle er alle ſeine Kraft und Gewalt aufbieten, um jedes Unrecht das er inne werde, zu ſtrafen und zu unterdrücken.

Viertes Abenteuer.

Siegfried als Erbtheiler.

Seit er den Ritterſchlag erhalten, hatte Siegfried noch weniger Ruhe zu Hauſe in der Königsburg ſeines Vaters. Er zog bald dahin, bald dorthin, wo er von einer Gefahr hörte, die das Volk bedrohte; er

erlegte die wilden Thiere, die ſich in den Wäldern umher aufhielten, verjagte das Geſindel aus ſeinen Schlupfwinkeln, wo er hörte, daß es durch Raub und Diebſtahl die Gegend unſicher machte. So ward ſein Name in allen Landen bekannt und ſein Ruhm ausgebreitet.

Einſt ritt er wieder einmal ganz allein aus und kam nach einiger Zeit in eine ihm bis dahin ganz unbekannt gebliebene Gegend. Da ſah er vor einer Berghöhle zwei edle Recken und um ſie her lagerte zahlreiches Gefolge. Als er näher kam, leuchtete ihm von der Ferne ſchon eine ungeheure Menge Goldes und edler Kleinode entgegen, die vor dem Eingange der Höhle auf Haufen aufgeſchüttet war. Die beiden Recken ſchienen in heftigem Wortwechſel mit einander zu ſtreiten und ihr Gefolge ſchien ebenfalls in Zank begriffen, wie ihre Herren.

Siegfried kannte Keinen von den Herren und noch weniger das Gefolge. Als ihn aber der Weg noch näher führte, da gewahrte ihn Einer und rief: „Ei, da kommt ja der ſtarke Siegfried, der Held aus Niederland; der ſoll unſern Streit entſcheiden.“ Siegfried antwortete aber auf dieſe Aufforderung: „Was geht mich Euer Streit an? Ich kenne Euch ja gar nicht. Wer ſeid Ihr?“

„Sei uns willkommen,“ ſprach nun der Andere. „Du kommſt zu guter Stunde. Wir ſind die beiden Söhne des kürzlich verſtorbenen Königs Nibelung: ich heiße, wie mein Vater auch Nibelung, und dieſer iſt mein Bruder Schilbung. Wir waren eben daran, den Schatz hier zu theilen, den unſer Vater in dieſem Berge bewahrt hatte, und können uns nicht vereinigen.“ Auch Schilbung bat ihn, die Theilung zu übernehmen. Siegfried jedoch weigerte ſich lange. Da ſie ſich aber durchaus nicht abweiſen laſſen wollten, ſagte er endlich: „Nun wohlan, ich will Euch den Willen thun, allein Ihr müßt mir Euer Wort geben, daß Ihr Euch mit meiner Theilung zufrieden geben wollt, damit Ihr nicht am Ende mir noch Vorwürfe machet. Ihr ſeid mir Beide gleich fremd und weder Haß noch Freundſchaft kann mich daher beſtimmen, den Einen zu begünſtigen, noch den Andern zu benachtheiligen.“

Sie verſprachen ihm Alles und gaben ihm zum Voraus als Lohn für ſeine Mühe ihres Vaters treffliches Schwert, das Balmung genannt war. Er fing hierauf an, den Schatz in zwei gleiche Theile zu ſcheiden. Da machte aber Nibelung Einſprache: „Ja, wem von uns ſoll der Haufe hier gehören? Es muß voraus beſtimmt werden, wem jeder Theil zugehören ſoll.“ Vergeblich ſuchte Siegfried ſie zu belehren, daß die Theilung viel unparteiiſcher auf ſeine Art geſchehe, da erſt das Loos dann entſcheiden ſollte, wem dieſer oder jener Theil zufalle.

„Nichts da!“ rief Schilbung, „ich will gleich bei jedem Stück, das mir zufällt, wiſſen, ob ich's auch bekommen werde. Wie Du die Theilung machſt, kann ja durch das Loos gerade Alles, was ich haben möchte, auf meines Bruders Antheil kommen. Das wäre mir eine ſchöne Theilung! Das gebe ich nicht zu!“ Auch Nibelung rief: „Wie? Du willſt zwei gleiche Theile machen und wir ſollen darüber looſen? Das kann ich nicht zugeben. Da bekäme ja Einer gerade ſo viel, als der Andere. Ich bin aber der Aeltere und mir gebührt darum mehr, als ihm, dem Jüngern.“

Siegfried fing an, über den Streit der Brüder ungeduldig zu werden; doch unterdrückte er noch ſeinen Verdruß und ſprach ihnen zu, ſie ſollten ſich doch brüderlich vertragen, und erinnerte ſie, wie ſie ihm doch ihr Wort gegeben hätten, ſich ſeine Theilung gefallen zu laſſen. Schilbung widerſetzte ſich der ungleichen Theilung und behauptete, gleiche Anſprüche an den Schatz zu haben, wie der ältere Bruder, und da ihm Siegfried beizuſtimmen ſchien, erhob ſich Nibelung in heftigem Zorne gegen ihn und rief: „Was fällt Dir denn ein? Willſt Du ein neues Erbrecht unter uns einführen? Der Aeltere hat doch überall ein Vorrecht. Ich muß den größeren Theil haben; der Schatz führt ja auch meinen Namen „Nibelungenhort“. — „Und ich will die Hälfte und eine Verlooſung laſſe ich mir nicht gefallen!“ ſchrie Schilbung wieder dazwiſchen.

„Ei,“ rief Siegfried nun ungeduldig, „wenn Ihr denn Euer Wort brechen und Euch meine Theilung nicht gefallen laſſen wollt, ſo theilt ſelbſt. Ich habe mich Euch nicht dazu aufgedrungen.“ Nun ſchrieen aber beide Brüder gegen ihn: „Was? unſer Wort halten? Halte Du ſelbſt Dein Wort! Haſt Du uns nicht verſprochen, die Theilung richtig zu beſorgen? Was gehſt Du uns überhaupt an, Du hergelaufener Kerl? Biſt ſtolz auf das Geſchrei der Leute, die Dich für wunder was halten. Und Du willſt uns Geſetze vorſchreiben? Fort mit Dir! Packe Dich. Gelt, Du möchteſt wohl ſelbſt einen Theil des Schatzes für Dich nehmen? Wir haben Dich für einen verſtändigen und ehrlichen Ritter gehalten nach dem Rufe, der von Dir allenthalben erſchallt. Aber Du biſt ein Schuft! Fort mit Dir! fort!“

Solche Schmähreden empörten das treue Gemüth des jungen Ritters, er zog Balmung, das Schwert, das ſie ihm eben gegeben hatten, und hieb auf ſie ein. Da riefen ſie ihre Begleiter zu Hilfe. Aber ehe ſich dieſe noch erhoben hatten, lagen beide Nibelungsſöhne vor ihm in ihrem Blute. Und als nun die Begleiter, zwölf rieſengroße kühne Männer

aus dem Nibelungenlande, feindlich gegen ihn zuſchritten, ſtellte er ſich mit dem Rücken gegen den Stamm eines Baumes und vertheidigte ſich gegen alle. Sein Schwert bewies hier ſeine Güte. Bald fielen die erſten Angreifenden mit ſchweren tödtlichen Wunden. Wenn er auch von ihren Schwertſtreichen je und dann getroffen wurde, ſo ſchützte ihn ſeine hornige Haut. Und als ſie bemerkten, daß kein Hieb ihn verwundete, ſchrieen ſie: „Er iſt feſt! er iſt feſt!“ und flohen vor ihm.

Bald rückten nun, von den Flüchtigen aufgerufen, ſiebenhundert Recken aus Nibelungenland gegen ihn und trafen ihn noch bei dem Nibelungenhorte. Siegfried aber erwartete ſie in trotziger und herausfordernder Stellung. Da hieb dann das gefeiete Schwert Balmung ſo kräftig auf ſie ein, daß von jedem Streiche einer todt zur Erde fiel. Sie ſahen bald, daß ihre vereinte Kraft gegen den einen Helden nichts ausrichtete und ergaben ſich. Furcht und Schrecken verbreitete die Nachricht von dieſem Siege des einen Ritters gegen ſiebenhundert Recken über das ganze Land. Da machten ſich die Häupter des Volks auf und kamen zu ihm und ſprachen: „Unſere Könige ſind todt. Sie waren beide nicht beliebt. So ſei Du nun unſer König.“ Er übernahm die Herrſchaft über ihr Land und ſie gelobten ihm ihre Treue als ſeine künftigen Unterthanen.

Fünftes Abenteuer.

Siegfried Beſitzer des Nibelungenhortes.

Mit dem Nibelungenlande hatte er auch Anſprüche auf den Nibelungenhort erhalten. Allein der vorige König hatte einen Zwerg zum Wächter dieſes Schatzes eingeſetzt. Dieſer Zwerg Alberich beſaß eine Kappe, die er Tarnkappe nannte. Wenn er dieſe aufſetzte, ſo war er allen Menſchen unſichtbar und blieb unſichtbar, bis er ſie wieder abnahm. Er war ſehr gewiſſenhaft in ſeinem Dienſte, denn er hatte dem verſtorbenen Könige eidlich gelobt, daß er den Schatz für ihn und ſeine Söhne ſorgfältig bewahren und nie zugeben wolle, daß ihn ein Unberechtigter in Beſitz nehme. Dieſem Eide treu, hatte er den Nibelungenhort wieder in die Berghöhle gebracht und hütete ihn ſorgfältig. Als nun Siegfried kam, um ihn als ſein Eigenthum in Beſitz zu nehmen, weigerte ſich Alberich, ihm den Schlüſſel zu dem Thor der Berghöhle zu geben, oder ſie ſelbſt zu öffnen. Und da half kein noch ſo ernſtliches

Zureden; er beharrte hartnäckig auf ſeiner Weigerung und ſtellte ſich drohend vor die Thür.

Da griff Siegfried, um ihn wegzureißen, im Zorne nach ihm. „Weg mit Dir, elender Knirps!“ rief er. Plötzlich ſah er ihn aber nicht mehr. Er hatte ſchnell ſeine Tarnkappe aufgeſetzt. „Wo biſt Du denn ſo ſchnell hingekommen? Biſt Du etwa durchs Schlüſſelloch hineingeſchlüpft?“ fragte er. — „O nein, ſo klein bin ich doch nicht, daß ich das könnte,“ antwortete es da hinter ihm. Er drehte ſich ſchnell um; der Zwerg war aber nirgends zu ſehen. Nun verſuchte Siegfried, die Thür mit Gewalt zu öffnen; er rüttelte daran, allein ſie gab nicht nach. Er trat mit dem Fuße daran, ſie wich und wankte nicht. Er rief dem Zwerg wieder, er ſolle kommen, weil er mit ihm zu ſprechen habe. Da ſtand der Kleine wieder bei ihm. Er hatte die Tarnkappe wieder abgenommen. „Da bin ich, rede nur! was haſt Du mit mir zu ſprechen?“ — Siegfried ſtellte ihm nun vor, daß er ja nun der Herr des Nibelungenhortes ſei, wie er ja der Herr auch des Nibelungenlandes wäre, daß er ihm daher nun auch zu gehorchen habe.

„Du haſt meine Könige erſchlagen,“ ſagte der Zwerg, „und ich will ſie an Dir rächen. Wie kannſt Du verlangen, daß ich Dir, ihrem Mörder, gehorche?“ — „Ich kann es, und werde es von Dir verlangen, weil ich Dich mit Gewalt dazu zwingen kann!“ antwortete der Ritter. „So?“ fragte es wieder hinter ihm. „Du haſt Gewalt über mich? Kannſt mich ja nicht einmal mit den Augen erreichen, viel weniger mit der Hand.“

Auf ſolche Art neckte ihn der Zwerg lange und erregte dadurch den Unwillen des Ritters immer mehr. Als es indeſſen wieder einmal unſichtbar hinter ihm ſprach, merkte ſich Siegfried genau die Richtung, von welcher die Stimme hergekommen war, und fuhr ſchnell mit ausgebreiteten Armen dahin. Zufällig ſtreifte er dabei dem Unſichtbaren den Kopf und ſtieß ihm die Tarnkappe herab. Da ſtand Klein-Alberich plötzlich ſichtbar wieder vor ihm. Er hatte aber gefühlt, daß er an etwas geſtreift und daß dies herabgefallen war. Er bückte ſich darum ſchnell darnach und hob die Tarnkappe auf. Als er ſie aber in die Höhe hielt und Alberich höhniſch zurief: „Siehe da, was ich gefunden habe,“ ſtürzte dieſer hinzu und wollte ſich wieder derſelben bemächtigen. Da ſie aber Siegfried für ihn zu hoch in der Hand hielt, bat er ihn inſtändig, er möge ihm doch ſeine Kopfbedeckung wiedergeben, denn er habe einen Ausſatz am Kopfe, der ihm die fürchterlichſten Schmerzen mache, wenn er ihn nicht immer bedeckt halte. Siegfried glaubte ihm und wollte ſie

ihm mit gutmüthigem Scherze ſelbſt wieder auf ſeinen Kopf ſetzen. Indem er ſie ihm darauf legte, aber doch noch in der Hand hielt, ſah er, wie Alberich's Geſtalt eben wieder vor ihm zerrann und der Zwerg unſichtbar wurde. Er nahm ſie ihm daher ſchnell wieder ab und fragte verwundert: „Das iſt alſo Dein Kunſtſtück? die Kappe macht Dich unſichtbar?“ — „Ach, was meinſt Du?“ fragte dieſer entgegen. „Die einfältige lederne Kappe? Die kann doch Niemand unſichtbar machen?“ Er wußte nicht, daß Siegfried geſehen hatte, wie er unſichtbar geworden. Siegfried ſetzte ihm aber noch einmal die Tarnkappe auf, ohne ſie gleichwohl aus der Hand zu laſſen, und überzeugte ſich ſo von ihrer wunderbaren Eigenſchaft. Indem er ſie zu ſich ſteckte, ſagte er zu dem Zwerge: „Du mußt Dich um eine andere Kappe gegen den Fluß in Deinem Kopfe umſehen, denn dieſe behalte ich nun einmal für mich.“

Alberich bettelte und lamentirte um ſeine Tarnkappe. Da aber Alles nicht half und Siegfried unerbittlich blieb, da packte er ihn in der Verzweiflung an und wollte ihm die Kappe mit Gewalt wieder abnehmen. Allein der Gegner war ihm doch zu ſehr an Größe und Kraft überlegen, und packte ihn bei einem Fuße, hob ihn damit in die Höhe und ließ ihn kopfunter eine Weile in der Luft zappeln. Alberich ſchrie und heulte, er ließ ihn aber ſo lange zappeln, bis er ihm gelobte, ihm unterthan und gehorſam zu ſein, ihm auch den Schatz treu zu bewachen, wie er bisher ſeinem früheren Herrn gethan.

Als er hierauf ſeinem neuen Herrn den reichen Schatz in der Berghöhle zeigte, ſprach Dieſer zu ihm: „Du haſt Dich mir nun einmal zu treuem Dienſte verpflichtet; ich darf daher auch von Dir erwarten, daß Du mich nur mit der Wahrheit berichten wirſt. Sage mir darum auf Dein Gewiſſen, wie es mit dem Nibelungenhorte beſchaffen iſt. Wohl weiß ich die Geſchichte von den Aſen, die einem zauberiſchen Bauer Hreidmar als Löſegeld für ſeinen erſchlagenen Sohn ſo viel Gold und Kleinodien geben mußten. Aber der Aſe Loki trug dieſen Nibelungenhort ja allein in einem einzigen Sacke nach der Bauernhütte. Nun iſt dieſer Schatz hier aber viel zu groß, als daß ihn ein einziger Aſe in einem Sacke hätte tragen können. Auf welche Weiſe hat er ſich denn zu dieſer ungeheuren Maſſe von Gold und Kleinodien vermehrt?“

„Das iſt ganz natürlich zugegangen,“ antwortete Alberich. Der Zwerg Andwari, bei dem Loki das Gold zum Löſegeld holte, hat ihm nur zögernd, wie ein rechter Geizhals, gegeben, ſo viel er brauchte, und hat ihn dabei tüchtig belogen. In ſeiner Felſenhöhle war noch ein größeres Nebengewölbe, in welchem die größere Menge des Schatzes ge-

borgen war. Er ſtellte ſich aber, als habe er Alles abgegeben, was er in ſeiner Hut hatte. Darum ſpielte er auch den Betrug mit dem Ringe, den er behalten wollte. Der boshafte, ſchadenfrohe Kerl gab ihn aber ſehr gerne hin, weil der Ring die Kraft beſaß, dem Beſitzer Unglück und Tod zu bringen. Das hat ſich ja an Hreidmar und an ſeinen Söhnen Regin und Fafnir bewährt. Dieſer Schatz hier iſt aber nun der ganze Nibelungenhort, und jenes Fafnirsgold war nur ein kleiner Theil davon. Mein früherer Herr, der König Nibelung, hat Alles wieder zuſammengebracht.

Siegfried ermahnte ihn noch, ihm von nun an ſo treu zu dienen, wie er bisher ſeinem vorigen Herrn gedient habe.

Sechſtes Abenteuer.

Siegfried zieht nach Worms.

Als König der Nibelungen und im Beſitze des großen Schatzes hätte unſer junger Held ſeinen eigenen Hof halten und ſich den mächtigſten Fürſten gleichſtellen können. Allein er zog es vor, an dem Hofe ſeines Vaters zu bleiben und von da aus auf allerlei Abenteuer auszuziehen, die er alle mit Ehren beſtand, wodurch er ſich als tüchtigen Ritter bewährte. So floſſen einige Jahre dahin.

Von einem ſeiner Abenteuer zurückgekehrt, ſaß er eines Tages bei ſeinen Eltern und beſprach ſich mit ihnen über Dieſes und Jenes. Da ſprach Siegelinde zu ihm: „Mein lieber Sohn, mir dünkt, daß nun doch allmählich die Zeit gekommen iſt, da es Dir angemeſſen wäre, Dir eine Gemahlin zu ſuchen und ſo Deinen eigenen Hausſtand zu gründen. Du haſt Dich zwar als edler Ritter bei vielen Gelegenheiten erwieſen und Dir Ehre und Ruhm erworben; allein es iſt nicht gut, wenn Männer ſo allein ſtehen und nur mit Männern verkehren. Der Umgang mit einer frommen, edeln Gemahlin mildert die Sitten des Mannes, die ſonſt am Ende doch gar leicht in eine gewiſſe Rohheit ausarten. Haſt Du denn noch gar nicht daran gedacht?“

„Ja wohl habe ich auch ſchon ſolche Gedanken gehabt,“ antwortete er. „Wenn ich ſah, wie Du, liebe Mutter, ſo freundlich mit dem Vater lebſt, wie Du theil nahmſt an ſeinen Sorgen, wie Du ihn durch Deine Milde und Sanftmuth oft beruhigſt und ihm das Leben erheiterſt, da lebte wohl auch ſchon der Wunſch in mir auf, auch in ähnlicher

Verbindung mit einer tugendſamen Gemahlin zu leben. Aber wo finde ich eine ſolche, wie Du?"

„Ei," verſetzte die Mutter, „es giebt der braven Frauen noch viele. Du haſt Dich nur noch nicht darnach umgeſehen. Mache Dich einmal auf, nicht um neue Abenteuer zu ſuchen, ſondern um die edeln Töchter der benachbarten Fürſten kennen zu lernen und Dir die Edelſte und Schönſte derſelben auszuwählen. Denn wo mein Siegfried als Bewerber auftritt, wird man ihn gewiß mit Freuden als Schwiegerſohn aufnehmen."

„Nein," antwortete Siegfried, „ſo gleichſam auf der Jagd umherzureiten, das ſteht mir nicht an. Aber ich will Dir's nicht verhehlen, daß ich mein Sinnen und Denken ſchon auf eine Jungfrau gerichtet habe, die ich zwar noch nicht geſehen, von der ich aber ſo viel Rühmliches von ihrer wunderbaren Schönheit und edlen Sitte gehört habe, daß ſich ſeitdem der Gedanke, oder nenne es vielmehr ein Gefühl, in mir feſtgeſetzt, daß ich nur Dieſe und keine Andere als Gemahlin bei Dir einführen möchte."

Siegelinde und ihr Gemahl freuten ſich über dieſe Mittheilung des Sohnes. „Und wer iſt denn dieſe Schönſte und Sittigſte aller Jungfrauen?" fragte der Vater. Da nannte er ihm „Chriemhilden". — Und wer iſt denn dieſe Chriemhilde?" fragte er weiter. Siegfried antwortete: „Weit oben am Rheine in der Stadt Worms lebt ſie bei ihren königlichen Brüdern."

Da ſchüttelte Siegmund aber das Haupt und ſprach bedenklich: „Chriemhilde, die Burgundiſche Königstochter? O, mein Sohn, da fürchte ich für Deine Bewerbung. Sie wäre wohl werth, die Gemahlin eines Kaiſers zu werden. Aber man wird ſie Dir nicht geben. Die Könige Gunther und Gernot und Giſelher, ihre Brüder, ſind gar ſtolze Leute und haben um ſich manchen hoffärtigen Degen und viele ſtolze Ritterſchaft dient ihnen. Sie werden Dich mit Hohn abweiſen."

„Mögen ſie das, gut!" antwortete Siegfried. „Was ich nicht mit freundlicher Bitte von ihnen erlangen kann, das getraue ich mir muthvoll mit meinem Arm zu erkämpfen, und Land und Leute noch dazu." König Siegmund fuhr fort: „Willſt Du mit einer Begleitung tapferer Recken in ihr Land reiten, wohlan, ſo wollen wir umherſenden, unſere Freunde zu dem Zuge einzuladen."

Siegfried aber erklärte, daß er keine Heerfahrt nach dem Burgunderlande unternehmen wollte. Nur in Begleitung von zwölf Rittern wolle er fortziehen. So ſehr auch Siegelinde ihn mit Thränen

hat, daß er doch von diesem Vorhaben abstehen sollte, so blieb er doch fest auf seinem Vorsatze beharrend und tröstete aber seine Mutter mit herzlichem Zuspruch, sie sollte um ihn nicht weinen, er werde keine Gefahr von den Burgundern erleiden. Er verlangte von ihr nur für sich und seine zwölf Genossen solche Gewande, die für stolze Degen passend wären.

So wurde denn bestimmt, daß er nur mit zwölf Recken ausziehen sollte, die mit schönen und anständigen Gewanden versehen wären. Die Frauen arbeiteten nun Tag und Nacht an den Gewanden; der König ließ für sie gute Panzerhemden, feste Helme und schöne breite Schilde machen; auch gute und stattliche Rosse wurden ausgewählt, deren Reitzeug mit blankem Golde verziert war. Als Alles so wohl ausgerüstet war, zogen sie denn nach einem traurigen Abschiede von Siegmund und Siegelinde ab.

Siebentes Abenteuer.

Chriemhilde's Traum und Siegfried's Ankunft in Worms.

König Gunther und seine Brüder Gernot und Giselher hielten in Worms ihren glänzenden Hof. Bei ihnen lebte noch ihre Mutter, Frau Ute, und ihre einzige Schwester Chriemhilde. Obgleich diese sich noch in stiller Zurückgezogenheit hielt und nie öffentlich bei Hofe erschien, so war doch der Ruf ihrer ausnehmenden Schönheit und Holdseligkeit in allen Landen umher verbreitet. Eines Tages, als sie zu ihrer Mutter kam, ihr den Morgengruß zu bringen, fragte Frau Ute: „Was fehlt Dir, mein Kind? Deine Stirne lacht ja nicht so heiter wie sonst. Hast Du einen Kummer? oder fühlst Du Dich unwohl?" — „Nein," versicherte Chriemhilde, „mir ist ganz wohl, und wenn ich trübseliger aussehe als sonst, so mag es von einem Traume kommen, der mich diese Nacht beunruhigte. Denke Dir, mir träumte, ein prächtiger wilder Falke hätte sich durchs Fenster in mein Zimmer verflogen. Da ich ihn für einen zahmen hielt, der sich nur zufällig daher verirrt habe, näherte ich mich und wollte ihn streicheln. Da sah ich wohl, daß er noch nicht abgerichtet war, doch that er gar nicht scheu, ließ sich auf meinen Arm setzen und schmeicheln, und bald hatte ich ihn völlig gezähmt. Als er aber so ganz zahm geworden, da kamen zwei Aare hereingeflogen, die packten ihn an und erwürgten ihn, ehe er sich gegen sie wehren

konnte. Er that mir ſo leid, daß ich im Schlafe über ihn weinte, und als ich erwachte, noch Thränen in den Augen hatte."

Frau Ute ſaß eine Zeitlang in tiefem ernſten Sinnen, dann verſuchte ſie, ihr den Traum zu deuten. „Du wirſt einmal die Gemahlin eines ſchönen und edlen Mannes," ſagte ſie. „Das bedeutet der Edelfalke, den Du gezähmt haſt. Die zwei Aare, die ihn erwürgten, aber ſind ſeine Feinde. Gott behüte Dich vor allem Leid über das, was ſie ihm zufügen können."

Schön Chriemhilde lachte ob dieſer Deutung: „Was ſprichſt Du mir da von einem edlen Gemahl? Ich weiß ja von keinem edlen oder unedlen Manne, der mich werben könnte, und will auch von keinem wiſſen. So wird mich ja Gott am beſten vor allem Leid um ihn behüten, das ſeine Feinde ihm zufügen könnten."

Am ſiebenten Tage, nachdem Siegfried aus ſeines Vaters Burg Sanden ausgeritten war, kam er ſchon am Morgen mit ſeinen zwölf Begleitern nach Worms am Rheine. Sie bildeten einen herrlichen Aufzug, als ſie da von dem ſandigen Ufer des Rheines auf ihren kräftigen Roſſen mit dem goldgeſchmückten Reitzeuge, mit ihren blanken Helmen und breiten Schilden in die Stadt einritten. Alles Volk lief herzu und ſtaunte ſie an. Auch König Gunther's Dienſtleute liefen herzu und bewunderten die langen Speere und Schwerter, die bis auf die Sporen herabreichten.

Selbſt die Ritter und Knechte des Königs gingen ihnen entgegen und hießen ſie willkommen in ihres Herrn Lande. Sie faßten die Zügel der Pferde und nahmen ihnen die Schilde ab, um die Roſſe nach den Ställen zu führen. Siegfried aber rief ihnen zu: „Laſſet das! die Roſſe müſſen noch hier bleiben, auch die Schilde! Sagt mir nur, wo ich den König Gunther finde, den reichen Fürſten aus Burgunderland."

„Wenn Ihr den König ſprechen wollt," ſagte einer der Burgundiſchen Dienſtmannen, „ſo geht nur dort hinauf in den Saal; dort ſah ich ihn noch eben."

Auch König Gunther und ſeine Brüder hörten von den Fremden, die in ſo ſchönem und reichem Schmucke gekommen ſeien, und der König war unmuthig, daß ihm Niemand ſagen konnte, wer und woher ſie waren. Da ſprach einer ſeiner Recken, Herr Ortwein von Metz: „Ei, ruft nur den Hagen von Troneg, meinen Oheim, der iſt ja ſchon weit in der Welt herumgekommen und kennt alle Länder und Reiche, ſo wird er auch dieſe Recken wohl kennen."

Hagen wurde ſogleich gerufen und Gunther fragte ihn haſtig: „Es

ſind da fremde, unbekannte Ritter an meinen Hof gekommen; haſt Du ſie vielleicht auf Deinen Reiſen ſchon geſehen?“ Hagen ſah hinab in den Burghof, wo Siegfried mit ſeinen Recken noch verweilte und eben nach dem König fragte. „Es ſind lauter ſtattliche Ritter,“ ſprach er. „Welch herrliche Rüſtungen tragen ſie! wie ſind ihre Roſſe ſo herrlich, und das Geſchirr ſo koſtbar! Geſehen habe ich noch keinen von ihnen; aber wenn mich nicht Alles trügt, ſo muß das der hörnerne Siegfried ſein, der dort ſo herrlich daſteht. Ihr wißt ja, der Siegfried, der den Lindwurm erſchlug und die Söhne des Königs Nibelung, den Schilbung und Nibelung und zwölf Rieſen und ſiebenhundert Leibwächter. Ganz Nibelungenland ergab ſich ihm dann und er beſitzt ſeitdem auch den Nibelungenhort. Der iſt um keiner geringen Urſache willen gekommen. Ich rathe Euch darum, empfanget ihn mit aller Freundſchaft als einen Ehrengaſt, denn ſein Haß wäre gefährlich. Er iſt kühn und ſtark, auch iſt er feſt, kein Hieb kann ihn verwunden.“

„Wohlan,“ ſagte König Gunther, „ſo gehen wir ihm entgegen und heißen ihn willkommen.“

Als Gunther und Siegfried ſich hierauf unten begegneten, begrüßten ſie ſich gegenſeitig ſo freundlich, daß Wirth und Gaſt zufrieden ſein konnten. Doch Gunther ſagte darauf: „Mich wundert, daß der edle Siegfried in dieſes Land gekommen iſt. Was für eine Angelegenheit führt Euch hierher nach Worms?“ Bei dieſer Frage aber erinnerte ſich Siegfried an die Warnung ſeines Vaters, der ihm von dem hochfahrenden Weſen der Burgunderfürſten geſprochen. Darum antwortete er nun auch etwas trotzig: „Ich habe in meines Vaters Hauſe ſo viel Rühmens gehört von den Recken und Helden, die Deine Dienſtmannen ſind, und auch von Dir ſelbſt hörte ich viel reden; man rühmte Dich, als wärſt Du der kühnſte Degen; man habe noch keinen kühnern geſehen. Von dem Allem will ich mich überzeugen. Damit Du aber erkennſt, daß kein Unwürdiger es iſt, der Dich herausfordert, ſo wiſſe, daß ich auch ein Held bin, der eine Krone trägt, und daß ich Land und Leute beſitze. Nun magſt Du aber und Deine Recken auch noch ſo ſtark und kühn ſein, ſo achte ich deſſen nicht. Ich werde doch Dein Land und Deine Burgen und was Du ſonſt auch beſitzen magſt, von Dir erzwingen und mir unterthan machen.“

König Gunther und ſeine Mannen fuhren bei dieſer trotzigen Rede im Zorn auf und Gunther ſprach: „Wie? was ich von meinem Vater her beſitze, was er in Ehren ſein nannte, das ſollte ich an Einen

verlieren, der mir es, übermüthig auf ſeine Kraft, beſtreiten will? Wir ſind auch Ritter und werden uns ſolcher Gewalt entgegenſtellen."

„So will ich's ja," erwiderte Siegfried. „Du ſetzeſt Dein Beſitzthum und ich das meinige. Wer von uns den Andern beſiegt, dem ſollen Land und Leute des Beſiegten unterthan ſein." Da wendete ſich aber Gernot gegen ihn und ſprach: „Wir haben des Landes und der Leute genug und verlangen auch nicht, durch das Blut oder den Tod irgend Jemands mehr davon zu gewinnen." Und unter dem Gemurre der Uebrigen ließ ſich da Ortwein's Stimme hören: „Mein Herr und König, Herr Siegfried erhebt ſich, ohne daß Ihr es verdient hättet, gegen Euch. Und wenn Ihr keine Brüder und keine Wehr hättet, und er käme mit einem ganzen Kriegsheere daher, ſo getraute ich mich doch, ihn zu bekämpfen, daß dem kühnen Prahler ſein Uebermuth vergehen ſollte."

„Wie?" fuhr da Siegfried fort: „Deine Worte ſind vermeſſen, Deine Hand wird es nicht ſo ſein. Ich bin ein reicher König, Du aber biſt nur eines Königs Dienſtmann? Zwölfe, wie Du, müßten mir im Streite unterliegen." — „Schwerter her! Schwerter her!" ſchrie da Herr Ortwein. Auch Hagen miſchte ſich nun in den Streit. Da rief Gernot: „Jetzt ſtille, ihr edlen Degen! Keiner ſpreche mehr ein übermüthiges oder drohendes Wort!" Und der junge Giſelher fügte hinzu: „Warum ſtreiten wir? Können wir uns nicht friedlich vertragen? Seid uns willkommen, Du Siegfried mit Deinen Heergeſellen. Ich und meine Verwandte, wir wollen Euch ja gerne als Gaſtfreunde bei uns aufnehmen! Friede und Freundſchaft ſei zwiſchen uns. Bringt Wein herbei, vom beſten aus unſern Kellern. Wir wollen ſie mit einem friſchen Willkommstrunke als friſche Freunde begrüßen." Während der Wein geholt wurde, ſprach Gunther zu den Gäſten: „Alles, was wir haben, theilen wir gern mit Euch, ſo Ihr es in Ehren begehrt."

So freundliche Worte milderten bald auch Siegfried's trotziges Weſen. Er erinnerte ſich, daß er ja um Chriemhilde zu werben, nicht zu einem Kampfe dahergekommen war. Als man ſie jetzt als willkommene Gäſte behandelte und ihnen die beſten Gemächer anwies, da war er ſogleich wieder der offene, heitere und liebenswürdige Jüngling, und ſchon nach den erſten Tagen hatte er ſich die Gunſt aller Leute erworben. Die Frauen, die ihn zufällig ſahen, fragten ſich unter einander: „Wer iſt wohl der ſchöne junge Ritter?" Man bewunderte ſein anſtändiges, ritterliches und doch ſo heiteres Benehmen, wie ſeine Schönheit und ſeine prächtigen Gewande.

Bald vereinigten ſich oft die königlichen Brüder mit ihm und den

Rittern in dem Burghofe zu geſelliger Kurzweil und ritterlichen Spielen. Man ſchleuderte den Speer nach dem Ziele, warf den Stein um die Wette und ſprang dann über ihn weg. Und in allen dieſen Uebungen gewann immer Siegfried den Preis, keiner der Könige und Ritter konnte es ihm zuvorthun. Bald machten ſie auch wieder einen gemeinſchaftlichen Ritt durch die Umgegend.

König Gunther hatte ihn zu längerem Verweilen eingeladen und ihm gefiel es hier; auch hatte er ja noch nie das erwünſchte Glück gehabt, die ſchöne Chriemhilde zu ſehen, die er nun doch einmal in ſeinem Sinne ſich zur Gemahlin beſtimmt hatte. Denn wegen ihrer Jugend war ſie noch nie öffentlich in dem Hofhalte ihrer Brüder erſchienen. Sie lebte einſam mit Frau Uten in ihren Frauengemächern. Allein ſie hatte von ihren dienenden Frauen und ſelbſt von Frau Uten ſchon ſo viel Rühmliches von dem Helden aus Niederland gehört, man hatte ſeine große Schönheit, ſeine reiche Kleidung, ſein ritterliches Betragen und ſein offenes und tugendhaftes Weſen ſo oft und ſo rühmend geprieſen, daß ſie doch auch neugierig ward, ihn ſelbſt zu ſehen.

Nun ging aber eines der Fenſter ihres Schlafgemaches nach dem Burghofe, wo die Spiele und Uebungen der Ritter ſtattfanden. Da konnte ſie ihre Neugierde ja befriedigen. Sie ſchlich ſich unter einem Vorwande von Frau Uten weg nach ihrem Schlafgemache, ſtellte ſich hinter den Vorhang des Fenſters, wo ſie nicht von unten geſehen werden konnte, und ſah hier mit großem Vergnügen den Spielen zu. Bald erkannte ſie unter den Uebrigen den geprieſenen Helden aus Niederland heraus an der Gewandtheit, mit der er die Speere ſchleuderte und nie das Ziel verfehlte, an der Kraft, mit der er den mächtigen Feldſtein viel weiter warf, als alle Anderen, und an der Leichtigkeit, mit der er ſich im Sprunge immer weiter über den vorher geworfenen Stein hinausſchwang.

Von nun an war die Langeweile vergangen, die ſie oft des Nachmittags in den Gemächern der Frau Ute überfallen und geplagt hatte. Sie ging jedesmal, wenn ſich die Männer zur Kurzweil in den Hof begeben hatten, an ihr Fenſter und ergötzte ſich zuſehend nicht weniger, als die Spielenden ſelbſt. Mochte auch ihr jedesmaliges Verſchwinden Frau Uten auffallen, ſo wußte ſie doch immer der Mutter einen wahrſcheinlichen Grund ihres Weggehens anzugeben. Als endlich aber doch je und dann kein glaubhafter Grund zu erfinden war, ſchlich ſich Frau Ute einmal nach und entdeckte ſo leicht die wahre Urſache. „So!“ ſagte ſie da, „darum gehſt Du immer nach Deinem Schlafzimmer? Du willſt

die Männer da unten bei ihren Spielen belauschen?“ Chriemhilde meinte, das sei doch wohl ein ganz unschuldiges Vergnügen, was sie ihr allerdings zugestand. Sie untersagte ihr dieses Vergnügen auch nicht; wenn sie aber gewußt hätte, daß nur das Interesse, das sie an dem schönen jungen Ritter nahm, ihre Tochter jeden Tag dahin lockte, so möchte sie gleichwohl einige Einwendung dagegen gemacht haben.

So verlief ein ganzes Jahr. Siegfried hatte wohl im Laufe der Zeit schon einigemal wieder abreisen wollen, war aber von König Gunther immer wieder aufs Neue dringend eingeladen worden, doch noch länger zu bleiben. Und er folgte sehr gern diesen Einladungen. Denn immer war Chriemhilde noch nicht öffentlich erschienen, und doch mochte er nicht heimkehren, ohne seinem Vater und seiner Mutter die Nachricht von seiner Verlobung mit der Burgundischen Königstochter bringen zu können.

Achtes Abenteuer.

Lüdeger's und Lüdegast's Kriegserklärung.

Als nun das Jahr umgelaufen war, kamen eines Tages Boten nach Worms, die begehrten vor den König Gunther geführt zu werden. „Seid mir willkommen,“ sprach er zu ihnen. „Ich weiß zwar nicht, wo Ihr herkommt, noch wer Euch gesandt hat. Sagt mir das an.“ Die Boten wurden vor dem Könige etwas verzagt. „Wollt Ihr, Herr König, erlauben, daß wir Euch unsere Botschaft ausrichten? Doch laßt es uns nicht entgelten, wenn sie Euch unangenehm sein sollte. Wir sind unschuldige Leute. Unsere Botschaft mögen die verantworten, die uns zu Euch gesandt haben. Sie sind der reiche Fürst Lüdeger in Sachsen und der König Lüdegast in Dänemark. Sie behaupten, Ihr hättet ihren Zorn verdient und sie hegten darum feindlichen Haß gegen Euch. Sie wollen Euch hier in Worms mit einem feindlichen Heere überfallen. Wir warnen Euch darum. Sie haben viele tapfere Degen in ihrem Heere. Doch geben sie Euch Frist zur Rüstung von heute bis über zwölf Wochen. Wollt Ihr Euch jedoch mit ihnen vertragen, so laßt uns Eure Bedingungen hören. Dann blieben Euch die Schaaren Eurer Feinde fern.“

„Wartet eine Weile,“ antwortete Gunther, „daß ich mich besinne. Ich werde Euch später meinen Entschluß bekannt machen.“ Damit ent-

ließ er sie. Alsbald ließ er aber seinen Bruder Gernot und den Hagen und die andern Ritter an seinem Hofe zusammen berufen und theilte ihnen die erhaltene Botschaft mit. „Ich weiß nicht, welchen Grund sie für ihren Haß zu haben meinen," fügte er hinzu. „Was thun wir, wenn sie mit einer starken Heerfahrt in unser Land einfallen?" „Ei," fiel Gernot ein, „was wir thun werden? Wir wehren uns tapfer mit unsern Schwertern." Aber Hagen sprach dagegen: „Das dünket mir nicht gut. Der Lüdeger und Lüdegast sind übermüthige Männer. Wir sind auch nicht im Stande, uns in der kurzen Frist von zwölf Wochen gehörig zu rüsten. Laßt uns einmal mit Siegfrieden reden, ehe wir einen Beschluß fassen."

Man wies die Boten an, in der Stadt Herberge zu nehmen, und berieth sich mit Siegfried. Als dieser aber hörte, was die Ursache von Gunther's Betrübniß und der allgemeinen Bestürzung sei, sprach er ihnen Muth ein, und versicherte, er wolle den Krieg ganz auf sich nehmen, verlangte aber, weil er nur zwölf eigene Leute bei sich habe, so solle man ihm gestatten, von den Burgunden nur tausend Mann auszuwählen, und mit diesen versprach er, den Uebermuth der Feinde bald in Angst und Sorge zu verwandeln und dem König Gunther den Sieg zu erkämpfen. Seine muthige Rede erheiterte bald wieder die niedergeschlagenen Mienen und man übertrug ihm gern die ganze Leitung des Krieges, an dem jedoch auch Gernot, Hagen, Dankwart, Ortwein, Sindold und Volker nebst andern Recken Theil nehmen sollten.

Die Boten wurden nun in die Burg berufen, wo man sie reich beschenkte und ihnen den Auftrag gab, sie sollten nur wieder heimkehren und ihren Herren melden, daß man bereit sei, den feindlichen Heereszug in Worms zu empfangen, wenn nicht etwa König Gunther's Mannen ihnen schon früher einen Gegenbesuch in Sachsen machten. Sie hatten gefürchtet, sie dürften wohl ihre gefährliche Botschaft büßen und machten sich darum höchst erfreut über die gastliche Aufnahme und die erhaltenen Botengeschenke unter sicherem Geleite, das ihnen der König zu Theil werden ließ, auf den Rückweg.

Siegfried ordnete aber schnell Alles zu dem Kriegszuge an, und schon wenige Tage nach ihnen zog er mit seinen zwölf Rittern und tausend Mann aus Burgund durch Hessen dem Sachsenlande zu.

Auf der Grenze übertrug er die Sorge für das Heer an Gernot und Hagen; er selbst aber machte sich allein auf und ritt in das Sachsenland hinein. Da gewahrte er das große Heer derselben, das die feind-

lichen Fürsten dort zusammen gebracht hatten. Es war wohl vierzigtausend Mann stark.

Es hatte sich aber auch von diesem feindlichen Heere ein Mann auf Kundschaft aufgemacht und beide kamen sich nahe genug, um sich genau zu beobachten. Der feindliche Kundschafter hatte einen Schild, der war hellglänzend von Gold, und die ganze stattliche Erscheinung desselben bestätigte die Vermuthung, daß er der König Lüdegast sein dürfte. Er war es in der That, denn auch er war von den Seinen auf Kundschaft ausgeritten. Sobald ihn Siegfried erkannte, sprengte er auf ihn zu, auch Lüdegast setzte seinem Rosse die Sporen in die Seite und so stürzten sie mit Windeseile mit eingelegten Lanzen auf einander los. Beide blieben unverletzt; sie warfen die Lanzen, die sie in der Nähe nicht gebrauchen konnten, weg und griffen zu den Schwertern. Der kühne Held aus Niederland stritt da so heftig, und hieb auf ihn ein, daß die rothen Feuerfunken aus dem getroffenen Helme fuhren. Auch Herr Lüdegast führte einen kräftigen Schlag.

Da sprengten auf einmal dreißig Reiter zu seiner Hülfe herbei. Aber ehe sie noch ganz herzukamen, hatte Siegfried seinen Feind besiegt, daß er aus drei Wunden blutend um sein Leben bat. Er gewährte ihm die Bitte, und ließ sich nur von ihm versprechen, daß er ihm als Gefangener folgen wollte. Die dreißig Reiter wollten nun den Gefangenen wieder befreien, Siegfried hieb aber so kräftig um sich, daß bald alle bis auf Einen in kurzer Zeit verblutend und sterbend auf der Erde lagen.

Nun kam's zu einem allgemeinen Kampfe. Von beiden Seiten wurde heldenmüthig gestritten. Hagen, Gernot, Ortwein, Dankwart, Volker, Hunold und Sindold zeichneten sich von dem Burgunderheere besonders aus; auch Lüdeger und manche seiner Leute leisteten tapfern Widerstand. Viele Todte und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld. Endlich aber ersah Lüdeger im Kampfe einen Schild, auf dem eine Krone gemalt war. Daran erkannte er Siegfried's Schild und sogleich rief er da laut den Seinen zu: „Begebt Euch des Streits, Ihr alle meine Mannen. Da ist Siegfried, Siegmunds Sohn, den hat der Teufel in unser Sachsenland gesandt; dem können wir nicht widerstehen.“ Er bat ihn um Frieden, den ihm Siegfried unter der Bedingung gewährte, daß auch Lüdeger als Geisel gefangen in König Gunther's Land bleiben wollte.

Man sorgte nun für die Verwundeten und für das Begräbniß der Todten. Die Streiter zogen dann jeder in seine Heimath, die Dänen

nach Dänemark, die Sachsen in ihre Wohnorte und Siegfried mit den Burgundern und den Gefangenen Lüdegast und Lüdeger und fünfhundert ihrer Mannen nach dem Rheine. Die Burgunder kehrten ohne große Verluste zurück, es fehlten von den Ausgezogenen nur sechzig Mann, die auf dem Schlachtfelde geblieben waren.

Weil der Zug des Heeres nicht so schnell gehen konnte, sandte Herr Gernot Botschaft voraus. Als die Boten mit der fröhlichen Nachricht von dem Siege ankamen, da herrschte am Rheine großer Jubel. Jedermann wollte genau wissen, wie Alles sich begeben, wer sich besonders hervorgethan, oder wer vor dem Feinde gefallen.

Da ließ auch die edle Königstochter Chriemhilde einen der Boten heimlich in ihr Gemach kommen. „Nun bringe mir gute Nachricht," sprach sie, „aber berichte mir treu auf Alles, was ich Dich frage. Ich will Dir's reichlich lohnen. Wie ging's meinem Bruder Gernot? Wie den andern edlen Rittern? Es ist doch keiner von ihnen todt? Wer aber hat sich am rühmlichsten ausgezeichnet?"

„Sie kehren Alle heil und mit Ruhm und Ehre zurück. Aber vor Allen ist der Gast, der Held aus Niederland zu rühmen." Er erzählte ihr nun, wie er sogar die beiden Fürsten Lüdegast und Lüdeger selbst gefangen genommen habe und mit sich bringe. Sie hörte diese Botschaft mit großer Freude. Als er aber von Siegfrieden sprach, da sah man an dem rosigen Scheine, der ihr Gesicht überzog, daß diese Kunde ihrem Herzen die erfreulichste war.

Als endlich das Heer nachkam, da war große Freude in Worms, am Hofe und in der Stadt. Es wurde mit allgemeinem Jubel von Jung und Alt empfangen.

Die Gefangenen wurden nun zuerst vor den König geführt, und er empfing sie huldvoll. „Seid mir willkommen," sprach er. „Ich habe durch Eure Schuld zwar großen Schaden gelitten, doch der wird nun durch das Glück vergütet, das mir zu Theil geworden. Gott lohne meinen Freunden, die mir dazu verholfen!" „Ihr mögt ihnen wohl danken," versetzte Lüdeger, „denn solche Geiseln, wie uns, hat wohl noch kein König gewonnen. Wir bitten aber, Ihr wollet mir und meinem Freunde gnädige Haft zu Theil werden lassen."

„Ihr sollt frei hier umhergehen," sagte der König. „Doch müßt Ihr Bürgschaft leisten, daß Ihr bleiben und Euch nicht heimlich aus der Gefangenschaft entfernen wollt." Sie bürgten ihm dafür mit ihrem Ehrenwort und Handschlag.

Nun ließ König Gunther auch für die Verwundeten sorgen, ließ den

Gesunden Wein und Meth schenken. Viele, die nach Hause reiten wollten, ließ er ziehen, lud sie aber ein, sich nach sechs Wochen wieder zu einem Feste bei ihm einzufinden.

Da wollte auch der Held aus Niederland Urlaub nehmen. Gunther hätte ihm so gern für die geleisteten Dienste gelohnt, doch war derselbe ja so reich, daß er ihm kein Gold bieten durfte. Er bat ihn daher nur, er möge doch noch bei ihm bleiben. Siegfried folgte dieser neuen Einladung gern, denn er hatte ja Die noch nicht gesehen, um Derentwillen er die Reise nach Worms unternommen hatte. Sein Wunsch sollte endlich in Erfüllung gehen.

Neuntes Abenteuer.

König Gunther's Tauf und Siegesfeier.

Nun ward auf des Königs Befehl die Feier eines großen Siegesfestes angeordnet, das in sechs Wochen gefeiert werden sollte. Es ergingen Einladungen dazu nach allen Seiten und Orten hin. Emsig wurde für die Unterkunft und Bequemlichkeit der Gäste gesorgt und überall herrschte fröhliche Thätigkeit. Auch in den Frauengemächern war man nicht müßig. Da wurden schöne Gewänder gerüstet, Kopfbinden mit Gold und Edelsteinen geziert, auch Kleider für junge Recken gefertigt.

Und als nun der Tag des Festes nahe war, sprach König Gunther mit seinen Brüdern und den andern Rittern seines Hofes: „Ich möchte unsern Gast, dem wir so viel verdanken, doch vor Allen an dem Feste mit einer Gunst bedenken. Allein er ist im Besitze des Nibelungenhortes weit reicher, als ich. Was kann ich ihm da für eine Gabe bieten?"

„Von Gold und Goldeswerth kann man ihm freilich nichts bieten," sagte Ortwein. „Du kannst ihn nur durch eine besondere Gunst belohnen. Wie wär's, wenn Du an dem ersten Festtage zum ersten Male Deine schöne Schwester Chriemhilde [illegible]ofe erscheinen ließest? Ich meine, solche Gunst werde ihm gefallen. Schöne Frauen und Jungfrauen zu sehen, das lieben ja alle Männer, und es würde dadurch nicht allein Siegfried eine ausgezeichnete Ehre erwiesen, auch vielen andern der ritterlichen Gäste würde ihr Erscheinen gewiß große Freude gewähren."

Dieser Rath fand vollen Beifall, besonders bei Gunther, der schon

oft im Stillen gedacht, der kühne Niederländer wäre ein würdiger Ehegemahl für seine schöne Schwester. Auch hatte er eine geheime Ahnung davon, daß der werthe Gast nur um deswillen so lange geblieben, um sie einmal zu sehen und vielleicht dann um sie zu werben. Ja er beschloß sogar, Chriemhilde sollte ihm in seinem Namen den Dank für den Sieg aussprechen.

Nun ward es Frau Uten und ihrer Tochter entboten, sie sollten sich rüsten, denn Schön-Chriemhilde sollte mit ihren Jungfrauen beim Feste zum ersten Male bei Hofe erscheinen und an dem Feste Theil nehmen. Solches Gebot erfüllte Frau Uten, aber noch mehr Jungfrau Chriemhilde und ihre dienenden Mädchen mit großer Freude. Da wurden alsbald die Schreine geöffnet und unter den schönsten Kleidern gewählt, die schönsten Spangen hervorgeholt und Bänder und Borten reich mit Edelsteinen besetzt.

Von allen Orten sammelten sich nun die geladenen Gäste; unter ihnen allein zweiunddreißig Fürsten, auch viele edle Frauen, Ritter und Recken ohne Zahl und auch viel Volkes, das in Hoffnung eines Festgeschenkes theils im Gefolge, theils für sich allein mitzog.

Da nun der Tag des Festes angebrochen war, sammelte man sich in dem großen Königssaale der Burg. Da kam nun aus den Frauengemächern der Zug der Frauen hervor, voran die königliche Mutter, Frau Ute, neben ihr die liebliche Tochter Schön-Chriemhilde mit bescheiden gesenktem Blicke, und nach ihnen wohl hundert dienende Frauen und Jungfrauen, die ihren Zug begleiteten. Nach ihnen folgten hundert von den Mannen des Königs, die zu ihrer Begleitung beordert waren.

Da sie nun über die Gänge und Vorhallen der Burg schritten, drängten sich die Leute von allen Seiten herbei, um sie im Zuge zu sehen, und als Chriemhilde vorüber ging, gestanden sie sich, daß sie nie etwas Schöneres gesehen. Die Rosenfarbe ihrer Wange glich dem schönsten Morgenrothe, und als sie neben ihrer Mutter und vor den Frauen und Jungfrauen daher schritt, konnte man sie dem lichten Monde vergleichen, der mit seinem klaren Scheine vor den Sternen über den Wolken steht.

Auch Siegfried hatte sich unter den Zudrängenden befunden. Als er sie so in ihrer Schönheit erblickte, da erkannte er, daß er sich in seiner Erwartung nicht getäuscht, die er lange, ehe er sie gesehen, von ihr hatte, und da er sie sich schon als Gemahlin in seinem Sinne gewählt hatte.

Nachdem Alle im großen Saale versammelt waren, ließ König Gunther Siegfried rufen. Ihm sollte die Ehre werden, an Chriemhildens

Seite nach dem Münster zu gehen. Mit großer Freude trat er zu ihr, und während er sie ehrerbietig grüßte, bewillkommte sie ihn mit freundlichen Worten. Manche der anwesenden Ritter beneideten ihn wohl, doch mußten alle zugestehen, daß er solche Gunst vor allen verdiene, und daß er und die edele Königstochter das schönste Paar seien, das sie je gesehen.

Als hierauf der Gottesdienst in dem Münster beendigt war, kehrten sie wieder in den großen Königssaal zurück, und nachdem hier die Männer sich wieder ehrerbietig von den Frauen entfernt hatten, führte der König Siegfrieden wieder feierlich vor seine schöne Schwester und sagte: „Liebe Chriemhilde, statte Du diesem jungen Helden den Dank ab in meinem Namen.“ Da reichte ihm die erröthende Jungfrau die Hand, und indem sie ihm ihre rosige Wange zum Kusse bot, sprach sie dabei: „Mein königlicher Bruder erlaubt mir, dem Helden, der ihm den Sieg über seine Feinde erfochten, also zu danken.“ Während er ihr den Kuß gab, bestätigte er bei sich, sie müsse seine Gemahlin werden und keine Andere.

Der König von Dänemark aber, der in der Nähe stand, murmelte unwillig für sich: „Für diesen schönen Dank liegt so mancher meiner Recken erschlagen. Gott bewahre mir mein Dänemark, daß er nie dahin komme.“

Bei den hierauf veranstalteten Ritterspielen, die mit großer Pracht und Freude gehalten wurden, glänzte auch wieder vor Allen durch seine Kraft und Gewandtheit der wackere Held aus Niederland hervor, und allgemein ward ihm der Preis zuerkannt.

Nach dem Spiele vereinigten sich die Geladenen zu einem festlichen Mahle.

Es hatte sich zu diesen Festlichkeiten aus der Nähe und Ferne viel Volks zusammengefunden, Viele hatte nur die müßige Schaulust, Viele die Hoffnung auf ein Festgeschenk hingezogen. Das hatten König Gunther und Frau Ute vorausgesehen und viele und reiche Geschenke in Vorrath angeschafft. Mit diesen geizten sie nun nicht. Sie theilten jedem Bedürftigen eine Gabe an Gold oder Silber, an Kleidungsstücken oder andern Dingen, die ihm gerade nützlich sein konnten, mit. Auch reichliche Speise ward täglich unter sie vertheilt.

So dauerte das Fest zwölf Tage, und jeden Tag gab es Musik und freudigen Lärm, neue heitere Spiele, Aufzüge unter festlichem Geleite oder Jagd- und Lustfahrten auf dem Rheine. Als aber die zwölf Festtage um waren, schieden die Gäste wieder und zogen jeder nach seiner

Heimath. Da trat auch König Lüdegaſt von Dänemark vor Gunther und ſprach: „Erlaubt auch mir und meinem Freunde Lüdeger in unſer Land zurückzukehren. Wir wünſchen künftighin in ſtetem Frieden mit Euch zu leben, denn wir haben manchen lieben Freund durch Eure Degen verloren. Wir bieten Euch als Sühne ein reiches Löſegeld, das Ihr von uns fordern möget.“

Gunther berieth ſich darüber mit Siegfried. Dieſer aber rieth ihm, durchaus kein Löſegeld zu nehmen. „Laßt ſie in Frieden ziehen,“ ſagte er, „und ſie ſollen Euch nur mit Handgelübde verſprechen, daß ſie künftig nicht mehr feindlich gegen Euer Land ziehen wollen.“ Solches ward ihnen alsbald kundgethan. Vor ihrer Abreiſe ward ihnen auch erlaubt, ſich bei Frau Uten und Schön-Chriemhilde zu beurlauben.

Nun wollte auch Herr Siegfried von dannen ziehen, denn noch hatte er nicht den Muth, förmlich bei Gunther um ſeine Schweſter zu werben. Aber der junge Giſelher redete ihm zu, daß er doch noch an Gunther's Hofe blieb, was er im Grunde ſehr gern that. Denn er fühlte wohl, welch guten Einfluß auf ſeine Sitten der tägliche Umgang mit Frau Ute und ihrer holdſeligen Tochter übte. Er war weit ſanfter und beſcheidener geworden, als er vorher geweſen.

Zehntes Abenteuer.

Brunhilde.

Eines Tages erzählte ein fremder Ritter, der von weiter Fahrt zurückgekommen, und eine kurze Zeit die Gaſtfreundſchaft des Burgunderkönigs genoß, von einer ſchönen Jungfrau, die weit über dem Meere als Königin in ihrer Burg ſitze. „Merkwürdig iſt es aber,“ ſo fuhr er fort, „daß ſie eine ſo ungewöhnliche Stärke beſitzt, daß ſie mehr damit ausrichten kann, als der ſtärkſte Mann. Sie ſchleudert den Schaft des ſchwerſten Speeres weiter als irgend Jemand; ſie wirft einen ſchweren Stein, den mancher kräftige Mann kaum aufzuheben vermag, unglaublich weit dahin und überſpringt ihn dann eben ſo leicht, als läge er vor ihr. Sie hat auch einen Eid geſchworen, daß ſie ſich nie mit einem Manne verheirathen wolle, wenn ſie nicht einen fände, der ſie an Stärke und in dieſen Künſten übertreffe. Es iſt aber nicht rathſam, um ſie zu werben, ſie wird wohl ledig bleiben. Denn wer um ſie wirbt und nicht

weiter den Speer schleudert, nicht weiter den großen Stein wirft und nicht weiter springt, als sie, der wird ohne Gnade und Barmherzigkeit hingerichtet, wie ein Verbrecher."

„Wie heißt denn diese Jungfrau? und hat schon Jemand, dem sie überlegen war, den Tod erleiden müssen?" fragte König Gunther. Der Ritter versicherte, es hätten schon einige edle Ritter sich der gefährlichen Probe unterworfen, allein sie hätten auch alle ihre Verwegenheit mit dem Tode gebüßt. „Denn," setzte er hinzu, „so schön auch diese Jungfrau Brunhilde von Wuchs und Angesicht ist, so hart und unerbittlich streng ist auch ihr Sinn."

Seit König Gunther diese Nachricht von Brunhilden vernommen, war er ernst und nachdenklich geworden. Seine Brüder und Siegfried, wie Hagen und die andern Ritter des Hofes merkten, daß ihm etwas Ungewöhnliches im Sinne lag, und sie drangen deshalb in ihn, er möge ihnen doch mittheilen, was ihn schon seit einiger Zeit so nachdenklich stimme. Da vertraute er ihnen, daß er immer und immer nur an die Jungfrau über dem Meere denken müsse, die so stark sei, daß noch kein Mann sie in ihrem Probespielen habe übertreffen können. Dieser Gedanke lasse ihm keine Ruhe und er habe eine wahre Sehnsucht darnach, diese Brunhilde zu sehen und um sie zu werben.

Da rieth ihm Siegfried aber ernstlich ab. „Ich weiß das recht wohl," sprach er, „daß diese Jungfrau in der That ebenso grausam als stark ist. Was willst Du Leib und Leben wagen an eine Frau, die so männlich an Kraft und dabei so unweiblichen Gemüths ist? Was läßt sich von ihr dann erwarten, wenn sie erst die Gemahlin eines Mannes ist, da sie als Jungfrau sich nur eigensinnig, streng und roh erweist?"

Weil aber Gunther beharrlich darauf blieb, so sagte Hagen: „Wenn Du denn durchaus ein so großes Wagniß unternehmen willst, so rathe ich Dir, nimm Herrn Siegfried mit, daß er Dir auf der Reise beistehe." Der Vorschlag gefiel ihm und er wandte sich bittend an Siegfried und fragte ihn: „Willst Du mir helfen, lieber Siegfried?" Siegfried war gern bereit, ihn zu begleiten. Doch setzte er die Bedingung, daß Gunther ihm seine Schwester Chriemhilde zur Gemahlin geben müsse. Da gelobte er ihm feierlich, wenn er die schöne Brunhilde mit sich in sein Land bringe, so wolle er ihm auch seine Schwester zum Weibe geben.

Um stattlich genug in dem fremden Lande vor Brunhilde zu erscheinen, ließen sie sich unter Chriemhildens Aufsicht durch ihre Jung-

frauen ſchöne Kleider machen; jedem drei neue Anzüge. Zu dieſen wurde die beſte arabiſche ſchneeweiße Seide genommen, grüne von Zazamank und die allerbeſte Seide von Marokko und Lybien. Auch weiße Hermelinfelle mit ſchwarzen Flecken beſtreut wurden dazu verwendet und überall köſtliche glänzende Steine eingewirkt.

Sieben Wochen hatten die Jungfrauen fleißig gearbeitet, bis ſie fertig wurden. In der Zwiſchenzeit hatte man auch ein neues Schiff bauen laſſen, das ſie zur See führen ſollte. Auch ihre Waffen waren gerichtet. Man brachte Alles mit ihren Roſſen in das Schiff, auch reiche Speiſe und der beſte Wein vom Rheine war nicht vergeſſen.

Nach wehmüthigem und thränenreichem Abſchiede von den Frauen ſchifften ſie ſich ein. Nach Siegfried's Rathe begleiteten ſie nur Hagen und der wackere Held Dankwart. Siegfried übernahm als Steuermann das Schiffmeiſteramt, weil nur ihm die Waſſerſtraße wohl bekannt war.

Fröhlich ſchieden ſie von der Burgunder Land. Der Wind war günſtig und blies kräftig in ihr Segel, und König Gunther führte ſelbſt ein Ruder. Ehe die Nacht einbrach, waren ſie ſchon zwanzig Meilen ſtromabwärts gefahren. Und ſo ſetzten ſie ihre Reiſe auch die folgenden Tage glücklich fort.

Am zwölften Tage fragte Gunther: „Was ſieht man hier vor uns ſo viele Burgen, und welch' weit ausgebreitetes Land iſt das? Wem gehört das? Kennſt Du es wohl?“ „Wohl kenne ich es,“ antwortete Siegfried. „Dort iſt die große Burg, das iſt Brunhildens Burg, „Iſenſtein“ genannt. Heute noch wirſt Du ſie und ihre ſchönen dienenden Frauen ſehen.“ Zur Vorſicht verlangte er aber von dem König und den beiden Begleitern, Hagen und Dankwart, daß ſie nicht verrathen ſollten, wer er ſei, ſie ſollten ihn nur für Gunther's Dienſtmann ausgeben.

Eſftes Abenteuer.

Brunhildens Wettſpiele.

Sie fuhren näher und legten ihr Schiff gerade vor der kleinen Anhöhe an, auf welcher die Burg erbaut war. Da wurden ſie von den Jungfrauen Brunhildens bemerkt und ſie drängten ſich alle neugierig an die Fenſter. Brunhilde aber befahl ihnen, ſich von den Fenſtern zurückzuziehen, weil es ſich nicht geziemen wolle, nach den Fremden ſo neu-

gierig hinzuschauen. Und sie gingen nach ihren Gemächern und benutzten die Zeit, sich für den Besuch zu schmücken.

Siegfried zog nun Gunthers Roß aus dem Schiffe ans Land und hielt es am Zaume, bis er es bestiegen. Dann holte er auch sein eigenes Roß heraus und setzte sich auf. Beide Rosse waren von schneeweißer Farbe. Ebenso waren auch ihre Kleider von weißer Seide und einander völlig gleich. An ihren Sätteln und den Sattelriemen glänzten bunte Edelsteine und goldene Glöckchen klangen hell an dem Geschirre. Ihre Schilde leuchteten blank, wie die Sonne. Sie führten spitz geschliffene Speere und breite, scharfe Schwerter. Ihre beiden Begleiter, Hagen und Dankwart, waren ebenfalls reich, doch rabenschwarz gekleidet und ritten auf schwarzen Rossen. Aller Gewande waren überdies mit Edelsteinen bestickt.

Sie ließen ihr Schiff ohne Hut am Strande und ritten den Burgweg hinauf. Als sie in den Burgring einritten, wo sie die ganze Burg übersehen konnten, da staunten sie über die große Ausdehnung und die Pracht der vielen Thürme und Paläste. Sogleich eilten ihnen hier einige Ritter und Hofbeamte Brunhildens entgegen und hießen sie willkommen. Eine große Menge vornehmerer und geringerer Dienerschaft drängte sich herbei und betrachtete verwundert die fremden Gäste.

Nun nahte ihnen ein Kämmerer und bat sie abzusteigen und die Rosse den Stalldienern zu überlassen. Auch die Schilde und Speere gaben sie ab. Als man sie aber aufforderte, auch die Schwerter und Brustharnische abzulegen, widersetzte sich Hagen, und erst, als ihn Siegfried belehrt, daß es Sitte hier sei, und daß Brunhildens Gäste keine Waffen tragen dürften, da gab er sie nicht ohne Murren ab. Es wurden ihnen hierauf die Gemächer angewiesen, die sie bewohnen sollten.

Als die Kämmerer ihrer Herrin die Ankunft der fremden Gäste meldeten, fragte sie, ob sie Niemand kennten. Sie berichteten aber, es seien landfremde Ritter; doch habe einer von den Dienern behauptet, der eine Ritter sehe dem berühmten Helden Siegfried sehr ähnlich; auch stände der Eine der beiden Vornehmsten so stattlich und edel da, und habe so vornehme Manieren, daß er einem König gleiche, der weite Länder beherrsche. Brunhilde befahl hierauf, die Fremden in den großen Saal einzuführen. Dort erwartete sie nun, umgeben von hundert ihrer Jungfrauen und von den fünfhundert Recken aus Isenland, die den Dienst an ihrem Hofe hatten, die unbekannten Gäste. Der Saal war am Boden und an den Wänden rings umher mit seltenem grünen Marmor belegt und aufs Kostbarste ausgeschmückt.

Sie wurden eingeführt und neigten ſich ehrerbietig vor der Königin. Dieſe aber erkannte Siegfrieden ſogleich, den ſie ſchon einmal früher geſehen, und begrüßte ihn: „Seid willkommen, Herr Siegfried, in meinem Lande. Was hat Euch hierher geführt?“ Er neigte ſich ehrerbietig und ſprach: „Ich weiß Eure Gnade zu ſchätzen, daß Ihr mich, edle Fürſtin, zu begrüßen geruht. Allein der erſte Gruß gebührt nicht mir, dem Diener, denn hier vor mir ſteht mein Herr, der König Gunther vom Rheine, der gekommen iſt, Euch als ſeine Gemahlin nach ſeiner Burg in Worms zu entführen. Auf ſein Gebot mußte ich die Fahrt hierher mit ihm machen und durfte es ihm nicht verweigern.“ — Brunhilde fuhr etwas gereizt bei dieſen Worten auf und fragte: „So? Nichts weiter begehrt er? Weiß Euer Herr auch, was er durch dieſes Begehren wagt? — Beſiegt er mich dreimal in dem Wettſpiele, freilich, ſo werde ich nach meinem eidlichen Gelöbniß ſeine Gemahlin, und muß ihm dann nach dem Rheine folgen. Uebertrifft er mich jedoch nicht in den drei Proben, die ich mit ihm anſtelle, ſo geht es nicht allein ihm, ſondern Euch allen ans Leben.“

Inzwiſchen war Siegfried zu Gunthern getreten und hatte ihm heimlich ins Ohr geflüſtert, er ſollte ſich nur kühnlich auf ihn verlaſſen, er werde ihn durch ſeine Liſt behüten. Darauf antwortete König Gunther mit lauter kräftiger Stimme: „Hohe Königin, mein Entſchluß ſteht feſt: ich will Euch gewinnen oder mein Haupt verlieren.“ „Wohlan!“ rief Brunhilde, „man rüſte das Wettſpiel zu!“

Hagen und Dankwart neigten ihre Häupter bedenklich, denn ſie waren ſehr beſorgt und verwünſchten die unglückliche Reiſe. Aber Siegfried machte ſich unbemerkt davon, eilte zu ihrem Schiffe und holte dort ſeine Tarnkappe, die er dem Zwerg Alberich mit dem Schatze abgenommen hatte. Er ſetzte ſie auf und war auf der Stelle für Jedermann unſichtbar. Nun eilte er ſchnell wieder nach der Burg zurück, wo inzwiſchen Alles in einem der Burghöfe zu dem Wettſpiele angeordnet war. — Die Recken des königlichen Hofhaltes ſtanden ſchon um den Kreis, der zu dem Spiele abgeſteckt war. König Gunther mit Hagen und Dankwart ſtand an dem einen Ende der Bahn.

Nun trat auch Brunhilde ein. Sie trug ein ſchönes ſeidenes Gewand und über dieſem war ſie zum Streite gewappnet und Alles war reich mit Gold geſchmückt. Dann begleiteten ihre Jungfrauen im Zuge ihren Schild, der ſo dick und ſchwer von Stahl und von Gold war, daß vier ihrer Kämmerer daran zu tragen hatten. Als Hagen den Schild ſah, ſprach er im Unmuth: „O weh, König Gunther! Die Frau, die

Du zur Gemahlin gewinnen willſt, die mag wohl des Teufels Weib ſein!“ Jetzt brachten die Frauen den Speer, der war lang und breit und ſcharf. Drei Männer hatten genug daran zu tragen.

Bei dieſem Anblicke wünſchte Gunther, doch lieber in Burgund zu ſein, und Dankwart rief, indem er die Reiſe verwünſchte: „O, hätten wir nur unſere Waffen!“ Das hörte die königliche Jungfrau und ſagte lächelnd, indem ſie über die Achſel zurück ſah: „Nun, ſo bringt ihnen denn ihre Waffen.“ Als ſie ihre Schwerter wieder erhalten hatten, kam ihnen auch der Muth wieder. Doch nun brachten zwölf Männer einen gewaltigen großen und ſchweren Stein herbei.

Sie faßte nun den Schild und ſchwang den Speer; denn das Spiel ſollte nun beginnen. Heimlich hatte ſich aber der unſichtbar gegenwärtige Siegfried dem König zu erkennen gegeben und ihn belehrt, wie er ſich benehmen ſollte. Er mußte ſich nur ſo ſtellen, als thue er, was aber Siegfried für ihn thun wollte. Siegfried hielt nun für ihn den Schild und Brunhilde ſchleuderte den Speer darauf mit einer ſolchen Gewalt, daß das Feuer von dem Stahle der Buckel aufblitzte und die Spitze durch den Schild drang. Von der Gewalt des Wurfes und der Schwere des Speres waren beide niedergeworfen worden und Siegfried blutete aus dem Munde. Die Tarnkappe aber hielt ihn verborgen. Als ſie ſich wieder aufgerichtet hatten, faßte er den Schild, doch ſo, daß man glauben konnte, Gunther halte denſelben. Dann ſchwang er an Gunther's Statt den ſchweren Speer, wendete aber die Spitze nach hinten und ſchleuderte ihn mit dem nach vorn gewendeten Schafte auf Brunhilde. Er traf ſie mit ſolcher Gewalt auf ihr Gewand, daß ſie rücklings niederſtürzte. Doch ſprang ſie ſchnell wieder auf. Zornig faßte ſie nun den mächtigen Stein, ſchwang ihn kräftig und warf ihn weit vor ſich hin. Der Stein lag zwölf Klafter weit vor ihr. Dann ſprang ſie dem Steine nach und erreichte ihn mit einem Sprunge.

Jetzt ging König Gunther zu der Stelle, wo der Stein lag und faßte ihn an. Siegfried aber war ihm ungeſehen gefolgt, hatte zugleich mit ihm den Stein gefaßt und ſchleuderte ihn nun mit aller Macht von ſich. Zugleich faßte er ſo auch Gunthern um den Leib und ſprang mit ihm noch über die Stelle weg, wo er niedergefallen war. Er hatte ihn weiter geworfen als Brunhilde.

Dieſe ſtand aber beſtürzt und vom Zorn geröthet ſah ſie hin. Dort ſtand Niemand als König Gunther. Sie faßte ſich jetzt aber bald und ſprach laut zu ihren Frauen und Jungfrauen und zu ihren Recken: „König Gunther hat mich beſiegt. Kommt näher und zeigt Euch ihm

unterthan.“ Da legten die kühnen Helden ihre Waffen ab und naheten ihm, ſich ehrfurchtsvoll vor ihm beugend. Nach ihnen naheten ſich auch die Frauen und neigten ſich in Demuth.

Nun trat Gunther herzu, reichte Brunhilden ſeine Hand und führte ſie in den Palaſt zurück.

Siegfried aber hatte ſich eine kleine Weile entfernt, um ſeine Tarnkappe abzulegen und kehrte nun wieder ſichtbar zurück. Er ſtellte ſich, als wäre er die ganze Zeit abweſend geweſen und fragte: „Nun, bis wann werden denn die Spiele abgehalten werden? Wollt Ihr ſie nicht endlich beginnen?“ Da antwortete Brunhilde: „Ei, Herr Siegfried, wie kommt das, daß Ihr nicht wiſſet, wie König Gunther mich ſchon beſiegt hat?“ „Er war nicht hier,“ nahm Hagen das Wort, „er war nach dem Schiffe hinab gegangen.“ — „Nun, das iſt ja eine ſehr erfreuliche Nachricht,“ ſagte Herr Siegfried. „Hat mein Herr und König den Sieg errungen, ſo werdet Ihr uns alſo nach dem Rheine begleiten?“

Sie machte keine Einwendung dagegen, doch glaubte ſie vorher ihre Freunde, Verwandte und Mannen von dem wichtigen Ereigniſſe benachrichtigen zu müſſen, und ſandte Boten aus, um dieſe alle einzuladen. Das gefiel aber wieder dem Herrn Hagen nicht, denn er fürchtete, wenn ſie ihre Mannen und Freunde erſt um ſich verſammelt habe, ſo wären ſie mit dem Könige verloren. Er mißtrauete ihrer ruhigen Ergebung.

Da tröſtete ihn aber Siegfried. „Sei ohne Sorge,“ ſprach er dagegen. „In kurzer Zeit will ich wenigſtens tauſend der allerbeſten Degen zu unſerer Hülfe herbeiführen.“ Er machte ſich ſogleich auf, trug ihm auf, der Königin zu ſagen, er ſelbſt hätte ihn abgeſendet und er werde in den nächſten Tagen wieder zurückkommen.

Zwölftes Abenteuer.

Brunhilde zieht mit Gunther an den Rhein.

Mit ſeiner Tarnkappe auf dem Kopfe, von Niemand geſehen, machte ſich Herr Siegfried ſogleich auf, ging zu dem Strande und beſtieg ſein Schiff. Ungeſehen führte er es von dannen, und wer das Schiff ohne Steuermann dahinfahren ſah, ſtaunte und glaubte wohl, ein ſtarker Wind habe es vom Ufer losgeriſſen, und es treibe nun, ein Spiel der Wellen, dahin. Siegfried aber, der es führte, ruderte mit aller Kraft und kam in einem Tage und in einer Nacht bis in das Nibelungenland, wo

er den großen Schatz beſaß. Er legte da an einem Werder an, band ſein Schiff feſt und beſtieg eine nahe Anhöhe, auf der eine Burg ſtand.

Als er an die Pforte gelangte, war ſie verſchloſſen. Er pochte einigemal an. Bald hörte er eine rauhe Stimme drinnen rufen: „Wer pocht ſo ungeſtüm an das Thor?“ „Aufgemacht!“ rief er, „ich bin ein fremder Recke, vom Wege müde und ſehne mich nach einem guten Nachtlager.“ — „Was?“ rief die grobe Stimme von drinnen, „hier iſt keine Herberge! Packe Dich weiter!“ Siegfried klopfte aber nun noch ſtärker und rief: „Mache auf!“ „Gut! ich will öffnen,“ ſagte die Stimme innen. „Aber Du wirſt es bereuen, daß Du mich zwingſt, das Thor zu öffnen.“

Mit dieſen Worten ging das Thor auf, aber drinnen ſtand ein rieſenmäßiger Burſche, ganz gewaffnet, den Helm auf dem Haupte, einen tüchtigen Schild am Arme, und in der Hand hatte er eine lange eiſerne Stange, die er rechts und links umher ſchwang, daß er den ganzen Eingang damit vertheidigte. „Nun ſo komme denn herein!“ rief er. „Haſt Du noch Luſt, hier zu herbergen?“ — „Freilich habe ich das!“ verſetzte Siegfried, zog ſein Schwert und drang auf ihn ein. Und Beide, der Rieſe und Siegfried, kämpften lange mit einander, daß man das Getöſe der Waffen, das harte Auftreten und die drohenden Stimmen der Kämpfenden in der Burg vernahm. Zuletzt unterlief Siegfried den Rieſen, als er gerade mit ſeiner Eiſenſtange wieder zu einem neuen Schlage ausholte, packte ihn um den Leib und warf ihn auf das Pflaſter des Eingangs hin.

Kaum lag der Rieſe ſo ſtöhnend am Boden, ſo band ihn Siegfried an Händen und Füßen, daß er ſich nicht mehr rühren konnte. Darüber brüllte er lauter als ein Ochſe und ſchrie: „Herr Alberich! Herr Alberich! komm und hilf Deinem Pförtner.“ Da kam der Zwerg Alberich aus der Burg heraus, und als er ſeinen Pförtner gebunden da liegen ſah, prüfte er nicht lange, wer der fremde Ritter wäre. Er hatte eine ſchwere Geißel mit ſieben ſtarken Lederſchnüren, an deren jeder vorn eine ſchwere goldene Kugel hing. Mit dieſer ſchlug er ſo kräftig auf Siegfried los, daß dieſer ſich ſeiner kaum zu erwehren vermochte; denn er ſuchte ſeinen Dienſtmann doch zu ſchonen, obgleich er ſich gegen ihn vertheidigen mußte. Endlich packte er den greiſen Zwerg bei ſeinem Barte und zauſete ihn ſo tüchtig, daß er laut aufſchrie: „Laß mich gehen! Laß mich gehen! Wenn ich nicht durch einen Eid verflichtet

wäre, keinem andern Helden, als meinem Herrn zu dienen, ſo wollte ich ja Alles thun, was Du von mir verlangen magſt.“

Siegfried gab ihm aber keine Antwort, ſondern band ihn ebenſo, wie er den Rieſen gebunden hatte. Aber der Zwerg ſchrie fort und fort: „Ich glaube, Ihr ſeid der leibhafte Satan! ſagt mir doch, wie Ihr heißt.“ Da lachte Siegfried und ſagte: „Kennſt Du Deinen Herrn denn nicht mehr? Ich heiße Siegfried.“ — „Siegfried?“ fragte der Zwerg. „Nun habe ich doch gründlich erfahren, daß Ihr mit Recht der Nibelungen Herr ſeid. Befehlt, Herr, was ich thun ſoll.“

Da gebot ihm Siegfried, er ſollte ſich ſchnell aufmachen und ihm tauſend tüchtige Nibelungenhelden herbeiſchaffen. „Aufmachen?“ fragte Alberich. „Macht mir erſt wieder die Feſſeln los.“ Er löſete ihm die Bande und der Zwerg brachte in kurzer Zeit wohl dreißigtauſend Recken herbei, aus welchen ſie nun tauſend auswählten, die ſie für die Tüchtigſten hielten. Sie hatten gute Roſſe und reiche Gewande und kamen mit Siegfried.

Eines Morgens ſtand Brunhilde mit dem Könige vom Rheine auf der Zinne eines der Thürme auf ihrer Burg. Da fragte ſie: „Wer mögen die ſein, die dort mit weißen Segeln über das Meer herkommen?“ — „Das ſind meine Mannen,“ antwortete Gunther. „Ich hatte ſie auf der Fahrt zurückgelaſſen. Nun habe ich ſie beſchickt, daß ſie herkommen, und uns auf der Heimfahrt nach meinem Lande begleiten.“ Sie gingen den Kommenden an den Strand entgegen und die Königin begrüßte zuerſt Siegfried, dann die Mannen. Sie ließ allen gute Herberge geben und ſie aufs beſte bewirthen. Nach ihrem Wunſche theilte ſodann Dankwart in ihrem Namen von ihrem Gute reiche Geſchenke an Alle aus, dann ließ ſie noch viele Kiſten mit Goldgeſchmeide und ſeidenen Gewanden einpacken, die ſie in König Gunther's Land durch ihre Kämmerer austheilen laſſen wollte, beſtellte dann ihrer Mutter Bruder, daß er in ihrem und Gunther's, ihres künftigen Gemahls, Namen als Vogt die Herrſchaft über ihr Land verwalte und nahm, nachdem ſo Alles aufs Beſte beſtellt war, Abſchied von ihren zurückbleibenden Verwandten und Freunden und begab ſich mit einer großen Begleitung dienender Frauen und Jungfrauen und einem ſehr zahlreichen Gefolge ihrer Mannen mit Gunther und Siegfried nebſt ihren Begleitern auf die Reiſe nach Worms am Rheine.

Dreizehntes Abenteuer.

König Gunther bringt seine künftige Gemahlin nach Worms.

Sie waren neun Tage schon auf der Fahrt, da trat Hagen zu dem Könige und sprach: „Frau Ute und Eure Schwester Chriemhilde haben nun so lange Zeit keine Botschaft von Euch erhalten und sind doch gewiß in großen Sorgen, ob Ihr Euer gewagtes Unternehmen glücklich ausgeführt habt, oder ob Ihr gar unterlegen und nicht mehr am Leben seid. Auch scheint es angemessen, da man, ehe Ihr und Eure künftige Gemahlin ankommt, zu Hause etwas davon wisse, damit man Euch einen würdigen Empfang bereite. Darum meine ich, Ihr sollet eine Botschaft vorausſenden, um ihnen die frohe Nachricht von Eurer glücklichen Heimkehr zu verkünden.“ König Gunther bestimmte darauf sogleich, daß Siegfried mit einem kleinen Gefolge vorausreiten und ihre nahe Ankunft anmelden sollte. So nahm dieser Urlaub und machte sich mit vierundzwanzig der edlen Recken in seinem Gefolge auf die Reise.

Als er endlich in Worms eintritt, da verbreitete sich schnell durch die ganze Stadt das Gerücht, daß er ohne den König Gunther zurückgekehrt sei, und darum beklagte man den Verlust des bei dem Volke so beliebten Herrn. Als sie im Burghofe von ihren Rossen gestiegen waren, kamen schnell die Brüder Gernot und Giselher herbei und fragten mit Betrübniß: „Wo habt Ihr unsern Bruder Gunther gelassen?“ — „Lasset Eure Angst,“ versetzte darauf Herr Siegfried. „Euern Bruder verließ ich ganz gesund. Er hat mich vorausgesandt, um Euch seine baldige Ankunft zu melden und Frau Uten und der holden Chriemhilde seine weitern Aufträge auszurichten.“

Giselher eilte nun, ihn seiner Mutter und Schwester zu melden und führte ihn alsbald bei ihnen ein. Er gab ihnen Nachricht von dem Siege, den König Gunther errungen, und wie er sich dadurch Brunhilden zur Gemahlin gewonnen; auch daß er wünsche, es möchten Frau Ute und seine Schwester, sowie die Brüder, ihnen einen freundlichen Empfang bereiten. Dazu waren sie Alle gern bereit und nun wurden allenthalben Vorkehrungen zu dem festlichen Empfange gemacht. Alle Edeln des Hofes und die gesammte Dienerschaft bemühten sich in freudigem Wetteifer. Handwerksleute aller Art wurden aufgeboten, den Palast aufs Prächtigste auszuschmücken. Die königlichen Frauen wählten ihre schönsten und kostbarsten Gewande und ihre dienenden Frauen und Jungfrauen

ſuchten ebenſo ihren beſten Staat hervor. Die ſchönſten Roſſe wurden aus den königlichen Ställen herbeigeführt und mit goldgeſtickten Sätteln und mit Edelſteinen beſetzten Zäumen geſchirrt. Bei allen dieſen Vorbereitungen herrſchte viel Scherzen und Lachen, denn alle waren frohgemuth und ſahen mit Freude den Feſtlichkeiten entgegen, die man bei dem Einzuge des königlichen Paares und nachher noch erwartete.

Endlich kam der König mit ſeinen Gäſten an. Die Schiffe mit dem großen Gefolge der Königin von Iſenland und die mit den Nibelungenhelden, die Siegfried gebracht, deckten, als ſie herannaheten, beinahe den ganzen Rheinſtrom. Als ſie ſich dem Ufer naheten, begrüßten ſie von den Schiffen aus Die, ſo auf dem Strande zu ihrem Empfange bereit ſtanden, mit lautem Jubelgeſchrei. Ein gleicher Jubelgruß erſcholl vom Lande aus ihnen entgegen.

Da ritt auch heraus Frau Ute, begleitet von Ortwein von Metz, dann Schön-Chriemhild, die der Herzog Gere bis an das Burgthor begleitet hatte; hier aber mußte er Herrn Siegfried an ihrer Seite reiten laſſen.

Des Königs Schiff legte nun zuerſt am Strande an und Gunther führte Brunhilden an ſeiner Hand heraus und ſtellte ſie Frau Uten und ſeiner Schweſter als ſeine künftige Gemahlin vor. Dieſe waren indeſſen von ihren Roſſen abgeſtiegen und empfingen ſie mit herzlicher Umarmung und Küſſen. Auch das Gefolge ſtieg ans Land und die Ankommenden wurden von den Einheimiſchen freundlich und herzlich bewillkommt. Bald waren Alle in frohem und freundlichem Verkehr mit einander. Rings umher waren an den Ufern des Rheines Zelte aufgeſchlagen, wo man ſich ausruhete und Erfriſchungen ausgetheilt wurden. Erſt gegen Abend hielt man den feierlichen Einzug in die Stadt und den königlichen Palaſt. Und alles Volk begrüßte ſie mit Jubel und freudigem Zurufe.

In dem großen Saale und den anſtoßenden vielen Gemächern waren überall Tiſche gerüſtet mit köſtlicher leckerer Speiſe und die Schenktiſche prankten mit hohen ſilbernen und goldenen Kannen voll des köſtlichen Weines vom Rheine.

Ehe man ſich aber zum Feſtmahle niederſetzte, wurde von den Kämmerern das Waſſer zur Reinigung der Hände in goldenen Becken umhergetragen. Bevor jedoch der König das Waſſer annahm, trat Siegfried herzu und mahnte ihn an ſein gegebenes Wort, wodurch er ihm ſeine Schweſter zur Gemahlin verſprochen, wenn er glücklich mit Brunhilden in ſeine Burg zurückkehre. Gunther antwortete ihm: „Wohl,

wohl! Du haſt wohlgethan, daß Du mich mahneſt. Nein, ich will nicht eid- und wortbrüchig werden! Was ich verſprochen, das halte ich."

Und er hieß ſogleich Schön-Chriemhild vor ihn herzutreten in den Kreis der umherſtehenden Ritter, und ſprach zu ihr: „Liebe Schweſter, ich habe einen Eid geſchworen, den Du nur löſen kannſt. Ich habe Dich einem edlen Recken zur Gemahlin verſprochen. Wirſt Du ihn nun wohl zum Gemahl nehmen, wie ich gelobt habe?" Chriemhilde verſtand wohl, welchen Recken er meinte und folgte erröthend, als er ſie durch einen Wink neben Siegfried berief. Auch Siegfried erröthete, als er ſich vor ihr neigte. König Gunther fragte ſie hierauf: „Nimmſt Du willig und ohne Zwang dieſen tapfern Ritter zum Gemahle?" Sie antwortete: „Ich gelobe es gern." Auch Siegfried gelobte, ſie als ſeine Gemahlin zu lieben und zu ehren. Nun gab er ihr vor allen Rittern und Edeln den Verlobungskuß und führte ſie zur Tafel, daß ſie neben ihm ſitzen mußte unter den Mannen des Königs.

Der König ſaß an Brunhildens Seite und gewahrte, daß ſie traurig nach dem Tiſche hinüberſah, wo die Verlobten ſaßen, und daß ſogar einige Thränen über ihre Wangen herabträufelten. Da fragte er beſorgt: „Was fehlt Euch, edle Frau? daß Ihr ſo betrübt ſcheint. Mir dünkt, Ihr hättet Urſache, Euch zu freuen; bald ſeid Ihr Königin dieſes Landes, und Land und Leute werden Euch unterthan ſein."

„Ich habe Eure ſchöne Schweſter ſo lieb gewonnen, ſeit ich ſie ſah," antwortete ſie, „und halte dafür, daß ſie würdig wäre, die Zierde eines Königshofes zu ſein. Nun habt ihr ſie aber Euerm Dienſtmanne zur Gemahlin verlobt. Solche Ehe iſt aber eine ſchmähliche Erniedrigung, in die Ihr ſie dadurch bringet. Darum vergieße ich Thränen des Mitleids mit ihrem Looſe."

„Ach, laßt Euch das nicht leid ſein," verſetzte er. „Ich will Euch ſpäter einmal ſagen, warum ich meine Schweſter dem Siegfried zur Gemahlin gegeben. Sie wird mit dieſem Recken gewiß ganz glücklich leben. Wiſſet, er hat Land und Burgen ſo viel und groß und iſt ein König, wie ich."

Vierzehntes Abenteuer.

Das doppelte Hochzeitsfeſt.

Am andern Tage wurde die Trauung des Königs Gunther mit Brunhilden, und Siegfried's mit Chriemhilden im Münſter vollzogen. Der Kirchgang war mit aller Pracht angeordnet und alle Ritter und Frauen des Hofes waren dabei in ihrem feſtlichen Gewande zugegen. Dann wurden allerlei ritterliche Spiele abgehalten, wobei auch die Frauen und Jungfrauen als Zuſchauerinnen gegenwärtig waren. Am Abend verſammelten ſich wieder Alle zum feſtlichen Mahle in den Sälen und Hallen der Burg und man blieb zuſammen bis ſpät in die Nacht.

Als aber die Gäſte ſich entfernt hatten und der König mit ſeiner Gemahlin in ihrem Gemache war, da verlangte Brunhilde, daß er ihr nun ſagen ſollte, warum er ſeine königliche Schweſter dem Siegfried zum Weibe gegeben, der doch immer nur ſein Dienſtmann und Vaſall wäre, und ihm unterthänig ſein müſſe, wie er ſich auch bisher nach ſeinen Befehlen gerichtet habe. König Gunther verſuchte aber, ſie auf andere Gedanken zu bringen, und verſprach, wie vorher, ihr darüber einmal ſpäter Auskunft zu geben. Sie aber beharrte feſt auf ihrem Willen. „Soll ich Eure Gemahlin ſein, ſo dürft Ihr kein Geheimniß vor mir haben, und ſo lange Ihr es mir verſchweigt, ſo lange bin ich nur die Königin von Iſenland, aber nicht des Burgunderkönigs Frau.“ Er gab ihr gute Worte, wollte ihr die Hand reichen und ſie beſänftigen, ſie ward aber immer ſtrenger und wilder und verlangte, das Geheimniß zu erfahren. Sie ſchlug ihm die dargereichte Hand mit der ihrigen ſo gewaltig hinweg, daß er heftigen Schmerz davon empfand. Das ärgerte ihn. „Soll ich mich von einer Frau ſchlagen laſſen?“ ſprach er, „das ertrage ich nicht! Das muß geſtraft werden!“ Er wollte ihr beide Hände ergreifen und feſt halten, aber ſie entwand ihm die Arme mit ſolcher Gewalt, daß er noch mehr gereizt wurde. Er wollte ſie umfaſſen und niederbeugen; aber ſie packte ihn um den Leib und rang mit ihm, wer den Andern niederwerfen könne. Er war nicht im Stande ihrer Stärke zu widerſtehen und lag bald nicht gar ſanft auf dem Boden. „Wollt Ihr mir jetzt ſagen, was ich erfahren will?“ fragte ſie. Sein Zorn, daß er einer Frau unterliegen ſollte, gab ihm die Kraft, ſich ſchnell wieder auf ſeine Füße zu ſtellen. Nun griff er ſie von Neuem an, aber Alles war vergeblich. Gegen die Stärke Brunhildens unterlag er, wie ein Kind.

Sie fragte wiederholt, ob er ihr nicht mittheilen wolle, was sie zu wissen verlange. Auf seine wiederholte Weigerung packte sie ihn wieder an, warf ihn noch unsanfter auf die Erde, als vorher, löste schnell, ehe er sich besinnen konnte, einen Gürtel, den sie um den Leib trug, los und band ihm damit die Füße und Hände so fest, daß er sie nicht mehr bewegen konnte; dann nahm sie ihn vom Boden auf und hängte ihn so gebunden an einem starken Kleiderhaken an der Wand auf.

„Brunhilde! liebe Brunhilde!“ stöhnte er in seinem Zorn und Schmerz, „laß mich los!“ „Nein,“ antwortete sie, „dort magst Du bis zum nächsten Morgen hängen!“ Und sie wandte sich von ihm und ging in ihr anstoßendes Schlafgemach.

Der arme König Gunther brachte eine trostlose Nacht zu. Bei den festen Banden, die ihm Hände und Füße zusammenschnürten und die sich durch seine Schwere noch fester zusammengezogen hatten, litt er große Schmerzen. Da war denn an einen erquickenden Schlaf gar nicht zu denken. Er stöhnte vor Schmerz und rief seiner grausamen Gemahlin mit Bitten und Flehen, sie sollte ihn doch befreien. Allein sie blieb ruhig in ihrem Schlafgemach und that, als höre sie ihn gar nicht.

Erst als der Morgen grauete, kam sie endlich heraus und hängte ihn ab und löste ihm seine Bande. „Ich will Euch, Herr König, doch nicht so vor dem Gesinde beschimpfen, daß sie Euch in solchem Stande der Erniedrigung finden, wie ein ungebrauchtes Kleid, das man an dem Nagel hängen läßt.“ Mit diesen Worten öffnete sie zuletzt die Thüre und entließ ihn, indem sie ihm noch nachrief: „Diese Nacht wird Euch hoffentlich in Gedanken bleiben. Denkt aber auch daran, daß die nächste nicht besser sein wird.“

Am nächsten Morgen ging man in den Münster, wo die Messe gesungen wurde. Der König, Brunhilde, auch Siegfried mit seiner Gemahlin waren da und viele Ritter und Frauen. In dem Gedränge kamen Gunther und Siegfried zusammen und Siegfried fragte ihn heimlich: „Wie geht's? Ihr seht nicht fröhlich aus. Was fehlt Euch? Ihr seid gewiß unwohl.“ — „Kein Wunder wär's,“ versetzte König Gunther, „wenn ich unwohl wäre. Was habe ich für eine Nacht zugebracht! Ich habe geglaubt, ich hätte mir eine edle königliche Jungfrau zur Gemahlin erwählt, aber einen Teufel habe ich mit heimgebracht. Denke nur! Sie hat mir Hände und Füße zusammengebunden und mich dann an einem Nagel hart an der Wand aufgehängt und ließ mich da seufzen

bis an den Morgen. Und für die nächste Nacht habe ich gleiches Schicksal zu erleiden. Sie hat mir's schon angekündigt."

„Nun, nun!" versetzte Siegfried, „ich sehe schon, da muß Dir Dein Dienstmann wieder helfen. Du sollst heute Nacht nicht wieder am Nagel hängen. Trau auf mein Wort, ich helfe Dir. Wir machen's wieder, wie dort bei dem Wettspiel, wodurch Du sie gewannst. Meine Tarn- oder Nebelkappe wird da wieder ihre Dienste leisten müssen. Wenn sie in dem Gemache ist, so gehe Du nur ganz beherzt zu ihr, rede freundlich mit ihr und sorge nur, daß Du die Lichter auslöschest. Dann laß sie auch den Streit wieder anfangen und gib ihr nicht nach. Thue Du nur so, als ob Du mit ihr kämpftest, aber ich werde sie indessen gewiß bezwingen. Sie soll zahm gemacht werden. Und ist sie zahm geworden, dann schleiche ich mich wieder unsichtbar fort und lasse Dich in Frieden bei ihr."

Wie er geredet, also geschah es. Als die Nacht gekommen war und Alle in dem Palaste zur Ruhe gingen, war auch Brunhilde wieder in ihre Gemächer zurückgekehrt. König Gunther folgte ihr. „Wie?" fragte sie ihn, „hat Dir Deine Schlafstelle in der letzten Nacht so gefallen, daß Du wiederkommst? Ich meinte, Du hättest, während Du an dem Nagel hingst, vernünftigere Gedanken bekommen. Oder hast Du Dich besonnen und willst mir endlich Dein Geheimniß mittheilen?" Er hatte sich inzwischen den Lichtern auf dem Tische genähert und löschte sie aus. „Nun, was soll das bedeuten?" fragte sie. „Glaubst Du im Dunkeln stärker zu sein?" — „Nein!" antwortete er. „Es scheint mir nur vertraulicher in dem Dunkel. Da geht es leichter, wenn man von Geheimnissen sprechen will." „Aha!" rief sie. „Also hast Du Dich besonnen? Aber ich will nun Dein Geheimniß gar nicht mehr erfahren. Auch nahm ich es gestern nur zum Vorwande. Nein, damals, als Du mir in den Wettspielen den Sieg abgewannst, habe ich mir das stille Gelübde gethan, daß ich keinen Mann als meinen Gemahl erkennen wollte, wenn er nicht im Stande ist, mich selbst im Kampfe zu bezwingen. Du hast es versucht und bist unterlegen, darum werde ich nächster Tage mit meinen Mannen und Frauen wieder aufbrechen und nach meinem Lande zurückkehren."

Während sie so sprach, war Siegfried, durch die Tarnkappe unsichtbar, eingetreten und hatte Gunthern seine Gegenwart merken lassen, was diesem nun den Muth gab, ihr zu antworten: „Du hast mich gestern überrascht und darum durch Deine in der That ungewöhnliche Stärke bezwungen. Da ich nun Deine Stärke kenne, wird sie mich nicht über-

raſchen, und ich bin bereit, noch einmal den Kampf mit Dir zu wagen.“ „Es ſei!“ antwortete ſie. „Bezwingſt Du mich heute, ſo verſpreche ich, Dir künftig eine treue und gehorſame Ehefrau zu ſein und Dich als Herrn und Gemahl anzuerkennen und zu ehren.“ — „So wünſche ich es nur!“ ſprach er. „Fangen wir alſo den Kampf gleich an.“

Nach dieſen Reden ward Brunhilde von zwei Armen gepackt und ein Mann rang mit ihr, um ſie zu Boden zu werfen. Es gelang ihm aber nicht. Sie ſtand feſt auf ihren Füßen, wie er auch, und drängte ihn und trug ihn halb in die Ecke zwiſchen die Wand und einen Schrank. Das war aber der unſichtbare Herr Siegfried, der alſo mit ihr kämpfte. Doch regte ſich nun auch der Zorn bei ihm, daß ihm eine Frau den Sieg beinahe abgewinnen wolle. „Sollte ich die Schmach erleiden, daß ein Weib mich beſiegte?“ ſprach er bei ſich, und drängte ſie wieder zurück. Da trug ſie ihn wieder einige Schritte und warf ihn mit großer Gewalt nieder, daß er mit dem Kopfe gar hart an einen Schemel fuhr. Er raffte ſich aber doch ſogleich wieder auf und packte ſie mit ganzer Kraft und legte ſie auf den Boden. Sie hielt ihn aber ſo feſt, daß er mit ihr niederfiel. Da griff ſie auf die Seite und wollte ihren Gürtel wieder ablöſen, um ihn zu binden. Der unſichtbare Kämpfer merkte das aber und faßte ihre Arme und bog ſie ſo zurück, daß ſie knackten. Alsbald ergriff er auch den Gürtel und riß ihr dieſen vom Leibe, und da er zugleich im Ringen einen Fingerring an ihrer Hand fühlte, zog er ihr auch dieſen ab.

Da hatte ſie plötzlich ihre ungewöhnliche Stärke verloren. „Gunther,“ rief ſie, „Du haſt mich beſiegt. Ich bin fortan Dein gehorſames Weib. Mit dem Ringe habe ich meine Kraft verloren.“ Gunther hatte, während ſie mit Siegfried kämpfte, nichts gethan, ſondern nur zuweilen ſeine Stimme in einem Ausrufe hören laſſen. Jetzt nahete er ſich und reichte ihr die Hand, indem er ſagte: „Alſo ſind wir jetzt Freunde und laſſen künftig jeden Kampf.“ — „So ſei es!“ antwortete ſie. Und was ſie verſprochen, das hielt ſie auch in der Folge.

Siegfried aber ſchlich ſich ungeſehen aus dem Gemache, nahm aber den Gürtel und den magiſchen Ring mit ſich.

Am nächſten Morgen war der König und mit ihm Alle wohlgemuth. Die Feſtlichkeiten wurden von Neuem begonnen und dauerten vierzehn Tage, und während aller dieſer Zeit herrſchte ein fröhliches und luſtiges Treiben an dem Königshofe zu Worms. Der König ließ dabei an manche der Edeln reiche Geſchenke austheilen, aber auch der Bedürftigen im Volke wurde gedacht. Sie empfingen mehr, als ſie er-

wartet und ſich erbeten hatten. Alle ſchieden zufrieden und vergnügt, und wer zugegen geweſen war, erinnerte ſich noch in ſpäten Tagen mit großer Freude der ſchönen Tage des Feſtes.

Fünfzehntes Abenteuer.

Siegfried's Heimfahrt mit Chriemhilden.

Auch Siegfried gedachte nun mit ſeiner werthen Gemahlin nach ſeinem Niederlande abzureiſen. Da wollten König Gunther und ſeine Brüder das väterliche Erbe theilen, um auch Chriemhilden ihren Antheil an dem Lande und den Burgen zukommen zu laſſen. Davon wollte aber Siegfried nichts wiſſen. Er ſprach zu ihnen: „Gott ſegne Euch Euer väterlich Erbe, aber meine Chriemhilde kann ganz wohl den Theil entbehren, den Ihr ihr geben wollt. Sie wird fortan in meinem Lande die Krone tragen und wird reicher ſein, als irgend Jemand auf Erden.“ Aber Frau Chriemhilde ſagte: „Wenn Ihr mein Erbe meinen Brüdern überlaſſen wollt, ſo wende ich dagegen nichts ein. Doch anders iſt es mit den burgundiſchen Degen. Von dieſen fordere ich meinen Antheil.“ Ihre Brüder waren dazu bereit und Gernot ſprach: „Wir haben hier dreitauſend Recken; von dieſen wollen wir Dir tauſend Mann abgeben, die Du als Deine heimathlichen Dienſtmannen behalten magſt. Du wirſt unter ihnen Viele finden, die gern mit Dir ziehen.“

Da ſchickte ſie zuerſt zu Hagen von Troneg und ließ ihn auffordern; Hagen aber antwortete im Zorn: „Will uns der König an einen andern Herrn verſchenken? Wir erkennen keinen andern Herrn, und wollen nur bei dem beharren, dem wir bisher gedient haben.“ Frau Chriemhilde beſtand darum nicht auf ſeiner Begleitung, ſondern wählte nun fünfhundert Mannen, die ihr unter der Führung des Grafen Eckewart folgten. Von ihrer weiblichen Dienerſchaft nahm ſie nur zweiunddreißig Frauen mit.

Nach einem herzlichen Abſchiede von allen ihren Verwandten und Freunden zogen ſie endlich ihrer Heimath im Niederland entgegen. Sie ſchickten eine Botſchaft an König Siegmund voraus, und als dieſer und Frau Siegelinde hörten, daß ihr geliebter Sohn mit ſeiner jungen Gemahlin komme, da herrſchte große Freude am Königshofe. Frau Siegelinde reichte in ihrer Freude den Boten ſchöne Gewande von Sammet und beſchenkte ſie mit Silber und Gold. Und der alte Siegmund ſprach:

„Chriemhilde ſoll die Krone tragen und mein Sohn, der edle Siegfried, muß fortan als König im Lande herrſchen.“

Sie konnten aber die Ankunft des Zuges nicht erwarten. Frau Siegelinde ritt ihnen mit einem zahlreichen Gefolge ſchöner Frauen und edler Ritter eine ganze Tagereiſe weit entgegen. Bei ihrer Ankunft in Xanten wurden ſie von Allen, beſonders von Siegmund aufs Herzlichſte bewillkommt. Sie und ihr Gefolge wurden in den Königsſaal geladen. Die Ritter erhielten ſogleich viel köſtlichere Gewande, als ſie bisher getragen. Auch die dienenden Frauen erhielten außer den köſtlichen Kleidern noch ſchöne Borten, in welche reichlich edle Steine eingewirkt waren.

Hier wiederholte König Siegmund nochmals feierlich: „Von heute an lege ich die Herrſchaft über mein Königreich in die Hände meines Sohnes Siegfried.“ Und alle Ritter und Edle und alle dienenden Mannen und Frauen huldigten freudig dem jungen Könige.

Von nun an herrſchte Siegfried als König über Niederland und über das Nibelungenland, und alle ſeine Untergebenen liebten und ehrten ihn als gerechten Richter und milden Herrſcher. Sein Ruhm verbreitete ſich weit und breit und ſo lebte er mit ſeiner Gemahlin glücklich zehn Jahre. Im Laufe der Zeit hatte ſich ihr häusliches Glück noch durch ein Söhnlein vermehrt, dem er in der Taufe den Namen Gunther beilegen ließ. Gott hatte aber eine ſchwere Trauer über ihn verhängt, indem er ſeine treue Mutter, Frau Siegelinde von ihm nahm.

König Gunther und ſeine Gemahlin Brunhilde lebten indeſſen auch in Glück und Eintracht am Rheine und auch ſie waren durch die Geburt eines Söhnleins beglückt, dem ſie den Namen Siegfried beilegten.

Eines Tages ſprach Frau Brunhilde zu ihrem Gemahle: „Ich muß in dieſen Tagen ſo viel an Deine Schweſter denken und an Siegfried, Deinen Dienſtmann. Der hat gute Ruhe vor Dir gehabt und Dir wenige Dienſte gethan in den zehn Jahren, die er nun ſchon abweſend iſt. Ich möchte doch Chriemhilde wieder einmal ſehen.“ Auch Gunther meinte, es wäre ſchön, wenn ſie wieder einmal an den Rhein kämen. „Aber,“ fügte er hinzu, „ich kann dem Siegfried nicht zumuthen, die weite Reiſe zu uns zu machen.“

Da fuhr aber Brunhilde hoffärtig auf und rief: „Nun ich meine, der Dienſtmann eines Königs müſſe dem Rufe folgen, wenn ihn ſein

Herr zu ſich ladet, wäre er auch noch ſo reich und lebe er noch ſo weit entfernt.“ Aber König Gunther lächelte über ihre Rede, denn er wußte wohl, daß die Dienſte, die ihm Siegfried erwieſen, nicht Pflichtdienſte, ſondern freundliche Gefälligkeiten geweſen. Sie aber fuhr fort, ihn zu bitten und zu drängen, daß er doch Herrn Siegfried und Chriemhilden zu ſich berufen möchte. Auch in den nächſten Tagen ließ ſie nicht ab und lag ihm ſo lange an, bis er ihr endlich verſprach, ihren Wunſch zu erfüllen. Er beauftragte deshalb dreißig ſeiner Mannen, nach Xanten zu reiſen und den ſtarken Siegfried und ſeine Schweſter zu bitten, daß ſie doch Beide an den Rhein kommen möchten, und zwar noch vor der nächſten Sonnenwende. Auch den König Siegmund ließ er grüßen und Frau Chriemhild noch ganz beſonders einladen.

Die Boten beeilten ſich und erreichten endlich nach drei Wochen die Nibelungenburg, wo ſie den jungen König fanden. Herr Gere hatte die Botſchaft geführt, und als er vor den König und die Königin kam, lud ihn Siegfried ein, ſich niederzuſetzen. Doch er bat, zuvor ſeine Botſchaft ausrichten zu dürfen. Zuerſt überbrachte er die beſten Grüße von Gunther und Brunhilden, von Frau Uten und Gernot und Giſelher, dann aber die Einladung zu einem Beſuch und zu Feſtlichkeiten am Rheine, die ihnen zu Ehren gefeiert werden ſollten.

König Siegfried ließ die Boten nun gaſtlich bewirthen und berieth ſich darauf mit ſeinen vertrauteſten Rittern, und dieſe riethen ihm, wenn er die Reiſe unternähme, ſo möchte er doch tauſend ſeiner Recken mitnehmen. Das hörte ſein Vater Siegmund und ſprach: „Wollt Ihr zu einem Feſte nach dem Rheine reiten, ſo reite ich mit und nehme zur Verſtärkung der Schaar noch hundert von meinen Degen mit.“

Reich beſchenkt kehrten die Boten zurück. Als ſie aber vor dem Palaſte von ihren Pferden ſtiegen, drängte ſich Jung und Alt herzu und wollte von ihnen erfahren, was ſie für Botſchaften mitbrächten. Herr Gere aber wies ſie zurück und ſprach: „Laßt mich ſie zuerſt dem Könige ſagen, dann werdet ihr ſie ſchon erfahren. Als er aber nun vor den König und ſeine Verwandten gebracht wurde, da überſchütteten ihn dieſe mit Fragen, wie er aufgenommen worden, wie er ſie angetroffen, ob ſie der Einladung Folge geben würden, und ob auch Frau Chriemhilde mitkomme; ob ſie noch gut ausſehe und dergleichen. Auch die Geſchenke, die ſie empfangen, mußten ſie vorzeigen und bewundern laſſen. Da ſprach Hagen von Troneg: „Ei nun, der König von Niederland mag ſchon reiche Geſchenke geben. Er iſt gar nicht im Stande, ſeine Schätze all zu verſchwenden. Der Nibelungenhort iſt ja in ſeinen Händen.“

Als die Nachricht von dem bevorstehenden Besuche bekannt wurde, da jubelten auch alle vom Gesinde. Und allenthalben wurde nun gerüstet, um die Gäste würdig empfangen zu können. Alles half da zusammen, Vornehme und Geringe, Herren und Frauen.

Nachdem Siegfried und Chriemhilde ihre Vorbereitungen zur Reise gemacht hatten, brachen sie endlich auf. Den kleinen Sohn aber ließen sie unter guter Pflege zu Hause, denn sie fürchteten, die Anstrengungen der weiten und beschwerlichen Reise möchten seiner zarten Jugend nachtheilig sein. Mit ihnen zog auch Herr Siegmund.

Als aber die Botschaft nach Worms kam, daß die erwarteten Gäste schon nahe seien, da rüstete man sich schnell zu ihrem Empfange. Alle Verwandte und ihr Gefolge eilten ihnen entgegen, bewillkommten sie, und führten sie nach der Königsburg. Alles war hier in festlichem Schmucke. Alle wurden aufs Beste bewirthet. Da schallten Posaunen und schmetterten Trompeten und erklangen liebliche Flöten, die Mundschenke schenkten aus silbernen und goldenen Kannen den köstlichen Wein vom Rheine. Die Ritter führten ergötzliche Ritterspiele auf und Spiel und Kurzweil herrschte zu jeder Stunde und aller Orten in der Burg und in der Stadt.

So dauerten die Festlichkeiten bis zum elften Tage.

Sechzehntes Abenteuer.

Frauenhader.

Eines Abends saßen die Frauen wieder beisammen und sahen den Ritterspielen in dem Hofe zu. Da wandte sich Schön-Chriemhild zu Brunhilden mit den Worten: „Das sind zwar wackre Recken, doch da ist mein Mann noch ein ganz andrer Held. Er ist so kühn und stattlich, ihm sollten hier alle Mannen und Reiche unterthan sein.“ „Ja, ja, das möchte sein,“ antwortete Brunhilde, „wenn nicht mein Gunther da wäre.“ — „Sieh nur einmal an, meinen Siegfried,“ fuhr Chriemhilde fort, „dort steht er eben. Gibt es einen herrlichern Recken? Wie schön und kräftig steht er da; er leuchtet vor den andern Recken hervor, wie der Mond vor den Sternen.“ — Frau Brunhilde warf ihr dagegen ein:

„Wie ſtattlich und biderb er auch ausſehen mag, ſo übertrifft ihn doch weit Dein edler Bruder, mein Gemahl!“ — „Ich habe ihn nicht ohne Grund gelobt,“ verſetzte Chriemhilde. „Mein Bruder Gunther iſt wohl auch ein tüchtiger Recke, aber mein Siegfried iſt gewiß ſein würdiger Genoſſe.“

Dieſes Wort griff aber nun in ihrem Eifer Brunhilde auf und fragte: „Genoſſe? Sein Dienſtmann, ſein Leibeigener iſt er ja. Habe ich es doch ſelbſt aus ſeinem eignen Munde gehört, als ſie damals nach Iſenland kamen.“ — „Aber meine Brüder würden mich doch nicht mit ihm verlobt haben, wenn er ein Leibeigener wäre,“ verſetzte Chriemhilde. „Sollte ich eines Eigenmannes Frau ſein? Ich bitte, unterlaſſe doch ſolche Rede.“

„Das kann ich nicht unterlaſſen,“ erwiderte Brunhilde. „Was wahr iſt, muß man doch ſagen dürfen.“ Von einer verletzenden Rede kam es weiter zu andern, und ſo geſchah es, daß ſich die beiden Königinnen bald einander ſchalten. Chriemhilde erklärte ihr endlich, ſie werde aller Welt zeigen, daß ſie nicht die Frau eines Leibeigenen ſei, und werde zum Beweis den Abend beim Kirchgange vor der Königin in den Münſter treten.

In Folge dieſes Zankes ſchieden ſich beide Königinnen und ihr Hofgeſinde, und als man zur Kirche ging, ſtand ſchon Brunhilde mit ihren Frauen vor dem Münſter. Das Volk wunderte ſich, daß ſie nicht, wie früher, mit einander gingen. Denn nun kam erſt Frau Chriemhilde mit ihren Frauen und ſie und ihre Dienerinnen waren alle in koſtbare Gewande gekleidet und feſtlich geſchmückt. Darüber ergrimmte Frau Brunhilde aufs Neue, vertrat ihr den Weg und rief laut: „Vor des Königs Gemahlin ſoll das Weib eines Leibeigenen nicht das Münſter betreten!“ Chriemhilde aber ſchalt dagegen: „Wodurch biſt Du Königin? Wenn mein Mann nicht geholfen hätte, ſo würde der Deinige in Deinem wunderlichen Wettſpiele nicht Sieger geworden ſein, und mein Bruder hing vielleicht noch an dem Nagel, an den Du ihn aufgehängt haſt.“ Brunhilde konnte ſolche Reden nicht ertragen, der Zorn preßte ihr Thränen aus.

Da ging Chriemhilde ſtolz an ihr vorbei mit ihren Frauen in das Münſter. Ihr folgte zwar Brunhilde. Dieſe hörte aber nichts vom Geſange, nichts vom ganzen Gottesdienſt, der ihr nur allzulang vorkam. Denn der Haß kochte in ihrem Herzen. Sie konnte kaum erwarten, bis ſie wieder ins Freie kam. Sie wollte hier durchaus ihren Zank fortſetzen und ihrem Zorne Luft machen.

Sie trat darum ſchnell vor das Münſter heraus und blieb dann vor der Thüre ſtehen. Und als nun Chriemhilde herauskam, trat ſie ihr entgegen und rief ihr zu: „Halt! Stehe mir nun Rede: wie hat Siegfried meinem Manne geholfen?“ „Frage ihn nur ſelbſt,“ war die Antwort. „Er hat die Lanze geſchwungen, er hat den Stein geworfen und hat, Deinen Mann im Arme, den Sprung bis zum Steine gemacht.“ „Das iſt eine Lüge!“ ſchrie ſie. „Aber,“ fuhr ſie fort: „Dein Bruder war's doch, der mich ſelbſt bezwungen, daß ich ihn nicht zum zweiten Mal binden und aufhängen konnte. Oder hat das auch Dein Siegfried gethan?“

„Jawohl,“ verſetzte Chriemhilde, „Siegfried hat das auch gethan!“ — „Das iſt abermals gelogen! Du biſt eine infame Lügnerin!“ ſchrie ſie jetzt außer ſich vor Wuth. „Das mußt Du mir beweiſen, ſonſt laſſe ich Dich öffentlich als Lügnerin ausrufen.“ — „Beweiſen?“ fragte da Chriemhilde lächelnd. „Willſt Du nicht um Deinetwillen mir den Beweis erlaſſen?“ — „Erlaſſen?“ rief ſie, ſchon halb frohlockend, denn ſie glaubte, Chriemhilde ſei außer Stande, ihr einen Beweis zu liefern. „Nein, ich erlaſſe Dir es nicht. Laß ihn hören, Deinen Beweis!“

„Du ſollſt ihn ſehen und doppelt ſehen!“ verſetzte ſie und griff unter ihr Oberkleid und zog dort Brunhildens Gürtel hervor, mit welchem ſie Gunthern einmal gebunden hatte und durch Siegfried abgehalten worden, ihn am zweiten Abend noch einmal zu binden. „Kennſt Du dieſen Gürtel? Weißt Du, wen Du mit ihm aufgehängt haſt?“

Brunhilde ſtand wie verſteinert. Nun zeigte ſie ihr auch den Ring, welchen Siegfried im Kampfe von ihrem Finger gezogen hatte, und fragte weiter: „Kennſt Du vielleicht auch dieſen magiſchen Ring, der Dir Deine zauberiſche Kraft gegeben hatte?“ Ihre Gegnerin ſchwieg einige Augenblicke, nicht ohne einige Beſtürzung. Dann rief ſie in größter Aufregung: „Woher haſt Du das?“ — „Von Niemand anderm, als von meinem Herrn und Ehegemahl, der es mir erſt vor einigen Jahren geſchenkt und erzählt hat, wie er dazu gekommen.“

Weinend klagte Brunhilde ihrem Gemahl, wie Chriemhilde ſie beſchimpft, und verlangte, er ſollte ihr darüber einen öffentlichen Verweis geben und ihr ſelbſt wieder zu Ehren verhelfen. Auch ſeinen Dienſtmann Siegfried müſſe er beſtrafen. Da ließ aber König Gunther ſeine Schweſter und ihren Gemahl vor ſich rufen und ſtellte den Frauen vor, wie ſie beide gegen einander gefehlt, und Herrn Siegfried tadelte er, weil er das Geheimniß ſeiner Hilfe gegen die Frau ausgeplaudert habe. Dieſer aber erwiderte: „Das geſchah allerdings, doch erſt nach

Verlauf mehrerer Jahre und zu einer Zeit, da ich nicht glaubte, noch einmal mit ihr in Euer Land zu kommen, da dieſe Geſchichte dann ganz und gar unſchädlich geweſen wäre."

Frau Brunhilde warf aber da ein: „So iſt alſo doch der edle Herr Siegfried nach wie vor meines Gemahls und mein Dienſtmann!" — Gunther aber berichtete ſie: „Er war nie mein Dienſtmann und iſt es auch jetzt nicht. Auf keinen Fall wäre er der Dienſtmann meiner Frau."

Es wurde darauf ein leidlicher äußerlicher Friede zwiſchen den Frauen hergeſtellt.

Siebenzehntes Abenteuer.

Der Mordanſchlag.

In Brunhildens Herzen war aber doch ein bitterer Haß zurückgeblieben. Sie lebte ſeitdem ſtill, traurig und zurückgezogen. Man ſah ihr an, daß ein geheimer Kummer an ihr nagte. Da fragte ſie einſt Hagen von Troneg nach der Urſache ihrer Traurigkeit und ſie erzählte ihm den Vorgang auf eine Weiſe, wodurch alle Schuld auf Siegfried und Chriemhilde geworfen wurde. Darüber ergrimmte Hagen und ſprach: „Das ſoll mir Chriemhildens Mann blutig büßen, ehe ich mein Haupt ruhig niederlege." Auch Ortwein und Gernot wurden entrüſtet, als ſie die Urſache von der tiefen Betrübniß der Königin erfuhren. Doch Giſelher, der Junge, rieth ihnen ab. „Was macht Ihr die Sache ſo wichtig?" ſprach er, „es iſt ja nur leichtes Weibergezänk." Hagen beharrte darauf, Siegfried müſſe ſterben, weil er ſeiner Herrin und dem König ſolche Schmach angethan, daß er das Geheimniß von ſeiner Hilfe ſeinem Weibe vertraut und ſo die Veranlaſſung zu Beider Schmach gegeben.

Dem König Gunther blieb nicht verborgen, was ſeine Mannen miteinander berathen hatten, und auch er widerrieth jede Feindſeligkeit gegen Siegfried. „Denn," ſagte er, „ich verdanke ihm ſo viel. Er hat mir viele Freundſchaft erwieſen. Ich kann ihm nicht gehäſſig ſein, denn er hat mir immer williglich große Dienſte gethan." Dagegen erhob ſich aber auch Herr Ortwein von Metz und drohete Siegfried den Tod, und bat den König, er möge ihm erlauben, daß er ihm alles Leid anthue, wo er könne. Hagen ſuchte ihn noch mehr dazu zu beſtimmen, indem

er zu ihm sagte: „Wenn der Siegfried nicht mehr lebte, dann würden dem Könige Gunther vieler Könige Land noch unterthan werden.“ Und als sie später den ritterlichen Spielen zusahen, in welchen sich wieder Siegfried siegreich hervorthat, da warnte sie Gunther nochmals und sprach: „Laßt doch Eure Mordgedanken. Er ist uns ja immer zum Heile und zur Ehre gewesen. Dann seht Ihr ja auch, er ist so stark und kühn, daß ihn Keiner von Euch überwältigen wird.“

Hagen von Troneg bestand aber hartnäckig auf seiner Ansicht. „Seine Stärke soll ihm nichts helfen!“ sprach er. „Ich weiß einen heimlichen Anschlag, der ihm gewiß Verderben bringt.“ — „Und wie wolltest Du das machen?“ fragte König Gunther. „Ei,“ antwortete er, „wir lassen ein paar unbekannte Mären kommen, die Euch irgendwo mit Krieg bedrohen, dann klagt Ihr vor Euern Gästen, daß Ihr in einen Krieg verwickelt worden und mit Eurem Heere ausziehen müßtet. Da erbietet er sich gewiß, der abenteuerliche Narr, für Euch auszuziehen, und auf dieser Fahrt soll er sein Leben verlieren.“

König Gunther war nicht fest in seiner Treue gegen den vielerprobten Freund, auch wurmte ihn doch, daß Siegfried das zwischen ihnen waltende Geheimniß seiner Gemahlin verrathen. Darum ergab er sich dem Rathe des aufgebrachten Recken.

Vier Tage später kamen einunddreißig Mannen, die Hagen heimlich gedungen hatte. Diese zeigten an, sie gehörten zu Lüdegast's und Lüdeger's Leuten und wären von ihren Herren gesandt, ihm aufs Neue den Krieg anzusagen. Da stellte sich König Gunther, als wisse er nicht, daß sie nur zum Scheine als Boten gedungen waren. Und e. schien nachdenklich und ging so mehrere Tage umher. Der König der Niederlande bemerkte das und fragte: „Wie geht der König so traurig umher! Was mag ihm begegnet sein? Hat ihn Jemand beleidigt, so werde ich ihn rächen.“ Als er den Grund seiner Traurigkeit erfahren, sprach er: „Dem Lüdeger und Lüdegast habe ich schon einmal ihre Burgen und ihr Land verwüstet, ich werde es wieder thun. Laßt mich gegen sie ziehen; ich setze mein Haupt zum Pfande, daß sie gedemüthigt werden. Behaltet nur all' Eure Recken bei Euch. Ich nehme nur meine eigenen Leute mit.“ Gunther stellte sich, als wäre er ernstlich seiner Hilfe froh.

Siegfried ließ nun seine Mannen sich richten, ermahnte noch seinen Vater Siegmund, daß er bei Gunther bleiben sollte, denn er hoffe, sehr

bald wieder aus dem Kriege zurückzukommen. Auch manche von Gunther's Mannen wollten sich dem Kriegszuge anschließen. Selbst Hagen von Troneg kam zu Chriemhilden und wollte sich bei ihr beurlauben. Bei dieser Gelegenheit sprach sie zu ihm: „Wie glücklich bin ich, daß ich einen solchen Mann habe, der meinen Verwandten und Freunden so zum Schutz und Schirm ist. Aber lieber Herr Hagen, laß ihn auch nicht entgelten, was ich in der Uebereilung des Streites meiner Schwägerin Brunhilde Leides gethan. Ich bereue es von ganzem Herzen."

Hagen v. Troneg erwiderte ausweichend: „Nun, Ihr werdet ja bald wieder mit einander versöhnt sein. Jetzt aber sagt mir, wie ich Euerm Gemahl dienen und nützlich sein kann." — „Ich wäre ganz außer Sorgen," antwortete sie, „wenn er nicht in seinem Uebermuthe sich oft gar zu sehr den Gefahren aussetzte. Er ist kühn und stark, und durch des Lindwurms Fett ist sein Leib wie mit einem hörnernen Harnisch geschützt. Im Streite aber könnte er doch einmal Schaden nehmen. Denn zwischen beiden Schultern konnte er sich damals an einer Stelle nicht mit dem schützenden Fett bestreichen, weil er nicht hinreichen konnte, auch sagte er, es sei ihm ein Blatt von dem Lindenbaum gerade darauf gelegen. An dieser Stelle ist er daher, wie jeder Mensch, verwundbar."

Da sprach der treulose Mann: „Ei dann habt die Güte, mir auf seinem Gewande die Stelle mit einem feinen Seidenfaden zu bezeichnen." — „Ich werde an der Stelle ein kleines Kreuz einnähen, und in Sturm und Gefahr wirst Du ihn an diesem Zeichen schützen." — „Das thue ich!" versetzte er, und sie entließ ihn, durch sein Versprechen beruhigt.

Am nächsten Morgen rückte Siegfried mit tausend seiner Mannen aus und wähnte, daß er Gunther an seinen Feinden Rache verschaffen könne. Hagen ritt da so nahe hinter ihm, um das eingezeichnete Kreuz zu sehen. Als er sich die Stelle gemerkt, schied er heimlich von dannen.

Da kamen zwei andere Mannen, die er wieder fälschlich gedungen, und sagten, Gunther's Feinde hätten ihren Sinn geändert und sie seien von ihnen gesandt, die Kriegserklärung wieder zurückzunehmen.

Ungern zog Siegfried mit den Seinen zurück. Der König dankte ihm. Dann fügte er hinzu: „Da wir nun keine Heerfahrt zu machen haben, so wollen wir denn einen tüchtigen Jagdzug machen und statt der Feinde Bären und wilde Schweine erlegen." Siegfried war gleich bereit, den Jagdzug mitzumachen, nur bat er sich einen Spürhund und einige Bracken aus, die ihm der König versprach.

Achtzehntes Abenteuer.

Der Mord.

Gunther und Hagen und die andern burgundischen Recken sprachen über die Jagd und rühmten, am ergötzlichsten sei eine Waldjagd, man fände da Bären, Wisente und wilde Schweine; eine solche Jagd sei doch noch Etwas, das kühner Männer würdig wäre. So ein Wisent sei ein gewaltiges Thier und seine Jagd sei nicht ungefährlich; auch die Bären wüßten sich tapfer zu vertheidigen. Siegfried ward durch solche Rede noch mehr zur Theilnahme an solch' einer Jagd gereizt, da er vernahm, daß sie mit einiger Gefahr verbunden sei; denn eine Jagd ohne Gefahr hätte ihm keine Lust gewährt.

Da nun eine solche Jagd mehrere Tage dauern sollte und überdies in entfernten Forsten abgehalten werden mußte, ließ König Gunther für Speisen und Trank sorgen, die mitgenommen werden sollten.

Und als nun der Zug der Ritter und des Gefolges der Diener aufbrach, ging Siegfried, von seiner Gemahlin Abschied zu nehmen. Sie blickte ihn aber traurig an, und als er ihr den Abschiedskuß gab, sprach sie mit hervorbrechenden Thränen: „O, mein trauter Gemahl, geh' nicht auf diese Jagd." „Ei," versetzte er, „sei nicht traurig; Du kannst Dich mit Deinen Verwandten und Deinen Frauen hier die paar Tage kurzweilen. Ich kann nicht so zu Hause sitzen. In wenigen Tagen bin ich wieder bei Dir. Weine doch nicht!" — „Ich kann nicht anders," antwortete sie. „Ich hatte heute Nacht einen so ängstigenden Traum. Ich sah Dich von zwei wilden Schweinen über die Heide verfolgt, und wo Du liefst, färbten sich der Rasen und die Blumen roth von Deinem Blute. Wir haben nicht lauter Freunde hier, und ich fürchte der Feinde Haß."

„Nein, nein," tröstete er sie, „Du irrst. Ich weiß hier Niemand, der mich hassen könnte. Deine Verwandten sind mir hold und gegen keinen der andern Ritter habe ich etwas verschuldet."

„Ich sage Dir aber," fiel sie ihm ins Wort, „ich fürchte Deinen Fall. Ich hatte noch einen zweiten Traum. Du standest in dem Thale, da wälzten sich plötzlich zwei Berge auf Dich herab, und Du warst verschwunden. Ach, Dein Scheiden thut mir so weh!"

Er tröstete sie mit mildem Zuspruch; er umarmte sie zärtlich und küßte sie. So nahm er Abschied und ging von dannen. — Sie sah ihn lebend nicht mehr wieder.

Der Jagdzug ſetzte ſich in Bewegung. Viele Ritter hatten ſich angeſchloſſen und folgten Herrn Gunther und Siegfried. Vorausgeſchickt war ſchon das Heer der Jagdgeſellen mit den beladenen Roſſen, die Wein, Fleiſch, Fiſche, Brod und andere Koſt trugen. Sie ſetzten über den Rhein, durchritten die Ebene und kamen an die wildbewachſenen Hügel und Vorberge. Da wurde ein allgemeiner Lagerplatz abgeſteckt und geordnet. Dann zerſtreuten ſich Alle nach verſchiedenen Gegenden, damit Jeder allein ſein Jagdglück verſuche; ſpäter wollte man ſich wieder hier verſammeln und ſehen, wer das Beſte gethan.

Siegfried nahm einen alten Jäger mit einem Spürhunde mit ſich, der ihn bald in eine Gegend führte, wo man Wild aller Art fand. Zuerſt erlegte er einen Halbwolf mit einem Pfeilſchuſſe, einen Leuen, der ſo gut getroffen war, daß er nur noch drei Sprünge machte und dann zuſammenſank; dann einen Wiſent, einen Elk, vier Ure oder Auerochſen und einen Schelk. Auch einen wilden Eber tödtete er mit dem Schwerte. Hirſche und kleinere jagdbare Thiere konnten ihm bei der Schnelle ſeines Roſſes nicht entrinnen. Darum ſagten die Jäger, als ſie ſahen, wie ihm kein Gethier entging: „Lieber Herr, wenn's möglich iſt, ſo laßt uns doch auch noch Etwas von dem Wilde übrig. Ihr rottet ja Alles aus, daß Berg und Wald leer wird.“

Als ſich die Jäger wieder an der Feuerſtätte verſammelten und ihre Jagdbeute brachten, da ward die Küche reichlich mit Wildpret verſorgt. Siegfried war indeſſen noch entfernt im Walde, als ſchon mit den Jagdhörnern das Zeichen gegeben wurde, wodurch der König die ganze Jagdgeſellſchaft zum Mahle zuſammenrufen ließ. Indem er mit dem alten Jäger aber dahin reiten wollte, entdeckte er einen Bären, der von dem Geräuſche aufgeſchreckt war. „Halt!“ rief er, „ich will den Jagdgenoſſen eine Kurzweil bereiten. Der Burſche muß mit uns zu dem Sammelplatze kommmen.“ Er ritt dem Davoneilenden nach, und da dieſer ſich in eine Felskluft rettete, ſtieg er von dem Roſſe ab und ſprang ihm zu Fuße nach. Glücklich erwiſchte er ihn, packte ihn, ohne ihn zu verwunden, brachte ihn, obgleich er zu kratzen und beißen verſuchte, zu ſeinem Pferde. Hier band er den Brummenden neben an ſeinen Sattel und brachte ihn ſo zu der Jagdgeſellſchaft. Er ritt ſo herrlich daher mit ſeinem ſtarken Speere, ein goldenes Jagdhorn hing ihm an der Seite. Sein Rock war von ſchwarzem Sammet, ſein Hut von Zobelpelz. Der Köcher war mit reichen Borden umkränzt, das Vließ eines Panthers war darüber gezogen. Sein Bogen war ſo ſtark, daß er mit einem Spannhebel mußte angezogen werden; er aber ſpannte ihn

mit der freien Hand. Ein Mantel von Luchshaut hing ihm über die Schulter und alle Stücke seines Gewandes waren mit goldenen Blättchen verziert. Auch trug er Balmung, sein breites Schwert. Als er dem Bären die Bande löste, da erhoben die Jagdhunde fürchterlichen Lärm und wollten über ihn herfallen. Von dem Bellen und Kläffen der Menge erschrocken, entfloh der Bär. Er hatte aber seinen Weg über die Stelle genommen, wo der Koch Hunold seine Küche aufgeschlagen hatte. Da gab es ein Gelärm; die Küchenjungen liefen schreiend davon, der Koch schalt und fluchte und dazwischen rasselten Töpfe, Kessel und Schüsseln, die der Bär in seiner Flucht durch einander warf. Die Hunde rannten ihm bellend nach. Aber auch die Herren sprangen von ihren Sitzen auf und ergriffen Bogen und Pfeile, ihn zu verfolgen. Doch der Bär lief immer schneller und Keiner konnte ihn einholen. Nur Siegfried ereilte ihn, und weil er sonst keine Waffe bei sich hatte, erschlug er ihn mit seinem Schwerte. Dann trug er ihn zu den Genossen hin, die seine Stärke und Gewandtheit laut und freudig bewunderten.

Man saß da auf einem schönen freien Waldplatze und verzehrte das Mahl. Der Koch hatte reichliche Speise zubereitet, und der gute Appetit nach der Anstrengung der Jagd würzte das Mahl. Da erhob mit einem Male Herr Siegfried seine Stimme und sprach: „Nun, der Koch hat seine Schuldigkeit gethan und uns manche Tracht trefflicher Speisen aus seiner Küche geschickt. Aber die Mundschenke sind ja ganz nachlässige Bursche, die lassen uns Durst leiden. He da! hört Ihr's: Jäger müssen besser gepflegt werden. Wir haben einen guten Schluck verdient."

König Gunther sprang bei dieser Rede auf und entschuldigte sich mit heuchlerischer Miene. „Es thut mir herzlich leid," sprach er, „daß wir den Trunk entbehren müssen. Es ist Hagen's Schuld; der will uns verdursten lassen." Hagen von Troneg erwiderte: „Lieber Herr, das geschah durch ein Mißverständniß. Ich glaubte, die Jagd solle heute in dem Spessart-Forste gehalten werden. Darum schickte ich dorthin den Wein. Aber für den Durst weiß ich hier nicht gar ferne einen frischen Brunnen. Gefällt es Euch, so führe ich Euch dorthin."

Siegfried durstete sehr, er erhob sich, und nachdem man die Jagdbeute aufgeladen und nach Hause abgeschickt hatte, wollte er zu dem Brunnen gehen. Da sprach Hagen: „Ich habe gehört, daß Herr Siegfried so schnell laufen könne, und Niemand im Stande wäre, ihn einzuholen. Das möchte ich doch sehen." — „Wohl," antwortete Siegfried,

„laufen wir denn nach dem Brunnen um die Wette! Und ich will noch alle meine Waffen, Schild, Speer, Köcher, Schwert und all mein Jagdgeräthe mit mir tragen."

Sie liefen, Hagen mußte aber weit hinter ihm zurückbleiben. Er ſtand am Brunnen und lehnte ſich an die Linde, die ihre reichbelaubten Aeſte über den ganzen Platz ausbreitete. Hier löſte er das Schwert ab, legte den Speer hin und den Schild. Wie ſehr ihn auch dürſtete, ſo wollte er doch nicht trinken, ehe der König getrunken habe. Erſt als dieſer ſich wieder aufrichtete, beugte auch er ſich zum Trinken nieder. Da brachte Hagen ſchnell des Helden Waffen auf die Seite und barg ſie unter dem Gebüſche; aber die ſcharfe Lanze ergriff er, ſah vorher nach dem von Chriemhilden eingenähten Zeichen in ſeinem Kleide, um die rechte Stelle nicht zu verfehlen, und ſchleuderte ſie mit ſolcher Gewalt auf ihn, daß die Spitze vom Rücken aus den ganzen Körper durchdrang und noch weit vor der Bruſt herausſtand. Sogleich nach dem Wurfe machte er ſich aber auf und lief ſo ſchnell von dannen, als er konnte.

Der verwundete Held richtete ſich dennoch wieder auf und wollte ſein Schwert oder den Bogen ergreifen; da er dieſe aber nicht fand, ergriff er ſeinen Schild, eilte ihm nach und ſchlug mit dieſem nach ihm. Hagen war zwar von der Kraft des Schlages niedergeſtürzt, richtete ſich jedoch unbeſchädigt wieder auf. Siegfried verblutete indeſſen, verlor die Farbe und fiel in die Waldblumen nieder. „O, ihr Feigen!" rief er noch mit lauter Stimme, „Ihr habt auf ſchmähliche Weiſe Euern Zorn an mir ausgelaſſen. Gute Recken müſſen Euch verachten."

Als er ſo dalag, liefen die Ritter alle herbei und beklagten den Edeln, wie er es verdiente. Da kam auch der König von Burgund und beklagte ſeinen Tod. Mit ſchwacher Stimme ſagte Siegfried zu ihm: „Das iſt unnöthig, daß Der über ein Unglück klagt, der es ſelbſt veranlaßt hat." Hagen ergrimmte wieder und rief: „Ich weiß nicht, was Ihr klagt. Jetzt hat unſere Sorge ein Ende und unſer Leid. Jetzt werden uns Wenige mehr bekämpfen. Und darum rühme ich mich deſſen, was ich gethan." — „Ja, Ihr mögt Euch rühmen!" erwiderte Siegfried. „Hätte ich aber erkannt, welche Mordgedanken Ihr hattet, ſo hätte ich mich vorgeſehen. Ich beklage nur mein armes Weib, und daß ich einen Sohn haben muß, dem man ſpäter vorwerfen kann, daß ſeine Verwandten einen Mord begangen haben." Dann wandte er ſich zu Gunther und empfahl ſeiner Gnade und Sorge ſeine Gemahlin.

Indeſſen hatte er ſich völlig verblutet. Der blumige Raſen war vom Blute roth. Sein Leben war entflohen. —

Als die Ritter ſahen, daß er todt war, legten ſie ihn auf ſeinen Schild und gingen zu Rathe, wie man es geheim halten wolle, daß Hagen den Mord begangen. Sie kamen überein, ſie wollten vorgeben, als er auf der Jagd ſich von den Uebrigen entfernt und allein geweſen ſei, hätten ihn Räuber erſchlagen. Hagen von Troneg aber ſprach ganz trotzig: „Kümmert Euch nicht, ich ſchaffe ihn heim. Mir iſt es ganz gleichgültig, ob ſie es auch erfahre. Warum hat ſie unſerer Königin Brunhilde ſolche Schmach angethan.“

Neunzehntes Abenteuer.

Chriemhildens Trauer.

Wie ſich Hagen trotzig geäußert hatte, ſo handelte er nun auch. Sie fuhren erſt bei Nacht über den Rhein. Dann ließ er den Leichnam des Helden aus Nibelungenland vor Chriemhildens Zimmerthüre legen, damit ſie ihn hier finden mußte, wenn ſie zur Frühmeſſe ging.

Als am Morgen die Münſterglocken ertönten, da erhob ſich Frau Chriemhilde nach ihrer Gewohnheit. Sie verlangte von ihren Dienerinnen ein Licht, und dann ſollten ſie ihr das Gewand reichen. Als der Kämmerer mit dem Lichte kam, ſah er einen Leichnam in blutigen Kleidern vor der Thüre liegen. Er brachte der Herrin das Licht und ſprach: „Ihr wollt zur Kirche gehen? Beeilt Euch nicht. Es liegt ein todter Ritter vor Eurer Thür. Wir werden ihn wegſchaffen, Ihr müßtet ſonſt über ihn wegſchreiten.“

Bei dieſer Nachricht erbleichte ſie vor Schrecken. Sie dachte gleich an ihren Mann und zugleich an Hagen's Frage, da er ſich um ſeinen Schutz ſo beſorgt geſtellt hatte. Ohnmächtig ſank ſie nieder, und als ſie nach der Ohnmacht wieder zu ſich kam, ſchrie ſie ſo laut auf, daß ihre Stimme durch das ganze Haus erſchallte und das Blut ihr aus dem Munde floß. Ihre Dienerinnen wollten ſie beruhigen. „Wer weiß, wer es iſt,“ ſagten ſie. „Es iſt vielleicht irgend einer der fremden Gäſte.“ — „Nein,“ ſchrie ſie, „ich weiß, es iſt mein Gemahl. Das iſt Brunhildens Rath, das iſt Hagen's That!“

Sie ließ ſich zu der Leiche führen und kniete zu ihr nieder. Sie hob mit ihrer ſchneeweißen Hand ſein blutiges Haupt in die Höhe und

erkannte nun gewiß, daß es ihr Siegfried sei. „O, weh mir!“ rief sie nun mit wilder Trauer. „Nun bist Du nicht einmal im Kampfe gefallen. Dein Schild ist nicht zerhauen! Sie haben Dich ermordet!“

Dann ließ sie ihre Kämmerer zu König Siegmund gehen und zu allen den Siegfriedshelden aus Nibelungenland, ihnen anzusagen, was geschehen. Und als Diese nun kamen, da erscholl Weinen und laute Klage allenthalben durch den Palast und die ganze Burg und selbst in der Stadt Worms. „Wer hat mir meinen Sohn und Dir den Gemahl ermordet?“ fragte Siegmund in zorniger Trauer. Die Nibelungenhelden riefen: „Rache! Rache! Er lebt in dieser Burg, der ihn tückisch ermordet hat. Auf, wappnet Euch, seinen Tod zu rächen!“

Bald kamen da die elfhundert Recken mit Degen und Schildern, geführt von Siegmund, der Rache nehmen wollte an dem Mörder. Aber wer war das? Sie sprachen davon, Gunther und alle seine Mannen und die Jagdgesellen, Alle, die mit auf die Jagd gezogen waren. Da trat ihnen aber Frau Chriemhilde in ihrer Trauer entgegen und wehrte ihnen. „Was wollt Ihr beginnen?“ fragte sie. „Bedenkt, daß Ihr nur Wenige seid gegen alle die Ritter und Mannen des Königs Gunther. Auf Einen von Euch kämen mehr als dreißig von ihnen. Es giebt der Uebermüthigen gar viele hier am Rheine.“ Sie bat sie, sie gebot ihnen, von ihrem Vorhaben abzustehen. Sie gehorchten ihr, als sie sie bat, das Leid mit ihr zu tragen und ihr zu helfen, daß ihr Gemahl eingesargt und stattlich begraben würde.

Als die Kunde von Dem, was geschehen war, sich in der Stadt verbreitete, da stimmten die Bürger und ihre Frauen alle in die Klage mit ein.

Nun bestellte man einen Sarg. Die Schmiede mußten ihn aus Gold und Silber fertigen und mit festen Stahlspangen umgeben. Sie ließ dann den Sarg nach dem Münster tragen, wo er auf einer Bahre aufgestellt ward. Es wurde dabei auf dem Münster geläutet und dann Todtenlieder gesungen. Da kam auch Gunther mit seinen Mannen, begleitet von Hagen. Als er ihr aber sein Beileid bezeigte, sagte Chriemhilde: „Wenn es Euch in der That leid wäre, so wäre es nicht geschehen.“ Da sie leugnen wollten, fuhr sie heftig auf: „Wohlan, man sagt ja, wenn der Mörder zu einem Erschlagenen trete, so fingen die Wunden von Neuem an zu bluten. Fühlt Ihr Euch schuldlos, so tretet einmal herzu!“ Der König trat herzu und nach ihm Hagen, da floß aus der Wunde noch frisches ungeronnenes Blut. Sie warf Hagen

nur einen vorwurfsvollen Blick zu. Auch andere Anwesende sagten zu einander: „Er ist der Mörder!"

Da nahm der König das Wort und sagte: „Ich will Dir's nur sagen: Räuber haben ihn erschlagen, Hagen hat's nicht gethan." — „O, ich kenne diese Räuber," versetzte sie. „Ihr habt's gethan, Du und Hagen." Bei diesen Worten konnten die Siegfrieds-Recken, deren viele zugegen waren, sich kaum enthalten, die Schuldigen zu bestrafen. Chriemhilde aber mahnte sie ab.

Als nun hierauf der Leib des Helden bestattet werden sollte, kamen Gernot und Giselher und beklagten aufrichtig seinen Tod. Sie wollte ihn noch nicht begraben lassen. Doch wurde der Leichnam in ein reiches Purpurgewand gehüllt und in den Sarg gelegt. Dann hieß Chriemhilde sie Alle sich entfernen; sie aber blieb drei Tage bei dem Sarge. Es wurden über hundert Messen gesungen, alles Volk strömte herzu, viele Almosen wurden gespendet und den Kirchen und Klöstern reiche Stiftungen gemacht. Dann wurde er unter allgemeiner Trauer und Klage zur Begräbnißstätte gebracht, von vielen Geistlichen und Rittern, auch Bürgern und Volk begleitet.

Noch einmal wollte Frau Chriemhilde ihren Gemahl sehen. Man mußte den schon verschlossenen Sarg noch einmal aufbrechen. Da stürzte sie zu ihm nieder, hob mit ihrer Hand noch einmal sein Haupt empor, küßte die erbleichten Lippen und nahm so den letzten schmerzlichen Abschied. Kein Auge der Anwesenden blieb trocken bei dem Anblick solchen Schmerzes und solcher Trauer.

Zwanzigstes Abenteuer.

König Siegmund's Heimfahrt. Der Nibelungenhort zu Worms.

Siegmund kam darauf zu Chriemhilden und kündigte ihr an, daß er mit seinen Mannen nun abreisen werde. Er forderte sie auf, mit ihm zu ziehen und versprach ihr, daß sie alle Ehre und Macht genießen sollte, die ihr Siegfried zugestanden habe; sie sollte die Krone tragen und das Land ihr unterthan sein. Aber Giselher und Gernot, ihre Brüder, auch Frau Ute, ihre Mutter, ermahnten sie, bei ihnen zu bleiben: sie brauche ja Diejenigen, die sie in solches Leid gebracht, gar nicht zu sehen. Sie sollte bei Giselher leben. „Die in Siegfried's Lande," sagten sie, „sind Dir ja Alle fremd, bleibe hier bei Deinen

Freunden und Verwandten.“ So redeten sie ihr zu, bis sie endlich sich entschloß, am Rheine zu bleiben. Ueber diesen Entschluß war König Siegmund sehr betrübt. „So reiten wir nun ohne Freuden heim von den festlichen Tagen, wozu wir geladen waren,“ sagte er. „Dieser Feste wollen wir gedenken. Nie, nie werdet ihr uns wieder bei den Burgundern sehen!“

Nachdem ihm Chriemhilde noch ihren Sohn zu treuer und sorgsamer Pflege dringend empfohlen und Abschied von ihm genommen hatte, zog er seiner Heimath zu. Giselher gab ihm durch das Land der Burgunder das Geleite.

Von nun an lebte Chriemhilde freudlos in völliger Zurückgezogenheit, in fortdauernder tiefer Trauer, in Giselher's Wohnung nahe beim Münster, das sie fleißig besuchte, um für die Seele ihres Gemahls zu beten. So lebte sie vierthalb Jahre, ohne mit Gunther in dieser Zeit ein Wort gesprochen und ohne den ihr so verhaßten Hagen gesehen zu haben.

Hagen aber trug sich mit einem neuen Plane. Er wollte gern den reichen Schatz, den Nibelungenhort, aus Siegfried's Lande an den Rhein bringen. Darum sprach er eines Tages zu König Gunther: „Wenn Ihr Euch mit Euer Schwester wieder in ein freundlicheres Verhältniß bringen wolltet, so wüßte ich schon Mittel und Wege, wie wir das Gold der Nibelungen hierherbringen könnten; das wäre für Euch doch von sehr großem Vortheil.“

Der König sprach darauf mit Ortwein von Metz, dem Markgrafen Gere und seinen Brüdern Gernot und Giselher; Gernot redete darauf mit Chriemhilden: „Du klagst zu lange um Deines Mannes Tod. Warum vermeidest Du es, mit unserm Bruder Gunther zu sprechen, und doch möchte er Dir gern beweisen, daß *er* ihn nicht erschlagen hat.“ Sie antwortete: „Niemand behauptet das, denn Hagen ist der Mörder.“ Auf Giselher's dringende Bitte willigte sie endlich ein und ließ König Gunther vor sich kommen. Er kam mit seinen besten Freunden, doch Hagen hatte sich nicht getraut, vor Chriemhilde zu erscheinen. Unter Thränen kam da eine scheinbare Versöhnung zu Stande.

Nun hatte Hagen den ersten Schritt gewonnen und bald schritt er weiter fort, um sein Ziel zu erreichen. Er stellte Gunther vor, Siegfried habe den Nibelungenhort ja seiner Gemahlin als Morgengabe ge-

geben; man müsse darauf bestehen, daß die Nibelungen ihn herausgäben. Diese Forderung sei gar nicht unbillig. Gunther sprach darüber mit Chriemhilden und seinen Brüdern, und da auch Frau Chriemhilde bestätigte, daß der Schatz ihre Morgengabe sei, machten sich Herr Giselher und Gernot mit einem Gefolge von achttausend Mann auf, um den Hort aus seiner verborgenen Höhle abzuholen.

So kühn und tapfer der Zwerg Alberich bis dahin den anvertrauten Schatz auch behütet und vertheidigt hatte, so bereit war er jetzt, ihn den Burgundern verabfolgen zu lassen. „Es ist richtig," sprach er, „ich weiß es aus meines Herrn Siegfried's eigenem Munde, daß er ihr den Schatz als Morgengabe geschenkt hat. Er ist jetzt Frau Chriemhildens Eigenthum und ich muß ihn verabfolgen lassen, wohin sie ihn nun bringen will."

Es war kein kleines Geschäft, den Schatz aus der Höhle nach den Schiffen zu bringen. Zwölf große Wagen mußten vier Tage und Nächte abwechselnd von der Höhle nach den Schiffen gehen, um alle die Kostbarkeiten dahin zu bringen. Es war lauter Gold und Edelsteine. Alberich beklagte nicht den Verlust des Hortes, nur das beklagte er, daß durch Siegfried's Tod auch die Tarnkappe verloren gegangen sei.

Glücklich wurde der Hort nach Worms gebracht. Hier wurden ganze Thürme und viele Gemächer damit angefüllt. Nie und nirgends mehr ist ein so reicher Schatz auf Erden zusammengekommen.

Seit Chriemhilde nun diesen Hort hatte, brachte sie viele unbekannte Recken in das Land, theilte Armen und Reichen von ihrem Ueberflusse mit und gewann sich dadurch ihre Gunst und Anhänglichkeit. Das machte Herrn Hagen aufs Neue unruhig. Er fürchtete, sie nehme nach und nach so viele Mannen in Dienst, daß ihre Macht den Burgundern gefährlich werde. Er äußerte diese Bedenken auch gegen den König. Dieser aber erklärte, das Geld gehöre nun einmal ihr, und er habe sich nicht darum zu kümmern, was sie damit thue. Er könne ihr darin keine Schranke setzen und sei froh, daß er wieder sonst in ziemlich gutem Einvernehmen mit seiner Schwester stehe.

Hagen aber ließ nicht nach. „Ein kluger Mann sollte nie einem Weibe solche Schätze lassen," versetzte er. „Sie bringt es mit ihren Geschenken am Ende noch so weit, daß es die kühnen Burgunder zu spät bereuen werden." — „Sie ist meine Schwester!" fuhr Gunther ärgerlich auf, „und ich habe ihr mit einem Eid versprochen, daß ich ihr kein Leid weiter zufügen will."

„So laßt mich den Schuldigen sein. Ich nehme die ganze Sache

auf mich!“ erwiederte Hagen. Es währte nicht lange, so hatte man der Wittwe die Schlüssel zu den Schatzkammern genommen. Die Eide waren vergessen und Hagen waltete über die Schätze.

Gernot und Giselher waren sehr entrüstet darüber und versprachen ihr, wenn sie von dem Heerzuge, den sie damals gerade mit ihrem Bruder, dem König Gunther, machen mußten, zurückkehrten, ihr wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Als sie aber wiederkamen, war der ganze Schatz verschwunden. Hagen hatte ihre Abwesenheit benutzt und ihn an einer geheimen Stelle in den Rhein versenkt. Chriemhilde klagte darüber bei ihren Brüdern, und Hagen fand es für rathsam, sich für einige Zeit entfernt zu halten, um ihrem Zorne auszuweichen. Doch gelang es ihm, sie bald wieder mit sich zu versöhnen, indem er ihnen die Stelle entdeckte, wo er den Schatz verborgen. Sie verbanden sich hierauf durch einen feierlichen Eid, keinem andern Menschen das Geheimniß zu verrathen, wo der Nibelungenhort verborgen liege.

Frau Chriemhilde wohnte so in ihrer Wittwentrauer wohl dreizehn Jahre in Worms. Sie lebte nur dem Andenken an ihren Siegfried und in frommem Gebete für das Heil seiner Seele.

Zweite Abtheilung.

Der Nibelungen Noth.

Erstes Abenteuer.

Wie König Etzel um Chriemhilde warb.

Frau Helke, des Hunnen-Königs Etzel Gemahlin, war gestorben. Da beschloß der König, um eine andere Gemahlin zu werben. Seine Freunde schlugen ihm vor, er sollte die edle Chriemhilde wählen, die sei eine hohe und stolze Wittwe, und zugleich die schönste und beste, die er finden könnte. Der starke Siegfried sei ihr Gemahl gewesen. Der Vorschlag gefiel ihm zwar, doch zweifelte er, daß sie seine Werbung günstig aufnehmen werde. „Wie möchte das gehen?“ fragte er. „Ich bin ja ein Heide und sie ist Christin. Das wäre ja ein Wunder, wenn sie einwilligte.“

Die Ritter meinten aber, daß sie es doch vielleicht thun werde, und man könne es ja versuchen. König Etzel sei ein so mächtiger und reicher Fürst, daß sich auch die edelste Frau durch seine Werbung geehrt fühlen müsse. „Wer ist denn unter Euch," fragte Etzel, „der in dem Lande am Rheine und bei den Leuten bekannt ist?" Nun trat Markgraf Rüdiger von Bachelaren vor ihn und sprach: „Ich bin von Jugend auf mit Gunther und Gernot, auch dem jungen Giselher bekannt. Sie sind ehrenhafte Könige und stammen von Alters her von einem edeln Geschlecht."

Etzel forderte ihn nun auf, ihm zu sagen, ob er diese Chriemhilde für würdig halte, daß sie nach Helken die Krone an seinem Hofe trage. „Wohl," antwortete Rüdiger, „sie ist an Gemüth und Schönheit Eurer ersten Gemahlin gleich, und ich kann Den nur glücklich preisen, der sie als Gemahlin in sein Haus einführt."

„So gehe Du hin," sprach der König, „und trage ihr meine Werbung vor, und bringst Du mir ihre Zusage, so will ich Dich reichlich belohnen. Was Du und Deine Begleiter an Rossen und Gewanden und sonst zur Ausrüstung brauchen, das schaffe nur auf meine Kosten an."

Rüdiger aber erklärte, daß er von dem Könige schon so reich begabt worden sei, daß er die Reise ganz leicht aus seinem Gute bestreiten werde. Er ließ für sich und sein Gefolge Alles aufs Schönste und Beste rüsten, denn er wollte bei den Burgundern als Gesandter eines so mächtigen Königs würdig auftreten. Vierundzwanzig Tage waren nöthig, um die Rüstung und Gewande von fünfhundert Rittern zu besorgen. Dann ging Rüdiger auf die Fahrt.

Seiner Gemahlin Gotelinde hatte er voraus Botschaft geschickt, daß er im Vorbeigehen in Bachelaren einkehren würde. Als sie daher erfuhr, daß er für König Etzel eine Gemahlin zu werben gehe, da ward ihr sehr leid, denn sie gedachte mit Wehmuth an Frau Helke, die sie im Leben geliebt und geehrt hatte. Doch ward der werthe Gemahl mit seiner Begleitung mit großer Freude von ihr und seiner Tochter bewillkommt. Und als nun Frau Gotelinden das Nähere von ihm berichtet wurde, zu wem er auf Werbung ausgesandt war, da ward sie froh, daß es Chriemhilde sei, die sie schon oft nur mit hoher Achtung und Verehrung hatte rühmen hören.

Rüdiger ließ nun seine Begleiter alle reichlich beschenken, und am siebenten Morgen setzten sie ihre Reise durch Baiern fort und kamen am zwölften Tage nach Worms.

Als man dem König Gunther meldete, daß fremde Ritter ange-

kommen ſeien, erkundigte er ſich, ob ſie Niemand kenne und ließ ihnen einſtweilen in der Stadt Herberge anweiſen. Als ſie darauf in ihren beſten Gewanden nach dem Hofe ritten, erkannte Hagen den Markgrafen Rüdiger. Man empfing ihn und ſeine fünfhundert Ritter mit allen Ehren und führte ſie in den Saal, wo Gunther und Gernot ſie begrüßten. Der König war von ſeinem Sitze aufgeſtanden und wies nun Herrn Rüdiger ſeinen Sitz an. Hierauf ließ er den Gäſten Meth und Wein zum Willkommenstrunk reichen. Auch Gieſelher und Gere, Dankwart und Volker kamen fröhlich, die Gäſte zu begrüßen.

Rüdiger ſtand aber wieder von dem Sitze auf, trat vor den König und fing an, ſeine Botſchaft alſo auszurichten: „Mein Herr, der König Etzel (Attila) der Hunnen, entbietet Euch und Euern Freunden Gruß und Freundſchaft. Er und ſein Volk ſind in Trauer verſetzt, denn ſeine Gemahlin Helke iſt geſtorben. Sie hat die Töchter vieler Edeln erzogen und dieſe ſtehen nun verwaiſet. Nun möchte mein Herr aber ſich wieder eine Gemahlin wählen, die mit ihm die Krone tragen und dem Volke eine Königin ſein, und auch die verwaiſten Töchter der Edeln unter ihre mütterliche Pflege nehmen ſoll. Weil er viel gehört von den Tugenden und der würdevollen Schönheit Eurer edeln Schweſter Chriemhilde, hat er mich hierher geſchickt, um bei Euch um ihre Hand zu werben.“

König Gunther fühlte ſich ſehr geehrt durch dieſe Werbung des mächtigen Hunnenfürſten und antwortete: „Meine Schweſter kann nur ſelbſt über dieſen Antrag entſcheiden, denn ſie hat darin ihren freien Willen. Sie wird aber wohl auf meinen Rath hören und ihre Einwilligung auf Eure Werbung nicht verſagen. Ich will ihr die Sache vorſtellen und Euch in drei Tagen Antwort geben.“

An der Art, wie man die Werbung aufgenommen und an der Fürſorge und Aufmerkſamkeit, die man ihm und ſeinen Begleitern widmete, glaubte Herr Rüdiger auf eine günſtige Entſcheidung hoffen zu dürfen. Auch Hagen, dem er früher einmal Gaſtfreundſchaft erwieſen, zeigte ſich ihm dienſtlich und gefällig, ſo viel er konnte, obgleich er dieſer Werbung abhold war.

In dem Laufe der drei Tage ſuchte er darum den König zu beſtimmen, daß er ſeine Einwilligung zu dieſer Heirath Chriemhildens nicht gebe. „Ich warne Euch,“ ſagte er. „Wenn Ihr Etzeln kenntet, wie ich ihn kenne, ſo würdet ihr wegen der Verſchuldung gegen Eure Schweſter in großer Sorge ſein.“ — „Warum das?“ fragte Gunther. „Ich kann mich ja doch wohl hüten, daß ich ihm in Nichts zu nahe trete, und werde ihn darum auch nicht zu fürchten haben.“ Trotz ſeiner

wiederholten und dringenden Warnung waren aber auch Gernot und Giselher dem Antrage geneigt und erklärten, wenn Chriemhilde sich entschlösse, so würden sie mit Freuden ihre Zustimmung geben.

Der Fürst Gere, der ihr Vertrauen vor andern besaß, brachte Chriemhilden die erste Nachricht von der Gesandtschaft und dem Zwecke ihrer Sendung. Sie aber antwortete: „Gott verhüte, daß Ihr Spott mit mir armen Wittwe treibet!“ und widersprach ernstlich und beharrlich allen Aufforderungen ihrer Brüder.

Da sie immer fest auf ihrer Weigerung beharrte, sprach endlich Giselher zu ihr: „So laß doch wenigstens die Boten vor Dich kommen, um ihnen selbst den Bescheid zu geben. Sie und ihr Herr würden es ja sonst gewiß für eine Beleidigung ansehen, weil es den Anschein gewönne, daß uns die Werbung nicht gefalle, und daß wir ihnen deshalb nicht gestatteten, vor Dich zu treten. Am Ende dürften wir es entgelten müssen.“

Dieser Vorstellung gab sie endlich nach und bestimmte, daß Herr Rüdiger am nächsten Morgen vor sie kommen sollte. Als er zur bestimmten Zeit eintrat, empfing sie ihn mit freundlicher Güte. Dann setzte sie sich; hinter ihr saßen ihre reichgeschmückten Dienerinnen und zu beiden Seiten von ihr standen ihre beiden Markgrafen Eckewart und Gere. Sie ließ nun auch Herrn Rüdiger und seine Begleiter sich setzen.

Rüdiger aber trat nun vor sie und bat um Erlaubniß, seine Botschaft vortragen zu dürfen. Dann sprach er: „Mein Herr, der edle Hunnenkönig Etzel, hat mich und so viele wackere Recken hergesandt, Euch für ihn zur Gemahlin zu werden. Er verspricht Euch mit gleicher Liebe und Freundschaft zu ehren, wie er vordem Frau Helke geehrt hat.“ Sie antwortete aber darauf, wenn man wüßte, wie schwer ihr Herz noch durch den Tod ihres tapfern Gemahls Siegfried betroffen sei, so würde man gewiß ihren Schmerz geehrt und sie mit einem solchen Antrage verschont haben.

Markgraf Rüdiger ließ sich durch diese Antwort aber nicht abweisen. Er stellte ihr vor, daß Etzel ihr zwölf Könige unterthan machen und ihr das Land von dreißig Fürsten zu eigen geben wolle, die er alle durch seine Tapferkeit bezwungen habe. Auch alle Mannen und edeln Frauen, die in Helke's Dienst gestanden, sollten ihr fortan dienen, und wenn sie die Krone trage, so werde er sie mit der höchsten Gewalt bekleiden, wie sie Frau Helke besessen. Seine Begleiter stimmten ihm zu und versicherten sie, daß sie als Etzel's Gemahlin gewiß glücklich sein werde.

Sie war aber zu sehr von Allem, was sie gehört, überrascht und erklärte, daß sie erst morgen ihre bestimmte Antwort geben könne.

Nun suchte auch noch König Gunther sie zu überreden. Er stellte ihr vor, daß kein König so mächtig sei, als der Hunnenkönig, der vom Rhodan bis zum Rheine und von der Elve bis zum Meere herrsche. Selbst ihre Mutter, Frau Ute, redete ihr dringend zu, daß sie doch dem wohlgemeinten Rathe ihrer Brüder folgen sollte. Sie aber gedachte ihrer Trauer und sprach dann, wie von einem plötzlichen Gedanken überrascht: „Wie? sollte ich gar einen Heiden zum Manne nehmen? ich, eine Christin? Ich würde ja dadurch vor aller Welt zu Schanden!“ Sie lag die ganze Nacht schlaflos in schwerem Seelenkampfe.

Nachdem am andern Morgen ihre Brüder ihr nochmals alle Vortheile dieser Verbindung vorgestellt und Alles aufgeboten hatten, sie vor einer abschlägigen Antwort zu warnen, kam nun auch Rüdiger mit den Hunnenrittern, um ihre Antwort in Empfang zu nehmen. Er wiederholte noch einmal feierlich seine Werbung und erschöpfte seine ganze Beredtsamkeit, um ihr Jawort zu gewinnen, und da sie während seiner Rede bedenklich mit dem Kopfe schüttelte, so flüsterte er ihr heimlich zu, daß er und seine Verwandten sie in ihren besondern Schutz nehmen, und alles Uebel, das ihr von irgend Jemand zugefügt werde, an dem Thäter rächen wollten.

Da sprach sie halb entschlossen: „Schwört mir Das!“ Und er und seine Recken legten sogleich den Eid ab, daß sie ihr immer treue Diener sein und ihr in Etzel's Land alle Ehre verschaffen wollten. Da stieg heimlich in ihrem Herzen der Gedanke auf, daß ihr die Verbindung mit dem mächtigen Könige Etzel vielleicht einst noch Rache für Hagen's mörderische That verschaffen könnte.

Aber doch schwankte sie noch einmal in ihrem Entschlusse. Sie gedachte, das Etzel ja noch ein Heide sei. Wäre er das nicht, so würde sie sich leichter entschlossen haben. Rüdiger beruhigte sie indessen, da ja der mächtige König auch so viele Recken habe, die Christen seien und nie um ihres Glaubens willen eine Anfechtung erlitten. Ja er meinte sogar, daß es ihr wohl vorbehalten sein könne, ihn selbst zum Christenthume zu bekehren. Sie reichte ihm darauf die Hand mit den Worten: „Ich ziehe mit Euch zu den Hunnen.“

Ueber diesen Entschluß war Herr Rüdiger und seine Recken sehr erfreut, und sie wünschten nur, daß sie recht bald zu der Reise bereit sein möchte. „Wir wollen Euch mit allen Ehren über den Rhein führen,“ sagte er. „Ihr sollt nicht länger bei den Burgundern bleiben.

Meine fünfhundert Recken sind uns eine stattliche Begleitung. Ihr werdet ja auch Eure Dienerinnen mitnehmen."

Chriemhilde hatte noch viel Geschmeide und Gold aus Niederland, das ihr noch Siegfried gegeben. Das wollte sie nun als Geschenk unter die Hunnen vertheilen. Es war so viel, daß hundert Maulthiere damit belastet werden konnten. Da Hagen das erfuhr, sprach er: „Weil sie mir so gram und unhold ist, muß sie das Gold hier lassen. Soll ich es meinen Feinden gönnen? Ich weiß wohl, wozu sie es benutzen wird." Sie wollte das ihren drei Brüdern klagen, doch Rüdiger sagte: „Wozu soll das Gold? Wir brauchen's nicht. Bei König Etzel ist dessen kein Mangel."

Dessenungeachtet öffnete Gernot auf des Königs Befehl ihre Schatzkammer und nun theilte sie an die Gäste davon aus; ein Theil ward zu frommen Stiftungen für Siegfried bestimmt, und den Rest nahm sie mit auf die Reise.

Nun gab es einen thränenreichen Abschied von der Heimath und Frau Uten, sowie von ihren Brüdern. Markgraf Eckewart begleitete sie mit fünfhundert Mannen; hundert ihrer Dienerinnen folgten ihr und ihre Brüder Gernot und Giselher begleiteten sie mit tausend ihrer Mannen. Auch Gere, Ortwein und Hunold, der Küchenmeister, blieben nicht zurück; sie sorgten in den Nachtherbergen bis an die Donau für ihre Bequemlichkeit. König Gunther begleitete sie nur eine kurze Strecke bis vor die Stadt.

Herr Rüdiger hatte aber nicht unterlassen, sogleich Boten an den Hunnenkönig vorauszuschicken, und ihm ansagen lassen, daß seine Werbung glücklichen Erfolg gehabt, und die Königin mit ihnen auf der Reise nach Hunnenburg begriffen sei.

Als sich die Begleitung auf der Grenze wieder zur Rückkehr beurlaubte, forderte Giselher seine scheidende Schwester noch auf, wenn sie seiner Hilfe bedürfe, solle sie ihn nur rufen lassen, und versprach ihr, ihrem Rufe gewiß zu folgen.

Der Reisezug der neuen Königin war aufs Prachtvollste ausgestattet, und überall wurde er ebenso festlich empfangen. In Passau saß der Bischof Pilgerin. Als dieser von ihrer Ankunft hörte, zog er ihr entgegen, sie zu begrüßen — denn sie war seiner Schwester Kind — und führte sie in die Stadt. Die reichen Kaufleute der Stadt hatten ihr ebenfalls einen festlichen Empfang bereitet, Alle hofften, sie dadurch etliche Tage zum Besuch zu behalten. Sie mußte aber weiter ziehen, denn Frau Gotelinde hatte schon zu ihrem Empfange ein großes Zelt-

lager aufſchlagen laſſen, in dem ſie und ihre junge Tochter ihren Gemahl Rüdiger mit dem königlichen Gaſte erwartete.

Die Frauen begrüßten ſich mit herzlicher Freundlichkeit. Ihre Ankunft wurde durch ritterliche Spiele gefeiert und Frau Chriemhilde erwarb ſich durch ihre Güte und kleine Geſchenke die allgemeine Verehrung. Herrn Rüdiger's Tochter begabte ſie mit zwölf goldenen Spangen.

Da die weitere Reiſe durch Gegenden führte, in welchen Straßenräuber die Wege unſicher machten, ſo nahm der Markgraf jetzt noch mehrere Begleiter mit ſich, ſo daß der Zug nun an tauſend Mann ſtark war. Sie kamen auch ungefährdet bis in das Oſterland, das heutige Oeſterreich. In einer Burg, genannt Traſimaure, die ſchon dem König Etzel gehörte, blieben ſie bis an den vierten Tag.

Zweites Abenteuer.

Ankunft und Aufnahme im Hunnenlande.

Der Ruf von dem guten Eindrucke, den Chriemhildens Erſcheinung, ihre Schönheit und Sanftmuth, ihre Güte und Freundlichkeit auf Jedermann machte, hatte ſich ſchon bis zu dem König Etzel verbreitet. Freudig zog er ihr daher mit einem Gefolge kühner Degen entgegen. Da waren Ritter von mancher Sprache, Reußen, Griechen, Walachen, Polen und Andere, zum Theil Chriſten, zum Theil Heiden.

Bei der Stadt Tulne an der Donau begegneten ſich die Züge. Voraus kamen des Königs Hausdiener in reichen Gewanden; dann folgten vierundzwanzig Fürſten, die gekommen waren, ihre Herrin zu begrüßen. Jeder führte ein Paar ſeiner Mannen mit ſich. Zuletzt kam des Königs Bruder, Herr Blödel, mit dreitauſend Mann. Hinter dieſen folgten König Etzel mit Herrn Dietrich von Bern.

Als der König nahete, hob man ſeine künftige Gemahlin vom Pferde, aber auch er ſtieg ab und ſie begrüßten ſich mit einem Kuſſe. Dann mußte ſie nach der Landesſitte auch die Vornehmſten ſeiner Begleiter ebenſo begrüßen. Die jungen Ritter des Gefolges aber begannen indeſſen allerlei ritterliche Spiele. Nach der Begrüßung trat der König mit Chriemhilden und den Edelſten in ein prachtvolles Zelt, von dem aus ſie die Luſtbarkeiten mit anſahen.

Am andern Tage ritt man in feierlichem Zuge nach Wien, wo ſchon Alles zum Hochzeitsfeſte bereitet war, das mit großen Feſtlichkeiten mit aller königlichen Pracht begangen wurde und ſiebenzehn Tage währte. Auch hier wurden wieder reiche Geſchenke durch die Fürſten ausgetheilt, wobei ſich beſonders Herr Dietrich durch Freigebigkeit auszeichnete. Auch Herr Blödelein aus Ungarlande leerte da manche Kiſte, die mit Gold und Silber gefüllt war. Allenthalben herrſchte Luſt und Fröhlichkeit. Die beiden Spielmänner des Königs waren vor Allen vergnügt, da man ſie beſonders bedacht hatte.

Am achtzehnten Tage ſetzte man die Reiſe nach Ungarn fort. Man beſtieg ſodann zur Weiterfahrt nach Etzelnburg, das heut zu Tage Ofen heißt, und wo der König gewöhnlich ſeinen Hof hielt, die Schiffe. Der Zug war aber ſo groß, daß man vor all den Schiffen und den Pferden und Mannen, die ſich darauf befanden, das Waſſer des Donauſtromes gar nicht ſehen konnte. Viele der Schiffe waren auch zu zweien oder dreien zuſammengejocht und Zelte darauf aufgerichtet.

Auf der Etzelburg herrſchte unter der Dienerſchaft ſchon große erwartungsvolle Freude, denn die früheren Dienerinnen der Frau Helke hofften nun nach der Trauer unter der neuen Herrin heitere und fröhliche Tage zu erleben. Es erwarteten ſie da auch ſieben edle Königstöchter und die Gemahlin Herrn Dietrich's.

Als endlich der König mit ſeiner Gemahlin an der Spitze des großen Zuges in die Burg einritt, da hatte ſich eine unzählige Menſchenmenge eingefunden, um die neue Herrin zu ſehen, und begrüßte ſie mit lautem Freudenrufe. Frau Chriemhilde erwiderte freundlich alle Willkommensgrüße und gewann ſich ſchnell die Liebe Aller ſo ſehr, daß man ſie allgemein der ſonſt ſo verehrten Frau Helke noch vorzog.

Bei ihrem ſich immer gleichbleibenden ſanften und gütevollen Benehmen milderten ſich im Laufe der Zeit auch ihres Gemahls vorher oft etwas rauhe Sitten, und dies wirkte ſo vortheilhaft auf den ganzen Hof, daß er bei dem Glanze und Reichthume der Hofhaltung bald allgemein in dem größten Anſehen ſtand.

Sieben ganz glückliche Jahre lebten ſie in ungetrübter Zufriedenheit, da wurde ihr Glück noch erhöht. Sie wurden mit einem Söhnlein beglückt, über das beſonders der König ſehr große Freude hatte. Auf Chriemhildens inſtändige Bitte erlaubte er ihr, daß es nach chriſtlicher Sitte getauft und ſo in der Mutter Glauben erzogen werden durfte. Es erhielt in der Taufe den Namen Ortlieb.

Das Volk theilte die Freude der Eltern, und aufs Neue hörte man

überall Chriemhildens Lob, daß man noch nie eine Königin gehabt habe, die ſo mild und gut geweſen ſei, wie ſie.

Dreizehn Jahre verfloſſen ſo, ohne daß ſich je etwas ereignete, das ihr Glück geſtört hätte. Doch ein Gedanke bewegte noch immer ihre Seele fort und fort, der ſich wie ein düſterer Schleier über ihr ganzes Sein und Weſen ausbreitete, ſo daß bei ihr der Sonnenglanz der Heiterkeit nie in vollem Lichte erſchien, ſondern mehr oder weniger verſchleiert wurde. Es war dies das Gedenken an ihre Heimath am Rheine und ihre dort erlebten Schickſale. Selbſt im Traume kam die Vergangenheit oft zu ihr. Sie ſah ihren Bruder Giſelher, den ſie vor den andern geliebt hatte. Sie ſah auch Gunthern und Hagen. Aber ihrer gedachte ſie nicht mit gleicher Liebe, denn nie konnte ſie ihnen den Schmerz vergeben, den ſie ihr zugefügt hatten. Ja ſie dachte oft, es ſei auf Anſtiften des Böſen geſchehen, daß ſie ſich bei ihrem Abſchiede aus Burgunderland gleichſam mit Gunther wieder ausgeſöhnt hatte. „Und doch iſt er ja Schuld, daß mir der falſche Hagen den Gemahl meiner Jugend erſchlagen hat!“ ſagte ſie oft zu ſich ſelbſt.

Dann erwachte das Bewußtſein ihrer jetzigen Macht als Gemahlin des mächtigſten Herrſchers. „Jetzt könnte ich ſie beſtrafen,“ dachte ſie, „wenn ſie nur hier wären. Ja ich fühle eine wahre Sehnſucht nach ihnen; es iſt aber nicht die Sehnſucht der Liebe, ſondern die Sehnſucht der Rache an dem Mörder meines Siegfried.“

Darum ſprach ſie eines Tages zu Etzel: „Mein lieber Herr und Gemahl, ich bin nun ſchon ſo lange von allen meinen Verwandten und Freunden geſchieden und ich habe in der ganzen Zeit Niemand von den Meinigen geſehen. Wolltet Ihr nicht Boten nach dem Rheine ſenden, um ſie einmal zu uns einzuladen?“

Von ganzem Herzen war der König dazu bereit. „Ich kenne Deine Verwandten noch gar nicht,“ ſprach er, „und Du ſelbſt kannſt es nicht mehr wünſchen, ſie einmal wieder zu ſehen, als ich, ſie kennen zu lernen. Es war mir ſchon lange nicht recht, daß wir einander ſo ganz fremd blieben.“ Sogleich ließ er ſeine beiden Fiedler Werbel und Swemmel rufen und befahl ihnen die Botſchaft nach dem Burgunderlande.

Sie mußten ſich in neue koſtbare Gewande kleiden und vierundzwanzig Recken, die ebenſo reich gekleidet waren, mußten ſie begleiten. Sie ſollten den König Gunther und ſeine Brüder auf die nächſte Sommerſonnenwende zu einem Feſte nach der Etzelburg einladen, und erhielten über Alles, was ſie ausrichten ſollten, nähere Aufträge und Briefe.

Frau Chriemhilde gab ihnen auch noch ihre besonderen Aufträge, was sie an ihre Brüder Gernot und Giselher und an Frau Ute bestellen sollten, und so Mehreres.

Die Boten und ihre Begleiter zogen bald aus und kamen glücklich in zwölf Tagen nach Worms. Sie wurden sehr gut aufgenommen. Als sie bei dem Könige eingeführt wurden, richtete Werbel ihre Botschaft aus und fügte noch in Chriemhildens Auftrage bei, sie wünsche sehr, daß sie die Einladung annähmen, denn die Hunnen müßten sonst, da noch Niemand von den Ihrigen sie besucht habe, gar glauben, sie stehe ganz allein in der Welt und habe keine Verwandten oder Freunde. Auch an Gernot und Giselher, sowie Frau Ute brachten sie ihre besondere Botschaft.

König Gunther war über die Einladung sehr erfreut und sogleich geneigt, sie anzunehmen. Doch berieth er sich erst darüber mit seinen Rittern. Auch diese riethen ihm dazu. Nur Hagen hatte großes Bedenken dabei. Er sprach: „Wie dürfen wir daran denken, in König Etzel's Land zu reiten? Ist dort nicht Eure Schwester Chriemhilde? Denkt Ihr nicht mehr daran, was wir gegen sie verschuldet haben? Habe ich nicht mit Eurer Zustimmung ihren Mann erschlagen? Das hat sie uns nicht vergessen." „Doch, doch," versetzte darauf der König. „Meine Schwester hat ihren Haß hier zurückgelassen; als sie fortzog, gab sie mir ja zum Abschiede noch den Versöhnungskuß." „Gut," antwortete Hagen, „laßt Euch betrügen! Geht nur hin, sie zu besuchen. Sie hat ihre Rache nicht vergessen."

Aber Gernot sprach darauf zu Gunther: „Weil Ihr wegen Eurer Schuld den Tod fürchtet, sollten wir darum darauf verzichten, unsere Schwester wiederzusehen?" Und Giselher wendete sich gegen Hagen mit den Worten: „Weil Ihr Euch schuldig wisset, Herr Hagen, ei, so bleibt hier!" Da fuhr er aber auf und rief: Wenn Ihr denn durchaus hinziehen wollt, so gebe ich nicht zu, daß Euch ein Anderer den Weg führe. Ich bin bereit mitzuziehen." Aber er rieth, doch wenigstens gut bewaffnete Ritter mitzunehmen, die ihnen im Nothfalle zum Schutze dienen könnten.

Die Boten wurden nun, reich beschenkt, mit der Zusage zu ihrem Herrn zurückgeschickt. Sie trafen ihn in seiner Stadt zu Gran. Der König und die Königin waren sehr erfreut über die guten Nachrichten, die sie gebracht, und ließen sogleich alle Anstalten treffen, die werthen Gäste mit großen Ehren zu empfangen.

Drittes Abenteuer.

Die Reise der Nibelungen zu den Hunnen.

König Gunther wollte nicht mit kleinem Gefolge zu dem Feste nach Ungarn kommen, weil er dachte, man möchte von der Zahl seines Heeres auf die Größe und Macht seines Landes schließen. Er nahm zu vielen Burgundischen Recken und Rittern noch tausend Krieger aus Nibelungenland und neuntausend Knechte mit. Auch seine Recken führten jeder noch eine kleinere oder größere Zahl ihrer Mannen hinzu; so Hagen's Bruder, Herr Dankwart, dann Volker, der Fiedler genannt, dem viele edle Recken unterthan waren. Ihre Harnische, Rosse, Waffen und Schilde waren im besten und glänzenden Stande.

Ehe sie aber zum Auszuge kamen, warnte sie noch Frau Ute, weil sie einen Traum gehabt, der ihnen Schlimmes bedeuten könne. Sie hatte nämlich in ihrem Traume alle Vögel des Himmels todt auf die Erde fallen sehen. „Ei, was?" rief dagegen Herr Hagen. „Wer wird solche Träume für eine Vorbedeutung halten? Wer auf Träume baut, geht leicht irre." Auch der alte Runold kam und warnte den König vor dieser Reise. Aber König Gunther wies ihn und seine Warnung mit den Worten ab: „Was wollt Ihr mir alle Chriemhilden verdächtigen? Tröste Du Alle, die Gefahren befürchten. Meine Schwester wird uns kein Leid zufügen."

Sie zogen wohlgemuth durch Ostfranken und kamen erst am zwölften Tage an die Donau. Da mußten sie Halt machen; denn der Strom war sehr angeschwollen und über seine Ufer ausgetreten. Sie beriethen mit einander, wie sie über den Fluß kommen könnten, und der König forderte Hagen auf, eine Furth zu suchen, um Roß und Reiter hinüber zu bringen. „Eine Furth?" fragte da Hagen. „Nein, mein Leben ist mir noch nicht so entleidet, daß ich mich in dieser breiten Fluth ertränken möchte. Bleibt indessen nur hier, ich will gehen und Fährleute suchen, die uns hinübersetzen."

Er ging und suchte. Da hörte er es im Gebüsche plätschern. Er lauschte und schlich näher. Da fand er einen schönen Brunnen, dessen abfließendes Wasser sich zwischen Wiesenland und Felsen ein weites Becken gebildet und gefüllt hatte, in dem drei schöne Frauen zur Abkühlung ein Bad nahmen. Schnell ergriff er ihre Kleider, die am Ufer lagen, und wollte sich unbemerkt damit fortschleichen. Die Frauen hatten

ihn aber bemerkt und riefen ihm nach: „Du irrſt, wir ſind keine Sterblichen, wir ſind Meerweiber, und wir können Dir die Zukunft deuten. Gieb uns unſere Gewande wieder, ſo ſagen wir Dir, Du edler Ritter Hagen, wie es Euch auf dieſer Reiſe zu den Hunnen ergeht.“

Da ſie ihn mit ſeinem Namen angeredet hatten, ſo ſchloß er daraus, daß ſie die Wahrheit geſprochen, indem ſie ſich Meerweiber genannt. Er legte die Gewande wieder hin und ſprach: „So ſagt mir Eure Namen und deutet mir die Zukunft.“ Sie ſchwammen, wie Schwäne, auf dem Waſſer an den Rand und die Erſte ſprach, indem ſie ihr Kleid ergriff und über den Kopf warf:

„Ich heiße Hadburg. Dank für mein Gewand!
Auch ſetz' ich Dir mein Haupt zum Pfand,
Ihr reiſet glücklich ein in Etzel's Land.“

Nun griff auch die zweite nach ihrem Gewande und warf ſich's über. Dabei ſagte ſie:

„Hört mich, Ihr Recken aus Burgund,
Denn Wahrheit nur ſpricht Siegelindens Mund:
Ihr reitet ein, doch nicht heraus,
Und Euer Keiner kehrt nach Haus.“

Hierauf nahte ſich auch die Dritte dem Uferrande und ſprach:

„Ich bin Helilla. Mir nur glaubt.
Auch ich gelob' zum Pfand mein Haupt.
Die Muhmen irren alleſammt:
Nicht Alle ſind zum Tod verdammt;
Denn Einer, doch nur er allein —
Wird vor dem Tod bewahret ſein.
Der Himmel ſieht ihn gnädig an,
Es iſt des Königs Kapellan.“

Indem Hagen noch nachdenklich da ſtand, ſchwammen die drei Meerweiber nach der Mitte des kleinen Sees, und da es ihm ſchien, als wollten ſie untertauchend verſchwinden, faßte er ſich ſchnell und rief in zornigem Unmuthe: „Ihr habt mir einen ſo ſauberen Beſcheid gegeben, den ich meinem Herrn gar nicht mittheilen mag. Sagt mir denn, wie wir über das Waſſer kommen können.“

„Es giebt hier in der Nähe nur einen einzigen Fährmann. Gehe ſtromaufwärts, ſo wirſt Du an eine Herberge kommen. Dort wohnt er. Er iſt aber nicht gar gefällig, und wenn ihr ihn nicht ganz höflich anſprecht, ſo wird er Euch nicht überſetzen.“ Herr Hagen meinte, er

werde doch den Lohn für die Ueberfahrt nicht im Stiche laſſen wollen; aber ſie verſicherten ihm, der Mann und ſeine Knechte ſeien reich genug und nähmen ſelten Lohn an. „Ruft ihn nur, und wenn er nicht gleich kommt, ſo ruft ihm hinüber, Ihr heißet Amelrich. Auf dieſen Namen kommt er gewiß.“

Mit dieſer Weiſung zufrieden, ſuchte Hagen das Haus des Fährmannes auf, und da er ihn dort nicht fand, ſo erhob er ſeine kräftige Stimme und rief ihm: „Hole mich, ich bin Amelrich, Dein Freund!“ Der Fährmann kam von jenſeits herübergefahren, und da er ſah, daß ein Fremder ſich den falſchen Namen zugeeignet, zürnte er, daß er ſich betrügeriſch für ſeinen Bruder ausgegeben. Auch weigerte er ſich, ihn hinüberzufahren. Selbſt das Gold reizte ihn nicht. Ja, als er von tauſend Mann hörte, die er mit den Roſſen alle überſetzen ſollte, da fürchtete er Verrath gegen ſeinen Herrn, der jenſeits das Land beherrſchte, ergriff das Ruder und ſchlug damit nach Hagen, der ſchon bei ihm im Schiffe ſtand. Ehe ſich dieſer von dem Schlage wieder aufgerafft hatte, ergriff der Fährmann noch einen Schalbaum und ſchlug damit mit ſolcher Heftigkeit auf Hagen's Haupt, daß das Holz zerſprang. Aber Hagen zog nun ſein Schwert und führte einen ſo kräftigen Streich auf ihn, daß ihm vom erſten Hieb der Kopf des ungeſchlachten Fährmannes vor die Füße rollte.

Während dieſes Kampfes hatte aber der Strom das Schiff ergriffen und es ſchwamm ohne Leitung in ſeiner Mitte hinab. Mit großer Anſtrengung brachte es Hagen wieder in richtigen Gang und landete an der Stelle, wo der König mit dem Heere auf ihn wartete. Als Gunther aber das Blut in dem Schiffe ſah und nach dem Fährmanne fragte, leugneten er ſeine That und gab vor, er habe das Schiff ohne Fährmann an einer Weide angebunden gefunden. Auf die Frage der Recken, wer ſie nun überſetzen ſollte, erbot er ſich, ſie Alle wohlbehalten hinüber zu bringen, indem er ſich darauf berief, daß er ja am Rheine ſich ſchon oft als tüchtiger Fährmann erwieſen habe.

Er brachte ſie auch Alle hinüber, die Pferde mußten aber ſchwimmen, und ſo von ihren Herren auf dem Schiffe an den Zäumen gehalten, kamen auch ſie glücklich über den Strom. Als er aber bei dem Capellgeräthe den Capellan fand, da fiel ihm die Wahrſagung der Meerweiber ein. Zornig rief er da: „Was? ſoll ihre Prophezeihung an ihm in Erfüllung gehen? Das werde ich verhindern. Und wenn durch ſeinen Tod der eine Theil derſelben zunichte gemacht wird, ſo muß und wird ja der andere wohl auch nicht eintreffen.“ Damit ergriff

er den fetten Capellan und ſchleuderte ihn über Bord. Er gedachte ihn zu erſäufen.

Der Capellan aber plätſcherte und ſchwamm in dem Strome, der in der Mitte ſo reißend war, daß er nicht hinübergelangen konnte. Er wendete ſich daher nach dem diesſeitigen Ufer zurück, und Gott und ſein fetter Bauch halfen ihm glücklich ans Ufer, wo er ſich ſchüttelte, wie ein Pudel, der aus dem Waſſer kommt.

Nachdem nun der ganze Zug drüben am jenſeitigen Ufer war, zerſchlug Hagen das Schiff, daß es ganz unbrauchbar ward. Darüber ſtellten ihn Giſelher und Gernot und der kühne Dankwart zur Rede und fragten ihn, wie ſie nun auf der Heimkehr aus Hunnenland wieder hinüberkommen könnten, warum er das gethan hätte. Er aber wendete vor, er habe es darum gethan, damit nicht etwa einige Furchtſame ſich vom Heere entfernen und den Rückzug antreten könnten. Die Recken ſetzten ſich aber wieder auf und ritten weiter. Der arme Capellan trabte zu Fuße durch den Sand wieder zurück, dem Rheine zu.

Herrn Hagen war indeſſen nicht ganz wohl zu Muthe. Daß der Capellan dem Tode entgangen und nun wahrſcheinlich wohlbehalten nach Hauſe zurückkehrte, ſchien ihm auch eine Beſtätigung für die Warnung der Meerfrauen, daß Keiner von ihnen von dieſem Zuge nach dem Hunnenlande glücklich zurückkehren werde. Dann beunruhigte ihn auch der Gedanke, daß die Markgrafen Gelfrat und Elſe, durch deren Gebiet ſie nun ziehen mußten, Kunde von der Ermordung ihres Fährmannes erhalten hätten, und dieſen Mord gewiß rächen würden. Um auf ihren Angriff gefaßt zu ſein, rieth er, ſich gehörig zu waffnen, damit die Feinde ſie nicht unerwartet und ungerüſtet überfallen könnten. Das ganze Heer rüſtete und ordnete ſich nun. Herr Volker, der Fiedler, zog mit der rothen Fahne voraus. Ihm war das Land nicht fremd. Hagen und Dankwart führten die Nachhut.

Gelfrat und Elſe hatten allerdings von der Ermordung des Fährmannes gehört und eilten den Fremdlingen mit einem ſchnell zuſammengerafften Heere nach. Sie erreichten Herrn Hagen und es kam zwiſchen ihnen erſt zu unfriedlichen Erklärungen und dann zum Kampfe, der jedoch zum Nachtheile der Verfolger ausfiel. Sie verloren hundert Mannen, die Burgunder nur vier.

In Paſſau mußten ſie einen Tag raſten. Sie waren von dem Biſchof Pilgerin ſehr herzlich aufgenommen. Weil es aber in Paſſau an Herberge fehlte, waren Hütten und reiche Zelte für ſie aufgerichtet worden. Gleich gute Aufnahme fanden ſie in Bachelaren bei dem Mark-

grafen Rüdiger und ſeiner Gemahlin Gotelinde. Herr Rüdiger war ihnen entgegen gekommen und gab ihnen ſo gute Herberge, wie ſie nie auf der ganzen Fahrt gefunden hatten. Vier Tage blieben ſie beiſammen, und als ſie ſchieden, da zog der edle Giſelher als Bräutigam mit. Er hatte ſich verlobt mit der ſchönen Tochter ihres Gaſtfreundes Rüdiger. Die Vermählung ſollte erſt dann gefeiert werden, wenn Herr Giſelher von dem Beſuche bei Etzel's Hofe zurückkomme. Herr Rüdiger begleitete ſie nach Ungarn.

Durch Markgraf Rüdiger waren Boten vorausgeſchickt, welche die Ankunft der erwarteten Gäſte ankündigten. Da ritten ihnen Meiſter Hildebrand und Herr Dietrich von Bern mit einem großen Gefolge von Rittern und Knechten entgegen, ſie im Namen des Hunnenkönigs zu bewillkommnen. Auf die Erkundigung der Brüder, wie es Chriemhilden gehe, erfuhren ſie, daß ſie immer noch viel um den Helden aus Niederland weine.

Bei dieſer Nachricht rief Hagen laut: „Mag ſie immerhin um ihn weinen! Der Siegfried ſteht deswegen doch nicht von den Todten auf! Hat ſie doch nun den König Etzel zum Gemahl genommen!“ Auch König Gunther antwortete auf die Bedenklichkeiten über Chriemhildens Trauer und auf den Rath, daß er auf ſeiner Hut ſein müſſe: „Was ſoll ich mich da groß beunruhigen und auf meiner Hut ſein? Bin ich nicht als ein eingeladener Gaſt des Königs und meiner Schweſter hier?“

Als nun auch Chriemhilde kam, die Nibelungen zu begrüßen, wandte ſie ſich vorerſt zu ihren Brüdern Giſelher und Gernot und ſchien Herrn Hagen gar nicht zu beachten. Da murrte dieſer: „Ja, ja, die Herren und Fürſten werden freundlich bewillkommt, aber der wackern Degen achtet man nicht!“ Frau Chriemhilde hatte ſeinen Unwillen bemerkt und kehrte ſich nun zu ihm mit den Worten: „Ei, Herr Hagen! Ihr ſeid willkommen Dem, der Euch gern ſieht. Um Eurer Freundſchaft willen grüße ich Euch nicht. Was bringt Ihr mir von Worms? Wo habt Ihr den Hort der Nibelungen, der ja doch mir gehörte?“

Darauf antwortete er trotzig: „Ich bin ſeit lange nicht mehr der Hüter des Hortes. Nach Eurer Brüder Gebot habe ich ihn im Rheine verſenkt. Mitbringen?“ fuhr er dann im Zorne auf: „den Teufel bringe ich Euch mit! Ich habe genug an meinen Waffen zu tragen.“ — „Ich frage nicht um des Goldes willen,“ verſetzte ſie, „denn ich habe genug und ſo viel, daß ich noch reichlich mittheilen kann. Daß ihr genug zu tragen habt, weiß ich. Ein Mord und doppelter Raub drückt ſchwer genug.“ Nach dieſer Rede wandte ſie ſich ab zu ihrem Gefolge mit dem

Befehl, den Recken anzukündigen, daß Niemand bewaffnet in den Saal kommen dürfe. Als sich Herr Hagen auch darüber mit Entrüstung geäußert, sagte sie: „Mein Bruder und Herr Hagen tragen Mißtrauen; ich möchte doch wissen, wer sie gewarnt hat."

Da trat ihr Herr Dietrich von Bern frei und offen mit den Worten entgegen: „Das war ich." Doch Chriemhilde trat beschämt vor ihm zurück. Als Etzel Herrn Hagen sah, gefiel ihm sein trotzig kühnes Aussehen, und da er erfuhr, daß es Hagen von Troneg wäre, erinnerte er sich, daß er, ein Sohn Aldrian's, einst als Knabe bei ihm als Geisel gewesen.

Viertes Abenteuer.

Hagen und Volker vor Chriemhildens Saal.

Eines Tages saß Hagen und Volker in einem der Burghöfe vor dem Thore, das zu dem Flügel führte, den Frau Chriemhilde bewohnte. Das Hofgesinde, das hier ab und zu ging, betrachtete die beiden stattlichen Burgunderhelden mit gleicher Neugier, mit der man fremde Thiere ansieht. Aber die Fenster des Saales gingen gerade nach dieser Seite, und so wurden sie auch von der Königin bemerkt, die zufällig hinaussah.

Der Anblick des Mannes, der ihr so bitteres Leid zugefügt hatte, rief ihr ihren Verlust wieder aufs Neue ins Gedächtniß und sie fing an bitterlich zu weinen. Die Hunnischen Mannen, die bei ihr im Saale waren, fragten sie mit großer Bestürzung nach der Ursache ihrer Thränen. Da zeigte sie durch das Fenster auf Hagen und sagte: „Das ist der Mann, der mir den Gemahl, nicht im Kampfe getödtet, nein hinterlistig ermordet hat." In großer Entrüstung über die That, wollten sie ihrer Herrin Rache verschaffen an ihrem gehaßten Feinde und gingen sich zu rüsten. Sie aber hielt ihre Zahl, obgleich es ihrer sechzig kühne Degen waren, doch für zu geringe, und warnte sie vor Hagen's und Volker's Kühnheit und Stärke. Ihre getreuen Degen gingen daher und brachten noch vierhundert ihrer Genossen. Sie gebot ihnen jedoch, sie nicht anzugreifen, bevor sie aus Hagen's eigenem Munde die Bestätigung seiner That vernommen hätten; sobald er sich aber zu dem Morde bekannt habe, sollten sie über ihn herfallen und ihn mit seinem Freunde Volker erschlagen, wenn dieser ihm beistehe.

Sie ging ihnen voraus aus dem Saale nach dem Hofe hinab. Als nun Volker sie vor ihren Bewaffneten her die Stufen herabkommen sah,

ſprach er zu Hagen: „Da kommt die Königin, aber ihre Begleiter ſcheinen nicht in friedlicher Abſicht zu kommen.“ — „Das gilt mir!“ verſetzte Hagen. „Freund Volker, ſchwöre mir, daß Du mir beiſtehen willſt, wenn es zum Kampfe kommt.“ Volker verſprach ihm das, doch ſetzte er hinzu: „Wenn aber die Königin an uns vorbei geht, ſo laßt uns aufſtehen und ſie, wie es ſich von Recken gegen Frauen geziemt, ehrerbietig grüßen.“

„Das würde man uns als Furcht auslegen!“ verſetzte Hagen. „Nein, ich ſtehe nicht auf.“ Und mit herausforderndem Trotze legte er noch ſein Schwert über die Beine, abſichtlich, daß es Chriemhilde ſehen und erkennen ſollte; denn es war Siegfried's Schwert Balmung, das man leicht wieder erkannte, denn der Knopf an dem Schwertgriffe war ein ſchöngeſchliffener Jaspis.

Die Königin kam nun zu ihnen. Sie hatte das Schwert erkannt und ihre Thränen unterdrückt. Sie grüßte die beiden Helden und fragte dann Herrn Hagen: „Ei, wer hat Euch denn eingeladen hierher zu kommen?“ — „Niemand,“ antwortete er. „Ich bin nicht geladen, aber die drei Könige, meine Herren, und dieſen mußte ich als treuer Dienſtmann folgen.“ — „Aber wie konntet Ihr es wagen, mir unter die Augen zu treten, da Ihr mir doch den Gemahl erſchlagen habt?“ — „Ach, was ſoll das Reden!“ rief er da ungeduldig. „Ja, ja, ich, der Hagen, habe Siegfried erſchlagen, und das that ich, weil ich der Frau Brunhilde, die meine Herrin iſt, Rache verſchaffen mußte für die Beleidigung, die Ihr ihr angethan. Ich hab's gethan! Nun räch' es, wer da will.“

Jetzt wandte ſich Chriemhilde zu ihren Mannen: „Ihr habt nun aus ſeinem Munde gehört, daß er des Mordes ſchuldig iſt. Ihr wiſſet, was er mir gethan. Nun, ihr Mannen Etzel's, ihm geſchehe von Euch, was er verdient!“ Aber die Hunnen zögerten. Keiner wollte den erſten Streich führen. Manche fürchteten die ſtarken trotzigen Recken, Andere erinnerten ſich auch der Thaten, die Hagen gethan, als er in ſeiner früheren Jugend als Geiſel unter ihnen lebte. Die Königin zog ſich zurück, als ſie die Unentſchloſſenheit ihrer Begleiter bemerkte. Dann zerſtreuten ſich auch ihre Mannen und die beiden Recken gingen zu den übrigen Burgundern, die noch auf dem Hofe der Etzelburg ſtanden. Von hier gingen ſie alle zu dem König Etzel in den großen Saal, wohin er heute ſeine Gäſte zu feierlichem Empfang und zur Feier des erſten Feſttages geladen hatte. Es war der Tag der Sonnenwende.

Als hier König Gunther von Dietrich von Bern zuerſt eingeführt wurde, ging ihm Etzel freundlich entgegen und führte ihn zu dem Sitze

neben dem seinigen, auch bezeigte er ihm seine große Freude über seinen Besuch. Auch die übrigen Recken traten nun in den Saal und wurden alle nach Würden begrüßt. Es waren für Alle Tische bereit, und sie wurden mit köstlichen Speisen bewirthet und reichlich ward Meth und Wein in goldenen Trinkschalen herumgereicht. Es war ein fröhliches Mahl, das bis in die Nacht fortgesetzt wurde.

Die Gäste wurden für die Nacht in einen geräumigen Schlafsaal geführt, der aufs Köstlichste eingerichtet war, mit langen und breiten Teppichen von Sammt, Bettdecken von arabischer Seide und Bettlaken von Hermelin und Zobel. Bei aller dieser Pracht war ihnen aber doch unbehaglich, und Alle, selbst Giselher, äußerten Bedenken über ihre Sicherheit. Da erbot sich aber Hagen, sie die Nacht über als Schildwache zu bewachen, ein Anerbieten, das sie dankbar annahmen. Sie entkleideten sich und gingen zu Bette. Hagen aber waffnete sich. Da erbot sich Volker, mit ihm zu wachen. „Gott lohne Dir's!" sprach Hagen. „In allen meinen Sorgen begehrte ich sonst keine Hilfe, als die Deine." Um die Thür zu bewachen, gingen sie aus dem Hause und setzten sich auf die steinerne Schwelle. Volker lehnte aber bald seinen Schild an die Wand, ergriff sein Saitenspiel und ließ die Saiten so laut erklingen, daß der Ton das ganze Haus durchtönte. Hierauf spielte er wieder so sanft und so stille Weisen, daß mancher der Helden in seinem Bette, seiner Unruhe vergessend, in sanften Schlaf gewiegt wurde.

Da er merkte, daß sie entschlafen waren, legte er sein Saitenspiel wieder weg und trat durch die Thüre hinaus, um ferner gute Wache zu halten. Gute Zeit blieb Alles ruhig. Nach dem ersten Schlafe sah er auf einmal in der Ferne etwas blinken, das er für einen Helm hielt. Er hatte sich nicht getäuscht. Frau Chriemhilde hatte mehrere ihrer Recken gedungen; doch hatte sie ihnen bedeutet, sie sollten nur Hagen, sonst aber Keinen der Burgunder erschlagen.

Volker rief Herrn Hagen zu, daß es nicht sicher sei. „Schweige nur und laß sie näher kommen," erwiderte Hagen, „ich will sie schon nicht übel heimschicken." Die Hunnen hatten aber auch gesehen, daß zwei Wächter an der Thür standen und zogen sich in der Stille wieder zurück. Volker hätte gern mit ihnen angebunden, doch wehrte ihm Hagen ab. Da rief er ihnen aber doch zu: „Wie ist's, Ihr Herren Hunnen, wollt Ihr auf Mord und Raub ausreiten?" Niemand aber antwortete ihm. Da rief er zornig: „O, Ihr Feiglinge! Im Schlafe wollt Ihr uns ermorden? Pfui! das thun edle Degen nicht!"

Fünftes Abenteuer.

Kirchgang und Hofkampfspiele.

Am Morgen gab's einen feſtlichen Zug zum Münſter. Obgleich Etzel noch Heide war, ſo machte er doch um der feſtlichen Feier willen den Zug in die chriſtliche Kirche mit. Er kam mit ſeiner Gemahlin in prächtigen Gewanden. Als er aber die Burgundiſchen Ritter in Harniſchen und Stahlhelmen erblickte, fragte er befremdet, was das bedeute, ob die Seinigen ſich etwa gegen ſie vergangen hätten. Hagen von Troneg antwortete ihm: „Uns hat Niemand etwas gethan, ſonſt hätten wir uns beſchwert. Nein, das iſt ſo Sitte bei uns. Bei Feſtlichkeiten gehen wir immer volle drei Tage gewappnet einher.“

Nach dem Gottesdienſte kamen wohl ſiebentauſend Hunniſche Degen zu Roß, die Frau Chriemhilde aus dem Fenſter mit Etzeln vorbeireiten ſah. Auch Dankwart, Gunther's Marſchall, brachte den Burgundern ihre Roſſe, gefolgt von den Burgundiſchen und Nibelungen-Mannen. Volker rieth ihnen, ſie ſollten nach ihres Landes Sitten Kampfſpiele halten. Es war ein heiteres, aber wildes Gewühl in dem Burghofe; da ward in ritterlichen Spielen turnirt und gekämpft von Chriſten und Heiden, von Hunnen und Nibelungen.

Da kamen auch geritten die Recken Herrn Dietrich's von Bern. Es waren ſchöne kräftige Mannen, und gar zu gern hätten ſie ihre Kurzweil getrieben mit den Burgundiſchen Gäſten. Doch das verbot ihnen Herr Dietrich. Nach dieſen kamen Herrn Rüdiger's Leute von Bachelaren, fünfhundert an der Zahl, die auch nicht mit den Burgundern kämpfen durften, weil er von der Haltung der Burgunder fürchtete, das Spiel möchte in ernſtlichen Kampf ausarten. Nach ihnen kamen die Helden von Thüringen, geführt von dem Landgrafen Irnfried, dann tauſend kühne Mannen mit Hamert, dem König aus Dänemark. Endlich kam auch Herr Blödelin, des Königs Etzel Bruder, mit dreitauſend Hunnenrittern. Das waren herrliche Ritterſpiele, die da ausgeführt wurden. Mancher Schild ward da von den Lanzenſtichen durchbohrt und zerſplittert. Da flogen die Splitter der zerbrochenen Lanzen weithin durch die Luft, da hörte man lautes Waffengeklirr, das Schnauben der Pferde und die Rufe der Ritter.

Endlich ritt auch noch ein Hunniſcher Ritter in den Hof, der war ſo zierlich gekleidet und mit Putz behangen, daß er bei den Burgundiſchen

Rittern zum Gegenstande des Spottes und Gelächters wurde. Volker aber war über ihn erbost. „Solch' eine Zierpuppe," rief er, „will sich mit uns Recken messen. Den Uebermuth soll er büßen!" Aller Abmahnung der Seinen ungeachtet, gab er seinem Rosse die Sporen und sprengte ihm entgegen und durchstach ihn mit seinem Speer. Das gab Veranlassung zu großem Auflaufe. Hagen und mit ihm viele Burgundische Ritter sprengten sogleich herzu, um ihrem Genossen beizustehen. Die Verwandten des Erschlagenen klagten und weinten, seine Freunde riefen nach Schwertern und Schilden. König Gunther's Recken sprangen von ihren Rossen und stießen ihre Pferde zurück. — Da kam König Etzel, riß dem Nächsten der Hunnen das Schwert aus der Hand und trieb Alle, die sich gegen Volker und seine Genossen feindlich hindrängten, mit zornigem Muthe zurück. „Laßt ihn! laßt ihn!" rief er. „Ich habe es oben vom Fenster deutlich gesehen, der Mann ist unschuldig an dem Tode dieses Eures Freundes. Er wollte ihn nicht tödtlich treffen und hatte mit dem Speere nur nach seinem Schilde gezielt. Weil aber das Pferd stranchelte, verfehlte er das Ziel und der Stoß traf neben den Schild, der ihm den Leib nicht ganz deckte. Ich verlange, daß Ihr meine Gäste und ihre Mannen in Frieden lasset. Die Spiele sind geendet. Wir begeben uns jetzt zu unserm Festmahle." Die Feinde verbissen gegenseitig ihren Groll. Man ging auseinander. Die Fürsten und Edeln, Freunde und Feinde mußten sich an den Tischen friedlich vertragen. Da viele der Ritter gewaffnet zu Tische gekommen, warnte sie Etzel nochmals, rügte solche Unsitte mit tadelnden Worten und vermahnte sie gegenseitig zum Frieden, indem er drohete, denjenigen mit dem Tode zu bestrafen, der sich des Friedensbruches schuldig mache.

Bevor man noch zu Tische ging, trat Frau Chriemhilde zu Herrn Dietrich von Bern und zu Hildebrand, um ihn aufzufordern, daß er doch den Mord ihres Siegfried's an Hagen rächen möge. Ehe Herr Dietrich ihr antwortete, sagte Hildebrand: „Wie könnte man denn einen Schuldigen bestrafen, ohne zugleich den Tod so manches Armen und Reichen zu veranlassen." Aber Herr Dietrich antwortete: „Lasset diese Bitte, die Euch, einem edlen Fürstenweibe, wenig Ehre bringt. Eure Verwandten und Landsleute kamen vertrauend auf Eure Einladung zu Euch hierher, darum kann Dietrich's Hand auch den Tod Siegfried's nicht an ihnen rächen."

So von dem Berner abgewiesen, wandte sie sich mit demselben Begehren an Blödelin und brachte ihn durch große Versprechungen dahin,

daß er auf ihren Racheplan einging und ſogleich ſeinen Mannen gebot, ſie ſollten ſich alle waffnen.

Der König Etzel und ſeine Gemahlin ſaßen endlich mit ihren fürſtlichen Gäſten zu Tiſche. In dem weiten Saale ſaßen da Könige und Fürſten, und Etzel hatte geſorgt, daß ſie mit köſtlichen Speiſen und Trank reichlich verſorgt wurden. Ihre Ritter und Mannen wurden alle in ihren Herbergen geſpeiſt.

Während ſie nun noch Alle im Saale bei Tiſche ſaßen, wurde auch Ortlieb, der junge Königsſohn, von den Dienern hereingebracht. Da nahm ihn König Etzel auf den Arm und rief, indem er ihn hoch in die Höhe hielt: „Seht, das iſt mein und Eurer Schweſter einziger Sohn und Erbe meines Reiches. Wird der einmal erwachſen und, wie ich hoffe, ein tüchtiger, kühner Mann werden, ſo ſoll er Euch immer in Freundſchaft zu Dienſten bereit ſein.“ Da nahm Herr Hagen vorlaut das Wort und rief dagegen mit halb wegwerfendem Tone: „Ja, die Könige, meine Herren dürften wohl auf ihn bauen, wenn er zu einem ſolch' tüchtigen Mannen heranwüchſe. Aber er iſt noch ſo jung und ſieht ſo ſchwächlich aus. Ich weiß, daß ich ſelten nach Hofe gehen werde, um Ortlieb zu ſehen.“

König Etzel ward unangenehm betroffen durch ſolche Rede; auch die Fürſten, die zugegen waren, und ſonſt noch Viele, die dieſe übermüthige Sprache gehört hatten, würden ihn mit Freuden dafür geſtraft haben.

Sechſtes Abenteuer.

Blödelin's und Dankwart's Kampf.

Während dies in dem Königsſaale vorging, waren die Ritter und Mannen der Burgunder und Nibelungen in ihren Herbergen ebenfalls bei Speiſe und Trank in fröhlicher Gemeinſchaft beiſammen. Da trat Herr Blödelin mit ſeinen Bewaffneten bei ihnen ein, und als er an den Tiſch kam, wo mit Andern der Marſchall Dankwart ſaß, begrüßte ihn dieſer, äußerte aber zugleich ſeine Verwunderung, daß er zu ihnen komme. Darauf erwiderte Blödelin: „Mein Kommen bedeutet Dein Ende. Dein Bruder Hagen hat Siegfried erſchlagen, und das mußt Du mit ihm und Andern entgelten.“ Dankwart aber erwiderte, daß er ja noch ein kleiner Burſche geweſen, als Siegfried erſchlagen wurde, er habe keinen Theil an dieſer That.

Blödelin aber rief: „Wehrt Euch, Ihr Elenden!“ und wollte auf ihn eindringen. Da ſprang Dankwart von dem Tiſche auf, zog ſein langes, ſcharfes Schwert und führte einen ſtarken Streich nach ihm, daß ihm ſein Haupt mit dem Helme vor die Füße rollte. Als Blödelin's Mannen aber ſahen, daß ihr Herr erſchlagen worden, da ſtürmten ſie in Haufen auf Dankwart und ſeine Freunde los. Da rief nun Dankwart die Seinigen auf, es ſei Nothwehr, ſie ſollten ſich tapfer vertheidigen, daß ſie ohne Schande den Tod erlitten. Weil ſie ohne Waffen waren, ergriffen ſie Bänke und Schemel und ſchlugen damit Blödelin's Bewaffnete nieder. Da gab es tüchtige Beulen an den Helmen. Es war ein furchtbarer Kampf, und als ſie die Gewappneten aus dem Hauſe vertrieben hatten, lagen fünfhundert oder noch mehr von ihnen todt in der Herberge.

Die Recken Etzel's hörten, daß Herr Blödelin mit ſeinen Mannen von Hagen's Bruder erſchlagen worden. Sie gürteten ſich, ihrer zweitauſend und mehr, und eilten in die Herberge, ſchlugen die Knechte nieder und drangen in den Saal. Noch Andere eilten zu ihnen herbei. Da gab's in dem Saale einen furchtbaren Kampf, der einige Stunden dauerte; neuntauſend Knechte fielen, und von Dankwart's Seite nur zwölf Ritter. Er ſtand nun allein gegen die Menge der Feinde. Da waren alle Schwerter gegen ihn gerichtet. Mit neuer Anſtrengung ſchlug er ſich bis zur Thür durch und kam vor das Haus. Indem er ſich ſo durchſchlug, fielen außenſtehende Hunnen mit ihren Schwertern über ihn her; er aber hieb Jeden nieder, der ihm nahete, ſo daß ſie den Schwertkampf aufgaben und nun aus der Ferne Speere nach ihm ſchleuderten. Nach und nach waren ſo viele Speere in ſeinem Schilde ſtecken geblieben, daß er ihn wegen ſeiner Schwere fallen laſſen mußte. Als er aber ſo ohne Schild daſtand, glaubten ſie, daß ſie ihn jetzt bezwingen könnten. Sogleich ſtürzten noch mehr kühne Feinde von beiden Seiten mit den Schwertern über ihn her, doch er vertheidigte ſich, wie ein wildes Eberſchwein im Walde gegen die Hunde thut, die es von allen Seiten anfallen.

Er hatte ſich durchgekämpft bis an die Thür des Saales, da die Könige ſaßen, und nun rief er ſeinen Bruder Hagen: „Du ſitzeſt ſo lange, und indeſſen ſind unſere Ritter und Knechte in der Herberge erſchlagen.“ Hagen kam eilig zu ſeinem Bruder und fragte, wer das gethan hätte, und als er Alles erfahren, wie es ſich begeben, forderte er ihn auf, die Thüre zu bewachen. Er aber trat zurück in den Saal und rief: „Nun trinken wir den Trunk der Freundſchaft und zahlen aber

des Königs Wein.“ Da ſoeben der kleine Ortlieb von ſeinen Dienſtmannen von einem Tiſche der Herren zu dem andern getragen wurde, faßte er ſein Schwert und hieb dem Kinde den Kopf ab und rief dazu: „Der junge Hunnenkön'g muß der Allererſte ſein.“ Der Kopf fiel herab in Chriemhildens Schooß. Da erhob ſich unter den Degen ein allgemeiner Kampf. Die drei Könige ſprangen von dem Tiſche auf, um den Streit zu ſchlichten. Da aber Volker und Hagen ſo ſehr wütheten und Niemand verſchonten, und das Getümmel ſo verwirrt und allgemein ward, hieb auch Gunther, Gernot und Giſelher drein, und viele der Hunnen erlagen ihren Schwertern. Da wollten die Hunnen von außen durch die Thür eindringen, ſo daß Dankwart an der Thür nicht Widerſtand genug leiſten konnte. Da ſtellte ſich Volker zu ihm. Als Hagen die Thür ſo bewacht ſah, warf er den Schild zurück und begann die Schaar ſeiner Freunde zu rächen.

König Etzel ſaß ängſtlich da. Was half es ihm in dieſem Getümmel, daß er König war? Chriemhilde rief Herrn Dietrich von Bern für ſich und Etzel um Hilfe an. Da ſtieg dieſer auf einen Tiſch und rief mit lauter Stimme, die all das Geſchrei und den Waffenlärm im Saale übertönte. Die Ruhe ſtellte ſich nun etwas her, und man war begierig, was der Held aus Amelungen zu ſagen habe. Auch König Gunther half die Ruhe und Stille herſtellen und fragte ihn, was ihm geſchehen ſei. „Mir iſt noch nichts geſchehen,“ verſetzte er, „aber laßt mich und die Meinen hinausgehen. Wir nehmen keinen Theil an dieſem Streite.“ König Gunther verſetzte darauf: „Führet aus dem Hauſe wen und ſo viele Ihr wollt. Nur meine Feinde müſſen hier bleiben.“ Da führte Herr Dietrich an einem Arme die Königin und am andern den König aus dem Saale. Ihm folgten ſechshundert ſeiner Mannen. Auch Rüdiger erhielt die Erlaubniß, ſich und ſeine Mannen aus dem Saale zu entfernen. Das Gefecht fing ſodann von Neuem an. Niemand ward mehr aus dem Saale gelaſſen, und erſt nachdem alle Hunnen erſchlagen waren, hörte der Kampf auf. Hagen und Volker gingen nun vor den Saal, und auf ihre Schilde gelehnt, führten ſie manche Spottrede über die Feinde. Giſelher aber gebot nun, die Leichen aus dem Saale und Hauſe hinauszuſchaffen. Wie er geboten, ſo geſchah es; ſie ſtürzten die Leichname oben über die Stiege herunter. Da war auch Mancher darunter, der nur ſchwer verwundet war, aber bei richtiger Pflege wieder geneſen konnte. Durch den tiefen Fall von der Stiege herab wurde aber auch dieſer vollends getödtet. Vor dem Hauſe ſtanden Tauſende von Menſchen weinend und die Erſchlagenen beklagend.

Hagen und Volker aber ſtanden auch da und führten Hohn- und Spottreden über die Hunnen und über Chriemhilden und ihren Gemahl. Entrüſtet darüber, wollte König Etzel nun ſelbſt in den Kampf gehen. Doch Chriemhildens Bitte hielt ihn zurück. „Denn," ſagte ſie, „wenn Hagen über Euch kommt, ſo ſeid Ihr verloren."

Da Markgraf Iring aus Dänenland von dem Uebermuthe der beiden Recken Kunde erhielt, rief er, daß man ihm ſeine Waffen bringen ſollte, denn er wollte damit Hagen beſtrafen. Auch der Landgraf Irenfried und der ſtarke Hawart ſtanden mit tauſend Mann gerüſtet auf Iring's Seite. Als Volker das ſah, ſprach er mit Beſtürzung zu Hagen: „Seht Ihr, Freund Hagen, dort den Iring? Er hat Euch allein zum Kampfe gefordert und nun ſteht er doch mit zahlreicher Begleitung da. Darf ein Held das thun? Darf ein Held ſo lügen?" — „Ich habe nicht gelogen," verſetzte Iring, „was ich verſprochen, das halte ich auch." Seine Mannen wollten nicht zugeben, daß er ſein Leben dem grimmen Hagen preisgebe; er beharrte aber bei ſeinem Worte.

Da gab es denn einen erbitterten Zweikampf. Sie warfen die Speere mit ſolcher Kraft, daß ſie die Schilde durchbrachen, und daß die Splitter der Speerſtangen durch die Luft flogen. Beide griffen dann zu den Schwertern, und ihre Streiche fielen ſo hart, daß der Lärm vom Palaſt und Thurme widerhallte. Weil Iring aber nichts gegen Hagen ausrichten konnte, ſtürzte er auf Volker los, dann von dieſem auf König Gunther und zuletzt auf Gernot. Indem er ſich auch von dieſem wegwendete, erſchlug er vier von den Burgundiſchen Mannen. In großem Zorne rief da Giſelher: „Gott weiß, Herr Iring, Ihr müßt mir das entgelten!" Zugleich lief er ihn an und führte einen ſo heftigen Hieb auf ihn, daß er niederſtürzte auf den blutigen Boden. Alle glaubten, er ſei todt. Bald aber erholte er ſich wieder, ſprang ſchnell auf und ſtürzte aus dem Hauſe. Hagen ſah ihn laufen und wollte ihn niederſchlagen, aber Iring führte im Vorbeirennen einen ſo heftigen Streich nach ſeinem Helme, daß dieſer durchgehauen wurde und Hagen das Blut aus einer Wunde fließen fühlte. Obgleich verwundet, rannte ihm Hagen nach, er aber hielt den Schild über das Haupt und entkam glücklich wieder zu den Seinen.

Dieſe empfingen ihn mit großer Freude über ſeine Heldenkühnheit und frohlockten, daß es ihm gelungen, den gefürchteten Helden Hagen zu verwunden. Auch Frau Chriemhilde brachte ihm ihren Dank. Hagen aber rief: „Meine Wunde iſt ſo unbedeutend, daß Ihr nicht Urſache

habt, darüber zu frohlocken, als ob er mich beſiegt hätte. Das Blut, das Ihr an meinem Harniſchringe herabträufeln ſehet, das reizt mich erſt recht, den Tod ſo mancher meiner Freunde zu rächen.“ Iring hörte kaum dieſe Rede, da ließ er ſich nochmals wappnen und ſtürzte mit einem großen ſcharfen Speer auf Hagen los; dieſer aber wendete ſich in ſeinem Zorne gegen ihn und Beide führten nun ſo gewaltige Streiche auf Helm und Schild, daß die feuerrothen Funken davonflogen. Während des Kampfes fand Hagen einen Speer vor ſeinen Füßen; den ergriff er und ſchleuderte ihn mit ſolcher Kraft auf Iring, daß er ſich in ſeinen Nacken feſtſteckte. Er mußte ſo todtmüde entweichen und kam noch zu den Seinigen, die ihn weinend und klagend empfingen. Auch Frau Chriemhilde weinte über ihn. Er aber ſprach noch: „Laßt doch das Weinen und beklagt mich nicht, was hilft das? Der Tod wollte mich eben nicht länger dem König Etzel dienen laſſen.“ Als Hawart und Irenfried ſahen, daß ihn das Leben verlaſſen, da riefen ſie ihre Helden zuſammen und nun erhob ſich muthiger Kriegslärm. Wohl tauſend ihrer Helden ſammelten ſich und ſchleuderten ihre Speere auf die Burgunden. Landgraf Irenfried griff Volkern an, verwundete ihn wohl, doch von des kühnen Volker's Streichen ſank er ſelbſt bald todt vor ihm nieder. König Hawart nahm nun den Zweikampf mit Hagen auf. Sie kämpften Beide wie tüchtige Degen, aber Hawart mußte dem grimmen Burgunder unterliegen.

Da die Thüringer und Dänen ihre Herren todt liegen ſahen, ſtürmten ſie gegen den Saal. Hier gab es eine tüchtige und blutige Schlacht. Ehe ſie die Thüre erſtürmten, fielen gar Manche mit zerhauenem Helme und Schildrand.

„Macht ihnen nur Platz! laßt ſie hereinkommen!“ ſprach Volker. „Sie werden da in kurzer Zeit den Dank der Königin verdienen, aber nur mit ihrem Tode!“ Sie drangen herein. Da ſauſten die Schwerter, da klirrten die Klingen aneinander, da erſchallten die Schläge auf die Helme und bald lagen alle Tauſend, die eingedrungen waren, todt oder ſterbend in dem Saale. Alſo tapfer hatten die vom Rheine wahre Wunderthaten verrichtet.

Siebentes Abenteuer.

Verſuch zur Ausſöhnung.

„Seid wohlgemuth, Ihr Helden!“ ſprach Hagen zu den Burgunden: „Wir haben den Hunnen genug Urſache zur Klage gegeben. Sie werden die Feſttage nicht vergeſſen. Was nützt es nun Chriemhilden, daß ſie uns vom Rheine hierher geladen? Erholt Euch nun. Lüftet die Harniſche, legt die Helme ab. Wollten es die Etzelmannen noch einmal mit uns verſuchen, ſo werde ich Euch zur rechten Zeit warnen.“

Sie thaten nach ſeinem Rathe.

Doch König Etzel und Frau Chriemhilde hatten noch vor Abend mehrere Tauſend Hunniſche Recken verſammelt. Das erregte einen Sturm vor dem Hauſe und drinnen. Da ſprang Dankwart, Hagen's Bruder, den man für todt gehalten hatte, plötzlich ſchnell und friſch aus der Thüre. Es entſpann ſich wieder ein harter Kampf, der ſchon von dem frühen Morgen des langen Sommertages gedauert, bis ihm die Nacht jetzt ein Ende machte.

Das hatte Frau Chriemhilde nicht gewollt und nicht gedacht, daß ſo Viele ihr Leben verlieren ſollten. Nur an dem verhaßten Hagen hatte ſie Rache nehmen wollen, nur an dem einzigen Manne. Denn der Gedanke hatte ſich in ihr feſtgeſetzt, es ſei ihre nächſte Pflicht, und zu dem Seelenheile ihres erſten Gemahls nothwendig, ſeinen Mord zu rächen. Aber wie hatte es das ſchlimme Schickſal gefügt, daß ſo viele ihrer Getreuen und ſelbſt ihrer Freunde aus Burgunderland erſchlagen waren!

Darum kam ſie mit ihrem Gemahl willig heraus vor den Palaſt, in dem die Burgunder ſich aufhielten, als der König Gunther und ſeine Brüder ſich melden ließen, um eine Unterredung mit ihnen zu pflegen. Als aber der König und ſeine Gemahlin dahin gingen, ſammelten ſich viele Hunnen um ſie. Etzel fragte die Könige: „Was wollt Ihr? Friede? Ihr habt ihn gebrochen; Ihr habt mir mein Kind erſchlagen. Ich kann Euch keinen Frieden geben; ich kann an keine Sühne denken.“ Gunther entſchuldigte ſich damit, daß man ihm zuvor ſein Geſinde in der Herberge erſchlagen. Giſelher berief ſich darauf, daß er ja nichts gegen ſie gethan; ſie behaupteten, was ſie erdulden müßten, das widerfahre ihnen ganz ohne ihre Schuld. Nun verlangte Gernot, man ſollte ſie nur hinaus ins Freie laſſen. Der geſunden Recken Etzel's ſeien ja ſo viele,

ſie aber ſeien vom Kampfe erſchöpft. Draußen möchte dann geſchehen, was da wolle; eine letzte Schlacht möge das Ende des Kampfes entſcheiden.

Etzel's Recken waren geneigt, auf dieſen Vorſchlag einzugehen. Aber Chriemhilde ſagte: „Nein, ich rathe Euch in Treuen, laſſet die Mordrecken nicht heraus. Wenn auch Niemand mehr von ihnen lebte, als meine Brüder, ſo wäret Ihr verloren. Kämen ſie heraus an die friſche Luft und kühlten ſich ab, ſo würden ſie auch mit neuer Kraft gegen Euch kämpfen. Denn wiſſet, daß es in der ganzen Welt keine kühneren Degen gibt. Nein, laßt ſie in dieſem Hauſe."

Da nahm auch Giſelher das Wort und ſprach zu ihr: „Liebe Schweſter, wie konnte ich mir Das erwarten, da Du uns ſo freundlich in dieſes Land eingeladen? Ich war Dir ja immer ein getreuer Bruder und that Dir nie ein Leid. Im Vertauen auf Deine Huld kam ich. Wenn es nicht anders iſt, ſo übe denn Gnade an uns."

Sie aber antwortete: „Ihr habt mir den Hagen von Troneg, der mir ſo viel Leid angethan ſchon zu Hauſe, und mir auch hier mein armes, unſchuldiges Kind ermordet, in das Land hergebracht und Alle, die mit ihm kamen, müſſen es entgelten. Doch aber will ich Euch verſchonen und den Hunnen zu Verſöhnung rathen, wenn Ihr mir den Hagen als Geiſel ausliefert."

Aber das wollten ſie durchaus nicht thun. Gernot, Giſelher, Dankwart und alle Burgundiſchen Helden erklärten, lieber wollten ſie Alle den Tod erleiden, als einen von ihren Getreuen verlaſſen.

Darauf gebot Chriemhilde, ihre Mannen ſollten die Thüren des Palaſtes beſetzen, daß Keiner herauskommen könne, und dann hieß ſie das Gebäude an vier Enden anzünden. Der Brand verbreitete ſich ſchnell um das Haus und die Flammen loderten allenthalben empor und leckten mit ihren Feuerzungen durch die Fenſter hinein in den Saal. Die Hitze und der Dampf war beinahe unerträglich. Der heftigſte Durſt quälte ſie. Da jammerten die ſtarken Helden wohl auch. Manche Brände fielen von der Decke und ſie kamen in Gefahr, von ihnen verbrannt zu werden. Sie ſtellten ſich auf Hagen's Rath an den Wänden herum und traten die Brände zum Löſchen in das Blut der Gefallenen, das noch den Boden bedeckte.

In ſolchem Leide ging die Nacht doch endlich vorüber und ſie waren noch alle am Leben geblieben. Die Decke des Saales war von Steinen gewölbt und hatte dem Brande widerſtanden; nur das hölzerne Getäfel war von den Flammen ergriffen und brennend herabgefallen.

König Etzel meinte, die Gäste wären Alle todt, aber es lebten noch sechshundert kühne Burgunderhelden. Auch die Königin konnte es nicht glauben, daß sie nicht Alle todt seien.

Nun ließ sie von ihrem Golde bringen, das sie ohne Maß unter die Hunnen austheilte, um sie zu neuem Angriffe zu reizen. Sie griffen die Burgunden an und stürmten nach dem Saale. Aber obgleich diese durch die in der Nacht ausgestandene Noth sehr erschöpft waren, rafften sie sich doch wieder auf und leisteten tapfern Widerstand. Zwölfhundert Hunnen wurden zurückgeschlagen und griffen immer von Neuem wieder an. Da gab es viele Wunden und großen Jammer um die Gebliebenen. Die tapfersten Recken des Königs Etzel waren gefallen.

Achtes Abenteuer.

Rüdiger erschlagen.

Als Markgraf Rüdiger am Morgen herzu kam und die Verluste sah, die beide Theile erlitten, da netzten mitleidige Thränen seine Wangen. Das sah ein Hunnischer Recke und wandte sich zur Königin mit den Worten: „Seht, wie er da steht! Euer Gemahl hat ihn so reich begabt mit Burgen und Land und Leuten, und doch hat er in diesen Kämpfen seinem Herrn noch mit keinem Schwertstreiche gedient. Man preist seine Kühnheit. Wo hat er sie hier noch bewiesen?“

„Ha!“ dachte Rüdiger, „er hält mich für feige!“ und mit geballter Faust schlug er ihn nieder, daß er wie todt vor seinen Füßen lag. „Ist mir's nicht leid genug,“ sagte er, „daß ich hier nicht mitstreiten darf? Ich habe diese Burgunden als meine Gastfreunde hierher begleitet und darf darum nicht gegen sie kämpfen.“

König Etzel war indessen herzugetreten und machte ihm Vorwürfe, daß er in diesen großen Kämpfen mit seinen Leuten ihm noch keinen Beistand geleistet habe. Auch Frau Chriemhilde sprach zu ihm: „Ihr habt uns doch früher gelobet, Ehre und Leben wolltet Ihr für uns wagen. Und dann mahne ich Euch noch daran: als Ihr mir zuredetet zur Verbindung mit Etzeln, da schwurt Ihr mir doch, Ihr wolltet mich schützen in jeglicher Gefahr. Daran mahne ich Euch heute.“ Auch Etzel bat ihn und Beide warfen sich flehend vor ihm auf die Kniee. Da rief er in großer Betrübniß: „Wehe mir! Wäre ich doch lieber todt! Wie ich nun thue, so handle ich unrecht. Helfe ich den Burgundern,

ſo verletze ich die Pflicht gegen meinen Herrn und König, ſtehe ich zu meinem Herrn und König, ſo verletze ich die Pflicht, die ich ihnen als ein Gaſtfreund ſchuldig bin. — O, mein Herr und König, nehmet Alles wieder, was ich Eurer Huld verdanke, nehmet wieder Land und Leute und die Burgen, die Ihr mir verliehen, laßt mich arm an Hab und Gut zu Fuße mit meinem Weibe und meiner Tochter Euer Land räumen. Ich will gerne Alles miſſen, wenn ich nur nicht genöthigt werde, die Treue zu verletzen."

Endlich ergab er ſich der wiederholten dringenden Bitte des Königs und der Königin. „Wohlan," ſprach er, „ich weiß, daß ich für Alles, was Ihr mir Liebes und Gutes gethan habt, mein Leben einſetze; meine Burgen und mein Land werden heute noch herrenlos ſein. Eurer Gnade empfehle ich Gotelinde, mein Weib, und meine Tochter, die ich Herrn Giſelher verſprochen. Aber ich will leiſten, was ich Euch gelobt habe."

Da ließ er ſeine fünfhundert Mannen ſich wappnen und rüſtete ſich ſelbſt und rückte mit ihnen gegen den Saal der Burgunder. Manche von dieſen hofften, er käme ihnen zu Hülfe, beſonders Herr Giſelher. Volker aber widerſprach ſolcher Hoffnung. Bald zeigte es ſich auch, daß er nicht als Freund kam. Er ſetzte den Schild vor die Füße und rief nach dem Saale hinauf: „Ihr kühnen Nibelungen, nun ſtellt Euch zur Wehr! Ich komme als Euer Feind." Zwar wechſelte er noch mit Gernot und Giſelher freundliche Worte. Ehe der Streit begann, gab er auch Herrn Hagen ſeinen eigenen trefflichen Schild, da ihm der ſeinige in dem vorhergehenden Kampfe zerſplittert und unbrauchbar geworden war. Solcher Edelmuth rührte des grimmen Hagen Herz, daß er gelobte, ihn im Kampfe nicht anzugreifen. Auch Volker gelobte ihm Solches.

Der Kampf begann indeſſen. Die Bachelaren hielten ſich tapfer, die Burgunder nicht minder. Markgraf Rüdiger erwies ſich als ein tapferer Held, und viele Helden erlagen ſeinen Streichen. Darüber ergrimmte nun der ſtarke Gernot und rief ihm zu: „Wollt Ihr mir meine Freunde alle erſchlagen? Dafür müßt Ihr mit mir zum Kampfe!" Sie ſtürzten auf einander ein und Jeder verwundete den Andern. Endlich führte Gernot ungeachtet ſeiner tödlichen Wunde einen ſo kräftigen Hieb auf Rüdiger's Helm, daß er todt niederſank. Der Kampf ging zu Ende, doch die Burgundiſchen Helden, Gunther, Giſelher, Dankwart, Hagen und Volker waren unverletzt und beklagten ſehr die beiden gefallenen Helden Gernot und Rüdiger. Auch Etzel und Chriemhilde

trauerten laut um Rüdiger's Tod. Klage, Jammer und Wehgeschrei erfüllten die Burg.

Da kam zu König Dietrich einer seiner Mannen und zeigte ihm an, man höre ein ganz entsetzliches Klagegeschrei in dem Palaste des Königs; es scheine, entweder der König oder die Königin sei todt. Er ließ sich erkundigen, was sich so Beklagenswerthes ereignet habe und erfuhr, daß Gernot Herrn Rüdiger erschlagen habe. Da er nicht begreifen konnte, wie es kam, daß man Herrn Rüdiger doch erschlagen habe, obgleich er, wie er selbst, keinen Theil an dem Streite genommen, schickte er Hildebranden hin, um sich näher über den Vorgang zu erkundigen. Dieser wollte anfänglich ohne Schild und Waffe hingehen. Auf die Warnung seines Schwestersohnes Wolfart aber waffnete er sich doch, und ohne Befehl hatten sich auch schon alle Dietrichsrecken gewaffnet. Auf seine Frage, wohin sie wollten, antworteten sie: „Wir gehen mit Euch. Der Hagen von Troneg pflegt immer spöttische Reden zu führen. Das möchte er sich auch gegen Euch erlauben. Er schweigt wohl, wenn er uns bei Euch sieht."

Neuntes Abenteuer.

Gunther's und Hagen's Gefangenschaft und Tod.

Hildebrand erfuhr von Hagen selbst, daß Rüdiger todt sei; er fügte bei, er wünschte, daß er noch am Leben wäre. Als seine Mannen erfuhren, daß er in der That todt sei, beklagten sie den edlen Helden, und Thränen flossen seinem Andenken über ihre ergrauten Bärte. Hildebrand begehrte nun die Leiche des Markgrafen, um sie zu bestatten, und Wolfart rief: „Laßt uns denn die Leiche herausbringen, daß wir sie mitnehmen und begraben." Volker aber antwortete trotzig: „Bringen wird sie Euch Niemand, holt ihn selbst, dort liegt er mit seiner tiefen Wunde im Blute." Darüber empört, rief nun Wolfart: „Gott weiß, Herr Spielmann, Ihr dürft uns nicht noch viel reizen. Dürfte ich nur, ich wollte es Euch zeigen. Aber mein Herr hat uns den Streit verboten." Volker reizte ihn noch mehr mit verletzender Rede, so daß er gegen ihn gehen wollte, aber Hildebrand hielt ihn am Arme zurück und wehrte ihn ab. Spottend rief nun Volker: „Meister, laßt mir doch diesen Leuen los, wenn er auch schon die Welt erschlagen hätte. Kommt er mir aber

unter die Hand, ſo ſchlage ich ihn, daß er ſich's nicht weiter rühmen ſoll.“ Da rieß ſich Wolfart los und ſtürzte voraus, die Berner aber folgten ihm ſchnell, und ſogleich ward es ein allgemeines Gefecht. Die Schwerter erklirrten, manche Klinge zerſprang, und die Spitze fuhr in die Wand und blieb darin ſtecken. Meiſter Hildebrand erſchlug den Spielmann Volker, der Berner Helfrich den Dankwart. Wolfart wüthete durch den Saal, dreimal hieb er ſich durch. Zuletzt ſtellte ſich ihm Giſelher entgegen und es entſtand zwiſchen ihnen ein furchtbarer Kampf. Endlich ſchlug ihm Giſelher durch die Halsberge eine tiefe Wunde. Er fühlte, daß er zu Tode getroffen war, ließ aber nur den Schild fallen, erhob ſein gutes Schwert hoch und hieb ſeinem Gegner durch Helm und Ringe, daß er todt niederſtürzte; mit ihm zugleich fiel auch Wolfart ſterbend dahin. Hildebrand, der ihn fallen ſah, wollte ihn aus dem Getümmel tragen; er mußte ihn aber wegen ſeiner Schwere wieder niederlaſſen. Da ſprach Wolfart zu ihm: „Lieber Oheim, Ihr könnt mir nichts mehr zum Frommen thun. Hütet Euch nur vor Hagen. Wenn meine Verwandten um mich klagen, ſo ſagt ihnen, daß ich eines ſchönen Todes geſtorben bin, von eines Königs Hand erſchlagen. Aber vielleicht hundert Ritter haben mir dafür ihr Leben laſſen müſſen.“

Da ſah Hagen den alten Hildebrand ſtehen, und ihm fiel wieder ein, daß dieſer ſeinen Freund Volker getödtet. Da ſchwang er ſein Schwert Balmung, das er Herrn Siegfried abgenommen, als er ihn erſchlagen hatte, und hieb auf ihn los. Hildebrand führte aber auch eine gute, breite Schwertklinge, doch konnte er ihn nicht verwunden. Aber Hagen hieb ihm nun die Halsberge durch und Hildebrand, der ſich ſchwer verwundet fühlte, warf ſchnell den Schild über den Rücken und entkam mit Mühe aus dem Saale, in dem nur Hagen und Gunther allein noch lebend zurückblieben.

Als Hildebrand zu Herrn Dietrich kam, ſaß dieſer traurig da; er ward aber noch trauriger, als er ihn kommen ſah. „Du blutest ja! Habt Ihr geſtritten? Ich hatte es Euch ja verboten!“ rief er. „Zürnt mir nicht, Herr Dietrich,“ bat Hildebrand. „Wir wollten Rüdiger's Leiche herausſtragen, das wollten Gunther's Mannen nicht zugeben und darüber erhob ſich der Streit.“ — „Wie?“ fragte Dietrich, „auch Rüdiger iſt gefallen? Wehe mir, das iſt mir noch der größte Jammer. Seine Gemahlin Gotelinde iſt meiner Baſe Tochter. O, wehe der armen Waiſe zu Bachelaren!“ Nun richtete er ſich plötzlich auf und verlangte, Hildebrand ſollte ſeinen Mannen ſagen, daß ſie ſich wappneten, denn er ſelbſt wollte die Helden aus Burgund zur Rechenſchaft ziehen.

Nun erst erfuhr er, daß Alle gefallen waren im Kampfe, und nur Hildebrand allein noch übrig sei. Da brach er in große Klage aus.

Unter lauter Klage, die durch das ganze Haus erscholl, waffnete sich König Dietrich, und Hildebrand half ihm dabei. Und Beide gingen von dannen. Hagen stand mit Gunther vor dem Hause und sah sie kommen. Er vermuthete gleich, daß Dietrich mit ihm kämpfen werde, und rüstete sich, da er es allein mit ihm aufnehmen wollte. Da Dietrich zu ihm kam, setzte er seinen Schild nieder und fragte: „Was habe ich Euch gethan? Ihr habt Herrn Rüdiger erschlagen und die edeln Recken, die ich so hoch achtete." — — „Wir sind nicht so schuldig," versetze Hagen. „Deine Mannen kamen gewaffnet in ganzer Schaar." Dietrich antwortete: „Meine Mannen forderten nur Rüdiger's Leiche, Ihr aber antwortetet mit Spottreden." Gunther fiel ihm in die Rede: „Ich habe ihnen den Leichnam Rüdiger's nicht herausgeben lassen, nicht Euch wollte ich dadurch ein Leid anthun, sondern Etzeln allein."

Da verlangte der Held von Bern, Gunther und Hagen sollten sich ihm zur Sühne als Geiseln ergeben, so werde er sie aufs Allerbeste schützen, so gut er könne. Hagen aber fuhr übermüthig auf: „Das verhüte Gott im Himmel, daß zwei Degen, die so gut gewappnet dastehen, wie wir, sich ergeben. Das wäre eine ewige Schande für sie." — „Ihr solltet mir es nicht abschlagen," sprach Dietrich. „Ihr Beide habt mir großes Leid angethan, es wäre billig, daß Ihr mich wieder tröstet. Ich verpfände Euch mein Wort, daß ich Euch mit Ehren heimbegleiten will."

Hagen aber widersprach: „Nein, man darf von uns nicht sagen, daß sich zwei so kühne Männer Dir ergeben hätten. Du hast ja keine Hilfe, als diesen verwundeten Hildebrand." Da nun auch Hildebrand ihm zureden wollte, warf er ihm seine schmähliche Flucht vor. Sie machten sich gegenseitig Vorwürfe, bis endlich Hagen im Zorne Herrn Dietrich zum Kampfe herausforderte. Dieser erhob seinen Schild und Hagen sprang von der Stiege, auf der er gestanden, und hieb mit dem Nibelungenschwert mit heftigen Streichen auf Dietrich ein, daß die Streiche hell auf seinem Harnisch und Helm erklangen. Dietrich benützte listig die Gelegenheit, auch auf ihn kräftige Streiche zu führen, bis Hagen aus einer tiefen Wunde blutete.

Als Dietrich das ersah, dachte er, er wolle ihm sein Leben schonen, und ihn nur bezwingen, daß er sich als Geisel ergeben müsse. Er ließ seinen Schild fallen und umfaßte Hagen mit beiden Armen so fest, daß er sich für überwunden bekennen mußte. Gunther, der ihm nicht bei-

ſtehen durfte, weil ſie einander zum Zweikampfe herausgefordert hatten, in den ſich kein Dritter miſchen durfte, bedauerte ihn ſehr.

Dietrich band ſeinem Gefangenen die Hände und überantwortete den allerkühnſten Recken Chriemhilden.

Sie empfing ihn mit großer Freude. „Du haſt nach aller meiner Noth mein Herz wieder getröſtet!“ ſagte ſie zu Dietrich, „ich werde Dir es nie vergeßen, ſo lange ich lebe.“ Dietrich empfahl ihr aber, ſie ſollte es den Helden nicht entgelten laſſen, daß er jetzt gebunden vor ihr ſtehe.

Sie ließ Hagen nun in einen Kerker führen und dort einſchließen. König Gunther aber rief nach Dietrich und forderte ihn zum Kampfe mit ihm heraus. Dieſer ging ihm entgegen und alsbald begann auch zwiſchen ihnen ein hitziger Kampf, denn Gunther war in zorniger Wuth über das Schickſal ſeines Freundes Hagen. Sie hieben auf einander, daß die Burg von den Schwerthieben auf den Helmen erloſete. Herr Dietrich aber blieb doch Sieger, denn er hatte bald Gunthern die Ringe des Panzers durchhauen, daß das Blut daran herabfloß. Er band ihm nun auch die Hände auf den Rücken und führte ihn zu Chriemhilden. Sie begrüßte ihn mit Hohn: „Ei, König Gunther, ſeid mir hoch willkommen.“ Er aber antwortete: „Ich würde mich vor Euch neigen, hochedele Schweſter mein, wenn Euer Gruß mich in der That willkommen hieße. Aber ich weiß, daß ich und Hagen uns keiner Gunſt von Euch erfreuen dürfen.“ Sie ließ ihn auch in einen abgeſonderten Kerker führen. So lagen ſie geſondert, daß Keiner den Andern ſah.

Nun endlich konnte ſie ihrem gemordeten Gemahle Siegfried die gelobte Rache verſchaffen. Denn es lebte damals in ihr kein mildes und ſanftes Gefühl, wie es ſonſt jedes weibliche Herz empfindet, ſondern nur das heiße, leidenſchaftliche Rachegefühl; und ihr ganzes Sinnen und Denken war nur auf Rache gerichtet. Sie ging zu Hagen und fragte ihn zornig: „Wollt Ihr mir geben, was Ihr mir genommen habt, ſo laſſe ich Euch lebend wieder zu den Burgunden heimkehren. Sagt mir an, wo ich den Nibelungenhort finden kann.“ Hagen aber antwortete: „Das ſind verlorene Worte. Ich habe 'geſchworen, den Hort Niemand zu zeigen und ihn Niemand zu geben, ſo lange noch einer von meinen edeln Herren am Leben iſt.“ — Erbittert durch dieſe Antwort, ſtand ſie eine kurze Weile in tiefem Sinnen und unnatürlichem Kampfe. Dann ſprach ſie bei ſich: „Wohl, ich bring's zu Ende!“ Sie gab den Befehl, ihrem Bruder in ſeinem Kerker das Haupt abzuſchlagen. Der Zorn und die Rachſucht hatten alle beſſeren Gefühle in ihr betäubt. Sie trug

des Bruders abgeſchlagenes Haupt an den Haaren in Hagen's Kerker und rief ihm gebieteriſch zu: „Nun lebt Keiner mehr, ſiehe hier das Haupt des Letzten. Nun ſprich: wo iſt der Hort?“

„Du haſt's geſagt, Du wollteſt's zu einem Ende bringen. Du haſt's dahin gebracht. Gernot, Giſelher, Dankwart und Volker waren todt, nun iſt auch König Gunther todt. Jetzt weiß den Hort Niemand mehr, als Gott und ich allein. Dir aber, Du Teufelin, ſoll er verborgen ſein und bleiben.“ — „Ha,“ rief ſie, „ſo will ich doch Eines behalten, das Schwert, das mein Siegfried trug, als er von Dir meuchleriſch ermordet wurde.“

Hagen trug noch das Schwert, aber in ſeinen Feſſeln konnte er nicht wehren, daß ſie es ihm aus der Scheide riß. Sie hob es mit beiden Händen hoch auf und hieb ihm mit einem kräftigen Streiche das Haupt ab.

König Etzel und der alte Hildebrand kamen da gerade in den Kerker, um nach den Gefangenen zu ſehen. Da Etzel ſahe, was geſchehen war, rief er: „O, wehe! der allerbeſte Held ward erſchlagen von eines Weibes Hand. Obgleich er mein Feind war, ſo muß ich ihn aufrichtig beklagen.“

Hildebrand aber, der in ſtarrem Staunen dageſtanden, rief jetzt plötzlich: „Er hat mich ſelbſt zwar in große Noth gebracht, doch muß ich den Tod des kühnen Recken rächen!“ Und damit ergriff er das Schwert, ſprang im blinden Zorne auf Chriemhilden los und führte einen kräftigen Streich auf ſie, daß ſie mit lautem Schmerzensſchrei zuſammenſank. Und er führte neue Streiche auf ſie, daß ihr Leib zu Stücken zerhauen vor ihm lag. Etzel und Dietrich weinten und klagten, und alles Hofgeſinde erfüllte die Hallen der Burg mit ihrem Klagegeſchrei.

So endete das große Feſt, das König Etzel den Nibelungen und Burgundern veranſtaltet hatte.

Und ſo verkehrt ſich oft im Leben große Freude in großes Leid.

Die Sage von dem Rattenfänger von Hameln.

Es begab ſich vor nun bald ſechshundert Jahren, da war die kleine Stadt Hameln an der Weſer von einem eigenen Mißgeſchicke heimgeſucht. Es hatte ſich dort eine ſolche Menge Ratten und Mäuſe eingeniſtet, daß man ſich ihrer gar nicht mehr erwehren konnte. Keine, auch noch ſo gut verwahrte und verſchloſſene Vorrathskammer war mehr vor ihrem zahlreichen Beſuche ſicher. Sie liefen in Küchen und Kellern den Bewohnern unter den Füßen umher, benaſchten und verunreinigten alle Vorräthe. Kein Schmalztopf war ſicher vor ihnen, in die Schinken und anderes Rauchfleiſch machten ſie ſich ganze Höhlen, und weder Brod noch Speiſereſte konnten ſicher genug vor ihren Zähnen bewahrt werden. Sie achteten weder Schloß noch Riegel an den Küchenſchränken; wenn ſie etwas Genießbares darin witterten, ſo nagten ſie ſich einen eigenen Eingang durch die geſchloſſene Thüre. In Geſellſchaft und wo ſich ein Paar Frauen auf der Straße begegneten, waren darum Mäuſe und Ratten der einzige Gegenſtand ihrer Geſpräche: immer erzählte man ſich einander nur die erlittenen Verluſte und Unfälle. Auf den Speichern ſaßen und liefen ſie zu Hunderten um die Kornhaufen herum und zehrten an ihnen und verunreinigten ſie. Man hatte wohl Katzen angeſchafft, ſtellte Fallen aller Art, aber Nichts half. Wenn man auch einige tödtete, ſo waren gleich wieder andere für ſie da.

Das war eine rechte Sorge für die Hausmütter, wie für die Hausväter. Die Vorgeſetzten der Stadt, der Bürgermeiſter und die Stadtälteſten, hatten ſich ſchon mehrmals zur Berathung verſammelt, wie man dem Uebel abhelfen könne, aber doch noch Niemand hatte ein anwendbares Mittel dagegen gefunden.

Einſt ſaßen ſie wieder in ihrer Sorge beiſammen und hielten Rath. Da hörten ſie, daß auf der Straße etwas Ungewöhnliches vorgehen müſſe, denn man vernahm ein raſches Zuſammenlaufen der Leute und dazwiſchen das fröhliche Lachen und Geſchrei der Jugend. Neugierig

eilten die Verſammelten an ihre Fenſter. Da ſahen ſie einen Mann in wunderlich buntem Aufzuge, begleitet von einem Heere Gaſſenbuben, aber auch von manchen ſonſt ganz ehrbaren Erwachſenen, die ſich dem Zuge angeſchloſſen hatten.

Der Fremde hatte eine ſehr lange, ſpitze, von rothem und blauem Zeuge zuſammengeſetzte Kappe auf dem Kopfe, an deren bis auf ſeine Schulter herabhängendem Zipfel ein kleines hellklingendes Glöckchen hing. Um den Hals trug er einen großen weißen weitabſtehenden Kragen; ſein Kleid war aus lauter handgroßen Lappen von den verſchiedenſten grell leuchtenden Farben zuſammengeſetzt. Seine Schuhe waren von hellgelbem Leder und mit hinaufgebogenen Schnabelſpitzen verſehen. Um die Fußknöchel, an den Schultern und Ellenbogen, wie auch um die Handwurzel trug er große Bandſchleifen von den lebhafteſten Farben und in der Hand eine Art Peitſche, die aber ſtatt der geflochtenen Schnur mit gleichen Bändern verziert war. An der linken Seite hing ihm ein kurzes Schwert in hellblinkender Scheide.

Von Zeit zu Zeit blieb er ſtehen und mit ihm der ganze Haufen ſeiner Begleiter. Dann zog er ein kleines, nur fingerlanges Pfeifchen aus der Taſche und pfiff darauf in ſehr hohen Tönen eine ganz luſtige Weiſe und ſang hierauf ein Lied, in dem die höchſten ſchrillenden Töne mit dem tiefſten Baſſe wunderlich abwechſelten. Die Worte des Liedes, das er ſang, waren folgende:

„Ich bin der Pfeifer, bin der Sänger,
Der weltbekannte Rattenfänger,
Den dieſe altberühmte Stadt
Gewiß beſonders nöthig hat.
Und wären's Ratten, noch ſo viele,
Und Mäuſe vollauf mit im Spiele,
Von allen ſäubr' ich dieſen Ort,
Sie müſſen miteinander fort!" (Nach Goethe.)

„Wenn man ſich darauf verlaſſen könnte," ſagte der Bürgermeiſter zu dem Stadtälteſten, „wenn er in Wahrheit die Stadt von der Ratten- und Mäuſeplage befreien könnte, ſo wäre es ſchon der Mühe werth, ſich mit ihm in Unterhandlung einzulaſſen. Ich ließe mich es gleich etwas Erkleckliches koſten, wenn er mir die Mäuſe von meinem Fruchtſpeicher entfernen könnte." „Ich auch! Ich auch!" fielen die Stadtälteſten ein. Bald kamen ſie in dem Beſchluſſe überein, den Mann heraufzurufen, um zu erfahren, was er für ſein Kunſtſtück verlange.

Während man nach ihm ſchickte und ihn erwartete, bemerkte ein

Stadtälteſter: „Wenn er den Preis für die einzelnen Häuſer zu hoch ſtellt, ſo thut er's vielleicht billiger, wenn wir ihm die Mäuſe und Ratten der ganzen Stadt veraccordiren.“ — „Das verſteht ſich,“ antwortete der Bürgermeiſter. „Die ganze Stadt muß er ſäubern; einzelne Häuſer würden bald von den Nachbarshäuſern aus wieder mit dem Geſindel bevölkert werden.“ Ein anderer Stadtälteſter meinte, dann könne man die Zahlung ja auf die Stadtkaſſe übernehmen. „Das verſteht ſich! es iſt ja eine Stadtangelegenheit,“ antwortete er.

Der weltbekannte Rattenfänger kam und der Bürgermeiſter befragte ihn über ſeine Kunſt, und ob er ſicher verſprechen könne, daß er die ganze Stadt von dem Ungeziefer reinige. „Ja wohl! ja wohl! ohne Zweifel,“ verſicherte er. Auf die weitere Frage, ob er auch Sicherheit dafür leiſten wolle, antwortete er wieder mit einem bereitwilligen „Ja wohl!“ „Welche Sicherheit könnt Ihr uns denn geben?“ fragte ein Stadtälteſter. „Ich gebe Euch ja mein Wort darauf, ich, der weitgereiſte, weltbekannte Rattenfänger!“ antwortete er, indem er ſich mit Stolz auf die Bruſt klopfte. „Was wollt ihr mehr?“ — „Das verſteht ſich,“ entgegnete der Bürgermeiſter. „Ihr gebt Euer Wort, macht Euer Hokus Pokus, nehmt Euern Lohn und geht, Gott weiß, wohin? Wenn Ihr dann fort ſeid, kommen die Mäuſe und Ratten wieder. Wie könnten wir es vor den Bürgern verantworten, wenn wir ſo das Geld aus der Stadtkaſſe gleichſam hinausgeworfen hätten?“

Indem er ſo ſprach und mit dem Fremden in Unterhandlung ſtand, ſchickte ſeine Frau und ließ ihm ſagen, er möchte doch um Gotteswillen mit dem fremden Rattenfänger einen Vertrag abſchließen, um doch einmal die Ratten und Mäuſe los zu werden. Sie habe ihm zu Mittag eine Rahmtorte backen wollen, da habe ſie ja gar in dem großen Rahmtopf eine Ratte gefunden, die darin ertrunken ſei. Den Rahm könne man natürlich nicht mehr brauchen — und er müſſe ſich jetzt mit einem Zwiebelkuchen begnügen. „Schlimm, ſchlimm!“ verſetzte der Bürgermeiſter auf dieſe Botſchaft. „Ja, das verſteht ſich, die Ratten müſſen mir fort! zur Stadt hinaus um jeden Preis! Schade um die Rahmtorte!“

Da der Rattenfänger feſt behauptete, er werde und könne keine beſſere Bürgſchaft leiſten, als ſein Wort, ſo flüſterte der Bürgermeiſter ſeinem Nachbar von den Stadtälteſten zu: „Gieb jetzt Achtung, ich krieg' ihn doch daran, daß wir wider ſeinen Willen Bürgſchaft haben.“ Dann wendete er ſich zu dem Fremden und ſagte: „Nun, ich nehme denn Euer Wort als Bürgſchaft an. Doch eine Bedingung müßt Ihr Euch gefallen laſſen. Unſere Stadtkaſſe iſt eben jetzt ziemlich ausgeleert. Darum

bezahlen wir Euch jetzt nur die Hälfte Eurer Forderung, die andere Hälfte könnt Ihr dann im nächsten Jahre bei uns erheben.“ „So können wir uns immer an die zweite Hälfte halten. Damit haben wir ihn ja in der Hand!“ flüsterte er seinem Nachbar zu.

Der Rattenfänger lächelte aber über die Bedingung sehr verschmitzt und erklärte, er wolle ihm denn den Willen thun, und ihm die zweite Hälfte als Unterpfand zurücklassen. Sie sollten ihm also jetzt hundert Thaler geben, die andern hundert wollte er nach Jahresfrist abholen. Der Vertrag wurde abgeschlossen und niedergeschrieben. Der Rattenfänger entfernte sich mit dem Versprechen, morgen früh sogleich das Geschäft zu besorgen.

In der Frühe des andern Morgens war in allen Häusern schon Alles munter. Jedermann war begierig, zu sehen, wie der Wundermann die Ratten und Mäuse wegschaffen werde. Einige meinten, er werde sie in den Häusern durch irgend eine Lockspeise sammeln; der Arzt, der zugleich in jener Zeit Apotheker war, behauptete, er werde sie durch ein Gift vertilgen; Andere vermutheten, er besitze vielleicht ganz besonders gute Fallen, durch welche er sie wegfange; noch Andere dachten, er habe wohl einige, besonders auf den Rattenfang gut abgerichtete Hunde. Ueber die Dauer der für sein Geschäft nöthigen Zeit hatte er ja gar nichts gesagt und auch nichts versprochen. Vielleicht brauchte er ein Vierteljahr dazu. Dann konnte er mit solchen Mitteln wohl sein Versprechen erfüllen. Aber dann schien es Vielen auch nicht so vieles Geld werth. Doch der wunderbare Mann brauchte weder Lockspeise noch Gift, weder Fallen noch abgerichtete Hunde, auch bedurfte er kein Vierteljahr für sein Geschäft.

Die ehrlichen Einwohner von Hameln hörten, sobald die Glocke sieben schlug, einen hellen Pfeifenton erschallen. Damit durchzog der Rattenfänger die Stadt, und wo er so pfeifend an einem Hause vorbeikam, da stürzten eilig aus den Hausthüren, von den Dächern, aus den Dachfenstern und durch die Dachrinnen, aus allen Fenstern, kurz aus jeder Oeffnung ganze Heere von Ratten und Mäusen heraus und folgten in immer dichterem Zuge hinter dem Pfeifer her. So zog er durch alle Gassen des Städtchens, ging ihnen voran, endlich zum Thore hinaus, das Gewimmel der kleinen Thiere im Zuge, so breit, als die Straße, in eiliger Hast hinter ihm her.

Mit Staunen sahen die Bewohner der Stadt dem merkwürdigen Schauspiele zu. Die Kinder, die neugierig und jubelnd nachgelaufen waren, erzählten bei ihrer Zurückkunft, er sei bis an das Ufer der Weser gegangen, dort habe er einen kleinen Laib Brod in die Höhe gehalten

und den Ratten und Mäuſen gezeigt und ihn dann weit hinaus in die Wellen des Fluſſes geworfen. Das ganze Heer ſei darauf in das Waſſer geſprungen, um nach dem Brode hinzuſchwimmen, ſie ſeien aber alle erſoffen und von den Wellen verſchlungen worden, daß keine Spur mehr von ihnen zu ſehen wäre. Während ſie den Thieren nachgeſehen, hätten ſie auf den Wundermann nicht Acht gehabt, und als ſie ſich nachher nach ihm umgeſehen, ſei er verſchwunden geweſen.

Die Stadtälteſten waren durch das Pfeifen und das Gejubel der Kinder auch auf die Straße hinausgelockt worden und nach dem Marktplatze gegangen. Dort ſtanden ſie im Geſpräche mit dem Bürgermeiſter, der durch ſein Fenſter herausſah. Einer ſagte zu ihm: „Hört, Bürgermeiſter, der hat die zweihundert Thaler ſchnell verdient gehabt. Und er hatte dabei ja nicht einmal eine Auslage zu machen für das ganze Geſchäft. Er hätte es viel wohlfeiler thun können.“ — „Das verſteht ſich,“ ſagte der Bürgermeiſter. „Es iſt zu viel. Wir müſſen noch Etwas davon herunterhandeln.“ — „Wenn er es thut!“ wendete der Aelteſte ein. „Er muß es thun! Das verſteht ſich!“ rief dieſer dagegen. „Wir haben ihn ja immer in der Hand mit der einen Hälfte.“ — „Ja,“ verſetzte lachend der Andere. „Meine Frau hat mich darüber aufgeklärt. Die meint, es ſei ein dummer Streich, daß man die Bedingung wegen der zweiten Hälfte gemacht habe, ehe er noch ſeine Forderung nannte. Die habe er dann ſo hochgeſtellt, daß er mit der erſten Hälfte hinlänglich bezahlt und ganz zufrieden ſein könne, und er werde künftig gar nicht darnach fragen. Ich meine, daß meine Alte Recht hat, und daß es wirklich ein dummer Streich war.“ — „Das verſteht ſich!“ rief der Bürgermeiſter wieder in Eifer aus. „Da haben wir freilich einen Fehler gemacht. Aber wartet nur! ich bringe das Verſehen wieder ein. Der Burſche mit ſeinen bunten Lappen und Bändern ſoll ſehen, mit wem er es zu thun hat. Laßt mich nur machen. Gar nichts kriegt er. Das verſteht ſich!“

Der Wundermann kam am andern Morgen, um die bedungene Hälfte mit hundert Thalern in Empfang zu nehmen. Der Bürgermeiſter wendete vor, das ſei eine Sache, bei der die Stadtälteſten mitwirken müßten. Die Anweiſung zu einer ſo bedeutenden Zahlung müſſe von ihnen allen ausgeſtellt werden. Als darauf Alle verſammelt waren, richtete er die Frage an ſie: „Was meint Ihr, Ihr Herren? Hat der Mann ſein Verſprechen gehörig erfüllt? Sind alle Ratten und Mäuſe aus Euern Häuſern verſchwunden?“

„Was kann man ſagen?“ antwortete ein Stadtälteſter. „Es ſcheint wohl ſo; aber wer bürgt uns dafür, daß ſie nicht heute oder morgen

wiederkommen?" Da verſetzte der Wundermann: „Wäret Ihr nur mit hinausgegangen, ſo hättet Ihr ſehen können, daß ich ſie alle in die Wellen des Fluſſes geſchickt habe, wo ſie gewiß umgekommen ſind. Dieſe kommen Euch gewiß nicht wieder. Gebt mir mein Geld, und damit iſt die Sache abgemacht." — „Das verſteht ſich!" antwortete der Bürgermeiſter. „Aber doch nicht ſo ganz. Die Sache hat noch einen Haken. Ihr habt kein Gift, keine Falle oder ſonſt ein natürliches Mittel gegen die Thiere angewendet, wodurch ſonſt Chriſtenmenſchen ſolch Geſchmeiß vertilgen. Ihr habt ihnen nur gepfiffen. Dafür gebe ich Euch keinen Pfifferling. Dann iſt es überhaupt nicht mit rechten Dingen zugegangen. Es war gleichſam nur eine Art Zauberei, womit Ihr die armen Thiere verblendet habt. Aber alle Zauberei iſt vor Gott ein Greuel, die dürfen wir als gute Chriſten nicht noch bezahlen oder belohnen."

„Ihr meint alſo, ich ſollte für die große Wohlthat, die ich Eurer Stadt erwieſen habe, gar nichts bekommen?" fragte der Rattenfänger. „Das verſteht ſich! richtig, richtig! Ihr habt das rechte Wort geſprochen," antwortete der Bürgermeiſter und die Aelteſten ſtimmten mit ein. „Sollen wir Euch gar ſolche Teufelskünſte noch bezahlen? Für Eure ſchwarze Kunſt hat unſere Stadtkaſſe kein Geld." — „Iſt das Euer Ernſt? Euer letztes Wort?" fragte der Fremde, und der Bürgermeiſter antwortete: „Das verſteht ſich, unſer letztes Wort!" — „Nun, dann verſteht ſich's auch, daß ich mich auf andere Art entſchädige!" fuhr der Rattenfänger mit ingrimmiger Miene heraus. „Morgen iſt Sonntag. Wenn Ihr aus der Kirche kommt, ſo werdet Ihr an mich denken!" Damit verließ er die Verſammlung.

Sie beriethen noch kurz, was er wohl mit ſeiner Drohung gemeint haben könne. Doch beachtete man ſie nicht ſehr in der Freude, daß man ganz ohne Zahlung nun doch die große Plage losgeworden ſei.

Als es am andern Morgen zum Gottesdienſte läutete, gingen die Männer und Frauen, junge Burſche und erwachſene Mädchen zur Kirche. Zur Vorſicht ließ man die Kinder zu Hauſe, damit ſie die Hausthüren verſchloſſen halten und auf die Herdfeuer achten ſollten. Sobald der laute Geſang in der Kirche erſcholl, kam auch der Rattenfänger durch die Straßen daher und pfiff wieder auf ſeiner kleinen Pfeife und ſang wieder hier und da einen Vers. Der lautete heute:

„Es iſt der ſchlecht belohnte Sänger,
Mitunter auch ein Kinderfänger,
Der ſelbſt die wildeſten bezwingt,
Wenn er mit ſeinem Pfeifchen ſingt.

Und wären Knaben noch so trutzig,
Und wären Mädchen noch so stutzig,
Ins Pfeifchen bläst er frisch hinein,
Sie laufen alle hinterdrein."

Bald öffnete hier ein Knabe, dort ein Mädchen die Hausthüre und schlüpfte heraus und lief dem lustigen Pfeifer nach. Und wo er durch eine Gasse zog, kamen überall die fröhlichen Kinder heraus und schlossen sich dem Zuge an. Als er aber umschaute und den großen Haufen übersah, der ihm schon folgte, da ging er zum Thore hinaus und ihm folgten mit lautem, fröhlichen Jubel und Geschrei die Kinder nach. Und er kam mit ihnen bis an den Hügel, den man den Koppenberg nannte, und wo er sich mit einer steilen Abdachung von der Ebene erhebt, öffnete er sich mit einem Male zu einem weiten Eingange, durch den der Wundermann mit den Kindern verschwand.

Ein fünfzehnjähriges Kindermädchen, das zur Wartung eines kleinen Kindes zu Hause gelassen worden, war auch aus Neugier dem lustigen Pfeifer gefolgt, hatte aber doch nicht gewagt, mit dem unruhigen, schreienden Kinde weiter mit zu gehen, sondern war am Thore stehen geblieben und hatte zugesehen, wie sich der ganze Zug dort in dem geöffneten Berge verlor.

Als aber nun die Gemeinde nach beendigtem Gottesdienste aus der Kirche nach Hause kam und so Viele ihre Hausthüren offen stehend fanden, und die Kinder auf ihren Ruf nicht hörten und herbeikamen, da liefen Mütter und Väter und Brüder und Schwestern mit ängstlichem Rufen suchend durch die Stadt, durch alle Straßen und an allen Plätzen, — aber alles Suchen war vergeblich. Das Kindermädchen erzählte, was es gesehen hatte; es mußte die Suchenden hinausführen und ihnen die Stelle zeigen, wo sie in dem Berge verschwunden waren. Aber die Anhöhe des Koppenberges war ganz dieselbe, wie sie immer gewesen, — da war keine Spur von einer Thür oder einem Eingange zu einer Höhle zu entdecken.

Großer Jammer herrschte in den meisten Häusern der Stadt. Als man die Verschwundenen zusammenzählte, fehlten an Knaben und Mädchen einhundert und dreißig.

Wie man kurz vorher den Bürgermeister und die Stadtältesten gepriesen hatte, so hörte man jetzt nur Flüche und Verwünschungen über ihren Leichtsinn, daß sie einem so wunderlichen und hergelaufenen Manne vertraut und dadurch so großes Unglück über die Stadt gebracht hätten.

Die Sage von der heiligen Notburga.

Ueber dem Dorfe Neckarzimmern erhebt ſich eine mäßige Berghöhe, die nach der Rückſeite hin in fruchtbares Hügelland abläuft, während ſie auf der vordern gegen den Neckar gerichteten Seite ſteil hinanſteigt und auf ihrer Stirne die zum Theil noch ziemlich erhaltenen Reſte einer alten Ritterburg trägt, wie deren mehrere bald auf der rechten, bald auf der linken Seite die Ufer des Fluſſes bekränzen. Sie führt den Namen „Hornberg" und iſt bekannt als der ehemalige Ritterſitz des wackern Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand, der einer der letzten Repräſentanten alter Ritterherrlichkeit war, wie ihn auch unſer vaterländiſcher Dichter Göthe durch ſein nach ihm benanntes Schauſpiel verherrlicht hat. Jetzt iſt die Burg mit dem umliegenden Gute im Beſitze einer Linie der edeln Familie von Gemmingen.

Auf dieſer Burg hat — wie die Sage erzählt — vor langen, langen Jahren, lange ehe Götz von Berlichingen durch Kauf in ihren Beſitz gekommen, ein mächtiger König vorübergehend einſt ſeinen Hof gehalten. Es ſoll der große Frankenkönig Dagobert geweſen ſein, der damals hier gehauſt hat. Tag um Tag wiederhallten damals die Säle und Hallen der Burg von feſtlichem Jubel und ausgelaſſener Luſtigkeit der Gäſte, oft auch von wildem und wüſtem Geſchrei. Bis tief in die Nächte hinein dauerten die Bankette.

Doch Notburga, die einzige Tochter des Königs, nahm nie Theil an dieſen lauten, feſtlichen Gelagen, die ihrem edlen Sinne zu roh und ihrem frommen Gemüthe zu ſehr mit heidniſcher Weiſe gemiſcht waren. Und wie hätte ſich auch ihr Herz ſelbſt unſchuldigerer und mäßigerer Freude erſchließen können, ſo lang es von ſo tiefer Trauer und ſchwerer Sorge bedrückt war?

Ihr Verlobter, Jung-Otwin, war ja auf eine ernste Ritterfahrt nach einem fremden Lande ausgezogen und hatte seit vielen Monaten keine Botschaft von sich geschickt. Man zweifelte allgemein, daß er noch am Leben sei, und betrauerte ihn als einen im Kampfe Gefallenen. Und er war ja schon als Knabe ihr Jugendgespiele und als herangewachsener Jüngling ihr treu ergebener Freund, und mit des Vaters Einwilligung ihr als künftiger Gemahl verlobt gewesen.

Weil aber der König sah, wie seine sonst so blühende Tochter in den ersten Jahren ihrer vollsten Jugend schon dahin welkte, und da er nicht begreifen konnte, daß der Schmerz um den Verlorenen ihr Herz noch immer mit solcher stillen Trauer erfüllte, da entschloß er sich kurz und versprach ihre Hand einem jungen Heidenfürsten, der sich durch sein fröhliches Wesen seine besondere Gunst erworben hatte. Er hoffte, der tägliche Umgang mit dem heitern jungen Manne werde auch in ihr Gemüth die jugendliche Heiterkeit wieder zurückrufen.

Er dachte sie durch Ueberraschung leichter zu ihrer Einwilligung zu bewegen und trat deswegen eines Tages rasch mit den Worten zu ihr: „Burga, Deine stillen Thränen will ich länger nicht mehr sehen. Sei wieder heiter und fröhlich, wie Du sonst warst. Das Weinen hilft doch nichts. Die Todten lassen sich durch Thränen nicht erwecken. Was dahin ist, ist dahin; und da muß man es endlich doch vergessen. Du hast nun lange genug um ihn getrauert, und jetzt habe ich einen Ersatz gefunden. Mache Dich bereit, von heute am dritten Tage einen Bräutigam zu empfangen, der Dir Deine Thränen um den verlorenen trocknen soll. Der junge Heidenfürst wird Dich dann als seine Braut begrüßen.“ Ohne ihre Antwort abzuwarten, entfernte er sich nach diesen Worten.

Notburga aber stand erbleicht vor Schrecken. Die zarte Jungfrau war zu schüchtern, ihrem barschen Vater ihre Abneigung gegen jede neue Verbindung, besonders aber mit einem Heiden, zu entdecken. Denn er war gewohnt, in allen Dingen unbedingten Gehorsam zu fordern und keinen Widerspruch zu dulden.

Als er sie verlassen hatte, war sie in stummem Schmerze vor ihrem Betpult niedergesunken. Was sie betete, läßt sich nicht in Worte fassen. Es waren keine geordneten Gedanken. Schreck, Trauer und Angst schwebten in Bildern vor ihrer Seele. Und so verbrachte sie auch die nächsten Tage in schmerzlicher Betrübniß, in Zweifeln und Wünschen. In der Nacht vor dem dritten Tage stand sie an dem Erkerfenster ihres Gemaches und ihr Auge starrte hinauf in die wechselnd von dem Monde

erhellten Wolkenzüge, und hinab auf des Neckars glänzende Wogen und hinüber nach der Waldhöhe. Häufige Thränen liefen über ihre Wangen und sie brach endlich in laute Klagen aus. „Ja, Du bist todt, mein Otwin, sonst hättest Du Deine Gespielin nicht vergessen! Du bist gefallen unter dem Schwerte des Feindes. Und nun schläfst Du schon lange unter dem grünen Rasen in fremder Erde, und Maasslieben und Schlüsselblumen blühen auf Deinem Grabe. Und ich soll Dich vergessen und mit meinen lilienblassen Wangen als die Braut eines Andern sitzen unter den Gästen! Kann man denn das Vergessen gebieten? Und ich soll Dich vergessen um eines Heiden willen. Morgen! morgen schon? — O, daß ich doch jetzt nur Eine treue Seele hätte, die mich geleitete in eine Wildniß, wo ich ferne von dem Treiben der Menschen nur Gott allein dienen könnte!“

Ein alter treuer Diener, Knocher, hatte aber ihre Klagen gehört und ihr Herz verstanden. Denn seine kleine Kammer war gerade unter ihrem Gemache. Er rief ihr aus seinem Fenster hinauf und versprach ihr, sie über die Waldhöhe zu geleiten nach der St. Michaeliscapelle, wo ein frommer Greis einsiedelte; seinem Rathe solle sie folgen.

Dankbar hörte die bedrängte Notburga auf seinen Rath. Unbemerkt entkamen sie durch ein Pförtlein der Burg und schon waren sie der waldigen Höhe nahe, wo die Capelle stand, da trabte es hinter ihnen her mit leichtem flüchtigen Hufe. Waren es die Pferdetritte eines Verfolgers? Notburga sah ängstlich um. Aber in freudige Ueberraschung löste sich ihre Angst. Es war der weiße Hirsch, den Otwin einst als Kalb im Walde gefangen und sorgsam aufgezogen und gezähmt hatte.

Bald war er bei ihnen und blickte Notburga mit seinen hellen Augen an, die wie in menschlicher Freude glänzten. Er bot ihr seinen Rücken dar, daß sie sich darauf setze, wie sie wohl sonst im Spiele gethan.

Da schwang sich Notburga auf das fromme Thier, auf dessen Rücken sie Otwin einst oft selbst gehoben. Kaum aber fühlte der Hirsch ihre Last, so trabte er schnellen Schrittes hinunter und verschwand zwischen den Bäumen des waldigen Abhanges. Ehe sich der zitternde alte Diener wieder gefaßt hatte, ihr nachzueilen oder ihr nachzurufen, sah er den Hirsch schon unten in den mondbeleuchteten Neckar springen und mit seiner Bürde hinüberschwimmen. Notburga winkte noch mit ihrem weißen Arme herauf, aber der Hisch verschwand jenseits mit ihr im Gebüsch und in den Schatten der Nacht.

Da brach der dritte Tag an. Die Dienerschaft hatte noch alle Hände voll zu thun, um die befohlenen Anordnungen zu den Festlichkeiten herzurichten. Bald in der Frühe kam auch der Bräutigam an in festlichem Zuge, begleitet von vierundzwanzig seiner Bewaffneten und sonst noch zahlreichem Gefolge, Alle in festlich leuchtenden Gewanden und hellblinkenden Waffen. Er wurde von dem Könige herzlich bewillkommt und nun erst dachte der Vater an seine Tochter. Er schickte zu ihr, um sie aufzufordern, daß sie sich festlich schmücke und dann in den Festsaal komme.

Aber die Braut war nicht zu finden. Mit Bestürzung vernahm der Vater die Kunde, daß man sie überall in der Burg vergeblich gesucht habe; mit beleidigtem Stolze vernahm es der junge, eitle Heidenfürst. Sie beschlossen sogleich, sie in der Umgebung zu suchen. Schnell wurden die Rosse gesattelt und gezäumt. Man ritt in kleine Truppen getheilt nach allen Seiten der Umgegend, man durchstreifte zu Fuße das Waldgebüsch, man suchte in allen Schluchten des Berghanges, aber von allen Seiten kamen die Suchenden zurück und hatten keine Spur der Entflohenen gefunden. Das Verlobungsfest war vereitelt, und mit nicht geringem Unmuthe kehrte am Abende der Heidenfürst wieder heim. In nicht geringerer Aufregung ließ er den König zurück.

Aber auch am andern und noch vielen der nächsten Tage zog dieser mit seinem Gefolge in der ganzen Gegend umher und forschte nach der entflohenen Tochter auf allen Burgen und in allen Dörfern umher, und immer kehrte er erfolglos wieder heim.

Der alte treue Knocher stand an einem der nächsten Tage nach Notburga's Flucht an seinem kleinen Fenster und schaute durch die runden Scheiben. Da kam Notburga's Hirsch in den Zwinger, ging vor das Fenster und blickte ihn mit flehenden Augen an: „Ja, könntest Du nur reden und mir Nachricht bringen!" sprach er zu ihm, indem er das Fenster öffnete. Dann ging er, ihm ein Stück Brod abzuschneiden, wie er sonst wohl zuweilen gethan. Als er es nun dem Hirsch hinhielt, nahm es dieser nicht an, sondern hielt ihm sein Geweih dar. „Du willst es heute nicht fressen?" fragte der alte Mann. „Wie? soll ich Dir's da an Dein Geweih spießen?" Und indem er fragte, that er's schon. Da sahen ihn des Thieres Augen dankbar an und in weiten Sätzen eilte er nach dem Neckar hinab.

Am andern Tage kam der Hirsch wieder in den Zwinger, und als Knocher das Fenster öffnete, bot er ihm sein Gehörne dar. Ein großes

Eichenblatt war mit einem Bande daran gebunden. „Ei, solch ein Band trug ja immer Notburga!“ sagte Duda, Knocher's Frau. Und als sie das Blatt näher betrachteten, da las der Alte mit Mühe die eingeritzten Worte:

„Gott zum Gruße.

„Notburga dankt dem Geber des Manna in der Wüsten.“

Da liefen den alten Leuten die Thränen über die Wangen. „So hat ihr der Hirsch das Brod gebracht!“ rief Knochert, und Duda schluchzte: „Die zarte Jungfrau, nur genährt von unserem trockenen Brode!“ Schnell ging sie und holte das Beste von ihrem Vorrathe und band es in einem Tüchlein dem Hirsch ans Geweih, und dieser trabte damit nach dem Neckar hinab. So kam er von Tag zu Tag wieder und die Alten gaben ihm immer das Beste mit, was sie nur auftreiben konnten.

Notburga's Vater hatte indessen nach langem vergeblichen Suchen die Hoffnung, sie wieder zu finden, aufgegeben. Der Frühling war hingegangen, des Kukuks Ruf, der Nachtigall Lieder waren verstummt und der heiße Sommer war gekommen. Da ward er aufmerksam auf den Hirsch und seine Gänge. Er gewahrte ihn so oft im Zwinger und doch sah er ihn nie darin weiden, obgleich er mit schönem Grase bewachsen war. Als er ihn einstmals wieder vor Knocher's Fenster sah, ging er schnell hinab und trat mit raschen Schritten und rascher Frage in seine Kammer. Knocher hätte gern geläugnet, doch konnte er nicht, denn eben band er dem Hirsch ein Tüchlein mit reifen Sommeräpfeln an sein Gehörn, die er von Notburga's Lieblingsbaume gepflückt hatte.

Sogleich bestieg der König nun sein Roß und er und seine Ritter und Edelknechte mit ihm verfolgten den raschen Lauf des weißen Hirsches. Sie sprengten ihm nach in die Fluthen des Neckars und gelangten hinüber. Aber hier sahen sie ihn zwischen dem Gesträuche verschwinden. Da springt der König von seinem Roß und dringt ihm nach. Erstaunt bleibt er aber stehen. Dort steht der Hirsch, sein Geweih gegen die Felswand geneigt, und ein weißer Arm reicht aus dem engen Eingang einer Höhle hervor und knüpft das Tuch mit den Aepfeln los. „Das ist Notburga's Lilienarm!“ ruft der bestürzte Vater. Und schnell, ehe sie ihn noch zurückgezogen, faßte er den Arm und hält ihn fest. Wie aber der Hirsch scheu zurückspringt und der König das todtbleiche Antlitz seiner Tochter sieht, da spricht er mit linden Worten zu ihr: „Notburga, liebes Herzenskind, Alles sei vergessen und vergeben. Komm, sei mein Kind wieder, wie vorher! komm, folge mir nach der Burg.“

Notburga aber spricht: „Auf Erden giebt es kein Glück mehr für mich. Ich suche Nichts mehr hienieden. Dem Himmel habe ich den kurzen Rest meiner Tage geweiht; ihm diene ich hier in stiller Einsamkeit.“ Wie sehr der Vater in sie dringt, sie wiederholt ihm ruhig diese Worte. Da erwacht aber auch wieder die gewohnte Heftigkeit seines Gemüthes. Er versucht es, sie gewaltsam aus der Höhle zu reißen. Sie aber legt die andere Hand an das einfache Kreuz, das sie sich selbst aus dürren Stecken aufgerichtet; er zieht, er reißt mit aller Kraft, — da bleibt der Arm ihm, abgelöst von ihrem Leibe, in den Händen.

Von grausem Entsetzen ergriffen, wirft er den Arm hin, und mit schreckenbleichen Mienen fliehen seine Begleiter mit ihm zurück, und Keiner von ihnen wagt es, je wieder der Höhle zu nahen, in der sie Notburga liegen gesehen und hilflos verlassen.

Aber seist Du auch in Deiner Noth von Allen verlassen, so ist doch Einer da, der Dich nicht verläßt. Gott der Herr schickte zu Notburga ein Schlängelein, das ihr heilkräftige Kräuter bringt. Diese stillen das Bluten und heilen die verwundete Stelle.

Von Stund an ward Notburga als eine Heilige verehrt, und wenn zu dem Klausner bei der Capelle St. Michael reuige Sünder kamen, so schickte er sie wallfahren zur frommen Notburga; und sie betete mit ihnen und begnadigt kehrten sie mit leichteren Herzen in ihre Heimath zurück.

Als aber im Herbste nun die Blätter fielen, da kam auch Notburga zum Sterben. In ihrer letzten Stunde schwebten Engelskindlein zu ihrem Lager herab und trugen sie noch zur Höhle heraus. Noch einmal schlug sie die brechenden Augen zum Himmel auf und seufzte freudig: „Ich komme, nimm mich in Gnaden auf, mein Heiland.“

Nachdem sie verschieden war, hüllten die Engel ihren entseelten Leib statt des Todtenhemdes in ein königliches Gewand, setzten ihr eine Königskrone auf das Haupt, stellten den Sarg auf einen neuen Wagen, der mit zwei schönen weißen Stieren bespannt war, die noch nie ein Joch getragen. Alles Volk aus der Nachbarschaft und weit umher hatte sich gesammelt, um den Leib der gottseligen Jungfrau zu ihrer letzten Ruhestätte zu begleiten. Da bewegte sich der Zug langsam eine Strecke längs dem Neckar hinab. Wo die Stiere stehen blieben, da grub man, wie sie verordnet hatte, ihr Grab.

Der König ſtiftete ſeinem ſo frühe geſchiedenen Kinde an der Stelle eine kleine Kirche und ließ ihr darin ein Grabdenkmal ſetzen.

Um die Kirche her ſiedelten ſich ſpäter nach und nach die zerſtreuten Bewohner der Umgegend an, und ſo entſtand das Dorf Hochhauſen. Die dortige Kirche enthält noch das Denkmal. Das Bild der Jungfrau liegt da, „ein einfältig Werk aus grauer Zeit," die königliche Krone ziert das lockige Haupt, auch die Schlange mit dem heilenden Kraute fehlt nicht. Die Bilder des Hochaltares ſollen ſich auf Notburga's Leben beziehen. Etwas aufwärts von Hochhauſen zeigt man noch die Höhle, in der ſie gelebt, jetzt noch die „Jungfernhöhle" genannt. Und noch etwas weiter abwärts bei Neckarzimmern erblickt der Gläubige noch zuweilen in den bethauten Saaten den Pfad, auf dem Notburga's Hirſch von dem Hornberg aus nach dem Ufer des Neckars gewandelt.

Die Sage von dem Herzoge Heinrich dem Löwen.

Erstes Capitel.

In Braunschweig lebte einst ein Herzog, der war Heinrich genannt. Er war ein junger rüstiger Mann, der sich von Jugend auf in ungebundener Freiheit in manchen Kämpfen oder auf großen Jagden, die nicht immer gefahrlos waren, umhergetrieben hatte. Jetzt war er seit mehreren Monaten schon mit seiner edeln und schönen Gemahlin verheirathet. Diese hatte aber seit einiger Zeit eine Veränderung an ihm bemerkt und fragte ihn darum eines Tages: „Mein theurer Gemahl, was fehlt Euch? Mir scheint beinahe, Ihr fühlt Euch nicht mehr so glücklich, als Ihr mir in den ersten Zeiten unserer Verbindung so oft gerühmt habt. Seid Ihr unwohl? Dann befraget doch den Arzt. Ist es aber eine Krankheit des Gemüthes, so vertraut mir, was Euch bedrückt. Wir sind ja nun doch mit einander verbunden für unser ganzes Leben, darum müssen wir auch Freud und Leid mit einander tragen und Eines des Andern Sorgen theilen. Dazu gehört aber offenes, herzliches Vertrauen. Vertraut mir darum, ich bitte Euch, was Euch beunruhigt."

Gerührt von ihrer herzlichen Ansprache, gestand er ihr, daß ihm das ruhige Leben, wie er es jetzt führe, nicht genüge. Er habe sich bisher nur mit seinen Jugendgenossen und in Kriegszügen umhergetrieben und fühle eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der Ferne und nach Abenteuern: er habe sich schon längst mit dem Gedanken getragen, weil jetzt keine Veranlassung zu kriegerischem Kampfe vorhanden sei, einmal eine weite Fahrt in die Welt hinaus zu machen, die ihm nicht allein Abwechselung in sein Leben bringen, sondern ihn auch zu ritterlicher Thätigkeit anregen werde.

So schmerzlich ihr auch diese Worte auf die Seele fielen, so faßte sie sich doch. Sie verhehlte ihm zwar nicht, daß es sie sehr betrüben werde, wenn er sich auf längere Zeit von ihr trenne; doch aber wollte

sie ihn nicht abhalten, seiner Sehnsucht nach Abenteuern ein Genüge zu thun. Sie hoffte nur, daß ihn das Andenken an ihr bisheriges ruhiges Leben und stilles Glück doch bald wieder mit gleicher Sehnsucht zur Rückkehr in die Heimath erfüllen werde.

Er ließ nun sogleich Anstalten zur Abreise machen, und schon die Aussicht auf eine Fahrt nach entfernten Gegenden erfüllte ihn mit frischer Heiterkeit und munterer Thätigkeit. Nachdem Alles gerüstet, auch einige treue Genossen zu seiner Begleitung ausgewählt waren, nahm er Abschied von seiner Gemahlin. Da zog diese ihren Trauring ab und, indem sie ihn an seinen Finger steckte, sagte sie: „Bewahret ihn gut zum Gedächtniß an Eure Gemahlin und bringet mir ihn bald wieder zurück. Länger als fünf, höchstens sechs Jahre erwarte ich Euch nicht. Seid Ihr dann nicht zurück, so betraure ich Euch als einen Gestorbenen."

Sein Sinn war nach einer Meerfahrt gerichtet. Er zog deshalb auf dem kürzesten Wege nach der Meeresküste hin, bestieg da ein Schiff, das segelfertig lag', und fuhr mit seinen Genossen ab. Sie waren aber noch nicht weit in die offene See hinausgekommen, da erhob sich ein mächtiger Sturm, der sie ganz von ihrer Bahn entfernte und in ein Meer verschlug, das Allen unbekannt war, von dem sie weder in der Nähe, noch in der Ferne eine Landesküste erblicken konnten. So trieb sie das Meer viele Tage und Nächte umher. Bald fehlte es in dem Schiffe auch an Nahrungsmitteln, und vom schrecklichsten Hunger gequält, wußten sie sich nur durch ein verzweifeltes Mittel vor dem Hungertode zu schützen. Sie faßten, obgleich es ihrer Natur auch widerstrebte, den Entschluß, daß Einer von ihnen geschlachtet werden sollte, von dessen Fleische sich die Andern sättigen könnten.

Um Denjenigen zu bestimmen, der zuerst dem Hunger der Uebrigen geopfert werden sollte, warfen sie das Loos. Der Unglückliche, den es traf, wurde getödtet und so lebten sie einige Tage von seinem Fleische. Bald aber war es aufgezehrt, und so sehr es sie auch mit Grauen erfüllte, so zwang sie doch der Trieb der Selbsterhaltung zu einem zweiten Opfer. Als auch dieses verzehrt war und noch immer kein Land sich zeigte, fiel auch das dritte Opfer. Und so ging es fort, bis außer dem Herzoge nur noch ein Einziger am Leben war. Denn obgleich der Herzog sich auch immer mit den Uebrigen dem Looſe unterworfen hatte, war er doch immer wunderlich verschont geblieben. Jetzt, da außer ihm nur noch der Eine übrig und die Noth aufs Höchste gestiegen war, wollte er, daß das Loos zwischen ihnen Beiden entscheiden sollte. Dagegen weigerte sich aber der Andere. „Ich bin nur ein gewöhnlicher Schiffsknecht,"

ſagte er. „An meinem Leben iſt nichts gelegen; aber Ihr ſeid der Herzog, von dem ſo Vieler Schickſal abhängig iſt. Ihr müßt Eurem Volke erhalten bleiben.“

Herzog Heinrich ſtellte ihm dagegen vor, es ſei ja ſo wenig Hoffnung vorhanden, daß er noch ſehr lange leben und je wieder in ſein Land zurückkehren werde. Wenn er auch für die nächſten Tage noch ſein Leben erhalte, ſo wäre ja doch vorauszuſehen, daß er dennoch bald vor Hunger ſterbe, ehe er auf dieſem weiten Meere durch die Wellen an ein Land getrieben werde. Nach langem Zureden verſtand ſich der Schiffsknecht endlich zum Looſen. Er hoffte, das Loos werde ihn treffen. Allein es traf leider den Herzog, der ihn nun aufforderte, ihn ſogleich zu tödten. „Nein!“ rief der treue Knecht, „nein, das thue ich nicht. Ich ſollte meine Hand mörderiſch an meinen Herrn legen? Nimmermehr! — Aber mir fällt etwas Anderes ein, wie ich Euch vielleicht retten kann.“

Er holte die Haut eines der früher auf dem Schiffe geſchlachteten Ochſen und hängte ſie an einem Seile ins Meer, bis ſie etwas erweicht und biegſam war. Dann nähete er ſie, die Haare nach innen gekehrt, zu einem großen Lederſacke zuſammen und bat ſeinen Herrn, ſich hinein zu ſtecken. Obgleich dieſer nicht wußte, wozu das dienen konnte, kroch er doch hinein und der Knecht ſchob ihm auch ſein Schwert an die Seite. „Was ſoll das?“ fragte der Herzog. „Wenn Ihr ans Land kommt, ſo ſchneidet Ihr damit die Haut durch!“ verſetzte er. „Denn ans Land kommt Ihr darin ſicher früher, als ich in dem ſteuerloſen Schiffe.“ Nachdem er ihn ganz geborgen wußte, ließ er ihn auf dem Schiffe liegen und verſteckte ſich in demſelben.

Es währte aber gar nicht lange, da kam ein ungeheures Thier durch die Luft daher geflogen. Es war der Vogel Greif. Dieſer ließ ſich auf dem Schiffe nieder und betrachtete lange, wie prüfend, den Lederſack. Die durch das Meerwaſſer erweichte Oberfläche beroch er lange, dann ſchien er plötzlich einen Entſchluß gefaßt zu haben, ſtreckte ſeine ſtarken Krallen darnach aus, packte ihn, flog auf und trug ihn mit ſich durch die Luft.

Herzog Heinrich fühlte ſich freilich nicht ſehr behaglich, als er ſo lange, von des Greifs Krallen gedrückt, durch die Luft getragen wurde. Endlich fühlte er, daß er auf einen feſten Grund niedergelegt worden. Auch hörte er bald wieder das Rauſchen der Flügel des Vogels, und da er hoffte, ſich jetzt ohne Gefahr umſehen zu können, wo er denn eigentlich ſei, ſchnitt er mit ſeinem Schwerte die Haut durch. Sein erſter

Blick ließ ihn erkennen, daß ihn der Greif in sein Nest getragen. Die drei jungen Greife, welchen er zur Speise dienen sollte, erhoben bei seinem Anblicke ein lautes Freudengeschrei und wollten über ihn herfallen. Er erkannte wohl, daß sein Leben in Gefahr und der Augenblick hier entscheidend sei. Er faßte deshalb schnell sein Schwert und hieb tapfer auf sie ein. Nach wenigen Streichen lagen sie alle Drei ohne Kopf vor ihm in dem Felsennester. Er hieb nun dem Einen eine seiner Krallen ab und nahm sie als ein Wahrzeichen zu sich.

Uebrigens hielt er es nicht für rathsam, sich ohne Noth länger in dem Neste aufzuhalten, weil ja der alte Greif wahrscheinlich bald dahin zurückkehren könnte, mit dem ihm dann ein gefährlicherer Kampf bevorstünde, als mit seinen Jungen. Darum machte er sich schnell davon.

Zweites Capitel.

Als er von dem nackten Felsen, auf dem sich das Nest des Greifs befand, herunterkam, sah er sich in einem dichten Walde. Er ging in demselben fort und fort und kam an kein Ende. Mehrere Tage und Nächte brachte er in dem Walde zu, und nährte sich in dieser Zeit von den Früchten der wilden Bäume, von Wurzeln oder kleinen Thieren, die er erlegte. Endlich erblickte er auf einer neuen Wanderung eine Lichtung vor sich. Allein zugleich mußte er auch sehen, wie dort ein Löwe mit einem Lindwurm in tödtlichem Kampfe begriffen war. Der giftgeschwollene Lindwurm zischte in seiner Wuth so laut, daß der Schall den ganzen Wald durchtönte und von den Felsen vielfach widerhallte. Es schien ihm, daß der Löwe dem Ungethüm doch unterliegen müsse. Da er aber erwog, daß der Löwe doch ein edleres Geschöpf sei, als der tückische, giftige Lindwurm, so regte sich in ihm das Mitgefühl mit dem edleren Geschöpfe und er eilte ohne weitere Ueberlegung hinzu, um ihm gegen seinen Feind Beistand zu leisten. Allein auch gegen die beiden Feinde wußte sich der häßliche Wurm durch seine schnellen Windungen lange zu vertheidigen; denn er war durch hornartige Ringe, die seinen Leib umgaben, gegen des Einen Zähne, wie vor des Andern Schwerthieben geschützt. Herzog Heinrich entging nur durch seine Gewandtheit seinen Windungen, womit er ihn zu umschlingen und zu erdrücken strebte. Geschützt durch seinen Schild, führte er endlich einige schnelle und kräftige Streiche nach seinem Kopfe. Da gelang es ihm, des Drachen Kopf, der eben seinen giftigen Athem nach ihm aushauchte, vom Halse wegzuhauen, daß er sterbend unter den Klauen des Löwen niedersank.

Kaum aber ersah der Löwe, daß der Wurm todt war, so sprang er in wilden aber freudigen Sätzen um seinen Retter in weiten Kreisen herum, schlug mit seinem Schweife auf die Erde, daß es laut erschallte, und legte sich endlich ruhig neben Herzog Heinrich's Schild und blickte mit freudig glühenden Augen zu ihm auf.

Von dieser Zeit an folgte ihm der Löwe überall hin, wohin er auch gehen mochte, wie ein treuer Hund. Zuerst aber führte er ihn zu seiner Höhle und machte ihm durch Zeichen begreiflich, daß er sich auch hier niederlassen sollte. Er blieb von nun an bei seinem treuen Begleiter, der ihn mit den besten Stücken seiner erlegten Hirsche und Rehe, mit Hasen und anderem Wilde reichlich versorgte. Sie lebten so ganz traulich beisammen. Nur wenn Heinrich ein Feuer anzündete, um sich sein Wild darüber zu braten, sah ihn der Löwe manchmal bedenklich und gleichsam fragend an und wendete sich dann weg. Sobald aber sein Feuer wieder erloschen war, kam er auch wieder ganz zutraulich und gutmüthig zu ihm.

So lebte Herzog Heinrich bei seinem Gastfreunde lange, lange Zeit. So oft er auch weitere Gänge durch den Wald unternahm, so begegnete er doch nie einem menschlichen Wesen, nie erblickte er eine Spur von Bewohnern des Landes, in dem er sich aufhielt. So erfuhr er auch nie seinen Namen und wo er eigentlich war. Endlich kam er auf einem solchen Gange an die Küste des Meeres. „Ei," dachte er hier, „wäre es nicht besser, ich vertraute mich wieder der Führung der Wellen an? Sie würden mich doch wohl endlich einmal zu der Küste eines bewohnten Landes hintragen, wo ich vielleicht Gelegenheit fände, wieder in meine Heimath zu gelangen." In solcher Erwägung fing er an, sich ein Floß zu erbauen. Die Sache ging freilich sehr langsam von Statten. Den Mangel eines Beiles mußte sein Schwert ersetzen.

Als es ihm endlich durch große Beharrlichkeit gelungen war, suchte er von dem Wildpret, das ihm der Löwe brachte, täglich einige Stücke an der Luft zu trocknen, nachdem er's immer zuvor etwas über dem Feuer hatte ausdampfen lassen. So brachte er einen kleinen Vorrath zusammen, den er auf seinem Floß unter dem Reisholze, das er zu einer Lagerstätte darauf gesammelt hatte, unterbrachte. Seinen Gastfreund, den Löwen, mitzunehmen, das war ihm nie eingefallen, doch fühlte er, daß er sich nicht vor seinen Augen auf seinem gebrechlichen Fahrzeuge einschiffen dürfte. Er paßte darum eine Zeit ab, die er sonst immer auf seinen Jagdgängen zubrachte, und als sich der Löwe dazu wieder entfernt hatte, eilte er nach der Küste, bestieg ein Floß, stieß vom Lande und überließ seine Reise vertrauensvoll wieder dem Zuge der Wellen.

Drittes Capitel.

Glücklich war er schon weit hinaus in das Meer gekommen, da sah er, daß sein Löwe an dem Ufer hin und her lief und ängstlich nach ihm hinausblickte. Das treue Thier war von seiner Jagd zu der Höhle gekommen, aber da er seinen Gast dort nicht gefunden, war er nach der Küste geeilt, wohin er ihn so oft zu seiner Arbeit an dem Flosse begleitet hatte.

Nachdem er jetzt aber eine Weile suchend am Ufer hin und her gelaufen, erblickten ihn seine scharfsehenden Augen auf dem Flosse fern auf dem Meere. Sogleich stürzte er sich in die Wellen und erreichte schwimmend den Flüchtling, den er mit freudiger Bewegung umkreiste.

Herzog Heinrich war nicht so freudig bewegt durch seine Ankunft. Dennoch konnte er nicht unfreundlich gegen ihn sein. Er tätschelte und streichelte ihn, wie er so oft gethan, wenn er ihm, von der Jagd zurückkehrend, einen schönen Hirsch- oder Rehbraten mitbrachte. Der Löwe legte sich bald zur Ruhe auf dem Floß in die Sonne, um sich zu trocknen; aber sein Herr lag neben ihm und sann darüber nach, wie das wohl werden sollte, wenn er von seinem sehr mäßigen Vorrathe an Lebensmitteln nun den etwas starken Appetit des großen Löwen befriedigen sollte. Er sah voraus, wenn sie nicht sehr bald an eine Küste getrieben würden, so müßten sie wieder in Hungersnoth gerathen, und mit dem Löwen konnte er doch nicht das Loos werfen, um zu entscheiden, wer den Andern zu schlachten und zu verzehren habe.

Wie er gefürchtet, so ging es. Der Löwe zeigte bei der ersten Mahlzeit, die sie des andern Tages auf dem Meere hielten, einen solchen Löwenhunger, daß er in wenigen Augenblicken mehr verschlungen hatte, als für einen Menschen auf zehn Tage übergenug gewesen wäre.

Die Wellen trieben das Floß fort und fort, aber an eine Küste kamen sie nicht, selbst von der Ferne sahen sie nie das erwünschte Land. Der Vorrath war bis auf wenige Stücke aufgezehrt, und der Löwe sah immer traurig hin, wenn sein Gastfreund noch etwas davon für die nächste Mahlzeit zurücklegte; doch nie versuchte er, sich etwas davon heimlich oder gewaltsam zuzueignen. Er nahm mit Bescheidenheit, was er ihm freiwillig darbot.

Endlich war nur noch ein einziges Stück Fleisch übrig. Herzog Heinrich holte es hervor und bot es dem Löwen dar. Dieser betrachtete es mit lüsternem Blicke, aber er zog sich alsbald zurück und weigerte

ſich, es anzunehmen. Nur nachdem es der Herzog mit dem Schwerte in zwei Theile getheilt hatte, nahm er freudig ſeinen Antheil und verzehrte ihn ſchnell. Es war für ihn nur ein Biſſen geweſen.

Von nun an ging wieder die Hungerzeit an. Herzog Heinrich erinnerte ſich ſeiner ähnlichen Lage, die er auf dem Schiffe ausgeſtanden; doch vermuthete er, wenn der Hunger bei ſeinem gefräßigen Begleiter einmal den höchſten Grad erreichte, ſo würden ſeine freundſchaftlichen Gefühle bald erſtickt ſein, und er werde ohne Looſung das Opfer ſeines Hungers werden. Er hatte aber geirrt. Der Löwe blieb auch, nachdem er ſchon mehrere Tage keinen Biſſen mehr erhalten, ruhig auf ſeiner Stelle liegen und nur zuweilen hörte man von ihm einen Ton, der mehr einem Aechzen, als einem unzufriedenen Knurren glich.

Viertes Capitel.

Als die Noth und das Elend am höchſten geſtiegen war, lag Herzog Heinrich in der Nacht halb verzweifelnd auf ſeinem harten Lager. Er hatte, wie er zuvor ſchon oft gethan, wieder brünſtig zu Gott gebetet, er möge doch ſeiner Noth ein Ende machen und ihn, wenn ſonſt keine Rettung möglich, doch bald ſterben laſſen. Er gedachte dabei des Glückes, das er früher zu Hauſe genoſſen und das er durch ſeine leidige Sucht nach Abenteuern leichtſinnig verſcherzt hatte.

In ſolchen Gedanken ward er plötzlich durch den Zuruf ſeines Raumes überraſcht, den er deutlich nahe an ſeinem Ohre vernahm. Die Stimme ſprach weiter: „Biſt Du denn noch nicht müde, dieſen Geiſt, den Du Deinen Gott nennſt, anzurufen und zu verehren? Was hat er Dir denn noch geholfen? In Gefahren und Elend hat er Dich gerathen laſſen und läßt Dich auch noch elend darin untergehen. Wirſt Du denn noch nicht klug werden? Wende Dich doch von ihm ab. Statt Dich zu retten, Dir Gutes zu thun, läßt er Dich im Elende verkommen. Das iſt ſeine Erbarmung gegen die Menſchen.“

„Ha, wer biſt Du?“ fragte Herzog Heinrich. „Wer ſpricht ſolche Worte zu mir? Ich ſehe Dich ja nicht!“ rief er nun aus. „Du ſiehſt mich nicht?“ fragte die Stimme immer noch in ſanft flüſterndem Tone. „Freilich, Geiſter kann man nicht ſehen. Du ſiehſt ja Deinen barmherzigen Gott auch nicht.“ — Empört über den ſpottenden Ton, erwiderte er: „Gott iſt nicht allein barmherzig, er iſt auch gerecht und die Gerechtigkeit ſteht über der Barmherzigkeit. Ich leide billig vielleicht für meine Sünden.“ Die Stimme fragte weiter: „Sünden? Was

haſt Du denn für Sünden begangen, die ſo ſchwere Strafen verdient hätten? Der Leichtſinn der Jugend iſt nur ein geringer Fehler, den man entſchuldigen muß. Der iſt keine Sünde."

„Du biſt kein guter Geiſt, der mir dieſe Gedanken eingiebt," verſetzte Heinrich. „Sprich, wer biſt Du?" „Ich nenne nicht gern meinen Namen, den Ihr mir gegeben habt," antwortete die Stimme. „Ich bin der Geiſt, der Dir jetzt auf der Stelle Dein großes Elend abnehmen und in gleiches Glück und Freude verwandeln kann, wie ſie jetzt in Deinem Schloſſe in Braunſchweig herrſcht." — „Wie?" fragte er wieder, „Glück und Freude in meinem Schloſſe in Braunſchweig? Grämt ſich meine Gemahlin nicht um meine Abweſenheit?" — „Das wäre jetzt nicht am Platze," verſetzte die Stimme, „wenn ſie weinen und ſich grämen wollte. Sie iſt ja die Braut eines fremden Fürſten, und wird ihm morgen bei der Trauung ihre Hand reichen und ihm auch Dein Herzogthum zubringen. Hihihi, es wird eine luſtige Hochzeit werden!"

Da erwachte bei ſeinem Elende doch auch der Unmuth in ihm. Er knirſchte mit den Zähnen und fragte: „Kannſt Du das nicht hindern? Wenn Du ein Geiſt biſt, ſo kannſt Du es!"

„Ich könnte wohl," verſetzte die Stimme, „aber ich mag nicht. Wozu auch ſollte ich es thun? Der Bräutigam Deiner Gemahlin wird mir künftig mehr anhängen als Du, der Du ja jeden Morgen und Abend zu Deinem gerechten und barmherzigen Gott beteſt. Nein, der gehört ohnehin ſchon in mein Reich."

„In Dein finſteres Reich?" ſprach er. „Ich kenne Dich nun wohl, Du biſt der Fürſt der Hölle. O, ſo rette mir meine reine, edle Gemahlin, ſchütze ſie vor der Verbindung mit einem Manne, der ſchon Dir angehört." „Das kann ich nur durch Dich," antwortete die Stimme. „Wenn ich Dich vor der Trauung nach Braunſchweig bringe, ſo wird Deine Gemahlin ſich nicht mit einem Andern trauen laſſen." — „Könnteſt Du mich denn ſo bald hinbringen?" fragte er. „O, dann bringe mich hin!"

„Wenn Du mir verſprichſt, daß nach Deinem Tode Deine Seele mein gehören ſoll," ſagte die Stimme, „ſo ſollſt Du ſchon morgen früh in Deinem Schloſſe ſein, und ich will Dir überdies ſo viel an irdiſchem Gute und Glück zu Theil werden laſſen, als Du ſelbſt nur wünſchen magſt." — „Du ſtellſt mir eine Wahl, die Deiner würdig iſt," antwortete er. „Für die zeitliche Glückſeligkeit ſoll ich die ewige hingeben? Nein! nein! Du mußt mir eine Wahl geſtatten, die mir es am Ende in meine eigene Hand legt, etwas zu thun oder zu laſſen, wodurch

ſich mein künftiges Schickſal entſcheidet. Nur wenn ich nicht thue, was ich thun zu können, oder thun zu wollen glaube, nur dann ſollſt Du Herr werden über meine Seele."

„Gut! Ich nehme den Vorſchlag an," verſetzte die Stimme. „Ich trage Dich ſogleich auf die nahe Anhöhe bei Braunſchweig und ſetze Dich dort nieder. Dann entferne ich mich auf kurze Zeit, um auch Deinen Löwen zu holen. Aber Du verſprichſt mir — und das iſt meine unwiderrufliche Bedingung —, mich dort wachend zu erwarten. Es ſteht alſo in Deiner Wahl, Du kannſt ſchlafen oder wachen, wie Du willſt. Muß ich Dich aber bei meiner Wiederkunft erſt wecken, ſo gehört Deine Seele mein!"

„Ich bin's zufrieden," antwortete er ſeufzend, „obgleich ich daraus erkenne, daß Du ein wahrer T . . . . ." — „Halt!" ſchrie die Stimme, „meinen Namen ſoll man nicht nennen! Komm nun! Mache Dich zur Luftfahrt bereit." Sogleich fühlte er, daß er von zwei ſtarken Armen umfaßt, aus dem Floß aufgehoben und durch die Luft getragen wurde.

Fünftes Capitel.

In völliger Betäubung war Herzog Heinrich in der Nacht durch die Luft getragen worden und erſt, als er auf die Erde niedergelegt ward, kam er wieder zu ſich. Er ſah und hörte Niemand in ſeiner Nähe. Die Nacht war noch nicht ganz vorüber. Er erinnerte ſich deutlich ſeiner Unterredung mit dem Geiſte und inſonderheit der wichtigen Bedingung, daß er wach bleiben müſſe, bis er ihm auch ſeinen Löwen gebracht habe. Das dünkte ihm jetzt in der Nachtkühle, die ihn ſo friſch umwehte, ein Leichtes. Er lag auf einem trocknen, mit ſpärlichem Graſe und Blumen bekleideten Platze, und ſah mit Sehnſucht und Beklommenheit nach der Stadt hin, die im Dunkel der Nacht vor ihm lag. Seine erwartungsvolle Spannung hilt ihn zwar wach; wie aber jede Erregung des Gemüthes auch wieder eine gewiſſe Erſchlaffung, eine Schwäche nach ſich zieht, ſo geſchah auch ihm. Er fühlte ſich bald ſehr müde, und legte ſich, um zu ruhen, nur für kurze Zeit, wie er meinte, recht bequem ausgeſtreckt nieder. Seine Gedanken gingen ihm allmählich wie in einem Traume unter, und er lag noch gar nicht lange, da hatte ihn der Schlaf überwältigt. Er ſchlief und allerlei Träume ſtiegen in ſeiner Seele auf.

Da kam allmählich der Tag. Er ſchlief noch, als ſein böſer Geiſt mit dem Löwen durch die Luft dahergeflogen kam. Der Löwe ſah und erkannte aus der Höhe ſeinen Herrn und freudig brüllte er ihm zu.

Seine kräftige Stimme erweckte den Schläfer, der ſich ſchnell beſonnen aufrichtete, die Hände faltete und rief: „Gott ſei gelobt!“ Indem der Löwe neben ihn hingeſetzt wurde, erhob der immer noch unſichtbare Geiſt ſeine Stimme und rief: „Alſo wachſt Du und betest? und alle meine Mühe war umſonſt?“ Ein Fluch, den man nicht nachſprechen ſoll, folgte und der Geiſt war von dannen gezogen.

Herzog Heinrich wiederholte ſich in ſeinen Gedanken das Abenteuer der vergangenen Nacht, und ſeine Geſpräche mit dem unſichtbaren böſen Geiſte. Wenn er nicht durch die Thatſache vor Augen gehabt hätte, daß er mit ſeinem Löwen aus dem Floß auf dem unbekannten Meere jetzt nach ſeiner Heimath verſetzt worden, ſo würde er die ganze Unterhaltung für den Wechſel der beſſeren und ſchlimmeren Gedanken gehalten haben, wie ſie nach einander in ſeiner Seele aufgetaucht.

Die Sonne war längſt aufgegangen, als er in ſeine Hauptſtadt eintrat. Aber beinahe hätte ihn der Thorwart vor dem Thore abgewieſen; denn ſeine Kleider waren ſo ſchäbig und zerriſſen, daß man ihn für einen Bettler anſehen mußte. „Nun,“ hatte der Thorwart nach manchem prüfenden Blicke geſagt: „meinetwegen gehe herein. Heute iſt ja ein Freudentag, da hofft Deinesgleichen außer den offenen Herzen auch offene Geldtaſchen zu finden. Da will ich Dir denn ein reichliches Almoſen nicht mißgönnen. Du haſt aber wahrlich kein hochzeitlich Kleid an,“ ſetzte er lachend hinzu, als der Unbekannte die Straße dahin wandelte.

Er ging mit dem Löwen nach ſeinem Schloſſe. Die Diener wieſen ihn aber an dem Eingange zurück. Aus den Hallen ſchallte großes Getöſe herab, man hörte fröhliche Muſik und die Pfeifen erklangen. „Was iſt das?“ fragte er einen der Diener, und dachte dabei, es ſcheine doch wahr, was ihm die Stimme des Geiſtes in der Nacht von der Heirath ſeiner Gemahlin geſagt hatte. „Was wird's ſein? Muſik!“ antwortete der Gefragte. „Weißt Du denn nicht, daß wir heute Hochzeit im Schloſſe haben?“ fragte ihn ein Anderer. „Iſt denn der Herzog Heinrich geſtorben?“ fragte er nun. „Geſtorben oder verdorben! Was weiß ich?“ antwortete der Diener. „Er iſt eben verſchollen. Man weiß nicht, wo er hingekommen iſt. Und weil die oberſten Beamten durchaus wieder einen Mann zum Fürſten haben wollten, hat die Wittwe endlich nachgegeben und „Ja“ geſagt. Da wird ſie denn heute mit einem fremden Fürſten getraut.“

Er ſank bei dieſer Nachricht beinahe in Ohnmacht nieder, doch ermannte er ſich wieder und bat den Diener, er möge ihm doch die Barm-

Sage von [illegible] und dem Löwen

herzigkeit thun und ihm bei der fürſtlichen Braut einen Becher Wein erbitten. Der Diener war gutmüthig und wollte ihm ſogleich einen Becher von ſeinem Weine bringen, den er für den heutigen Feſttag zugemeſſen erhalten. Allein der Bettler bat ihn ſo dringend, ihm doch den Wein von der Fürſtin zu erbitten. Er lehnte ſich dabei an ſeinen getreuen Löwen, und da dieſen der Diener jetzt erſt erblickte, ſo dachte er, Das könne doch kein gewöhnlicher Bettler ſein, und ging, ihm den Wein zu holen. Eigentlich war es ihm darum zu thun, ſich auch bald aus der Nähe eines ſolchen gefürchteten Thieres zu entfernen.

Die Fürſtin war eine wohlthätige Frau. Sie fand nichts Beſonderes in der Bitte, daß ein Armer gern einen Becher Wein von ihr ſelbſt geſchenkt haben möchte. Sie füllte einen ſilbernen Becher und gab auch ein feingebackenes Brod dazu. Freudig empfing er die Gabe. Er trank den Becher auf einen Zug leer, zog dann den Ring vom Finger, den ihm ſeine Gemahlin beim Abſchiede gegeben, und ließ ihn in den Becher fallen, den er dem Diener wieder hinreichte. „Bringt Eurer Herrin meinen Dank und Das, was ich in den Becher gelegt habe," ſagte er.

„Was fällt Dir ein?" fragte der Diener, „willſt Du ihr den Wein bezahlen? Das geht nicht." Er bat ihn aber ſo dringend, daß der Mann ganz verwundert den Becher der Fürſtin zurückbrachte. „Das iſt ein ſonderbarer Bettler," ſagte er, „ſeine Kleider ſind nur Lumpen und doch legte er zur Bezahlung des Trunkes einen Goldring in den Becher. Da ſeht."

Die Fürſtin nahm den Ring heraus, betrachtete ihn genau, und endlich liefen ihr die Thränen über die Wangen. „Bringt mir ſogleich den Mann herauf!" befahl ſie, „ich muß ihn fragen, wo er den Ring bekommen hat." Der Diener brachte ihn, aber der Löwe hatte ſich nicht zurückhalten laſſen und trat mit ſeinem Herrn in den Saal. Sie aber achtete nicht des Löwen, ſondern rief ihm gleich entgegen: „Von wem haſt Du den Ring bekommen? und warum legteſt Du ihn in den Becher?" — „Der Ring gehört ſchon ſeit ſieben Jahren mein, und wenn ich ihn in Euern Becher legte, ſo gehört er jetzt wieder Euch," antwortete er und blieb immer noch fern von ihr ſtehen. Sie aber blickte ihn genauer an und auf einmal eilte ſie auf ihn zu, warf ſich in ſeine Arme und rief mit ſeligen Thränen: „Mein Heinrich! mein theurer Gemahl Heinrich!"

Die Nachricht von der Wiederkehr des Herzogs verbreitete ſich ſchnell durch das Schloß und nach dem Schloßhofe und von da durch

die ganze Stadt und erfüllte Alle mit großer Freude. Das Volk lief zuſammen und Alle wollten ihren früher ſo geliebten Fürſten ſehen und begrüßen. Freudenrufe und Rufe nach dem Fürſten erfüllten die Luft. Da trat denn der Bettler an der Seite der Fürſtin auf die Stufen vor dem Schloſſe heraus und wurde tauſendſtimmig jubelnd begrüßt.

Der geweſene Bräutigam der Fürſtin hätte nun freilich ohne Braut abziehen müſſen. Doch die Fürſtin hatte bemerkt, daß er eine ihrer Hoffräulein immer ſehr ausgezeichnet; darum vermittelte ſie die Sache leicht, indem ſie ihm dieſe als Braut empfahl und ihr eine reiche Ausſtattung verſprach.

Von ſeinem treuen Begleiter, dem Löwen, erhielt der Herzog Heinrich von nun an den Beinamen „der Löwe“. Die abgeſchnittene Kralle des Greifs ward lange als ein Wahrzeichen in Braunſchweig aufbewahrt.

Die Sage von der heiligen Hildegunde.

In der Nähe der alten Stadt Köln lebten einst zwei fromme Eheleute in ziemlichem Wohlstande und Ansehen bei ihren Nachbarn. Aber ihr Glück war doch nicht vollkommen, denn sie lebten schon längere Jahre zusammen, aber sie hatten keine Kinder, die sie sich doch so sehr wünschten. Sie beteten zu Gott darum, legten fromme Gelübde ab, aber ihre Wünsche blieben lange unerhört. Endlich aber sollten ihre Gebete erhört werden. Sie bekamen sogar zwei Zwillingsschwestern. Die Eine nannten sie in der heiligen Taufe Hildegunde.

Sobald sie den Jahren der hilfebedürftigen Kindheit entwachsen waren, brachten sie die Eltern in das Frauenkloster zu Neuß. Denn sie hatten gelobt, zum Danke für die Erfüllung ihrer Wünsche eine Pilgerreise nach dem gelobten Lande zu machen.

Kein Unfall störte ihre Reise; glücklich kamen sie hin und glücklich kehrten sie wieder in die Heimath zurück. Als aber später die Mutter starb, entschloß sich der Vater, von frommer Neigung getrieben, noch einmal in dem heiligen Lande alle die Stellen zu besuchen, wo der Heiland gelebt, gewandelt, gelitten und gestorben.

Die junge Hildegunde hatte kaum von diesem Entschlusse des Vaters Kunde bekommen, so lag sie ihm mit Bitten und Thränen so lange an, bis er ihr endlich erlaubte, die Pilgerfahrt mitzumachen. Die Zurüstungen wurden bald getroffen, und die junge Hildegunde machte sich, als Pilgersmann verkleidet, mit dem Vater aus der Heimath auf die Wallfahrt. Sie nannte sich als solcher nur Bruder Joseph. Ein gedungener Knecht begleitete die beiden Pilger.

Allein diesmal ging die Reise nicht so glücklich, als früher. Auf der langen Seereise starb der Vater. Sie jedoch setzte dennoch die einmal unternommene Pilgerreise als Bruder Joseph fort, gelangte trotz ihrer Verlassenheit doch glücklich nach Palästina und besuchte schon in

ihren andachtsvollen Gedanken alle heiligen Stellen. Aber da war eines Morgens ihr Knecht mit all ihrer Habe auf und davon gegangen und hatte sie in großer Armuth in dem fremden Lande trostlos zurückgelassen.

Ein frommer Mann, der ihre Noth sah, nahm sich mitleidig des jungen Pilgerknaben an, und da Jerusalem auch sein Reiseziel war, führte er ihn mit sich dahin und übergab ihn dort den Tempelrittern. Diese behielten ihn ein ganzes Jahr bei sich; sie erwarteten eine schickliche Gelegenheit, mit der sie ihn wieder nach seiner Heimath zurückschicken könnten. Endlich fanden sie in einem Landsmanne einen Begleiter, der ihn auch wohlbehalten wieder nach Köln zurückbrachte. Hier aber in ihrer Heimath fand Hildegunde sich ganz fremd. Verwandte hatte sie keine, ihre Zwillingsschwester war schon als Kind gestorben. Sie entschloß sich, als Jüngling einen Dienst zu nehmen und behielt den einmal angenommenen Namen Joseph und die männliche Kleidung bei.

Bald fand der junge Joseph eine Stelle als Diener eines Kanonikus. Kaum aber hatte er bei ihm seinen Dienst angetreten, so mußte dieser in Geschäften eine Reise nach Rom machen. Er reiste zu Pferde und sein Diener sollte ihm zu Fuß folgen. Eines Tages gesellte sich da ein Mann zu ihm, der einen schweren Sack auf dem Rücken trug. Sie schlenderten unter allerlei Gesprächen eine gute Strecke mit einander hin und wurden ganz vertraulich zu einander.

Da schaute der neue Begleiter im Gehen einmal ängstlich um, denn er gewahrte, daß ihnen einige Männer schnell in der Ferne nachfolgten. Da sagte er zu Joseph: „Wolltest Du mir nicht den Gefallen thun, meinen Sack eine kurze Weile zu tragen? Ich will mir nur da im Gebüsche einen tüchtigen Stock schneiden. Da kommen ein Paar Leute hinter uns her, wer weiß, was das für Gesindel ist; ich habe sonst gar Nichts zur Vertheidigung. Gehe Du nur einstweilen langsam weiter. Ich hole Dich bald wieder ein.“

Dem guten Joseph ahnte nichts Arges; gutmüthig nahm er ihm den Sack ab, lud sich ihn auf seinen Rücken und schritt langsam weiter. Sein Gefährte aber eilte schnell seitwärts nach dem Walde und verschwand in dem dichten Gebüsche.

Indessen waren ihm die nacheilenden Männer näher und näher gekommen und er hörte sie rufen: „Haltet den Dieb!“ Darum sah er um, den Dieb mit den Augen suchend, der da gehalten werden sollte; er sah aber Niemand und schritt, da er diesen Ruf für einen dummen Scherz hielt, langsam weiter. Jetzt waren sie ganz nahe zu ihm gekommen,

fielen mit Ungeſtüm über ihn her, nahmen ihm den Sack ab und führten ihn mit Schlägen und Stößen nach dem nächſten Städtchen zurück.

„Warum mißhandelt Ihr mich denn ſo ſehr?“ fragte er ſie. „So? Du biſt ſo frech, auch noch zu fragen?“ lautete die Antwort. „Haſt Du Deinen Ankläger, den Sack mit dem geſtohlenen Gute, nicht ſelbſt auf Deinem Rücken getragen? Hängen mußt Du! hängen!“ Unter ſolchen Drohungen ward der arme Joſeph vor den Richter der Stadt geführt. Hier ſprach er: „Ich bin unſchuldig. Ich ſehe aber deutlich, warum Ihr mich für ſchuldig halten werdet, ja halten müßt. Der wahre Dieb hat mich mit ſeinem Sacke in den Verdacht gebracht und ſich dadurch gerettet. Ich bin aber bereit, meine Unſchuld zu beweiſen!“

„Das kann nur durch ein Gottesurtheil geſchehen,“ verſetzte der Richter. „Getrauteſt Du Dich, über glühende Eiſenſchienen mit bloßen Füßen hinzuſchreiten?“ — „Ich werde es!“ antwortete Joſeph ganz beherzt. Man brachte alsbald die glühenden Eiſenſchienen und unverſehrt wandelte der Beklagte langſamen Schrittes darüber hin. Der Richter und die Ankläger ſahen es mit Staunen. „Unſchuldig!“ rief der Richter.

Nun erzählte Joſeph erſt, wie er zu dem Sacke gekommen war, und dabei beſchrieb er den Dieb ſo genau und ſchilderte ihn ſo treffend, daß Alle ſogleich aus der Beſchreibung einen Einwohner derſelben Stadt erkannten, der ohnehin nicht in dem beſten Rufe ſtand. Der Richter ſchickte ſogleich nach ihm. Er war eben auf einem Nebenwege nach Hauſe gekommen. Er wird ergriffen und in der Ueberraſchung geſteht er ſogleich im Verhöre und muß nun am Galgen ſein Vergehen mit dem Leben büßen.

Jetzt durfte Joſeph auch wieder weiter ziehen. Da ward er an einſamer Stelle von den Verwandten und Diebsgenoſſen des Gehängten überfallen. „Du biſt Schuld an ſeinem Tode. Du haſt unſern Meiſter verrathen! Dein Tod ſoll ihn rächen!“ Mit dieſen Worten ergriffen ſie ihn und hängten ihn an dem nächſten Baume auf. Dann zerſtreuten ſie ſich ſchnell, aus Furcht, daß man ſie beobachtet habe und als Mörder verrathen möchte.

Es waren in der That Leute in der Nähe geweſen, einige Hirten. Sie hatten zwar die Thäter nicht erkannt, aber ſie ſahen den Gehängten an dem Baume und ſchnitten ſogleich den Strick ab und legten ihn auf den Raſen. Sie verſuchten, ihn wieder zu erwecken, beſpritzten ihn mit Waſſer, ſchüttelten ihn, legten ihm ein Federchen an die Naſe, auf den Mund — aber er gab kein Lebenszeichen mehr von ſich. Sie ſchickten ſich darum an, ihn unter dem Baume zu begraben.

Indem sie aber noch an dem Grabe hackten und schaufelten, siehe, da sprengte über den nahen Hügel daher ein Reiter auf schneeweißem Rosse. Auch der Reiter war weiß und von lichtem Glanze umflossen. Da warfen die Hirten, ein höheres Wesen ahnend, sich demüthig zur Erde nieder und beteten: „Herr, Herr, erbarme Dich unser!“ Der lichtglänzende Reiter sprengte nahe vorüber, neigt sich dabei von seinem Rosse hernieder, erfaßt die Leiche in seine Arme und verschwindet jenseits gleichsam im Fluge.

„Er muß ein Engel des Herrn gewesen sein.“ Die Leiche war in seinem Arme wieder belebt worden. Joseph kam wieder zu sich und als er sich umsah, lag er an einem kolossalen alten Gebäude. Es war das Amphitheater von Verona. Er stand auf und siehe! sein Herr war auf seiner Reise an demselben Tage hier angekommen und eben erst aus seiner Herberge daher gegangen, um dieses alte Bauwerk anzustaunen.

Joseph blieb nun wieder bei ihm, begleitete ihn nach Rom und kehrte mit ihm, nachdem er sein Geschäft beendigt hatte, nach Deutschland zurück.

In Speier hörte er von dem frommen Wandel der Mönche in dem nicht sehr fern von Heidelberg gelegenen Kloster Schönau. Da entschloß er sich, dorthin zu gehen und sich dort durch fromme Uebung des ewigen Heils würdig zu machen.

Die Brüder in Schönau nahmen den neuen Zögling bereitwillig auf und unterrichteten ihn in den Regeln ihres Ordens. Er erfüllte als Novize pünktlich und getreu seine Pflichten. Allein noch war sein Probejahr nicht verflossen, da erkrankte er. Die Anstrengungen seiner weiten Reisen, die ausgestandenen Mühseligkeiten und die Kasteiungen hatten die Kräfte seines Körpers aufgezehrt. Am 20. April des Jahres 1188 entschlief er selig in dem Herrn. Bis zu seinem Tode war er der Bruder Joseph geblieben. Jetzt erst erfuhr man, daß der vermeinte Knabe die Jungfrau Hildegunde war. Sie ward auf dem Begräbnißplatze des Klosters begraben. Nach ihrem Tode ist sie Vielen noch erschienen und hat auch manche Wunder gewirkt. Wo aber ihre Reliquien jetzt aufbewahrt sind — das ist unbekannt.

Die Sage von der Yburg.

Auf der Yburg saß eines Abends in dem Erker seines Gemaches der Ritter, Herr Kuno von der Yburg, sein Haupt auf die Hand gestützt, seine Augen hinausschweifend über die schöne Rheinebene, die sich nicht fern von der Burg unten ausbreitete. Aber das lachende Bild, überstrahlt von der, ihrem Untergange sich zuneigenden Sonne, spiegelte sich nur in dem körperlichen Auge, es berührte nicht seine Seele, der keine so lachenden Bilder vorüberschwebten.

Seine Voreltern waren alle ehrenhafte Ritter gewesen, die in manchen Schlachten mit dem Heere des Kaisers gefochten und wie sie als tapfere Ritter sich Ruhm und Ehre erworben, so auch dann in friedlichen Zeiten zu Hause ihren Besitz mit Fleiß verbesserten und auf redliche Weise zu vermehren suchten. Dadurch hatten sie sich nicht nur bei der umwohnenden Ritterschaft die allgemeine Achtung gewonnen, sondern waren auch bei ihren Unterthanen als gute und menschenfreundliche Herren geliebt.

Ganz ihrem Vorbilde entgegengesetzt, hatte Herr Kuno von Jugend auf ein wildes, ungebändigtes und ausschweifendes Leben geführt. Seine damals noch lebende Mutter hatte gehofft, er werde sich durch den Umgang mit einer edeln und frommen Gemahlin zu einem ruhigen gebesserten Leben gewöhnen, und brachte es durch mütterliche Zusprache und Ueberredung dahin, daß er, ihrem Wunsche sich fügend, um eine schöne und edle, obgleich arme Jungfrau warb und sie als seine Gemahlin nach der Yburg führte. In den ersten Wochen schien es zwar, als sollte der fromme Wunsch seiner alten Mutter in Erfüllung gehen, aber bald siegte der alte Hang nach dem wilden, ungebundenen Leben, wie er es früher geführt, über die von den beiden edeln Frauen gehoffte Besserung, und er lud wieder den Schwarm seiner rohen Genossen zu wüsten und tollen Gelagen auf die Burg.

Der Kummer über das völlige Mißglücken ihres Planes brachte bald seine Mutter in das Grab, und er war schon so in Rohheit versunken, daß er an demselben Tage, da ihr Sarg in die Gruft getragen war, mit seinen Zechbrüdern ein so wildes Gelage feierte, daß er von denselben in viehischer Trunkenheit zu Bette gebracht werden mußte. Von nun an wurde es je länger, je ärger. Seine Untergebenen mißhandelte er, seine von den Vorfahren gesammelten Güter verschwendete er. Seine Güter verpfändete er, und bald war er so weit, daß er nicht mehr wußte, wo er die Mittel hernehmen sollte, seine wüsten Gelage fortzusetzen.

Seine edle Gemahlin litt unendlich unter seiner Verworfenheit, und als sie es eines Tages wagte, ihm sanft aber ernst Vorstellungen darüber zu machen, da gab er ihr keine Antwort, sondern trat nur in großem Zorne mit dem Fuße nach ihr und rief dabei: „Packe Dich mit Deiner Frömmelei!“ Er hatte sie auf den Leib getreten und sie fiel rückwärts mit dem Kopfe auf die scharfe Kante des großen viereckigen Ofens. Sie erhob sich nicht wieder. Er rief das Hausgesinde, gab bei diesen vor, sie sei von einer Ohnmacht befallen, ehe er ihr zur Hülfe eilen konnte, niedergestürzt und habe so den unglücklichen Fall gethan. Er ließ sie mit möglichstem Gepränge in der Gruft beisetzen, stellte sich die ersten drei Tage sehr betrübt über das Unglück, fing aber am vierten sein altes rohes Leben wieder an.

Schon lange hatte er so den guten Ruf seiner Vorfahren befleckt und die edlen Ritter der Nachbarschaft suchten seinen Umgang zu vermeiden. Selbst manche seiner Becherfreunde kamen seltener und immer seltener, denn seine Mittel reichten nicht, gleichgute Weine und ebenso reichlich aufzustellen, wie vordem. Endlich waren nur noch die gemeinsten Genossen geblieben, und da er seine Armuth vor diesen auch nicht mehr verbergen konnte, so schlugen sie ihm vor, sie wollten einmal auflauern und auf der Landstraße, die unten vorüberführte, einen Zug der reichen Kaufleute mit ihren Gütern und Waaren überfallen, um so wieder seine Keller zu füllen.

Er ging ohne langes Bedenken auf diesen Vorschlag ein. Der erste Ueberfall gelang. Sie machten eine reiche Beute und schwelgten wieder in die Nächte hinein. Ein zweiter und dritter Versuch brachte immer neue Beute. Er war ein gewöhnlicher Raubmörder geworden. Die Landstraße ward von den Kaufleuten immer weniger besucht; sie wählten einen fernern Weg längs den Ufern des Rheines. Bald war Mangel eingetreten. Da verließen ihn auch seine Raub- und Bechergesellen.

Selbſt ſeine eigenen Leute hatten ihn verlaſſen. Nur der alte Anſelm war als häuslicher Diener bei ihm geblieben.

Nun ſaß er in ſeinem Erker und brütete in Unmuth darüber, wie er ſich wohl ſeiner Noth entſchlagen könnte, und verwünſchte ſein Schickſal. In dieſem düſtern Hinbrüten ſtörte ihn der treue Anſelm. „Herr,“ ſprach er, „es ſteht ein Pilgrim vor dem Thore, der um Einlaß und Herberge bittet. Darf ich ihn einlaſſen?“ Mürriſch fuhr er ihn an: „Haſt Du ſo überflüſſige Nahrungsmittel, daß Du daran denken kannſt, einen hungernden Pilger aufzunehmen und zu bewirthen? Nagen wir doch ſelbſt ſchon mehrere Tage am Hungertuch! Wir brauchen nicht auch noch Gäſte! Weiſ' ihn ab!“

Der treue Anſelm ging. Er kannte die böſen Launen ſeines Herrn und ertrug ſie aus alter Gewohnheit und anhänglicher Treue. Er hatte ihn als kleines Kind auf den Händen getragen und hatte ihn darum auch in ſeiner Armuth nicht verlaſſen.

Nach einer kleinen Weile kehrte er wieder und meldete, der Pilger ſei todtmüde und bitte nur für die Nacht um Herberge, weil er bei der jetzigen Kühle der Herbſtnächte nicht unter freiem Himmel bleiben könne. Er brauche nichts, als ein Obdach und Ruhe; für ſein Nachtmahl habe er hinlänglich Fürſorge getroffen. Er habe Fleiſch und Brod und Wein bei ſich. „Was, auch Wein?“ fuhr Kuno neubelebt auf. „Dann iſt es kein armer Pilgersmann, ſonſt würde er ſich auf der Reiſe durchbetteln. Wein giebt man aber den Bettlern nicht. Er hat gewiß eine ſchwere Geldkatze bei ſich. — Vielleicht könnte man da bald wieder der größten Noth überhob— —“ „O, Herr, ſchweigt!“ fiel ihm Anſelm ſchnell ins Wort. „Sprecht es nicht aus, was Ihr denkt. O, Gott, ich weiß es ſchon. Ihr werdet doch nicht daran denken, einem Pilgersmanne abzunehmen, was er etwa für ſeine fromme Pilgerfahrt mit ſich führt. Ich will ihn lieber drunten abweiſen.“

„Laß ihn ein, ſag ich Dir!“ donnerte ihm ſein Herr entgegen. „Geh' auf der Stelle und bring' ihn mir in den Ritterſaal drüben!“

Seufzend und kopfſchüttelnd ging der alte Anſelm und brachte den Pilgrim herein. Er war ein Mann, wie man ſagt, in den beſten Jahren. Seine langen ſchwarzen Locken hingen ungeordnet unter dem breitrandigen Pilgerhute hervor, bis auf die Schultern und den Rücken herab. Dicke, dunkle Augenbrauen beſchatteten ſeine kleinen und tiefliegenden Augen, aus welchen zuweilen ein ſcharfer ſtechender Blick, gleich einem Blitzſtrahle hervorſchoß. Er beugte ſich ehrerbietig vor dem Ritter und ſprach: „Ich bin Euch ſehr dankbar, Herr Ritter, daß Ihr Euch meiner

erbarmt und für die bevorstehende Nacht in Herberge genommen habt. Die Sonne ist eben untergegangen und von Norden her droht ein spätes Herbstgewitter, das ist nicht einladend, um unter freiem Himmel sein Nachtlager aufzuschlagen, und ich bin überdies todtmüde und könnte heute nicht mehr weiter gehen."

„Obdach und Lager kann ich Dir schon geben," versetzte der Ritter, „aber leider sonst nichts. Ich und mein Diener brauchen nicht viel: darum haben wir auch keine große Sorge um Nahrungsmittel und vergessen es oft, zu rechter Zeit dafür zu sorgen, wie gerade heute der Fall ist." — „Ei, laßt Euch das nicht kümmern," antwortete der Pilger. „Ich vergesse das nicht. Auf der Reise muß man sich nichts abgehen lassen. Seht, da in meiner Tasche steckt zweierlei Fleisch und Brod, und für den Durst habe ich auch etwas, einen wohlgefüllten Krug mit einem ganz passablen Tropfen." Bei diesen Worten zog er aus seiner Pilgertasche ein großes wohlgebratenes Huhn und den Ziemer eines Hasen, dann ein ganzes Brod und den Krug und stellte Alles auf den großen Tisch und lud den Ritter ein, sein Gast zu sein und das Mahl mit ihm zu theilen.

Dieser ließ sich nicht lange nöthigen. Anselm mußte Teller, Schüsseln, Becher und sonst nöthiges Tischgeräthe herbeibringen und sie setzten sich und ließen sich's trefflich schmecken. Auch füllte der Pilgrim fleißig die Becher. Der Wein war lieblich und feurig und behagte darum dem Ritter nach der langen Entbehrung. Er ließ seinen Becher nie lange gefüllt vor sich stehen, auch der Pilger that fleißig Bescheid. Sie sprachen von Diesem und Jenem und so verflog ihnen der Abend beiden sehr angenehm.

Endlich dachte Kuno, er müsse doch erfahren, ob sein Gast nicht mit einer schweren Geldtasche versehen sei, und brachte die Rede aufs Reisen und was das immer gleich viel Geld koste. „Nun," sagte er, „Du mußt Dich doch auch wohl vorgesehen haben und wirst Dich nicht allein auf die Almosen auf Deiner Pilgerfahrt verlassen haben, denn diese fallen doch wohl zu kärglich aus. Und diesen guten Wein hast Du gewiß nicht geschenkt bekommen." Sein Gast blitzte ihn bei dieser Frage mit einem scharfen Blicke an. „Manche schenken zwar nur kärglich," erwiderte der Pilger, „Andere spenden dagegen um so reichlicher. Man findet immer noch große Mildthätigkeit unter dem Volke. Es hat mir, obgleich ich schon sehr weit hergepilgert komme, doch nie ganz gefehlt. Er füllte hierauf die Becher wieder, und obgleich er sie im Laufe des Gespräches schon so oft gefüllt hatte, daß der Wein schon lange auf der

Neige sein mußte, brodelte er doch noch so frisch aus dem engen Halse des Kruges, daß man glauben konnte, er sei noch ganz voll. Kuno bemerkte das zwar mit Wohlgefallen, wollte sich aber doch nicht darüber äußern, sondern fuhr vielmehr, seine Absicht verfolgend, fort, er meine, es sei doch nicht rathsam, so ganz ohne Mittel eine solche weite Pilgerfahrt anzutreten; es könnten doch einmal einige Tage hintereinander gar keine oder doch sehr knappe Almosen fallen und dann doch ein empfindlicher Mangel eintreten. Darauf antwortete der Pilger nur mit einem Blitz aus seinen kleinen Augen und füllte schweigend die Becher wieder.

Die Nacht war schon lange eingebrochen, und längst schon hatte der alte Anselm Licht gebracht. Ritter Kuno fuhr aber wieder mit seinen Fragen fort, durch deren Beantwortung sein Gast ihm den gewünschten Aufschluß geben sollte; da sah ihn plötzlich der Pilger scharf und lange an und sagte dann mit großem Ernste: „Hört, mein Herr Ritter, ich sehe wohl, was Ihr durch Eure neugierigen Fragen und Reden ausforschen möchtet. Ihr wollt gerne wissen, ob es sich wohl der Mühe verlohne, den fremden Pilger heute Nacht in seinem kurzen Schlafe durch einen guten Schlag mit dem Beile in den ewigen Schlaf zu bringen und sich für diese Mühe durch seine Geldkatze, die Ihr bei ihm vermuthet, bezahlt zu machen. Laßt Euch aber nur solche Gedanken vergehen. Wenn Ihr diesen Krug da betrachtet, so müßt Ihr Euch selbst sagen, daß der schon längst leer sein müßte, und könnt daraus schließen, daß der Eigenthümmer des Kruges kein gewöhnlicher Pilgersmann ist. Dieser arme Pilger kennt Eure Pläne und Eure hoffnungslose Lage. Ihr habt die schöne Hinterlassenschaft Eurer edeln Väter in schändlicher Schwelgerei vergeudet, habt den guten Ruf derselben durch Euer Leben geschändet, seid ein gemeiner Wegelagerer und Räuber geworden. Aber auch für Eure gemeinen Raubgenossen waret Ihr zu schlecht. Sie haben Euch verlassen und einsam und hülflos sitzt Ihr jetzt noch auf dieser Burg, aus der Euch morgen schon Euer Gläubiger wegjagen kann, wenn er sein Unterpfand in Besitz nehmen will. Ja, heute hättet Ihr hungrig zu Bette gehen müssen, wenn ich nicht meinen Vorrath mit Euch getheilt hätte. Sprecht, ist's nicht so?"

Mit starrem Staunen hatte der Ritter zugehört. Er mußte sich selbst eingestehen, daß ihn der Mann ganz durchschaut, daß Alles, was er ihm so ruhig ernst ins Angesicht gesagt hatte, die lautere Wahrheit sei. „Es muß ein Zauberer sein!" sagte er heimlich zu sich selbst. Aber zu lügen wagte er nicht, und sprach kein Wort dagegen. „Ich wundere mich nur," fuhr der Pilger fort, „daß Ihr nicht Eurer Be-

drängniß ein Ende macht. Liegt nicht in Eurer Burg ein Schatz begraben, der hinreichend wäre, die Pfandschaft, die auf Eurer Burg liegt, zu lösen, damit nicht vielleicht morgen schon Euer Pfandgläubiger kommen und Euch aus Eurem Eigenthum vertreiben kann?“

„Ein Schatz hier begraben?“ fragte Kuno mit freudiger Verwunderung. „Ja wohl,“ erwiderte der Pilger. „Es gehört nur ein Bischen Muth oder Verwegenheit dazu, ihn zu heben. Doch für Euch ist das ja ein Leichtes, Ihr habt schon Anderes gethan. Habt Ihr doch jenen Venetianer, den Juwelenhändler, ganz allein überfallen und, weil er die paar kostbaren Juwelen sich nicht entreißen lassen wollte, sondern vor Euern Augen verschluckte, gefangen und dann im Burgverließ erschlagen, ihm den Leib aufgeschnitten, die Juwelen in seinen Eingeweiden gesucht, aber freilich aus Ungeschicklichkeit nicht gefunden. Wer das an einem Lebendigen thun konnte, der wird sich ja nicht vor den Todten fürchten.“

„Aber, woher wißt Ihr —? Ich that das ja ganz allein, ganz insgeheim; kein Mensch hat es ja von mir erfahren!“ rief der Ritter. „Meine Diener glaubten mir ja alle, als ich ihnen sagte, ich hätte ihn wieder heimlich entlassen.“ — „Ich könnte Euch noch mehrere Eurer Schandthaten aufzählen. Denkt nur einmal an den unglücklichen Fall Eurer Gemahlin, deren Hirnkasten an der scharfen Ofenecke zerschmetterte,“ fuhr sein Gast wieder fort. „Ja, das war ein Unglück. Es befiel sie eine Schwäche, sie fiel in Ohnmacht und so unglücklich an den Ofen.“ „So sagtet Ihr wohl nachher, aber den Fußtritt, der sie zu Boden warf, den habt Ihr vor aller Welt verheimlicht. Die Leute glaubten Euch damals, Ihr waret ja noch der reiche Erbe der Ysburg. Ihr wußtet Euch auch zu trösten. Warum hatte sie auch in ihrer Frömmigkeit Euch den Kopf heiß gemacht? Ihr habt sie ja dann auch mit allem Pomp in die Gruft gesenkt, habt ihr sogar auch den Schmuck, den ihr ihr Pathe, der Kurfürst von der Pfalz, zum Brautgeschenk geschickt hatte, nach der Sitte Eurer Voreltern in den Sarg legen lassen. Das war eine große Dummheit. Was sollen solche Kleinode einem verwesenden Leichname? Hättet Ihr sie verwerthet, Ihr hättet sie später gut brauchen können.“

„Ja, ja,“ antwortete der Ritter, „damals! Jetzt würde ich's nicht mehr thun. — Aber der Schatz! Der Schatz? Könnte ich ihn denn heben?“ — „O, ja!“ war die Antwort. „Es gibt da keine schwarzen Hunde, die hütend auf den Kisten liegen, Ihr müßt nur die sogenannte Ehrfurcht vor den Leichen Eurer Voreltern aus Eurer Seele verbannen,

dann werdet Ihr auch keine andere Furcht empfinden, ſo werdet Ihr einen Schatz heben, der Euch Eure Burg und Herrſchaft ganz ſchuldenfrei macht und die Mittel bietet, ferner ein unbekümmertes Leben zu führen.“

Unter ſolchen Geſprächen war die Mitternachtsſtunde genaht. Auf ſeine immer dringenderen Fragen nach dem Orte, wo der Schatz denn liege, hatte ihm der Pilger geſagt, daß ſeine Familie kein weibliches Mitglied beerdigt habe, ohne der Leiche wenigſtens einen Theil, oft auch den ganzen Schmuck mit in den Sarg zu geben. Wenn er darum ihre Särge in der Gruft öffne, ſo könnte er ſich alle die da im Stande liegenden Koſtbarkeiten ohne Mühe zueignen. Das ſei der Schatz, von dem er ihm geſprochen

Der Vorſchlag leuchtete ihm ein, und er war gleich entſchloſſen, den Schatz zu heben. Aber ſo rohen Gemüthes er auch war, ſo überlief ihn doch ein geheimes Grauen und er hätte ſich nicht entſchließen können, allein in die Gruft unter der Kapelle hinabzuſteigen und den Raub an den Todten zu begehen. Darum bat er den Pilger, er möchte ihn bei dem Geſchäfte begleiten und unterſtützen. Auch war ſein Beiſtand ſchon nöthig, um die ſchwere Steinplatte zu heben, die den Eingang in die Gruft bedeckte. Er war dazu bereit und hieß ihn nur, den alten Anſelm mit einem Auftrage aus der Burg zu entfernen, weil es nicht rathſam ſei, einen ſolchen Zeugen in der Nähe zu haben.

Ritter Kuno ging hinaus, Brecheiſen und andere dienliche Werkzeuge zu holen, und den Diener unter einem Vorwande auszuſchicken. Der Pilger aber lachte ihm höhniſch nach und ſagte für ſich: „Er iſt reif. Wenn er auch dieſe verruchte Handlung begeht, ſo gehört er mein und ich führe ihn in dieſer Stunde noch dahin, wohin er ſchon längſt gehörte.“

Sie gingen miteinander nach der Kapelle. Kuno hatte außer den Werkzeugen auch eine Laterne mitgebracht. Sie erhoben den breiten Deckelſtein der Gruft und ſtiegen hinab. Der vorderſte Sarg war der zuletzt beigeſetzte der Gemahlin des Ritters. Dieſen wollte er doch nicht zuerſt öffnen. Sie gingen zu dem älteſten, dem Sarge ſeiner Ur-Ur-Aeltermutter, und hoben den Sargdeckel und fanden wohl einige, aber minder werthvolle Kleinode. Der zweite Sarg, den ſie öffneten, barg die Ueberreſte einer früher verſtorbenen Tochter der Erſten. Hier gab es eine ſchon reichere Ausbeute. Die Liebe der Mutter hatte die Tochter noch im Tode geſchmückt. So öffneten ſie nacheinander die Frauenſärge und gierig blickte der Ritter immer hinein und mit freudefunkelnden Augen griff er nach den werthvollen Schmuckſachen.

Sie waren der Reihe nach bis an den Sarg ſeiner Mutter gekommen, und als er an dieſen die Hand legte, da krachte ein lauter heftiger Donnerſchlag, vor dem er erſchreckt zurückfuhr und ängſtlich fragte: „Was war das?“ Gleichgiltig antwortete der Pilger: „Ei, ich ſagt's Euch ja, ein Gewitter. Es drohte ja ſchon, ehe ich zu Euch kam, von Norden her. Das ſind gewöhnlich ſtarke Gewitter, die daher kommen.“ Der Deckel war inzwiſchen gehoben; da lag die Leiche in ihrem noch wohlerhaltenen Seidenkleide und auf der Stelle der Bruſt haftete eine Nadel mit einem großen Diamant. Haſtig griff Kuno auch nach dieſem. Da ertoſete ein fürchterlicher fort und fort rollender Donner. Erſchrocken zog er die Hand zurück, aber ſeine Gier hatte doch die Nadel nicht zurückgelaſſen. Er ſteckte ſie zu ſich und wollte nun hinaufgehen.

„Ich wäre doch begierig, den Schmuck zu ſehen, den der Pfalzgraf Eurer Gemahlin geſchenkt hat,“ ſagte der Pilger, indem er an dem Sarg derſelben ſtehen blieb. „Oeffnen wir ihn,“ verſetzte der Ritter, „es iſt jetzt Eins, ob wir auch den noch öffnen, oder nicht.“ Indem er aber, nachdem der Deckel gehoben war, die Hand nach dem Schmucke ausſtreckte, faßte ihn der geweſene Pilger an den Haaren und rief mit furchtbarer Stimme: „Nun iſt das Maß Deiner Schandthaten voll! nun biſt Du am Ziel!“ Ein greller Blitzſtrahl leuchtete durch den Eingang von der Kapelle herab, ein ſchmetternd krachender Donner folgte und die Yburg lag in Trümmern.

Am Morgen ſah der alte Anſelm von dem kleinen Dörflein Varnhalt, wohin ihn ſein Herr in der Nacht geſchickt hatte, nur noch den Reſt des Thurmes und einige äußere Mauerreſte. Die Burg war verſchwunden. Sie wurde nicht wieder aufgebaut.

Aber noch heute wird die Ruine Yburg von Baden aus häufig beſucht. Sie iſt einer der ſchönſten Punkte der reizenden Bäderſtadt.

Die Sage von der Mühle bei Aschersleben.

In der Nähe der kleinen Stadt Aschersleben erhebt sich eine Höhe, Wolfsberg genannt, auf der man noch die Trümmer und den Mauerschutt von einer Burg und einem ehemals zu den Außenwerken derselben gehörigen Thurme erblickt. Der eigentliche Name der Burg hieß Askanienburg, und sie war das Stammschloß der Fürsten von Anhalt. Von dem Fuße dieser Höhe zieht sich ein enges Mühlthal hin, und die erste Mühle, der wir darin begegnen, ist die stattlichste der ganzen Gegend.

Einst stand an derselben Stelle schon ein kleines Mühlwerk. Der Besitzer war ein redlicher und auch fleißiger Mann; allein dennoch war er durch Unglücksfälle nach und nach in Armuth gerathen. Seine Frau war nach einem langen Krankenlager gestorben und er mußte zur Besorgung des Haushalts eine weitläufige Verwandte ins Haus nehmen, die ihm um geringen Lohn diente.

Die kleine Suse aber war ein fleißiges und treues Mädchen, hielt Alles in guter Ordnung, Stube und Küche waren immer reinlich, die Wäsche sauber und jede schadhafte Stelle daran sorgfältig ausgebessert — kurz, das Haus war unter ihrer Leitung so wohl bestellt, wie es die sorgsamste Hausfrau nicht besser besorgen könnte.

Auch der Sohn Adam war ein fleißiger und kräftiger Bursche, der dem Vater in seinen Geschäften willig und thätig an die Hand ging. Aber dessenungeachtet wollte Alles nicht helfen. Der Müller sah mit besorgtem Blicke der Zukunft entgegen. Die benachbarten Mühlen des Thales hatten mehr und mehr die Kundschaft an sich gezogen, denn sein Mühlwerk hatte nur einen einzigen Mühlgang und förderte die Kunden nur langsam. Sogar das Haus war morsch und alt und wurde von Jahr zu Jahr baufälliger. Schon stand die eine Giebelwand ganz schräg, das Dach schob sich auf einer Seite hinaus, und es war zu besorgen, daß der ganze Bau über kurz oder lang von dem ersten heftigen Windstoße zusammengeworfen werde.

Eines Tages saß nun der Müller geschäftslos in seinem Armstuhle und sann wieder vergeblich nach, wie er wohl seine Lage verbessern könne. Da trat Adam vor ihn und sprach: „Vater, magst Du mich jetzt anhören? Ich habe Dir etwas zu sagen."

„Ja, ja, sprich nur, was hast Du für ein Anliegen?" erwiderte der Vater.

„Vater, was meinst Du dazu?" fragte Adam weiter. „Wie wär's, wenn ich heirathete?"

„Was?" rief da der Vater, „Du heirathen? Kannst Du denn eine Frau ernähren? Siehst Du doch selbst, wie es uns geht. Wir mögen uns einschränken, wie sehr wir nur wollen, so müssen wir ja doch darben. Können wir Dreie uns kaum satt essen, wie soll's da noch für einen vierten Mund reichen? Nein, laß Dir solche Gedanken vergehen."

„Aber Vater, ich meine, eine Frau wird nicht mehr essen, als eine Magd!" versetzte Adam. „Und ich würde auch keine nehmen, die ihre Hände müßig in den Schooß legte. Sie müßte arbeiten wie eine Magd."

Der Alte schüttelte etwas unwillig den Kopf und fragte: „Hast Du vielleicht schon gewählt? hast Dich schon mit einem Mädchen verlobt?" — „Gewählt, ja!" bestätigte Adam. „Schon mit ihr gesprochen?" fragte der Müller weiter. „Nein, kein Wort. Ich wollte das nicht, ehe ich Deine Einwilligung erhalten!" erwiderte der Sohn.

„Gut!" sagte der Vater, „da hast Du wohlgethan. Meine Einwilligung erhältst Du nicht; es sei denn, daß Du mir eine Schwiegertochter ins Haus bringen würdest, die einen tüchtigen Sack voll Geld mit sich brächte, daß wir die alte Mühle abreißen und eine neue aufbauen könnten."

„Nein!" sagte der Sohn, „sie ist arm, aber sie würde eine tüchtige Hausfrau sein. Sage, Vater, sage mir ganz ernstlich: ist das Dein letztes und festes Wort?" Da fuhr der Müller in unwilliger Heftigkeit auf: „Ja, mein letztes und unabänderliches. Du mußt mir entweder eine reiche Schwiegertochter ins Haus bringen, oder keine."

Adam wurde ganz blaß im Gesichte über die Heftigkeit des Vaters. So hatte er ihn noch nicht gesehen. Er blickte einige Augenblicke zur Erde und sagte dann nach kurzem Schweigen: „Dann muß ich Dir auch mein letztes und unabänderliches Wort sagen: Ich gehe nun in die Fremde und suche mir mein tägliches Brod durch den Fleiß meiner Hände als Mühlbursche zu verdienen."

„Du wolltest Deinen alten Vater verlassen?" fragte erschrocken der Alte. „Ja, Vater," antwortete der Sohn. „Ueberlege Dir's selbst ein-

mal ruhig. Unsere alte Mühle steht ja mehr Tage in der Woche still, als sie arbeitet. Du bist auch noch rüstig genug, den wenigen Geschäften vorzustehen. Dann hast Du ja auch Susen bei Dir, die Dir im Nothfalle zur Hand gehen kann. Sie ist willig und ist auch stark genug, Dir im Nothfalle einen Sack Frucht auf das Mühlwerk zu bringen und aufzuschütten. Warum soll ich denn auch noch da sein und in Unthätigkeit den kargen Erwerb noch verzehren helfen? Ich hatte mir gedacht, wenn ich und eine Frau tüchtig zusammen helfen würden, so könnten wir dem Geschäfte vielleicht wieder aufhelfen; aber an die Baufälligkeit des Häuschens habe ich freilich nicht gedacht. Ich bin noch jung und habe noch nichts in der Welt gesehen und erlebt. Da ist es ja wohl besser, ich gehe auf ein Jahr oder zwei in die Fremde, um mich umzusehen, wie man anderwärts unser Geschäft betreibt. Vielleicht lerne ich draußen, wie wir die Mühle doch wieder ohne große Kosten in bessern Gang bringen können. Und darum will ich mich schon morgen früh mit dem Tage auf die Wanderschaft begeben."

Der alte Müller fand nach und nach selbst, daß sein Sohn wohl daran thue, wenn er auf einige Zeit in die Fremde gehe und sich in der Welt umsehe. Er besprach die Sache nun in aller Ruhe mit ihm, und es blieb endlich beschlossen, daß er schon am nächsten Morgen das Vaterhaus und die heimische Gegend verlassen sollte.

Als sie am Abend ihr einfaches Mahl verzehrt hatten, las der Alte den Abendsegen laut vor und Adam und Suse beteten in der Stille nach. Dann wandte sich der Müller zu seiner Dienstmagd Suse und sagte: „Höre einmal, Suse, morgen mußt Du recht früh aufstehen und die Morgensuppe kochen. Der Adam geht morgen als Mühlbursche auf die Wanderschaft und will sie schon vor Sonnenaufgang antreten."

„Ja, Vetter, ich will's besorgen," versetzte Suse ganz kleinlaut. Sie erhob dabei den Zipfel ihrer Schürze und wischte sich damit über ihr Gesicht. Dann verließ sie mit dem Geschirr eilig die Stube.

Draußen aber in der Küche konnte sie sich nicht aufrecht halten. Sie warf sich auf ihren Schemel und weinte eine Weile recht bitterlich. „Wenn der Adam fort ist," sagte sie zu sich selbst, „so bin ich ja ganz allein mit dem alten Manne. Er ist zwar nicht grämlich, wie andere alte Leute, aber weil das Geschäft alle Tage schlechter geht, sitzt er stundenlang in stummer Sorge. Mit dem Adam konnte ich doch noch je und dann ein Wort über die Hausgeschäfte reden. Er war immer so freundlich und gut gegen mich und half mir oft in Allem, wo er nur konnte, wenn es nicht gerade in der Mühle etwas zu thun gab."

Traurig ſchlich ſie dann, nachdem ſie die Geſchirre ausgeſpült und gehört hatte, daß auch der Vater und der Sohn in ihre Kammer zur Ruhe gegangen waren, die ſchmale wackelige Treppe hinauf in ihr Kämmerlein. In Thränen und Seufzen lag ſie auf ihrem Bette und konnte lange nicht einſchlafen. Und als ſie endlich einſchlief, geſchah es doch mit Sorge, daß ſie etwa verſchlafen möchte, und Adam am Ende gar ohne ſeine Morgenſuppe auf die Wanderſchaft gehen müßte.

Dieſe Sorge ließ ſie nicht lange ſchlafen. Sie erwachte und glaubte, es ſei ſchon faſt zu ſpät. Schnell machte ſie ſich auf, kleidete ſich an und ging in ihre Küche. Sie hoffte noch in der zuſammengehäuften Aſche einen glimmenden Funken zu finden, um damit ihr Feuer anzumachen. Doch Alles war erloſchen. Zündhölzer gab's damals noch nicht. Sie nahm Stahl, Feuerſtein und ein Stückchen faules Holz an des Zunders Statt, und fing an Feuer zu ſchlagen. Die Funken aber fielen alle hinab, ohne das faule Holz zu zünden. Da, indem ſie immer vergeblich mit dem Stahl an den Stein, oft auch auf ihre Finger ſchlug, erhob ſie in ſtiller Verzweiflung die Augen gegen das Küchenfenſter und ſah gerade gegenüber an einem graſigen Abhange ein hellglänzendes Kohlenfeuer. „Ei," dachte ſie, „was plage ich mich umſonſt mit dem Feuerſchlagen? Wer auch das Feuer da drüben angezündet hat, er wird mir ſchon erlauben, ein Paar von den Kohlen zu nehmen. Da wird dann mein Feuer bald luſtig brennen." Sie nahm einen alten Topf und die Kohlenſchaufel aus der Küche und eilte durch die Hinterthür und über den kleinen Hof und den ſchmalen Steg über den Mühlgraben nach dem breiten Fahrwege, der an dem Abhange vorbeizog, und wollte eben hinauf ſteigen; da bemerkte ſie erſt einige Männer, die in einer Art Kriegerkleidung aus früheren Jahrhunderten um das Kohlenfeuer herumgelagert waren. Erſchrocken rief ſie da: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!" hielt in ihrem Laufe ein wenig an und beſann ſich, ob ſie wieder zurückgehen oder es doch wagen wolle, um einige Kohlen zu bitten.

Indem ſie noch unentſchloſſen ſtand, hörte ſie deutlich ein „Amen" ſprechen und zugleich richtete ſich der ihr zunächſt liegende Kriegsknecht an ſeiner Hellebarde mit halbem Leibe in die Höhe, und als ob er ihre Verlegenheit erkenne, nickte er ihr mit ernſter Milde zu und deutete ihr nach den glühenden Kohlen hin. Dadurch gewann ſie wieder Muth. Mit dem Gruße: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus" ſchritt ſie, während er ruhig antwortete: „In Ewigkeit, Amen," an ihm vorbei in den Kreis hinein und ſchöpfte einige Schaufeln voll von den Kohlen in ihren alten Topf, nickte freundlich dankend und eilte ſchnellen Laufes nach der Mühle

zurück, schüttete die Kohlen rasch auf den Herd und legte ein Stückchen Kienholz darauf. Die Glut schien aber schon plötzlich ganz erloschen. Sie störte die Kohlen darum wieder auf und blies und blies — aber da war kein Funken der vorigen so lebhaften Glut mehr zu sehen.

„Ei nun!“ dachte sie, „die Männer haben es mir ja so freundlich erlaubt, von den Kohlen zu nehmen; sie werden nichts dagegen haben, wenn ich noch einmal komme.“ Mit diesen Gedanken nahm sie Topf und Schaufel wieder und eilte noch einmal hinüber. „Sie sind mir ausgegangen,“ sagte sie entschuldigend leise, „ich muß noch einmal“ ....

Ehe sie ausgesprochen, was sie noch einmal wolle, deutete der Zunächstliegende wieder freundlich nach dem Kohlenfeuer und nickte ihr lächelnd zu. Sie füllte ihren Topf nun beinahe ganz voll. „Ihr sollt mir nicht wieder erlöschen!“ sagte sie still vor sich hin, nickte wieder dankend den Männern im Kreise herum zu, und eilte zur Mühle und in ihre Küche zurück. Bevor sie aber auf die ausgeleerten Kohlen etwas Kien und Reisholz legte, war wieder die ganze Glut erloschen, und wollte sie Feuer anzünden, so mußte sie noch einmal neue Glut holen.

Sie meinte doch, es sei unverschämt, wenn sie zum dritten Male zu den fremden Kriegsknechten hinüber ginge. Sie gedachte aber, daß sie sich so still und ruhig, sogar freundlich gegen sie benommen, daß ihr die Erinnerung daran noch einmal Muth machte.

Wie die beiden ersten Male wurde sie wieder aufgenommen, sie schöpfte von den glühenden Kohlen den Topf wieder voll und nickte wieder dankend. Da richteten sich aber Alle im Kreise herum plötzlich auf und riefen mit hohlklingenden Stimmen: „Nun begnüge Dich. Du bist jetzt zum dritten Male dagewesen. Auch wir gehen nun und kommen nicht wieder. Denn Du hast uns erlöst von der allnächtlichen Hut dieses mit Sünden erworbenen Gutes. Gehe hin und genieße Dein Glück in Frieden.“ Dann wandten sie sich und riefen: „Kommt, es ist Mitternacht. Nun heute endlich zur ewigen Ruhe!“

Suse hörte in dem Augenblicke die Glocke Eins schlagen. Sie sah zugleich die Kohlen am Raine erloschen und die unheimlichen Männer zerflossen vor ihren Augen gleich wie in Dunst aufgelöst. Da ergriff sie ein Schrecken. Sie lief nach Hause, schüttete die wieder erstorbenen Kohlen auf den Herd und eilte, ihr Kämmerlein und ihr Bett zu erreichen. Ein gesunder Schlaf ließ sie bald vergessen, was sie Unheimliches in dieser Nacht gesehen und erlebt hatte.

Als der erste Morgenschimmer sich über den Himmel ausbreitete, erwachet der Müller und sein Sohn. Sie wunderten sich, daß sie die

ſonſt ſo früh aufſtehende Suſe noch nicht in der Küche rumoren hörten, und ſtanden endlich auf. Der Müller öffnete die Küchenthür, um nachzuſehen, ob ſie nicht doch in der Stille ihr Geſchäft beſorgt habe. Allein es war Niemand in der Küche, auch leuchtete noch kein Feuer auf dem Herde.

„Das iſt doch ſonderbar," ſagte er zu ſeinem Sohne, als er in die Schlafkammer zurücktrat. „Die Suſe iſt gerade heute beſonders faul und hat doch verſchlafen." Auch Adam wunderte ſich darüber, doch ſagte er: „Was thut's? Ich will einſtweilen Feuer anmachen, und bis ich dann angezogen bin, wird ſie ſchon kommen." Der Müller ging aber hinauf und klopfte an ihre Thür und rief: „Heraus, Du Faule! Der Adam muß ſeine Morgenſuppe haben!" — „Ach Gott!" rief ſie drinnen, „ſo hab' ich gar verſchlafen. Aber ich komme gleich."

Adam hatte ſich indeſſen angekleidet und trat eben in die Küche, als ſein Vater wieder herabkam und zu ihm hineintrat. Da fiel der erſte helle Strahl durch das Küchenfenſter auf den Herd und beleuchtete die dort ausgeſchütteten Kohlen. „Was iſt das?" riefen ſie zugleich. „Das ſieht ja aus wie Gold!" ſetzte der Müller hinzu. „Es iſt wahrhaftig Gold!" ſprachen ſie zugleich, indem ſie darnach griffen und Jeder eine Handvoll neugeprägt ſcheinender Goldſtücke herauszog. „Wo kommt das Gold her?" fragte der Müller. „Wem kann es gehören, daß er es nachläſſig hier auf den Herd ſchüttete?"

Indem ſie noch verwundert ſtanden und nicht begreifen konnten, wie ſolcher Reichthum in ihre arme Hütte gekommen, trat auch Suſe herzu. „Ach," rief ſie, „meine Kohlen!" — „Kohlen!?" fragte Adam. „Ja, ja, Kohlen waren's!" verſetzte ſie und erzählte ihnen nun, was ſie in der letzten Nacht gethan und erlebt hatte.

„Ei," ſagte endlich, als ſich ihr Staunen etwas beruhigt hatte, der Müller, „Du biſt ein Glückskind. Was haſt Du da für einen großen Reichthum bekommen. Jetzt brauchſt Du nicht mehr zu dienen; jetzt biſt Du reicher, als der reiche Kaufherr in Aſchersleben. Ei, ei, was für ein Glückskind!"

„Ich?" fragte Suſe, „ich ein Glückskind? Wo denkt Ihr hin? Gehört das Gold denn mein? Nein, Euer iſt's. Ich ſtehe in Euerm Dienſte, und in Euerm Dienſte bin ich heute Nacht aufgeſtanden, in Euerm Dienſte wollte ich die Suppe kochen, in Euerm Dienſte mußte ich Feuer machen und holte die glühenden Kohlen in Euerm Topfe und auf Euerm Herde habe ich ſie ausgeſchüttet. Für Euch ſind ſie zu Gold geworden, und Euch gehört das viele Gold. Wie freue ich mich, für Euch, daß Ihr nun alle Eure Sorgen los ſeid!"

„Ei, was soll all das Geschnatter?“ rief der Müller dagegen, „Euer! und Euer! und Euch? Nein, Dein und Dein und Dein! Du hast's geholt und Du hast's bekommen und Dein ist's und Dein bleibt's.“ Da Suse wieder antworten wollte, sprach Adam: „Was streitet Ihr denn so vergeblich? Hört mich einmal ruhig an, und laßt mich den Streit entscheiden. Das Gold gehört freilich der Suse, aber Du, Vater, und ich, wir dürfen uns auch seiner erfreuen.“ Er faßte Susen beim Arme und stellte sie vor seinen Vater und fuhr fort: „Hier Vater, das ist das arme Mädchen, das ich mir zur Frau gewählt habe. Du wolltest sie freilich um ihrer Armuth willen nicht als Schwiegertochter ins Haus nehmen. Jetzt ist sie nicht mehr arm! Jetzt sind wir alle reich, mag das Gold nun ihr oder Dir gehören. Wir wollen's zusammen mit ihr besitzen und so kann es uns Allen zu gute kommen.“

„Recht, Adam, es bleibe dabei!“ jubelte der Alte. „Gelt, Suse, Du nimmst ihn?“ „Wenn Ihr mich als Tochter annehmen wollt,“ versetzte sie mit holdem Erröthen.

„Heisa! lustig!“ jubelte der Alte wieder. „Jetzt mache das Frühstück! Ich denke, es wird uns besser schmecken, als wir hofften!“ — „Und ich gehe auch heute noch nicht auf die Wanderschaft,“ rief Adam.

Während nun Suse mit Adam's Hülfe das Feuer anmachte und das Frühstück bereitete, hatte der Müller die Goldstücke in eine große Schüssel zusammengestrichen und in die Stube getragen. Dort zählte er sie und es waren ihrer bei achthundert Stück.

Beim Frühstück besprachen sie sich, wie sie das viele Geld am Besten anlegen könnten. Da ward denn beschlossen, die kleine alte Mühle von Grund aus abzureißen und neu und größer aufzubauen. Adam aber blieb dabei, doch auf die Wanderschaft in die Fremde zu gehen, zwar nicht um sein tägliches Brod als Mühlbursche zu erwerben, sondern sich allenthalben umzusehen, um die beste Einrichtung der Mühlwerke kennen zu lernen.

Noch war kein volles Jahr vergangen, da stand schon eine neue stattliche Mühle an der Stelle der alten baufälligen Hütte. Statt des einzigen Mahlganges waren sechs nach der besten neuen Einrichtung in derselben eingerichtet. Da die Besitzer ihre Kunden nun so schnell fördern konnten, und sie dabei ehrlich behandelten, so zog sich bald eine so zahlreiche Kundschaft hierher, daß die jungen Müllersleute in kurzer Zeit zu den reichsten und angesehensten der ganzen Gegend gehörten.

Sagen von dem berüchtigten Schwarzkünstler Dr. Faust.

Der weltbekannte und übel berüchtigte Doctor Faust lebte im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Er war der Sohn einfacher Bauersleute zu Knittlingen im Württembergischen. Als kleiner Knabe zeichnete er sich schon durch seinen aufgeweckten Geist und gute Anlagen vor Andern seines Alters aus, und die Eltern beklagten nur, daß ihre beschränkten Mittel ihnen nicht erlaubten, ihn auf eine bessere Schule zu bringen, wo er seine Wißbegierde befriedigen und seine Anlagen ausbilden könnte. Da erbot sich ein naher Verwandter der Mutter, ein kinderloser, wohlhabender Bürgersmann in Wittenberg, den hoffnungsvollen Knaben wie ein eigenes Kind zu erziehen und ihn die dortigen Schulen besuchen zu lassen.

Ein solches Anerbieten wurde mit Dank angenommen, und der kleine Johann Faust machte unter den dortigen Lehrern solche Fortschritte, daß er schon im sechzehnten Lebensjahre als Student die Universität Ingolstadt bezog. Er studirte hier zuerst Theologie und wurde nach drei Jahren zum Magister promovirt. Dieses eine Fach der Gelehrsamkeit genügte ihm aber nicht; sein strebender Geist mußte immer Neues lernen. Er wendete nun seinen Fleiß auf die Medicin, dann auf die Jurisprudenz, und da er in all diesen Zweigen der Wissenschaft keine volle Befriedigung fand, forschte er in der Alchimie, Astrologie und der Magie nach dem Grunde der Erscheinungen in der Natur und ihrem Zusammenhange und ihrer Verbindung mit der Geisterwelt. Seine Freunde und Bekannten nannten ihn deswegen nur den „Speculirer". Immer weiter wollte er auf der Bahn des Wissens vordringen und selbst das ergründen, was Gottes Weisheit den Augen der Menschen verborgen hat.

Es gelang ihm indeſſen doch, Manches in der Natur zu ergründen, ihre wunderbaren geheimen Kräfte nicht allein kennen, ſondern ſie auch benutzen zu lernen. So brachte er manche Erſcheinungen hervor, welche der Unkenntniß der damaligen Menſchen als wahre Wunder erſchienen. Daher kam es, daß man ihn allgemein für einen Wunderthäter hielt und ſein Ruhm ſich weit durch alle Gegenden Deutſchlands ausbreitete. Weil aber andere Menſchen nicht ähnliche Erſcheinungen hervorbringen konnten, ſo ſchrieb man ſpäter ſeine Wunderkraft einem Bündniſſe mit dem böſen Feinde zu und glaubte, Alles, was er Ungewöhnliches zu Stande bringe, das bewirke er durch die Hülfe der hölliſchen Geiſter, die ihm nach den Bedingungen jenes Bundes, den er mit ihnen geſchloſſen, eine gewiſſe Zeit in allen Dingen dienſtbar ſein müßten. Für dieſen Beiſtand ſollte er aber, wie ſie behaupteten, ſeine Seele und ewige Seligkeit dem Satan und der Hölle zu eigen verſchrieben haben. Die Sage behauptet auch, daß die hölliſchen Geiſter den gottloſen Schwarzkünſtler und Zauberer noch bei lebendigem Leibe von der Erde abgeholt und zu den ewigen Qualen zur Hölle geführt haben.

Die Sage von ſeinen in früherer Zeit für Wunder gehaltenen Thaten hat ſich erhalten. Sie wurden aber im Laufe der Zeit immer verändert, oft wunderbar vergrößert oder mit neuen Zuſätzen erzählt, und viele ſogar ganz neu erfunden.

Unter vielen andern gehen die nachfolgenden Sagen von ihm im Volke umher.

1.

Der Bauer mit dem Heuwagen.

Einſt ging Doctor Fauſt mit einigen Bekannten vor einer Stadt ſpazieren. Die Herren kamen von einem guten Mittagsmahl und waren dort beim Nachtiſche und beim Weine etwas lange ſitzen geblieben. Sie waren davon in einer etwas allzu heitern Stimmung. Indem ſie nun ſo gingen und fröhlich mit einander ſprachen, kam ein Bauer daher mit einem zweiſpännigen, hochgeladenen Heuwagen. Als der Wagen näher kam, blieb Doctor Fauſt doch gerade mitten auf dem Fahrwege, und da er keine Anſtalt machte auszuweichen, klatſchte der Mann, um ihn aufmerkſam zu machen, erſt ein paar Mal tüchtig mit der Peitſche und rief ihm dann zu: „Seht Ihr denn nicht, Herr, daß da ein Wagen kommt?

Oder meint Ihr vielleicht, weil Ihr eine Feder auf dem Hute tragt, so müsse Euch der Bauer ausweichen?"

„Freilich mußt Du das!" antwortete Doctor Faust. „Was? Ich soll mit dem Heuwagen einem müssigen Spaziergänger ausweichen? Das will ich sehen!" rief der Fuhrmann. „Mit welchem Rechte könnt Ihr das verlangen?" — „Ei, siehst Du nicht," fragte Faust dagegen, „daß ich auch ziemlich zu viel getrunken habe? Und einem Trunkenen, sagt das Sprüchwort doch, soll ein Heuwagen ausweichen." Verächtlich sagte der Fuhrmann: „Das liegt mir an, solch einem Schlucker auszuweichen." Aber Faust erwiderte: „Richtig! richtig, ja, ich bin ein Schlucker, und zwar ein sehr großer Schlucker. Heute Mittag habe ich etwas viel Wein verschluckt, der macht mir wieder Appetit nach etwas Trockenem. Darum, wenn Du nicht sogleich ausweichst, so schlucke ich Dir vor Deinen Augen jetzt Dein Heu mit den Pferden und dem Wagen hinunter." — „Du? Du willst den Wagen mit dem Heu und auch noch die Pferde fressen?" rief der Bauer. „Nun, das will ich doch auch sehen. Probier's einmal!" Er sah ihn bei diesen Worten drohend an.

Aber Doctor Faust hatte ihn im Augenblicke so verblendet, daß er nun wirklich zu sehen meinte, wie er seinen Mund so weit aufsperrte, daß er zuerst die zwei Pferde und dann auch den Wagen mit dem Heu verschluckte. Als er das sah, befiel ihn ein Grauen und er stand da, so starr wie eine Bildsäule. Aber dann besann er sich doch gleich wieder. Er lief, ohne ein Wort zu sagen, nach der Stadt zu dem Richter und klagte ihm mit großer Entrüstung, draußen vor dem Thore sei Einer, der ihm vor seinen Augen den Wagen mit den Pferden und eine ganze Ladung Heu aufgefressen habe.

Der Richter glaubte anfänglich, der Mann sei betrunken und wollte ihn mit seiner Klage auf den nächsten Tag bestellen. Er ließ sich aber nicht abweisen, sondern bestand auf seiner Klage und begehrte, der Richter sollte gleich mit ihm hinausgehen, sonst könnte der Vielfraß ja durchgehen. Er verlangte, daß er tüchtig gestraft werde und ihm Alles bezahlen müsse.

Der Richter lachte ihn zwar aus mit seiner albernen Klage, ging aber doch mit ihm hinaus. Doch da stand ja der beladene Heuwagen noch mit den Pferden. Das konnte der Bauer nicht begreifen. „Ich hab's doch mit meinen eigenen Augen gesehen," sprach er, „wie der Mann seinen Mund aufgesperrt hat und wie er immer größer und weiter wurde und dann zuerst die zwei Pferde und hernach auch den Heuwagen verschluckte."

„Laßt das gut sein," sagte der Richter. „Das ist Euch so vorgekommen. Es geschieht oft, daß Einen die Sinne täuschen. Das war auch solch ein Blendwerk."

2.

Das Unterpfand.

Obgleich man glauben konnte, Doctor Faust müsse durch seinen Bund mit dem Satan immer mit irdischen Gütern aller Art reich gesegnet gewesen sein, so war er doch einmal in Geldverlegenheit gerathen, oder stellte sich nur so, als habe er kein Geld. Er nahm seine Zuflucht zu einem Juden. Dieser lieh bereitwillig dem berühmten Herrn Doctor die gewünschte Summe, denn dieser stand ja in dem Rufe eines steinreichen Mannes, bei dem man mit einem Darlehn keine Gefahr lief.

Als aber nun der Tag kam, an dem der Schuldner das Geld zurückzuzahlen versprochen hatte, wollte der Gläubiger doch nicht unterlassen, es in Empfang zu nehmen. Er eilte darum hin zu seinem Schuldner. „Was willst Du, Jude?" fragte dieser den schüchtern Eintretenden. „Was werde ich wollen?" sagte der Jude dagegen. „Mein Geld will ich abholen; heute ist der Tag. Ich liebe Ordnung in Geschäftssachen. Ihr werdet's doch noch wissen, Herr Doctor? auf heute habt Ihr's versprochen."

„Das Geld also willst Du haben?" fragte Faust. „Ja, richtig, Du hast mir's geliehen. Aber, lieber Itzig, ich habe vergessen, dafür zu sorgen, daß ich's heute nun gerade nicht bereit habe. Weißt Du was? Laß mir's noch eine Zeitlang, etwa einen Monat. Geht mir früher Etwas von meinen Ausständen ein, so laß ich Dich rufen, so kriegst Du es früher." — „Aber ein Monat ist lang, er hat dreißig Tage!" erwiderte der Jude. „Ihr wißt, ich hab's Euch geliehen ohne Sicherheit, nur auf Euer Wort. Ich habe gedacht, es währt nicht lange, in ein paar Tagen zahlt mir's der Herr Doctor wieder; aber einen ganzen Monat ohne Unterpfand? Der alte Itzig liebt die Ordnung in Geschäftssachen."

„Ja, ja," sagte Faust, „Du hast Recht, Du sollst auch Sicherheit haben. Was geb' ich Dir denn als Unterpfand? Ich habe jetzt gerade Nichts da, was ich entbehren könnte und den Werth hätte. Hm! hm! Was geb' ich Dir denn? Ei, ich habe ein Geschäft vor, das mich wohl

einen ganzen Monat an meine Studirstube fesselt, daß ich ohnehin nicht ausgehen kann; da brauche ich ja die Beine doch nicht. Ein Bein kann ich Dir ja ohne Schaden in Verſatz geben; oder willſt Du lieber den Arm, ſo gebe ich Dir auch dieſen."

Der Mann erſchrak ein wenig bei dieſem Anerbieten; dann dachte er aber: „Giebt er mir den Arm oder das Bein, ſo habe ich doch gewiß gute Sicherheit. Ein ſolches Unterpfand löſt er gewiß wieder ein. Aber wie wird er's machen, daß er mir's geben kann?" Fauſt unterbrach ihn da in ſolchen Gedanken durch die Frage: „Wärſt Du mit dieſem Beine zufrieden?" Er patſchte dabei auf ſeinen rechten Fuß. „Ich wär's ſchon zufrieden, wenn ich's hätte!" antwortete er. „Wie kann ich's aber kriegen?" Lachend antwortete Fauſt: „Das iſt meine Sache. Setze Dich nur eine kleine Weile, es wird bald geſchehen ſein."

Der Jude ſetzte ſich und Fauſt griff in die Ecke, brachte eine Säge hervor, ſtreckte das Bein aus und fing an es abzuſägen. Mit Schrecken rief da der Jude: „Gottes Wunder, was thut Ihr?" Aber das Bein war ſchon ab. „Komm her," rief ihm Fauſt. „Da haſt Du Dein Unterpfand. Bewahre mir's aber gut, daß ich's wieder anſetzen kann. Das iſt für mich eine Kleinigkeit. Bringſt Du mir's aber nicht ganz unverſehrt ſo, wie ich Dir's hier übergebe, ſo haſt Du auch Dein Geld verloren."

Er nahm es ganz vergnügt, daß er jetzt ein ſo ſicheres Unterpfand hätte, und trug es auf der Schulter nach Hauſe. Unterwegs aber dachte er: „Was fange ich jetzt nur an mit dem Bein? Das iſt doch Fleiſch; das hält ſich nicht ein paar Tage, viel weniger einen ganzen Monat. Da wird es gar faul und bringt einen ſchlimmen Geruch ins Haus. Und unverſehrt ſoll ich's ihm wiederbringen? Iſt's verfault, ſo iſt's auch nicht mehr ſo wie heute, ſo giebt er mir auch mein Geld nicht. Itzig, das haſt Du dumm gemacht. Hat er kein anderes Unterpfand, als ein Glied von ſeinem Leibe, ſo iſt er auch ein Lump und ich bin geprellt um mein ſchönes Geld. Gut, ſo will ich mich auch nicht mehr länger mit dem abgeſägten Beine plagen." Er ging gerade über eine kleine Brücke und rief: „Was ſoll mir das Bein? Fort damit." Er warf es in den Bach.

Einige Tage waren vergangen, da ſchickte Fauſt nach ihm und ließ ihm ſagen, er ſollte ihm ſein Unterpfand bringen, das Geld mit den Zinſen liege ſchon für ihn bereit. Da war der Jude gleich bei der Hand und kam eilig gelaufen. „Wo haſt Du mein Unterpfand?" fragte Fauſt. „Das Bein?" fragte er dagegen. „Nun das könnt Ihr doch nicht mehr

brauchen. Es iſt mit dem Menſchenfleiſch ſo, wie mit jedem andern Fleiſch, wenn man's lange aufbewahrt, ſo fault es."

„Das verſtehſt Du nicht," ſagte Fauſt. „Hole mir's nur gleich her, daß ich ſehe, ob ich es nicht doch noch brauchen kann." Mit großer Verlegenheit geſtand er nun, daß er es weggeworfen und nicht mehr herbeiſchaffen könne. „Das iſt Dein Schaden," ſagte Fauſt. „Giebſt Du mir mein Pfand nicht, ſo gebe ich Dir auch Dein Geld nicht. Und da Du mich durch Deine Dummheit um ein Bein gebracht haſt, ſo fordere ich dafür volle Entſchädigung. Der Verluſt iſt für mich ſehr groß. Denn durch Deine Schuld muß ich nun mein Leben lang auf einem Beine fortzukommen ſuchen und mich elend behelfen. Das alte hätte ich mir leicht wieder angeſetzt, aber ein neues weiß ich mir nicht mehr zu ſchaffen."

Da half keine Ausrede; wollte er es nicht zu einer gerichtlichen Klage kommen laſſen, ſo mußte er zu dem verlorenen Darlehn noch eine große Entſchädigungsſumme bezahlen.

3.

Der Pferdehändler.

Eines Tages kam Doctor Fauſt auf einem ſehr ſchönen Pferde auf einen Jahrmarkt geritten, der in einem Städtchen gehalten wurde. Mit dem Krämermarkte war auch ein Viehmarkt verbunden. Viele Händler ſahen das ſtattliche Pferd und bewunderten es. Da ſie glaubten, er habe es in der Abſicht gebracht, es zu verkaufen, fragten ſie ihn nach dem Preiſe. „Ihr kauft es doch nicht," ſagte er abweiſend. „Es iſt mir nicht feil." Aber ein Händler ließ ſich nicht damit abweiſen und verſetzte: „Nun um's Geld iſt heut' zu Tage ja Alles feil, warum nicht auch das Pferd? Wenn man's gut bezahlt, wird's auch feil ſein. Fordert nur einmal; Fordern und Bieten macht den Handel."

„Da mögt Ihr freilich Recht haben," antwortete Fauſt. „Wenn man es mir recht gut bezahlt, ſo geb' ich's wohl auch her." Zwei andere Händler drängten ſich nun auch herzu und riefen: „Wenn's feil iſt, ich bin auch Liebhaber dazu, und was Der giebt, das zahle ich auch. Mein Geld iſt ſo rund wie das ſeinige. Laßt mir es zukommen." Er ſchien aber auf keinen von ihnen zu achten und ſagte im Weiterreiten: „Laßt mich in Ruhe. Ihr kauft's doch nicht! Haltet mich nicht

weiter auf.“ Sie aber hängten ſich Alle daran: der Eine ergriff den Zipfel der Satteldecke, ein Anderer hielt ſich am Steigbügel, ein Dritter griff ihm gar in den Zaum. Und ſie ſchrieen abwechſelnd dabei: „Sagt uns den Preis! Reitet nicht fort! Was ſoll's denn koſten?“ — „Es iſt Euch zu theuer,“ antwortete Fauſt ungeduldig. „Es koſtet hundert Goldſtücke und keinen Heller weniger. Jetzt laßt los. Ich geb's ohnehin nicht gern her.“

„Hundert Goldſtücke?“ riefen alle Drei. „Das iſt zu viel.“ — „Hundert Goldſtücke?“ wiederholte der Eine: „Nein, da müßte ich mein Geld geſtohlen haben. Sechzig gebe ich; ſechzig! 's iſt viel Geld.“ — „Ich gebe ſiebenzig,“ rief der Andere, und der Dritte: „Achtzig, lieber Herr, achtzig.“ Nun ſchalten die beiden Andern, daß er ſo viel biete, und ihnen den Kauf nur verderbe. Da ſagte der Doctor Fauſt: „Seid nur ruhig, ich gebe es nicht unter hundert Goldſtücken. Auch iſt es eine bedenkliche Sache, daß das Pferd nie ins Waſſer in die Tränke geritten werden darf. Wird das verſehen, ſo iſt es verloren.“ — Der Händler aber meinte, das thue nichts. Wenn man wiſſe, was ein ſolches Thier nicht vertragen könne, ſo dürfe man es nur davor hüten. „Nun,“ fragte er, „wie iſt's? ich habe achtzig geboten.“ Da Fauſt ihn wieder abwies, bot er neunzig, dann fünfundneunzig, und da er es nicht wohlfeiler bekommen konnte, kaufte er es doch noch um die geforderten hundert Goldſtücke.

Während er das Geld darzählte, warnte ihn Doctor Fauſt nochmals, ja nicht mit dem Pferde in die Schwemme zu reiten. Der Käufer verſprach es zu beobachten, ſetzte ſich darauf und ritt vergnügt davon. Sein Weg führte über einen Bach, der ſo klein war, daß man es nicht für nöthig gehalten hatte, eine Brücke darüber zu erbauen. Die Stelle, wo der Weg darüber ging, hatte man nur muldenförmig ausgepflaſtert, daß ſich das Waſſer weit genug ausbreiten konnte, um ſo niedrig zu bleiben, daß man es auf einigen größern Steinen gut überſchreiten konnte.

Als der Händler auf ſeinem Roſſe dahin kam, fiel ihm wohl die wiederholte Warnung des Verkäufers ein, doch ſagte er ſich: „Das Waſſer iſt ja klein und geht dem Pferde nicht über die Feſſeln ſeiner Füße; wie kann es da verloren ſein? Mit zwei Schritten iſt es ja ſchon darüber hinaus. Was kann das ſchaden? Die Herren wollen nur immer etwas Beſonderes haben, wichtig thun, und erdenken ſich da auch von ihren Thieren allerhand Launen.“ Damit ſetzte er dem Pferde die Ferſen in die Seite und trabte tänzelnd dem Waſſer zu. Da es mitten auf den gepflaſterten Uebergang kam, blieb es einen Augenblick ſtehen,

und ehe der Händler es noch einmal mit der Ferſe zum Weitergehen antrieb, fühlte er ſich tiefer und tiefer ſinken und platſch! da ſaß er im Waſſer. Das Pferd war unter ihm plötzlich gleichſam zerſchmolzen und zu Nichts geworden. Es war ein Zauberwerk Fauſt's geweſen.

Ehe er ſich aufrichtete, ſah er ſich von ſeinem naſſen Sitze aus noch nach allen Seiten um, aber nirgends konnte er eine Spur von dem ſchönen Pferde erblicken, das er in Gedanken ſchon mit bedeutendem Profit verkauft hatte. Er richtete ſich endlich auf und rief: „O, weh! O, weh! Das Pferd iſt fort! Hundert Goldſtücke fort! Aber halt; er muß ſie mir wiedergeben. Ich gehe ins Städtchen, ich hab's geſehen, er iſt ins Wirthshaus zur Linde gegangen. Ich fordere Schadenerſatz!“ Und damit machte er ſich ſchnell auf und lief nach der Stadt. Der Lindenwirth begleitete eben einen Gaſt vor die Thüre und er rief ihn gleich an: „Wo iſt der Herr, von dem ich das Pferd kaufte? Ich muß es wiſſen, ich muß ihn ſprechen; wo iſt er?“ Der Lindenwirth machte ihm begreiflich, daß er nicht wiſſen könne, von wem er ein Pferd gekauft habe; er ſolle nur in die Wirthsſtube gehen, vielleicht könne er ihn da finden.

Er rannte in die Wirthsſtube, die gedrängt voller Marktgäſte war, aber Der, den er ſuchte, war nicht darunter. Indem er ſo Jeden fragte und ſich durch die Gäſte drängte und wiederholt nach dem Herrn fragte, von dem er das ſchöne, theure Pferd gekauft habe, ſagte einer der Gäſte: „Ich habe zugeſehen, als Ihr den Handel abſchloſſet; der Herr iſt hier im Hauſe, ich ſah ihn vor einiger Zeit die Stiege hinaufgehen.“ Der Wirth, der wieder hereingekommen war, fiel ihm ins Wort und bemerkte, das ſei ja der Herr Doctor, der weltberühmte Fauſt. Den könne er aber jetzt nicht ſprechen; er ſei ſehr müde geweſen und habe ein Zimmer genommen, um ein Stündchen zu ſchlafen.

„Ich muß ihn aber ſprechen!“ ſchrie der Händler. „Gleich muß ich ihn ſprechen. Er kann nachher ſchlafen. Wo iſt ſein Zimmer?“ Obgleich ihn der Wirth abmahnte, er ſollte den Herrn doch nicht in ſeiner Ruhe ſtören; wenn er ausgeſchlafen hätte, ſo könne er ja immer noch mit ihm ſprechen, ließ er ſich doch nicht abhalten, ſondern eilte die Stiege hinauf und pochte an die bezeichnete Thüre. Er beachtete es nicht, daß ihm Niemand „Herein“ gerufen, ſondern riß die Thüre auf und ſtürmte hinein. Der Herr Doctor lag völlig angekleidet auf dem Bette und ſchlief. Den einen Fuß hatte er auf den Stuhl neben dem Bette gelegt. „Herr Doctor!“ rief er ihm laut zu. „Herr Doctor! Wachen Sie auf, ich muß mit Ihnen ſprechen!“ Er rief etlichemal

laut und immer lauter. Aber der Doctor mußte einen guten Schlaf haben, denn er hörte nicht, ſelbſt dann nicht, als er ihm ins Ohr ſchrie. Da faßte er endlich in Verzweiflung den Fuß und wollte ihn daran von dem Bette herunterziehen. Er zog und riß mit aller Kraft. — Da gab der Fuß aber auf einmal ganz plötzlich nach und er fiel rücklings auf den Boden. Aber, o Schrecken! in der Hand hielt er den ganzen Fuß, den er ihm vom Leibe geriſſen.

Mit Grauen und Angſt betrachtete er den Schaden, den er angerichtet hatte. „Um Gott!“ rief er. „Hab ich ihm den Fuß aus dem Leibe geriſſen?“ Er machte ſich ſchnell auf, rannte wie toll die Stiege hinab, gab dem Wirthe, der ihn nach dem Erfolge ſeines Beſuches fragte, gar keine Antwort und lief davon, was er laufen konnte, und war froh, daß ihn der Beſchädigte nicht verfolgen ließ; die hundert Goldſtücke mußte er ſtillſchweigend verſchmerzen.

4.

Doctor Fauſt liefert einen friſchen Nachtiſch auf die Hoftafel.

Mitten im ſtrengſten Winter war Doctor Fauſt bei ſeiner Anweſenheit in Anhalt von dem Grafen zur Tafel geladen worden. Als die Diener den Nachtiſch aufſtellten, bemerkte die Gräfin, es ſei nicht angenehm, daß man ſich im Winter nur mit getrockneten Früchten behelfen müſſe. Da Fauſt einwendete, es ſeien dieſe Zibeben, Feigen, Datteln und Mandeln doch immer einiger Erſatz für das friſche Obſt, antwortete ſie: „Einiger, ja! aber ich liebe nur das friſche. Denket einmal, es ſtänden ſtatt dieſer trockenen Zibeben ein Teller mit friſchen reifen Trauben, ſtatt der trockenen Feigen ein Teller mit friſchen hier, das wäre ſchon für das Auge ein beſſerer Genuß, als dieſe braunen getrockneten.“ „Wollten die gnädige Frau mir ſagen, welche Früchte Sie jetzt in friſchem Zuſtande zu haben wünſchen, ſo würde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen damit aufzuwarten,“ ſagte Fauſt.

„Das ſollte Ihnen doch wohl ſchwer werden,“ antwortete ſie. „Wo wollen Sie mir zum Beiſpiel einen Teller mit ganz friſchen Trauben herbringen, oder auch Feigen, oder Kirſchen, oder Erdbeeren?“ — „Wünſchen die gnädige Frau friſche Trauben, Feigen, Kirſchen und Erdbeeren auf Ihrer Tafel zu ſehen?“ fragte er, und da ſie lachend bejahete, ließ er ſich von einem Diener vier leere Teller reichen, öffnete

ein Fenſter und ſtellte ſie außen auf die Fenſterbank. Dann kehrte er nach ſeinem Sitze an dem Tiſche zurück und miſchte ſich in die allgemeine Unterhaltung. Nach wenigen Minuten ſtand er aber wieder auf, öffnete das Fenſter und holte zuerſt zwei Teller, einen mit friſchen Trauben, den andern mit friſchen Feigen, dann die beiden andern mit den ſchönſten Kirſchen und Erdbeeren herein. „Vortrefflich! vortrefflich!“ rief die Frau Gräfin und klatſchte vor Freude in die Hände. Und der Graf ſtaunte und fragte: „Wie iſt das möglich, mitten im Winter?“ Alle Gäſte am Tiſche konnten ihre Verwunderung nicht genug ausdrücken.

Nachdem ſich der erſte Sturm der Verwunderung etwas gelegt hatte, wendete ſich die Gräfin an den wunderthätigen Doctor mit der Frage: „Aber ſagen Sie mir doch, wie Ihnen das möglich war, dieſe ſchönen, friſchen, lachenden Früchte uns in dieſer traurigen Winterszeit gleichſam durch einen Zauber auf unſere Tafel zu bringen?“ — „Meine Gnädige,“ antwortete er, „Sie wiſſen, daß die Jahreszeiten nicht überall zu gleicher Zeit eintreten. Wenn wir hier nun Winter haben und frieren, ſo iſt es auf der entgegengeſetzten Seite der Erde Sommer, und ebenſo verhält es ſich mit den übrigen Jahreszeiten. Sie ſcheinen in beſtändiger allmählicher Wanderung über die Erde zu gehen. An irgend einem Orte finden ſich daher gewiß ſolche reife Früchte, wie man ſie gerade wünſchen mag. Nun iſt ein dienender Geiſt, den ich beſitze, in der Ausführung meiner Aufträge ſo geſchwind, wie der menſchliche Gedanke. Dieſer bringt mir im Augenblicke, was ich begehre, aus den entfernteſten Gegenden der Erde.“

Die ganze Tiſchgeſellſchaft ſah ihn auf dieſe Erklärung mit ſtaunender Bewunderung an. Und als man auf Befehl der Gräfin die Früchte an dem Tiſche herum geboten, wurden ſie mit großem Behagen verzehrt und von Allen weit trefflicher gefunden, als dieſelben Früchte, wenn ſie im Sommer aus dem Hofgarten genommen wären. Nur der Hofmarſchall des Grafen weigerte ſich mit offenbarem Grauen und ließ ſich auch durch die wiederholte Aufforderung der Herrſchaften nicht bewegen, von den „bezauberten Früchten“ zu verſuchen. Und als er von der Gräfin um die Urſache ſeiner Weigerung und ſeines Widerwillens gegen dieſe herrlichen Früchte gefragt wurde, antwortete er: „Gnädige Gräfin, ich bin, was das Eſſen und Trinken betrifft, ſonſt nicht ſehr wähleriſch. Ich bin darin ein Naturmenſch, aber mir graut vor Allem, was nicht mit natürlichen Dingen zugeht!“

5.

Die ſchnelle Fahrt ſtromaufwärts.

Doctor Fauſt war einige Wochen in Wien geweſen und ging eines Tages an der Donau ſpazieren. Da ſah er die Schiffe auf dem Strome aufwärts und abwärts fahren, und es fiel ihm ein, daß er ja ſchon längſt einem Freunde in Regensburg einen Beſuch zugeſagt hatte. Er beſchloß darum, die erſte Gelegenheit zu benutzen, wenn ein Schiff von Wien ſtromaufwärts ginge, die Reiſe zu Waſſer zu machen. Auf ſeine Erkundigung erfuhr er, daß gleich morgen ein gutes Schiff nach Regensburg gehe, und wenn er etwa mitzureiſen gedächte, ſo ſollte er nur gleich am nächſten Morgen bei guter Zeit da ſein.

Sein Entſchluß war gleich gefaßt; er machte Alles mit dem Schiffer richtig und kam früh genug, um noch die Zubereitungen zur Abfahrt mit anzuſehen. An dem Ufer ſtanden viele Pferde, und er fragte darum neugierig, was die Bauern mit ihren Pferden denn wollten und worauf ſie warteten. „Ei, wie ſollten wir denn dem Strome entgegenfahren," fragte der Schiffer, „wenn wir keine Pferde hätten? Dieſe werden vorgeſpannt und müſſen das Schiff ziehen." Da lachte Fauſt laut auf und rief: „Ach, welche Thorheit! welche Dummheit! Kann man das Schiff denn nicht leichter hinaufbringen, als durch ſo viele Pferde? Was iſt das für eine umſtändliche Geſchichte!"

Es ſtanden, als er das ſagte, einige von den Schiffsleuten umher und wurden unwillig über ſeine Rede, und fragten ihn höhniſch, ob er denn das ſchwere Schiff auf eine andere Weiſe den Wellen entgegentreiben könne. Er aber antwortete: „Freilich kann ich das. Laßt nur die Bauern mit ihren Pferden, die Ihr doch gewiß theuer bezahlen müßtet, wieder heim gehen und gebt das Ende des Seiles, woran das Schiff hinaufgezogen werden ſoll, meinem Affen da. Dieſer wird es allein ſchneller, ja heute noch nach Regensburg bringen."

Da ward der Schiffer unwillig und ſagte ſehr ernſt zu ihm: „Das iſt ein ſehr unzeitiger Scherz von Euch. Neckt Euch mit unverſtändigen Buben, aber nicht mit ernſten Männern in ihrem Berufe." Dann ſchrie er gegen die Bauern am Ufer hinüber: „Spannt nur endlich an und macht, daß wir fort kommen." Jetzt warf aber Doctor Fauſt eine Handvoll harter Thaler hin und ſagte: „Daß Ihr ſehet, daß ich keinen unzeitigen Scherz treibe, ſetze ich dieſe. Wer Luſt hat, eine Wette

mit mir einzugehen, der lege die gleiche Summe dazu, und wenn mein Affe allein das Schiff nicht heute noch bis Regensburg zieht, so will ich die Wette um dieſe Thaler verloren haben."

Die ganze Zeit über ſtand ein geſetzter Mann — es war ein reicher Kaufmann aus Wien, der die Reiſe mitmachen wollte — ſtill bei dem Geſpräche. Jetzt aber ſprach er zu Fauſt: „Mein lieber Herr, Ihr müßt Geld wie Heu haben, daß Ihr es auf ein ſo gewagtes Spiel ſetzet. Denn dieſe Wette werdet Ihr ohne Zweifel verlieren. Ihr wiſſet vielleicht nicht, wie weit wir von hier nach Regensburg haben; oder Ihr müßt Euer Geld auf ſehr leichte Art verdienen, daß Ihr es ſo leichtſinnig verſchleudert. Aber nehmt mir meine Worte nicht übel, ſie ſind gut gemeint."

Doctor Fauſt antwortete ihm: „Ihr ſagt, Ihr meinet es gut, darum will ich auf Eure allerdings beleidigende Rede nicht weiter antworten. Ich frage Euch nur, da Ihr in Euerm Sinne ſo ſicher meinen Verluſt der Wette vorausſehet, ob Ihr nicht Luſt habt, mit mir zu wetten? Da lächelte der Kaufmann vornehm und ſprach zu dem Schiffer gewendet: „Ich wette ſonſt nie, doch ſcheint dieſen Herrn ſein Geld zu drücken, da kann ich ihm ja ſchon den Gefallen thun, ihm die Laſt um etwas zu erleichtern. Gut, die Wette gilt alſo." Dann gab er dem Schiffer einige Thaler als Trinkgeld für die Bauern; denn er meinte, ſie würden, wenn er ſie mit ihren Pferden ohne Vergütung wieder fortſchicken wollte, ihren Lohn doch haben wollen. Dann ſetzte er zur Wette ebenſo viele Thaler, als Fauſt hingeworfen hatte.

Nun rief Fauſt ſeinem Affen, gab ihm das Ende des Schiffsſeiles, befahl ihm, dieſes über die Schulter zu legen und daran das Schiff heute noch nach Regensburg zu ziehen. Bei dieſem Befehle lachten der Kaufmann, der Schiffer und die Schiffsknechte, die alle umherſtanden, laut auf. Denn ſie konnten gar nicht glauben, daß ein ſo kleines Thier die Kraft habe, das ſchwere Schiff gegen den Strom vom Platze zu bringen; und dann war es nach ihrer Meinung ganz unmöglich, auch ohne irgend eine Belaſtung die große Entfernung von Wien nach Regensburg in einem Tage zurückzulegen.

Dieſer Affe war aber kein gewöhnlicher Affe, Fauſt's hölliſcher Diener hatte nur Affengeſtalt angenommen. Kaum hatte er das Ende des Seiles erfaßt und über die Schulter gelegt, ſo lief er damit mit ſolcher Geſchwindigkeit längs der Donau hinauf, daß die Dörfer und Städte am Ufer der ganzen Schiffsgeſellſchaft nur vorüber zu fliegen ſchienen.

Der Kaufherr ſah mit ſtaunendem Mißvergnügen, daß ſeine Wette verloren war, und ſagte vor ſich hin: „Wenn ich nur meinem alten Grundſatze treu geblieben wäre und nicht gewettet hätte. Es war das erſte Mal und gewiß ſoll es auch das letzte Mal ſein.“

Als ſie noch bei guter Zeit am Abende in Regensburg aus dem Schiffe gingen, ſtrich Fauſt lachend ſeinen Gewinn ein und ſagte zu dem Kaufherrn: „Wenn Sie wieder einmal Luſt bekommen ſollten, eine Wette zu machen, ſo hoffe ich, Sie werden doch mit niemand Anderem wetten, als mit dem Doctor Fauſt. Ich empfehle mich gehorſamſt.“

6.

Das gewonnene Faß Wein zu Leipzig.

Zur Zeit der Meſſe war Doctor Fauſt mit einigen Studenten, die in Wittenberg ſeine Zuhörer und Hausfreunde waren, nach Leipzig gereiſt, um das Getreide der Gewerbs- und Handelsleute dort mit anzuſehen. Sie gingen luſtwandelnd durch die Stadt, beſahen ſich die Merkwürdigkeiten, die Meſſe, die Univerſität, und kamen auf ihrem Gange an einem Hauſe vorbei, wo eben einige Weinſchröter damit beſchäftigt waren, ein großes gefülltes Weinfaß aus dem Keller auf die Straße herauszuſchaffen. Fauſt blieb dabei ſtehen und ſah ihnen zu, wie ſie ſich anſtrengten und vergeblich abmühten. Da ſagte er endlich zu ihnen: „Wie ſtellt ihr Euch aber auch ſo ungeſchickt an; es iſt eine Schande, daß ſo viele Männer vergeblich daran ſchieben und halten, während ein einzelner Mann im Stande wäre, das Faß gar leicht herauszubringen.“

Die Weinſchröter, die ſich bei ihrer Arbeit erhitzt und angeſtrengt hatten, wurden über dieſe Rede ärgerlich, und der Eine erwiderte: „Nicht wahr, wenn's leer wäre? Es iſt aber voll und wiegt wohl zehn Centner, und die ſoll ein Mann herausbringen? Seid Ihr ſo ſtark, ei, ſo probirt's!“ Die Andern ſtimmten ihm bei und riefen ihm ſcheltend zu: „Du Großhans! Biſt Du vielleicht der Starke, der es allein die vierzehn Stufen hinaufrollen kann?“

Während dieſer Reden kam auch der Hausherr zufällig herzu, der das Faß Wein verkauft hatte, und fragte nach ihrem Streite mit dem Fremden. Sie erzählten ihm mit ſpöttiſchen Blicken auf Fauſt, daß der Mann behauptet hätte, ein einzelner Menſch könne das Faß herausbringen, an dem ſie ſich Alle zuſammen vergeblich abmüheten. Da wen-

bete ſich der Hausherr zu Fauſt und ſagte: „Wenn Ihr meint, daß es ſo leicht ſei, daß es ein Mann herausſchaffen kann, ei, ſo verſucht es einmal. Wenn Ihr's ohne Hilfe herausbringt, ſo ſollt Ihr es als Euer Eigenthum behalten.“ Doctor Fauſt lachte und fragte: „Soll das Euer Ernſt ſein? Schenkt Ihr mir das Faß mit dem Weine, wenn ich's herausbringe?“ — „Mein Wort darauf! ich verſprech's Euch, und was ich verſpreche, das pflege ich auch zu halten. Die Männer ſind Zeugen!“ verſetzte der Hausherr.

Da wendete Fauſt ſich gegen ſeine Begleiter und rief: „Meine Herren, ich lade Euch für die ganze Zeit, die wir in Leipzig zubringen werden, mit all' Euern Bekannten jeden Abend zu einem fröhlichen Gelage bei dieſem Weine.“ Und zu dem Hausherrn ſagte er: „Seien Sie verſichert, daß wir jeden Abend ein Glas von Ihrem Weine auf Ihr Wohlſein leeren.“ Damit ſprang er die Kellerſtufen hinab, hieß die Weinſchröter auf die Seite gehen, ſetzte ſich rittlings auf das Faß, ſpornte es mit den Abſätzen, wie ein lebendiges Roß, und ritt ſo die Kellerſtufen hinauf, ſtieg auf der Straße ab und verbeugte ſich gegen den Herrn und die Weinſchröter, die Alle noch ſtumm mit offenem Munde daſtanden.

Der Eigenthümer war zwar ſehr ärgerlich, daß er ſo unvermuthet das ſchöne Faß Wein verloren hatte, doch ſchämte er ſich, ſein feſt gegebenes Wort zu brechen. „Nehmt es denn hin,“ ſagte er. „Ich habe Euch das Faß verſprochen, wenn Ihr es allein ohne Hilfe herausbrächtet. Ich meine aber doch, daß Euch Einer dabei geholfen haben müſſe, mit dem ich nicht gerne Etwas zu thun haben möchte.“

Fauſt überließ den Wein ſeinen Begleitern, dieſe luden ihre Bekannten unter den Leipziger Studenten noch dazu ein und machten ſich luſtige Tage dabei.

7.

In Auerbach's Keller.

Während ſeines Aufenthaltes in Leipzig ging Fauſt eines Abends auch in Auerbachs Keller. Es kamen jeden Abend viele Meßfremde dahin, ihre Bekannten da zu treffen und ſich von den Anſtrengungen in ihren Geſchäften zu erholen. Einer der Gäſte, der neben ihm ſaß, hatte ſich eine Flaſche Wein geben laſſen, war aber ſehr unzufrieden damit und äußerte ſich gegen ſeinen Nachbar: „Es iſt ſchändlich, daß

man ſich ſolch' ordinären Wein hier ſo theuer bezahlen läßt. Der iſt ja nicht einmal trinkbar. Ich meine, wenn ich zu Hauſe meinen Ladendienern ſolchen Wein hinſtellte, ſie würden ihn mit den Flaſchen zum Fenſter hinauswerfen!"

„Ich finde auch, daß man hier ſelten ein gutes Glas Wein bekommt," erwiderte Fauſt. Auch die andern Nachbarn ſtimmten bei. Da ſagte Fauſt: „Wenn ich nicht fürchten müßte, daß es der Wirth übel aufnehmen würde, ſo wollte ich den Herren gern einige Proben aus meinem Weinlager zu verſuchen geben, mit welchen ſie wahrſcheinlich beſſer zufrieden ſein ſollten." Die naheſitzenden Gäſte meinten aber, darum ſollte man ſich nicht kümmern, wenn auch der Wirth ſcheel dazu ſehe, und forderten ihn freundlich auf, ihnen ſeine Proben immerhin verſuchen zu laſſen. Er ließ ſich darauf vom Kellner einen Bohrer und einige kleine Stückchen Holz geben und ſchnitzelte vorerſt etliche Zäpfchen. Seine Tiſchnachbarn begriffen nicht, was er mache, und glaubten, er habe die Weinproben ſchon wieder vergeſſen oder er habe vielleicht nur aus Großthuerei davon geſprochen. Nachdem er ſeine Zäpfchen ſchön zugeſchnitten und rund geſchabt hatte, bohrte er vor jedem der zunächſt Sitzenden ſeitwärts in den Tiſch ein Loch und ſteckte eines von den Zäpfchen hinein.

Nachdem er ſo bei allen Nachbarn gethan, fragte er: „Welchen Wein lieben Sie vor allen Weinen in der Welt?" Der Gefragte antwortete, weil er meinte, es ſei auf einen Scherz abgeſehen, lachend: „Nun, wenn's nur aufs Wählen ankommt, ſo will ich nicht allzu beſcheiden ſein. Ich bin ein Rheinländer und liebe darum meinen Landsmann, einen guten Rheinwein, wie zum Exempel den Johannisberger, vor allen." — „Gut," erwiderte Fauſt, „belieben Sie nun das Glas unterzuhalten und das Zäpfchen herauszuziehen und ſich ſo ſelbſt einen echten Johannisberger zu zapfen." Er that nach dieſer Anweiſung und als er den Wein verſucht hatte, rief er überraſcht aus: „Wahrhaftig! echter Johannisberger und von einem guten Jahrgange. Wunderbar! höchſt wunderbar!" Er trank ſein Glas mit großem Behagen leer und zapfte es von Neuem voll.

Inzwiſchen hatte Fauſt ſeinen Nachbar auf der andern Seite gefragt, welche Weinſorte er zu haben wünſche. „Ich bin zwar ein guter Deutſcher, aber doch trinke ich am Liebſten ein gutes Glas Bordeaux," hatte dieſer geſagt, und er zapfte und koſtete ſeinen Wein und erkannte ihn für den beſten Bordeaux, den er je getrunken. Ein Dritter wünſchte ſich einen guten Meneſcher Ausbruch oder ſonſt einen rothen Ungarwein,

etwas Ofener Adelsberger. Was er ſich zapfte und verſuchte, war auch wieder Meneſcher Ausbruch. Ein Anderer begehrte Moslerwein und zapfte ſich dieſen, ein Anderer Capwein, und als er davon trank, rief er: „Famos! famos! ganz echt!“ Jeder ließ den Nachbar den ſeinigen verſuchen, und die Zäpfchen wurden immer und immer wieder gezogen, und die Weine wurden immer wieder verſucht; doch blieb es nicht bei den Verſuchen, es kam bald zu förmlichem Trinken.

Da that denn auch der ſtarke Wein bald ſeine Wirkung bei den Gäſten, die ſich bei Jedem auf eine andere Art äußerte. Einige lachten, Andere wurden traurig, Andere wurden zärtlich und verſicherten ſich gegenſeitig ihrer Freundſchaft, Einige wurden auch unverträglich, zankten und ſchalten, und bald kam es ſogar zu Streit und Thätlichkeiten. Jetzt miſchten ſich die Gäſte, die ferner geſeſſen, darein, ſich erkundigend und dazwiſchen abwehrend. Man fragte, woher das Getümmel entſtanden, und nun überhäufte man den fremden Weinhändler mit Vorwürfen und Schmähungen, und behauptete, er habe ein ſinnverwirrendes Gift in ſeinen Wein gemiſcht. Andere nahmen wieder ſeine Partie und vertheidigten ihn. Jeder gute Wein habe ja die Eigenſchaft, daß er dem, der zuviel davon trinke, die Sinne verwirre. Sie hätten nur mäßiger trinken ſollen. „Was? bin ich unmäßig?“ fragte da Einer und fiel über den her, der ihm die gute Lehre gegeben hatte. Es kam zu einer tüchtigen Schlägerei. Sie wollten nun auch über Fauſt herfallen, doch ſuchten ſie vergebens nach ihm. Er war bei dem Anfang des Tumultes verſchwunden.

„Wie iſt er denn fortgekommen, ohne daß man es bemerkte?“ fragte man ſich unter einander. Da ſagte Einer: „Mir iſt ſo wirr im Kopfe, aber ich meine, ich hätte ihn auf einem Faſſe zum Keller hinausreiten ſehen.“ Viele lachten ihn aus, denn ſie dachten, er wäre nicht mehr fähig, etwas zu beobachten. Aber da erhob ſich ein Mann und rief: „Lacht nicht, Ihr Herren. Ihr glaubt, das ſei nur ſo eine Einbildung, die von dem Rauſche herkomme. Aber ich ſage Euch, es war noch vor wenigen Tagen ein Mann in unſerer Stadt, der iſt aus meinem eigenen Keller auf einem Faſſe über die Treppe hinaus auf die Straße geritten.“ Man ſtritt nun mit ihm und behauptete, damals müſſe er ſelbſt wohl in ſeinem eigenen Keller auch etwas wirr in ſeinem Kopfe geweſen ſein. Er verſicherte aber, daß er ganz nüchtern geweſen und habe das Schauſpiel theuer bezahlen müſſen; es habe ihn das Faß mit dem Weine gekoſtet.

Damit war der Streit noch nicht beigelegt. Er ſetzte ſich noch auf

der Straße fort und Etliche wurden von der Polizeiwache als Nachtschwärmer und Lärmer in Verwahrung genommen.

Am andern Morgen aber hatte Faust mit seinen Reisegefährten die Stadt Leipzig verlassen.

8.

Der Wintergarten.

Wittenberg war zu Dr. Faust's Zeit eine sehr berühmte und stark besuchte Universität, die zumal auch von sehr vielen Edelleuten besucht war. Darum kamen auch in den Tagen um Weihnachten häufig ihre Verwandten, Mütter und Schwestern dahin zum Besuch, um mit ihnen die Festzeit vom Christabend bis Neujahr in Gemeinschaft zuzubringen. Einst hatten sich auch wieder manche adelige Familien bei ihren dort studirenden Junkern eingefunden, und da gab es denn wieder viele Festlichkeiten, welche die Studenten ihren Verwandten zu Ehren, oder die Verwandten den Söhnen veranstalteten. Die Studirenden versäumten dabei niemals, auch den berühmten Dr. Faust zu ihren Festmahlen einzuladen; denn alle waren ihm in Freundschaft und Verehrung, viele aber sogar in guter Cameradschaft zugethan. Er war ja auch immer ein guter und sehr unterhaltender Gesellschafter, und ergötzte die Fremden manchmal gern durch eine wundervolle Ueberraschung.

Nachdem er so vielmals schon ihre Gastfreundschaft genossen hatte, hielt er es für schicklich, daß auch er sie einmal auf einen Nachmittag zu sich einladen ließ. Alle Geladenen hatten die Einladung gern angenommen, denn sie hofften mit Zuversicht darauf, daß er ihnen bei dieser Gelegenheit irgend eines seiner wundergleichen und weitgerühmten Kunststücke zum Besten geben werde.

Als sich die Gesellschaft versammelte, war es auf den Straßen sehr unfreundliche Witterung. Der Schnee lag schon einen Fuß hoch und aus den schwarzgrauen Wolken, die den Himmel bedeckten, fiel noch immer ein dichtes Gewimmel kleiner Schneeflocken herab, die der kalte Nordostwind den Vorübergehenden schneidend ins Gesicht wehete.

Jeder der Geladenen beklagte sich darüber bei seinem Eintritte in Faust's Zimmer. „Keinen Hund sollte man bei solchem Wetter auf die Straße jagen!“ sagte eine der Frauen. „Da können Sie sehen, wie gern wir Ihrer Einladung folgen, daß wir bei solchem Wetter nicht

lieber zu Hauſe bleiben!“ ſetzte eine andere hinzu. Alle ſtimmten darin überein, daß Herr Dr. Fauſt es als einen offenbaren Beweis anſehen müſſe, welche Verehrung man für ſeinen geiſtreichen Umgang hege, daß man heute doch gekommen ſei.

„Ich erkenne das allerdings als einen großen Beweis Ihrer Güte gegen mich, daß Sie es überhaupt nicht verſchmäht haben, mein armes Haus zu beſuchen, und bedauere unendlich, daß ſich meine Macht nicht ſo weit über die Elemente erſtreckte, um für Ihren Gang eine freundlichere Witterung hervorzuzaubern,“ antwortete er; dann fuhr er mit Achſelzucken fort: „Aber noch mehr beklage ich es, daß ich mich diesmal mit meiner Wetterprophezeihung ſo total geirrt haben ſollte. Alle meine Wetterzeichen hatten mir auf heute den ſchönſten Frühlingsnachmittag angedeutet, und ich habe in dem Vertrauen auf die Sicherheit meiner Witterungsbeobachtungen meinen Dienern angewieſen, uns in meiner geräumigen Gartenlaube den Tiſch zu bereiten, um dort bei dem Genuſſe friſcher Früchte und in freundlichen Geſprächen einige Stunden angenehm hinzubringen.“

„Huh! im Garten! im Freien! Mitten im Winter und bei ſolchem Wetter!“ rief da ein Fräulein und ſchüttelte ſich dabei recht froſtig. „Lieber Doctor,“ wendete ſich eine alte Mama zu ihm, „Sie leben in Ihrer Wiſſenſchaft gleichſam in einer andern Welt, und vergeſſen darüber, daß es bei uns hier im Winter unmöglich ein Vergnügen gewähren kann, in einer luftigen, blätterloſen Laube kalte Früchte zu genießen.“ Von allen Seiten gab es nun noch Einwendungen gegen das Local, wo man ſich gewiß Huſten und Schnupfen holen würde. Da verſetzte Fauſt endlich verlegen: „Wenn ich nur wüßte, wie ich's ſchnell abändern könnte. Aber es geht in der That nicht. Im Hauſe hier habe ich leider kein ſo geräumiges Zimmer, um eine größere Geſellſchaft darin anſtändig unterzubringen.“ — „Ei, wenn ſie uns nur unterbringen, anſtändig oder nicht anſtändig, darauf kommt's ja nicht an, wenn wir nur nicht frieren müſſen!“ fiel ihm ein junges, etwas vorlautes Fräulein ins Wort.

„Es kommt ja nur auf den Verſuch an,“ wendete Dr. Fauſt ein. „Mein Garten iſt ſonſt ein ganz warmes Plätzchen. Entſchließen Sie ſich und folgen Sie mir. Sie können ja gleich wieder hineingehen, wenn Sie frieren ſollten.“ „Du lieber Gott, wer friert denn nicht im Winter?“ flüſterte ein älteres Fräulein ihrer Nachbarin zu. Dieſe erwiderte ihr ebenfalls flüſternd: „Er hat ſchon wieder vergeſſen, daß wir jetzt Weih-

machten haben, und glaubt, es sei schon Ostern. So sind eben die Gelehrten."

Inzwischen ging er hinaus und die Gesellschaft folgte, nachdem die Frauen und Fräulein ihre Mäntel und Kapuzen wieder angethan oder doch ein warmes Tuch über den Kopf genommen hatten. Die Unzufriedenen trippelten langsam und verdrießlich hinten nach. Er führte sie durch den Hausgang nach der Hinterthüre, öffnete diese und forderte sie auf, gefälligst einzutreten. Aber wie änderten sich sogleich Aller Mienen, sobald sie den Fuß in den Garten gesetzt hatten. Da war vom Winter keine Spur zu sehen, da war kein Schnee, da wehte kein Nordost, da war keine blätterlose Laube. Auf einem schönen reinen Kieswege wandelten sie zwischen reich blühenden Sträuchern gegen einen Rasenplatz, der im frischesten Grün prangte und von Rosenbäumchen umgeben war, die mit Hunderten der schönsten Rosen gleichsam überschüttet schienen. Mitten auf dem Rasen stand ein großer Apfelbaum, dessen rothe Blüthen wunderlieblich mit dem zarten Grün der jungen Blätter vermischt waren. Weiterhin stand eine geräumige Gartenlaube, reich umrankt von üppigen Weinreben, die mit dem Dufte ihrer Blüthen die ganze Luft durchwürzten. Ueber den reizenden Garten wölbte sich ein heiterer blauer Himmel und warme Sonnenstrahlen fielen auf die blühenden Sträucher und erhöhten den Glanz ihrer Blüthen.

Vor Staunen über dieses unbegreifliche Wunder waren Alle anfänglich starr und stumm. Dann aber ergossen sie sich in laute Bewunderung und freudiges Lob. Man war jetzt sehr zufrieden mit dem Aufenthalte, den er für seine Gesellschaft gewählt, und er hatte mancher neugierigen Frage auszuweichen; denn Alle wünschten zu erfahren, wie das möglich sei, und wie er es angefangen habe, das zuwege zu bringen. So schöne, warme Luft, so heitern Sonnenschein, so viele Rosen und andere Blüthen — und das Alles mitten im Winter, an einem so stürmischen und garstigen Tage. — Das war freilich unbegreiflich, wenn man nicht wußte, in welch übernatürlicher Verbindung er stand und wie theuer er solche Wundermacht bezahlen mußte.

In der Laube war ein langer Tisch gedeckt, an dem er seine Gäste Platz nehmen ließ. Da prangten in schönen Fruchtkörben aus venetianischem Glase und auf silbernen Tellern die trefflichsten Trauben und Pfirsiche, Kirschen und Pflaumen und allerlei Beeren, auch andere Leckerbissen in großer Auswahl. Aus großen silbernen Kannen wurde den Gästen der köstliche Wein in goldenen Bechern kredenzt. Damit auch eine Tafelmusik nicht fehlte, hatte sich in den Zweigen des blühenden

Apfelbaumes ein zahlreiches Heer der lieblichſten Singvögel niedergelaſſen, und dieſe ließen bald abwechſelnd, bald in gemeinſchaftlichem Chor ihre Stimmen erſchallen.

Die Geſellſchaft ſchmaußte, ſcherzte und lachte bis zum Abende. Vor dem Abſchiede reichte Dr. Fauſt noch jeder der Frauen und Fräulein eine ſchöne Roſe zum Andenken an ihren Beſuch in ſeinem „Wintergarten“. Alle Gäſte entfernten ſich ſehr zufrieden mit dem vergnügten Nachmittag, den ſie bei dem ſo „intereſſanten“ Manne hingebracht hatten, und ſchwärmten ſchon im Vorgenuſſe der Bewunderung, die ſie bei ihren Bekannten in der Heimath erregen würden, wenn ſie von dem berühmten Dr. Fauſt und ſeinen Wundern erzählten, von welchen ſie eins doch nun ſelbſt geſehen hatten.

9.

Trauben, die man nicht abſchneiden darf.

Einſt war Dr. Fauſt in der freien Reichsſtadt Heilbronn. Wie ſein Name und ſein Ruf überall verbreitet war, ſo auch hier. Alle Honoratioren der Stadt waren erfreut, als der Wundermann dort ankam, und waren bemüht, ihn von Angeſicht kennen zu lernen. Auch hoffte man allgemein, daß er auch hier etwas Denkwürdiges thun werde. Man beiferte ſich, ihn zuvorkommend zu empfangen, ihn zu Tiſche zu laden, oder ihm ſonſt eine Ehre zu erweiſen. Die Senatoren der Stadt riſſen ſich darum, wer ihn heute, wer morgen ihn als Gaſt bei ſich ſehen würde. Jeder, bei dem er erſchien, rechnete darauf, daß er ſich bei ihm als der ſo berühmte Wunderthäter erweiſen werde.

Aber er war ſchon zu dem Senator Feierabend, zu dem Stadtſyndikus Drechsler, zu dem kaiſerlichen Notarius publicus Herrn Clauer, zu dem Senator Glück und auch zu dem berühmten Chirurgen Dr. Hiller und noch Anderen geladen, hatte die Einladung angenommen, hatte ſich Speis und Trank überall gut ſchmecken laſſen, — aber noch in keinem Hauſe konnte man ſich rühmen, daß er irgend Etwas gethan, was nicht jeder gewöhnliche Gaſt hätte auch thun können. Sie meinten Alle, er hätte ihre Höflichkeit doch durch irgend eine kleine Wunderthat belohnen müſſen.

Manche, die ihn bisher noch nicht geladen hatten, waren darum noch unſchlüſſig, ob ſie ihn einladen, oder ob ſie es lieber unterlaſſen

sollten. „Was haben wir davon," sagte der Senator und Apotheker Fußenegger zu seiner Frau, „wenn wir ihn auch einladen? Er scheint nicht aufgelegt, sich hier mit seinen Wundern und Künsten zu zeigen! Ich meine, wir lassen's bleiben." — „Ei, wie Du meinst," antwortete die Frau. Und sie unterließen es, ihm die Gelegenheit zu geben, sie und ihr Haus durch ein Wunder berühmt zu machen.

Aber nach ein paar Tagen kam der Herr Senator Fußenegger ganz ärgerlich aus der Weinstube, die er jeden Abend besuchte, um sein Schöppchen Wein zu trinken, nach Hause zurück. Er warf die Stubenthür zu, daß die Fenster klirrten, schleuderte seinen Hut in die Ecke und fluchte wie ein Türke oder Heide. „Was ist's denn? Was hat's wieder einmal gegeben, daß Du so wild thust?" fragte ängstlich die Frau Senatorin. „Ach, ich bin so ärgerlich!" rief er. „Daß mir auch so Etwas begegnen mußte! Hätten wir ums Himmelswillen nur noch gestern zu ihm geschickt, ihn einzuladen!" — „Wen denn?" fragte sie. „Wen?" wiederholte er ihre Frage. „Wen? was das für eine dumme Frage ist!" murrte er. „Wen denn sonst, als den Dr. Faust!" fuhr er sie darauf an. „Warum denn? — So sprich doch deutlich!" forderte sie ihn auf. Nun erzählte er endlich, daß der berühmte Dr. Faust alle die Herren, bei welchen er eingeladen gewesen, auf morgen Abend eingeladen habe, bei ihm im Gasthause zum Falken ein festliches Nachtessen einzunehmen. „Und das wird nobel werden. Der neue Falkenwirth, der Schmalzigaug, verstehe es." „Gewiß," meinte er, „werde er ihnen dabei auch ein Pröbchen von seinen Wunderthaten zu sehen geben. Um das Alles bin ich nun gekommen," setzte er hinzu, „habe mich selbst darum gebracht durch meine Zweifel, durch mein dummes Abwarten! Da sitzen denn die Geladenen jetzt so stolz drunten in der Weinstube und rühmen den Doctor und geberden sich so hochmüthig, als wären sie selbst halbe Wunderthiere. Ei, sie haben mich kaum gegrüßt, als ich hinkam, und als ich eben wegging, hat mir nicht ein Einziger „gute Nacht" gesagt."

Seine Frau suchte ihn zu beruhigen und schlug ihm vor, den Herrn Doctor Faust doch nachträglich noch einzuladen, und dieser werde dann gewiß so höflich sein, wenn er auch die Einladung nicht erwidere, ihnen dafür ein besonderes Kunststück zu machen, und das sei dann doch mehr werth, als so ein allgemeines.

Er mußte sich einstweilen zufrieden geben, doch ließ ihn sein Aerger die halbe Nacht nicht schlafen.

Doctor Faust hatte in dem Gasthause, wo er wohnte, ein auserlesenes Nachtessen bestellt. Die Gäste versammelten sich und er empfing

jeden mit beſonderer Höflichkeit. Die Küche des Herrn Schmalzigaug war berühmt, aber heute übertraf ſie noch ihren guten Ruf. Die Wahl der Speiſen war ſchon trefflich, aber die Zubereitung vollends unübertrefflich. Sie aßen mit Behagen und tranken nicht allzu mäßig den köſtlichen Wein. Die Unterhaltung war lebhaft und intereſſant — aber von einem Wunder war noch keine Rede.

Erſt als der Nachtiſch aufgetragen wurde, erhob ſich Doctor Fauſt und ſprach zu ſeinen Gäſten: „Meine Herren, Sie waren ſo freundlich gegen mich, daß ich die ſchönen Tage, die ich in Ihrer freien Stadt zugebracht, nie vergeſſen werde. Sie werden daher den Wunſch natürlich finden, daß auch Sie künftig noch mit freundlicher Erinnerung meiner gedenken möchten. Darum werden Sie erlauben, daß ich Sie mit einer Kleinigkeit überraſche, die Ihnen mein Gedächtniß wenigſtens zu einer Zeit im Jahre, im Herbſte nämlich, wieder lebendig zurückzurufen geeignet ſein dürfte. Man baut hier viel Wein; gedenken Sie meiner bei jeder künftigen Weinleſe. Ich knüpfe mein Andenken zu dem Ende an dieſen Weinſtock.“

Und wie er das ſagte, deutete er mit ſeinem Meſſer auf eine Platte. Es war das wohl kein Weinſtock, ſondern ein künſtlich von dem Zuckerbäcker aufgebauter Thurm. Die Gäſte ſahen das Backwerk mit Befremdung an und meinten, er wolle ſie täuſchen. Aber indem ſie noch darauf hin ſahen, war der Kuchenthurm verſchwunden und an ſeiner Statt ſtand ein ſchöner Weinſtock auf der Platte und an dem Weinſtock hingen die ſchönſten großbeerigen Trauben.

„Nun, als ſie das Wunder ſtaunend betrachteten, forderte er ſie auf, Jeder ſolle eine der Trauben ergreifen und ſein Meſſer an ihren Stiel anſetzen, aber ja nicht ſchneiden, bis er wieder herein komme. Er müſſe ſich einen Augenblick entfernen. Sie thaten, wie er verlangt hatte. Jeder ergriff die Traube, die ihm gefiel und ſetzte das Meſſer an. „Haben Sie Ihre Traube gefaßt?“ fragt er nun. „Ja! ja!“ war die Antwort. „Nur ja nicht geſchnitten!“ warnte er. „Denn Sie ſehen im Augenblick Trauben, Sie halten aber etwas ganz Anderes, was ſie nicht abſchneiden werden.“ Nun ging er zur Thüre hinaus, kam aber im Augenblicke wieder herein. Sie ſaßen noch in Erwartung und Jeder hielt ſein Meſſer bereit. „Gefällt Ihnen nun, was ſie halten, ſo ſchneiden Sie es immerhin ab!“ ſagte er.

Aber Keiner ſchnitt, denn Jeder hielt nicht ſeine Traube, ſondern ſeines Nachbars Naſe in der Hand.

Keiner hatte Luſt zu ſchneiden. Nur der Chirurg Hiller, der über-

haupt gern ſein Meſſer führte, hatte große Luſt, die dicke rothblaue Traube, die er hielt, jetzt die Naſe des Senators Feierabend abzuſchneiden. Er fürchtete jedoch, er müſſe ſie ihm dann wieder unentgeltlich anheilen. Von ſolchen Kuren aber — die nicht bezahlt wurden, war er kein Freund. Doctor Fauſt war ſchon in der Frühe des andern Tages abgereiſt.

10.

Doctor Fauſt tractirt mit einer Schüſſel Hechte.

Als Doctor Fauſt einmal zu Fuße durch das Thüringerland wanderte, geſellten ſich einige junge Männer zu ihm, welche die nämliche Straße gewählt hatten. Gegen Abend kamen ſie im Gebirge in einem kleinen Dorfe müde und hungrig an und ſuchten das einzige kleine Wirthshaus auf. Es war ſtill drinnen und die Thüre war verriegelt. Auf ihr Rufen und Klopfen öffnete die Wirthin die Thüre, ſtreckte den Kopf heraus, und als ſie die zahlreiche Geſellſchaft ſah, rief ſie erſchrocken: „Liebe Herren, ich kann Euch nicht beherbergen. Ihr ſeht, mein Häuschen iſt klein und hat für ſo Viele nicht Raum. Auch bin ich aufs Herbergen gar nicht eingerichtet, beſonders nicht für ſo anſtändige Herren. Geht noch ein Stündlein weiter, da kommt Ihr in ein großes Dorf, wo die Landſtraße durchgeht, da iſt auch ein großes vornehmes Gaſthaus, wo Ihr gut aufgehoben ſeid.“

Einer von der Reiſegeſellſchaft ſeufzte da laut auf und geſtand, daß er todtmüde ſei und durchaus zuvor ausruhen und etwas genießen müſſe, ehe er weiter gehen könne. Zwei, drei der Andern erklärten ſich gleichfalls zu müde, um noch eine Stunde Wegs nach dem großen Dorfe zurückzulegen. Da wendete ſich Doctor Fauſt zu der Wirthin und bat ſie: „Laßt uns denn nur auf ein paar Stunden ein, gute Frau. Wenn wir eine Weile ausgeruht haben, gehen wir wieder weiter. Und während wir ſitzen und ruhen, ſoll Euer Mann uns nur etwas Gutes aus Eurem Keller bringen, damit wir uns erquicken und die Zeit vertreiben.“ — Da lachte ſie aber recht herzlich und rief: „Ja, ja! Mein Alter iſt aber nicht zu Hauſe und etwas Gutes könnte er Euch auch nicht aus dem Keller bringen. Unſer Bier iſt uns ſauer geworden und darum iſt er eben heute gegangen, ein Fäßchen neues zu holen.“ — „So laßt uns nur in Eurer Stube eine Stunde ſitzen. Dann werde ich wieder gehen können,“ ſagte der Müde. Sie öffnete nun die Thüre, die Wandergeſellſchaft

trat ein und Jeder machte es ſich auf der Bank oder einem hölzernen Stuhle ſo bequem als möglich.

Als ſie ſo ſaßen, ſagte Einer: „Ich habe hölliſchen Hunger. Man wird doch Etwas zu eſſen bei Euch bekommen können?“ — „Zu eſſen?“ fragte ſie. „Wir wirthſchaften nur mit Bier, und wenn die Bauern aus dem Dorfe Etwas dazu eſſen wollen, bringen ſie ſich's mit, eine Wurſt, ein Stück Speck oder Käſe, was Jeder denn gerade im Hauſe hat. Wir können keine Eßwaaren in Vorrath halten; da verdirbt Einem mehr, als die Wirthſchaft erträgt.“

„O,“ rief nun ein Anderer, „wäre ich heute nur noch in der Stadt über Mittag geblieben! Sie hatten dort einen zwölfpfündigen Hecht in dem Gaſthauſe. Ich ſah zu, wie ihn der Wirth im Hofe ausnahm und zurechtrichtete. Ja, hätte ich jetzt nur ein tüchtiges Stück davon. Wie reut es mich, daß ich nicht noch geblieben bin!“ Da fragte ihn Doctor Fauſt, ob er denn ſo große Luſt nach Hechten habe. „Gewiß!“ rief er. „Ich liebe überhaupt eine Schüſſel mit Fiſchen, aber die Hechte ziehe ich doch allen andern vor.“ — „Gut,“ verſetzte Fauſt. „Ich will doch ſehen, ob mein Koch nicht etwa einige bereitet hat. Freilich, zwölfpfündige hat man ſelten, aber man rühmt ja die kleinen, die man „Jeſuiterhechte“ nennt, als die beſten.“

Mit dieſen Worten klopfte er mit dem Fingerknöchel an die Fenſterſcheibe und rief: „Bringe ſchnell, was Du haſt.“ Dann griff er nach einigen Minuten zum Fenſter hinaus und brachte eine große tiefe Schüſſel voll trefflich zubereiteter „Jeſuiterhechte“ herein und dann auch eine ſehr große Zinnkanne. Indem er Beides auf den Tiſch ſtellte, wünſchte er ſeinen Reiſegefährten guten Appetit und reichte die Schüſſel herum, zuerſt dem Hungrigen.

Die Wirthin ſtaunte, doch beſann ſie ſich ſchnell und brachte alle Teller und Meſſer und Gabeln, die ſie hatte, herbei, und da ſie die Kanne ſah, holte ſie auch Biergläſer. „Weingläſer,“ ſagte ſie, „haben wir nicht.“ Der Hungrige lebte wieder neu auf. Schon der Anblick des Hechtes auf ſeinem Teller erfüllte ihn mit neuem Leben. Er machte ſich ſchnell darüber her. Die Andern aber ſahen nur und ſtaunten und Keiner hatte rechten Muth zuzugreifen, obgleich die Hechte ſehr einladend ausſahen. Inzwiſchen hatte Fauſt die Gläſer gefüllt und lud ſie ein, ſich ſeinen „Tiſchwein“ ſchmecken zu laſſen. Sie zögerten aber und Einer ſah den Andern zweifelnd an und ſchien ſagen zu wollen: „Ich möchte wohl, aber ich traue nicht. Das iſt nicht natürlich.“

Da ſie jedoch ſahen, wie der Hungrige ſeinen Fiſch mit Behagen

vergehrte und dazwiſchen die treffliche Zubereitung lobte, da faßte ein Anderer Muth und ergriff ein Glas und nahm einen Schluck. „Was tauſend!“ rief er nun. „Gar Rheinwein?“ und trank das Glas leer. Da konnten auch die Anderen nicht mehr länger widerſtehen. Sie ließen ſich die Hechte trefflich ſchmecken und den Rheinwein nicht minder. Und Keinem ſchadete weder Fiſch noch Wein.

Wohlgeſtärkt und erfriſcht ſetzten ſie dann ihre Reiſe bis zu dem großen Dorfe fort. Aber die Reiſegefährten ſahen doch von nun an den Doctor Fauſt zwar mit ſehr ehrerbietigen, aber doch mitunter zweifelhaften Blicken an. Doch der Hungrige, jetzt aber Geſättigte, machte ihren Bedenklichkeiten ein Ende. Er trat zu dem unbekannten Mitreiſenden und fragte ihn: „Mein Herr, es mag Euch wohl unhöflich ſcheinen, allein ich kann nicht anders, ich muß wiſſen, wer der Mann iſt, der uns auf ſo unbegreifliche, wundervolle und angenehme Weiſe mit Speiſe und Trank erquickt und geſtärkt hat, daß wir die Wanderung wieder fortſetzen konnten. Entſchuldigt darum meine Frage und ſagt uns offen: wer ſeid Ihr?“

Da antwortete der Gefragte: „Ihr habt wohl Alle ſchon einmal von einem ſehr verſchieden beurtheilten Manne gehört, den man Doctor Fauſt nennt? — Der bin ich.“

Wie jubelten da Alle, begrüßten ihn mit herzlichem Vertrauen und dankten ihm, daß er ſie ohne Aufforderung mit einem Beiſpiele ſeiner übernatürlichen geheimen Macht erfreut habe.

11.

Die Helden des Trojaniſchen Krieges.

Auch in Erfurt hielt ſich Doctor Fauſt mehrere Jahre auf, und ſeine gelehrten Vorleſungen an der dortigen Hochſchule waren immer von den Studenten, deren viele nur ſeinetwegen dieſe Univerſität gewählt, ſehr zahlreich beſucht. Einſt behandelte er in ſeinen Vorträgen die Gedichte des Homer. Bei dieſer Gelegenheit ſchilderte er ſeinen Zuhörern die Helden des Trojaniſchen Krieges, den Agamemnon, Menelaos, den kräftigen Achilles, Ajax u. ſ. w. ſo lebhaft, daß ſie glaubten, ſie ſähen ſie vor ſich. Am Schluſſe der Stunde ſammelten ſich mehrere Studenten beim Weggehen um ihn und bezeigten ihm ihre Bewunderung, wie er ihnen die Haltung, Geſtalt, die Haare, ja ſelbſt die Geſichtszüge jedes

Einzelnen, gleichsam wie im Bilde vorgeführt habe, daß sie nun Jeden zu kennen glaubten. Sie begriffen aber nicht, wie es ihm möglich gewesen, sich in seiner Vorstellung Jeden so verschieden von den Andern auszubilden.

„Das ist nicht so schwer, wenn man sie einmal persönlich vor sich gesehen hat!“ antwortete er ihnen. „Ja,“ antwortete Einer, „Ihr Geist, Ihre Einbildungskraft hat sie Ihnen so vorgeführt. Aber doch bleibt es etwas Erstaunliches, daß Ihnen diese Schöpfung Ihrer Phantasie so treu geblieben ist, daß Sie sie uns nun ohne Verwechselung vorführen konnten.“ Er aber schüttelte den Kopf und berichtigte ihre Gedanken: „So habe ich's nicht gemeint. Nein, ich habe diese bewunderungswürdigen Helden alle einzeln persönlich vor Augen gehabt und mir durch ihre Anschauung ihre Bilder so eingeprägt, daß ich sie meinen Zuhörern so schildern konnte, wie ich gethan habe.“

„Persönlich gesehen?“ fragten die Studenten. „Wie war das möglich? Sie sind doch kaum fünfzig Jahre alt und wollen doch nicht schon gleichzeitig mit diesen griechischen Helden gelebt haben?“ — „Ich habe jetzt Eile,“ versetzte Dr. Faust, „und kann darum diesen Gegenstand nicht erschöpfend mit Ihnen besprechen. Durch meine Beschreibung habt Ihr die Helden doch nur gleichsam durch meine Augen gesehen. Es wird besser sein, wenn Ihr sie durch Eure eigenen Augen sehet. Denn derselbe Gegenstand spiegelt sich in jedem Auge anders. Findet Euch Alle in der nächsten Vorlesung ein. Ich will Euch dann die Helden des Trojanischen Krieges persönlich erscheinen lassen.“ Damit schied er von ihnen.

Mit dem größten Jubel wurde dieses Versprechen von seinen Zuhörern aufgenommen. Sie erzählten es sogleich ihren Bekannten, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich durch die ganze Stadt die Nachricht, daß der Dr. Faust in der nächsten Vorlesung über den Homer seinen Zuhörern die Trojanischen Helden leibhaftig vorführen werde.

Niemand zweifelte daran, daß der durch viele unbegreifliche Thaten so berühmte Dr. Faust auch dieses außerordentliche Versprechen erfüllen werde. Es war darum nicht zu verwundern, daß sich bei der nächsten Vorlesung der Hörsaal nicht nur von Studenten, sondern auch von den Gelehrten und sogar von manchen ehrsamen Bürgern aus der Stadt so dicht füllte, daß sie wie die Häringe aufeinander gepackt standen, so daß für die Erscheinung der Helden nur noch ein kleiner Raum und schmaler Gang von der einen Thür zur andern frei war.

Dr. Faust kam mit dem Glockenschlage herein, schien es aber gar nicht zu beachten, daß der Hörsaal heute so überfüllt war. Er that auch

gar nicht vergleichen, als erinnere er ſich noch an ſein Verſprechen, ſondern fuhr in ſeiner Vorleſung über das Homeriſche Gedicht fort, wo er früher ſtehen geblieben war. Als die Glocke nun aber die halbe Stunde angezeigt, hielt er eine kleine Weile inne, klappte ſein Buch zu und ſprach zu der Verſammlung: „Wir brechen für heute hier ab, um die perſönliche Bekanntſchaft der in dieſem Gedichte vorkommenden Helden zu machen.“ Er bat nun noch einige Perſonen, die ſich zu weit vorgedrängt hatten, etwas zurückzuweichen, und wendete ſich dann mit feierlichem Ernſte nach der Thüre und ſprach: „Zuerſt führe ich Euch den Mann vor, der von dem Trojaniſchen Prinzen Paris durch den Raub ſeiner Gemahlin Helena ſo tief in ſeinem Hausrechte gekränkt war, daß er das ganze Griechenvolk zur Rache für dieſe ſchändliche That aufforderte und ſo die Veranlaſſung zu dem Trojaniſchen Kriege gegeben hat.“ Und mit erhobener Stimme rief er nun: „Edler Menelaos, zeige Dich!“

Da öffnete ſich die Thür und herein trat ein ernſter, ſtattlicher Mann in der Kleidung und im glänzenden Harniſch, mit Helm, Schwert und Schild der alten griechiſchen Heerführer. Er ſchritt bis in die Mitte des freien Raumes, wendete ſich nach allen Seiten des Hörſaales und ging dann durch die andere Thüre hinaus. Nach einer kleinen Pauſe, in der die Zuſchauer ſich flüſternd ihre Bemerkungen und ihr Staunen mittheilten, rief nun Fauſt: „Nun erſcheine Du, der weiſe und edle Führer des Griechenheeres in ſeinem Kampfe gegen Troja, Agamemnon, tritt herein!“ Und auf gleiche Weiſe trat nun Menelaos' Bruder, der edle Agamemnon, herein, und nachdem er ſich Allen gezeigt, verſchwand er durch die andere Thüre. „Nun komme Du, tapferſter und geprieſenſter junger Held Achilles!“ forderte Fauſt ihn auf. Und ein junger, kräftiger, etwas trotzig kühn um ſich blickender Mann in einer prachtvollen Rüſtung trat herein. Jeder, wer auch nur Homer's Gedicht geleſen, erkannte Achilles, den ſtattlichſten Helden der Griechen. Er trug die ſchöne Rüſtung, die ihm ſeine göttliche Mutter Thetis durch Hephäſtos hatte ſchmieden laſſen. In der Linken hielt er den künſtlichen, weltberühmten Schild. Nachdem er, wie die Vorigen, ſich Allen gezeigt, ging er etwas unzufrieden den früher Erſchienenen nach.

Nun ſprach Dr. Fauſt: „Aber Ehre, dem Ehre gebühret! Auch unter den Trojanern kämpfte ein tapferer Held, den Homer in ſeinem Gedichte als würdigen Gegner des Achilles rühmt. Auch dieſen müſſen wir ſehen. „Hektor, Du kräftiger Hort Deiner Vaterſtadt, zeige Dich unſern Blicken!“ Auch Hektor erſchien und verſchwand, wie die Früheren. Dann kamen die beiden Ajaxe, Diomedes, Patroklos und viele Andere.

Sagen von dem berüchtigten Schwarzkünstler
Dr Faust.

Nach einer Pauſe fuhr er, zu den Zuhörern gewendet, fort: „Die Zeit iſt zu kurz, ſie Alle herbeizurufen. Doch es wäre wohl nicht unintereſſant, auch die Frau perſönlich kennen zu lernen, die die einzige Veranlaſſerin des unſeligen Krieges war, jene treuloſe, pflichtvergeſſene Gemahlin des Menelaos, die ſich von dem Trojaniſchen Prinzen aus dem Palaſte ihres Gemahls rauben und nach Ilion entführen ließ. Helena, erſcheine an der Seite Deines Räubers Paris!“

Die Thür öffnete ſich wieder und herein trat Helena, geführt von dem Trojaniſchen Prinzen Paris. Sie ſchritt aber weder ernſt, wie die Helden herein, noch beſchämt, wie es ſich für ſie ſchickte, ſondern mit etwas freiem, halblächelnden Blicke, doch von Vielen der Anweſenden angeſtaunt um ihrer immer noch wunderbaren Schönheit willen. Als ſie ebenfalls weggegangen waren, ſagte Fauſt: „Zum Schluſſe müſſen wir aber doch noch eine Erſcheinung betrachten, deren nähere und keineswegs angenehme Bekanntſchaft der bei den Griechenhelden um ſeiner Liſt und ſchlauen Beredtſamkeit willen ſo hoch geachtete Odyſſeus oder Ulyſſes von Ithaka gemacht hat. Ich rufe ihn, weil man ſonſt glauben möchte, er ſei nur eine von dem Sänger der Irrfahrten des Odyſſeus erdichtete Erſcheinung. Du Rieſenungeheuer, Polyphemos, erſcheine! Hier iſt Niemand, der nicht wünſchte, Deine Bekanntſchaft zu machen.“

Da erſcholl draußen vor der Thüre eine furchtbare Stimme: „Wo iſt der verwünſchte Niemand?“ und zugleich wurde die Thüre krachend aufgedrückt und vorgebückt drückte ſich zwiſchen den Pfoſten eine ungeheure Rieſengeſtalt herein. Aber als ſich Polyphemos drinnen aufrichten wollte, ſtieß er mit dem Kopfe an die hohe Decke des Hörſaales und mußte den Kopf neigen und mit gebogenen Knieen ſtehen. Sein verwirrtes Haupt- und Barthaar war kupferroth, mitten auf der niedrigen Stirne hatte er ein einziges ſchielendes graues Auge, mit dem er fortwährend blinzelte. Sein Geſicht war, als wäre es von einem rohen Steinmetz aus Stein gemeißelt. Als er in der Mitte des Saales ſich umdrehte, ſah er einen kleinen, etwas ſtark beleibten Bäcker mit dicken Hängebacken ſtehen, der ſich auch unter die Zuſchauer hereingedrängt hatte. Dieſen blickte er mit ſolcher Luſt an, verzog dabei den Mund und leckte mit ſeiner Zunge die rauhen Lippen, als gelüſtete ihn nach ſolchem fetten Biſſen.

Der dicke Bäcker ſah aber mit Schrecken um ſich und ſuchte, wohin er entrinnen könnte, denn es war ihm plötzlich klar geworden, daß das Ungethüm beſondern Appetit nach ihm habe. Und als der Rieſe nur einen Schritt näher nach ihm hintappte, ſchrie er auf einmal in ſeiner

Angſt laut auf: „Er frißt mich, er will mich freſſen, wie er auch mit den Begleitern des Odyſſeus gethan.“ (Der Bäcker hatte nämlich einſt ſtudiren wollen und die Schulen beſucht, daher wußte er noch die Geſchichte.)

Bei der Angſt und dem Unbehagen, das alle Anweſenden bei dem Anblicke des Rieſen fühlten, brach doch hier und da in der Verſammlung ein Lachen aus über den verzweifelnden Bäcker. Darüber erzürnt, ſtieß Polyphemos nun mit ſeinem dicken Eiſenſpieße einigemal ſo heftig auf den Boden, daß der Saal und das ganze Haus erzitterte, und ging nicht, wie die Vorgänger nach der Ausgangsthür, ſondern benahm ſich gerade ſo, als beabſichtigte er hier zu bleiben.

Da ſah ihn Dr. Fauſt mit ernſtem, ſtrafenden Blicke an und winkte ihm mit dem Finger nach der Thür. Und zahm wie ein Lamm ſchritt er nun dahin, ſah ſich aber doch noch einmal nach dem fetten Bäcker um. Dann bückte er ſich tief nieder und zwängte ſich zu der Thür hinaus. Alle Anweſenden athmeten nun wieder auf.

Man war allgemein zufrieden, als Dr. Fauſt damit die Vorleſung ſchloß.

12.

Der ſchnelle Ritt des jungen Pfalzgrafen.

Während Dr. Fauſt an der Hochſchule zu Wittenberg Vorleſungen hielt, zog der Ruf dieſes weitberühmten Profeſſors die vornehmſten jungen Leute dahin. So ſtudirte daſelbſt auch ein junger Pfalzgraf, der Sohn des Kurfürſten von der Pfalz. Die Eltern ſolcher jungen Leute hielten es für ein großes Glück, wenn er ihre Söhne ſeiner nähern Aufſicht und ſeines Umganges würdigte. Darum war auch dieſer Pfalzgraf an ihn empfohlen und pflegte ſich in allen ſeinen Angelegenheiten bei dem berühmten Manne Rath zu erholen.

Eines Tages kam er nun auch wieder in großer Eile und Aufregung zu ihm und erzählte, daß der König von Frankreich in den nächſten Tagen nach Heidelberg komme. Er werde, wie ſich das gebühre, ohne Zweifel an dem Hofe ſeines Vaters mit großen Feierlichkeiten empfangen, und natürlich gäbe es bei dieſer Gelegenheit große Feſtlichkeiten. Er brannte nun vor Begier, um dieſe Zeit in Heidelberg gegenwärtig zu ſein, hauptſächlich auch, den mächtigen König von Frankreich zu ſehen.

Dr. Faust machte ihn darauf aufmerksam, daß dadurch eine längere Unterbrechung seiner Studien veranlaßt, und daß auch sein Herr Vater, der Kurfürst, es nicht gern sehen werde, wenn er, um der Befriedigung seiner Neugierde und um des Vergnügens willen, seine Studien versäumte. Auch glaubte er, wenn der Kurfürst seine Anwesenheit für angemessen oder nothwendig gehalten hätte, so würde er ihn ohne Zweifel dazu eingeladen haben.

„Das würde mich Alles nicht abhalten," erwiderte der junge Pfalzgraf im Feuer seiner Aufregung. „Wenn ich nur bis übermorgen früh schon dort sein könnte; denn alsdann soll der König schon seinen Einzug halten. Und gerade die Feierlichkeiten des Einzuges und des Empfangs durch den Kurfürsten, meinen Herrn Vater, wären mir besonders interessant. Aber wie bis dahin hinkommen? Das allein ist es, was mich so in Eifer bringt. Deswegen bin ich hergekommen, mir Ihren Rath auszubitten."

„Was läßt sich da rathen, wenn Sie das Unmögliche fordern?" antwortete der Doctor. „Sie wissen selbst, wie weit die Entfernung ist von hier bis Heidelberg, und haben ja zu Ihrer Hierherreise schon mehr Tage gebraucht, als der Besuch und die Festlichkeiten dauern werden. Sie kennen auch die schlechten Wege, die man passiren muß. Wie wollen Sie in den zwei Nächten und einem dazwischen liegenden Tage die weite Reise machen? Zu Wagen geht es ohnehin langsamer — und zu Pferde? Ja, wo finden wir ein Pferd, das ohne zu ruhen von Wittenberg bis Heidelberg laufen könnte; abgesehen davon, daß auch hierzu die Zeit viel zu kurz wäre."

„Das weiß ich, das weiß ich Alles," versetzte er. „Ich sehe es ja ein, daß gewöhnliche Reisemittel hier nicht helfen können. Aber ich kenne Ihr tiefes Wissen von den Kräften und Geheimnissen der Natur, und Ihre Macht, sich ihre verborgenen Kräfte zu unterwerfen und nutzbar zu machen. Wenn Sie nur wollen, so können Sie mich auch in den Stand setzen, noch zur rechten Zeit nach Heidelberg zu kommen." Er bat und beschwor ihn, ihm doch diesmal zu helfen und versprach, ihn künftig gewiß nicht wieder mit ähnlichen Wünschen zu belästigen.

Dr. Faust widerstand nicht länger. Er versprach ihm, morgen gleich am Nachmittage ein Pferd bereit zu halten, das ihn noch vor der Dämmerung bis an das Thor von Heidelberg bringen werde. — Er erinnerte ihn aber, sich vorher mit Speise und Trank gehörig zu stärken, weil er unterwegs nicht anhalten und einkehren dürfe. Sehr erfreut

über dieſe Zuſage ging der Pfalzgraf nach Hauſe und beſorgte ſeine Vorrüſtungen zu dem weiten Ritt.

Am andern Tage beſuchte er morgens noch eine Vorleſung und ging am Nachmittag mit Dr. Fauſt vor die Stadt, wo ihn ſchon ein Reitknecht mit einem feurigen ſtattlichen Roſſe erwartete. Er ergriff ſogleich den Zügel und wollte aufſitzen. Da belehrte ihn aber Dr. Fauſt noch, daß er vor dem Thore in Heidelberg abſteigen müſſe. Das Pferd könne er ganz unbeachtet laufen laſſen, wohin es wolle, nur dürfe er nicht vergeſſen, ihm beim Abſteigen ſogleich den Zaum abzunehmen. Dieſen ſollte er in die Erde vergraben, und wenn er das Pferd wieder zur Rückreiſe haben wolle, dürfe er nur den Zaum wieder ausgraben und dreimal tüchtig ſchütteln. Dann werde es ſogleich wieder kommen, daß er es nur zu zäumen und wieder aufzuſitzen brauche. Es werde ihn wohlbehalten wieder ebenſo ſchnell nach Wittenberg zurückbringen.

Jetzt ſaß er auf und ſchnell wie der Pfeil vom Bogen fliegt, ging's auf und davon, in ſauſendem Galopp, daß ihm Sehen und Hören verging, immer fort und weiter fort. Die Sonne war noch nicht untergegangen, da ſtieg er ſchon vor dem Thore von Heidelberg ab, nahm den Zaum und vergrub ihn neben dem Wege in einem Acker. Dann ging er durch die Stadt den Burgweg hinauf nach dem ſchönen Pfalzgrafenſchloſſe. Die Thorwächter kannten ihn und ließen ihn unbeanſtandet ein. Im Burghofe begegnete ihm ein alter treuer Diener, der große Freude bezeugte über die ſo unvermuthete Ankunft ſeines jungen Herrn. Er wollte ſogleich gehen, ſeine Ankunft dem Kurfürſten zu melden. „Halt!“ rief da der Pfalzgraf, „ſage heute noch Nichts. Ich bin von einem angeſtrengten Ritte ſehr ermüdet. Führe mich nur nach meinem Gemache und bringe mir heimlich ein Abendbrod. Meinen Herrn Vater will ich erſt morgen bei dem feſtlichen Einzuge durch meine Anweſenheit überraſchen.“ — „So, ſo,“ fragte der Diener. „Bei welchem feſtlichen Einzuge?“ — „Was fragſt Du ſo thöricht? Morgen kommt ja der König von Frankreich und mein Vater hat ihm gewiß einen feierlichen Einzug und Empfang bereitet.“ — „Wer? Der König von Frankreich? kommt der auch ſelbſt noch?“ fragte der Diener ganz befremdet. „Der Geſandte mit ſeinem Perſonal iſt ſchon vor ein paar Tagen gekommen. Er hat ſein Abſteigequartier drunten im Ritter genommen, hat dann ſeine Botſchaft in der Audienz ausgerichtet und war geſtern auch zur Tafel geladen. Morgen geht er wieder ab.“ — „Aber der König kommt ja morgen!“ fiel ihm der Pfalzgraf ins Wort. „Ich kann's nicht glauben,“ verſetzte der Diener kopfſchüttelnd. „Das müßte

man doch schon erfahren haben. Es ist ja gar Nichts gerüstet. Und morgen ist ja eine große Jagd angesagt im Schönauer Forste. Es hat sich dort ein Hirsch, ein Achtzehnender sehen lassen."

„Also kein Einzug? kein Empfang des Königs?" fragte der Pfalzgraf für sich und ging nach seinem Gemache. Da wurde er von einigen andern Hofdienern gesehen und durch einen derselben erfuhr der Kurfürst seine Ankunft, daß er aber müde von der Reise, sich sogleich nach seinem Gemache begeben habe.

„Nun, er mag sich ausruhen, er soll nur ausschlafen, daß er morgen zu der Jagd bei der Hand ist," sagte der Kurfürst und fuhr dann in Gedanken fort: „Warum kommt er nur? Ich bin doch begierig, zu erfahren, was ihn hierher getrieben hat. Doch morgen werd' ich's ja hören."

Aber er erfuhr es nicht. Denn der junge Pfalzgraf machte sich schon am frühen Morgen auf nach dem Thore, grub den Zaum aus, schüttelte ihn dreimal tüchtig, daß die daran hängende Erde abfiel, und als er sich umsah, stand schon sein Roß bei ihm. Er legte ihm den Zaum an, stieg auf und sogleich rannte es wieder pfeilschnell von dannen. Am Mittage stieg er schon wieder an derselben Stelle ab, wo er gestern sich aufgesetzt hatte. Und am Nachmittag besuchte er auch wieder eine Vorlesung.

Die kurfürstlichen Jäger und das Gefolge hatten sich am Morgen versammelt. Nur der Kurfürst zögerte noch in seinen Gemächern, seinen Sohn erwartend. Da dieser aber so gar zu lange ausblieb, schickte er einen Diener, ihn zu rufen. Allein der junge Pfalzgraf war verschwunden. Das kam ihm bedenklich vor. „Er kommt unvermuthet und verschwindet wieder, ohne sich mir zu zeigen?" sagte er. Er war in gerechter Sorge um ihn.

Gleich nach der Jagd ließ er nach Wittenberg schreiben und erkundigte sich, ob denn sein Sohn dort sei, oder ob er, und wann er etwa abgereist wäre. Der Vertraute des Kurfürsten, an welchen diese Anfrage gerichtet ward, schrieb ihm zurück, der junge Pfalzgraf sei ein Muster eines fleißigen Studenten. Er habe in dem ganzen bisherigen Lehrcurse noch nie eine Vorlesung versäumt und er selbst habe ihn in der letzten Zeit zufällig selbst gesehen, er könne also auch nicht abgereist gewesen sein.

„Unbegreiflich!" rief der alte Herr aus, nachdem er den Brief gelesen hatte. „Dort ist er täglich gesehen worden, aber hier haben ihn

doch auch die Diener gesehen und gesprochen. Wie geht das zu? Sollte er gar ein Doppelgänger sein?“ — Es war und blieb ihm ein ungelöstes Räthsel.

13.

Die Weinprobe in dem Keller des Bischofs von Salzburg.

Auf den Fastnachtsabend hatte Dr. Faust in Wittenberg drei Studenten zu sich geladen. Es waren flotte, reiche Burschen, die oft mit ihm zusammen kamen und sich immer seiner Schwänke erfreuten und gern selbst mitmachten, so viel sie konnten. Als sie so in fröhlichen Gesprächen beisammen saßen, sagte der Eine zu Faust: „Es ist heute Fastnacht, und wir sitzen da in der Stille beisammen wie echte Philister. Alle Welt mache sich heute lustig und Jeder sucht auf seine Weise irgend eine Mummerei oder einen Schwank auszuführen. Denn auf diesen Tag darf man sich schon Etwas erlauben; da wird's nicht so haarscharf genommen. Drum, lieber Doctor, denkt Etwas aus, daß wir auch eine Kurzweil treiben.“

„Ich wüßte schon Etwas,“ antwortete Faust. „Wir könnten etwa den Weinkeller des Bischofs von Salzburg besuchen und dort als ungeladene Gäste einmal eine Weinprobe halten. Der Bischof soll ein Kenner sein, und in seinem Keller lagern die edelsten Weine, nicht nur aus der Umgegend, sondern aus allen guten Weinorten, Rheinwein, Moselwein, Ungarwein, französische Rothweine, spanische Malagaweine — kurz alle Sorten. Es verlohnte sich schon der Mühe, sie der Reihe nach durchzukosten. Bei dem besten Fasse ließen wir uns dann häuslich nieder und tränken dann noch bis in den Aschermittwoch hinein.“

Die Gäste fanden den Vorschlag ganz vortrefflich, nur fragte einer von ihnen: „In Salzburg? Aber das Salzburg ist ja so weit von Wittenberg, wie kommen wir da heute noch hin?“ Lachend antwortete Faust mit einem Seitenblick auf seinen Diener: „Dafür lassen wir diesen sorgen. Sprich, Mephisto, kannst Du uns in einer halben Stunde nach Salzburg bringen?“ — „Wenn die Herren sogleich aufsteigen wollen,“ versetzte Mephisto, „ein Fuhrwerk steht schon im Garten bereit.“

Sie gingen laut jubelnd in den Garten. Da stand des Gärtners Doppelleiter, und Mephisto lud sie ein, nur ohne Umstände aufzusteigen. Dr. Faust stieg zuerst hinauf und setzte sich mit seinem Federhut zu

oberſt auf die Sproſſe, den einen Fuß auf dieſe, den andern auf jene Seite. Sein Diener ſetzte ſich zu ihm, indem er ſagte: „Als Kutſcher muß ich dieſen Sitz einnehmen.“ Die drei Studenten vertheilten ſich auf die übrigen Leiterſproſſen. Kaum ſaßen Alle, ſo erhob ſich die Leiter mit ihnen, flog ſauſend durch die Luft, und in wenigen Augenblicken ſank ſie nieder und ſtellte ſich plötzlich in einem ganz dunkeln Raume feſt. Der Diener ſprang ſchnell von ſeinem Sitze und brachte alsbald eine hellleuchtende Lampe, die er auf den Tiſch ſtellte.

„Ei, das iſt ja ſchon trefflich für unſer Vorhaben eingerichtet!“ rief ein Student. „Hier iſt ein wohlverſorgter Tiſch; da ſind Kannen und Becher bereit. Wir dürfen unſere Weinprobe nur anfangen.“ Sie gingen nun von Faß zu Faß und verſuchten die Weine. Es dauerte nicht lange, ſo hatten ſie ein Faß gefunden, deſſen Inhalt nach Fauſt's Meinung in voller Ruhe und Behaglichkeit näher geprüft werden mußte. Er zapfte einige Kannen voll und ſie ſetzten ſich zu dieſen um den Tiſch und probten den köſtlichen Trunk in vollen Zügen. Sie ſcherzten, ſie lachten, ſie ſtießen mit den Bechern an und tranken einander zu auf ihr Wohl. Da ſprach endlich Mephiſto: „Wenn es erlaubt iſt, meine Herren, ſo möchte ich Ihnen doch den Vorſchlag machen, daß Sie auf das Wohl unſeres hochwürdigen Wirthes, des Herrn Biſchofs von Salzburg Gnaden, mit einander anſtoßen möchten. Der hochwürdige Herr ruht zwar nun ſchon in ſeinen Federn und ahnt nicht, welche Ehre Sie ihm anthun, und zugleich, welches Verdienſt Sie ſich um ſeinen Weinkeller durch Ihre Probe erwerben. Es iſt keine leichte Aufgabe, unter ſo zahlreichen Bewerbern um den erſten Rang den Würdigſten herauszufinden. Aber er wird große Freude darüber empfinden, wenn er morgen in der Frühe erfährt, welche Kenner ſeine Weine geprüft, und daß Sie ſeinem Leibfaſſe den erſten Preis zuerkannt haben. Alſo: auf das Wohl des hochwürdigen Herrn!“ Alle ſtießen jubelnd an und tranken, und ſie ſangen laut:

„Den wir am allerliebſten ha'n
Der liegt in Biſchofs Keller.
Er hat ein ſchwarzbraun Röcklein an,
Sein Nam' iſt Muskateller.“

Sie ſtießen wieder und wieder an und tranken aus und ſchenkten wieder ein und jubelten laut ſchreiend, und mit jedem Becher erhöhte ſich ihre Luſt und ihr Geläume.

So laut es in dem tiefen Keller herging, ſo ſtill war es oben im Schloſſe. Der Biſchof, ein ſchon bejahrter Herr, lag ſchon lange in

ſeiner Ruhe; die Dienerſchaft hatte ſich nach der Stadt hinunter begeben, um die luſtigen Mummereien und Faſtnachtsſchwänke mit anzuſehen oder mitzumachen. Nur der dicke Kellermeiſter, den ſie wegen ſeiner Schwachheit für den Wein zum Spotte nur den Herrn Trinkulo nannten, war allein zurückgeblieben. Er hatte zwar ſeine gewöhnliche Kanne zum Nachttrunke ſchon geleert, doch meinte er, heute zur Feier der Faſtnacht müſſe er doch auch ein Uebriges thun; er habe ja auf jedes andere Vergnügen verzichtet, dafür wolle er ſich noch einen Schluck vom Beſten holen.

Er ging mit dem Schlüſſelbunde und der Kanne; doch als er die gewohnten Stufen nach der Kellerthüre hinabſtieg, hörte er den Geſang und den Lärm der Zecher drinnen. Er blieb vor der Thüre ſtehen und überlegte. „Was iſt das? Sind da Diebe drinnen? — Nein, die wären vorſichtiger, ſtiller! — Sind's Geiſter? Wie wären ſie ſonſt hineingekommen? Die Thür iſt ja verſchloſſen und hier habe ich die Schlüſſel. Ich begreif's nicht, was das ſein kann!" Endlich dachte er aber, es ſei hier ſein Amt und Beruf, den Keller zu überwachen, und wenn er auf Berufswegen gehe, und ſich gehörig bekreuze, ſo dürften ihm die böſen Geiſter nichts thun. Er ſchloß auf, ohne daß man ihn hörte und trat muthvoll ſchnell gegen den Tiſch, indem er ſich bekreuzte und laut rief: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn."

Die Geſellſchaft ließ ſich aber dadurch gar nicht ſtören. Sie ſangen gerade wieder verſchiedene Lieder durcheinander, Jeder ſein beſonderes, und jubelten und ſchrien. Dr. Fauſt aber hatte ihn geſehen, er füllte einen Becher, reichte ihn dem Ankommenden entgegen und rief: „Hoch dem Kellermeiſter, hoch!" Die Andern ſtießen an und tranken. Der Kellermeiſter wollte nicht unhöflich ſein; es möchte die Herren beleidigen, wenn er nicht Beſcheid thue. Er ſetzte den Becher an und trank. Aber, als hätte ihn der Schlag gerührt, ſank er auf einen Stuhl hin und rief: „Ei Du meine Güte! Ach, ach, ich bin des Todes!" — „Was?" fragte Fauſt, „des Todes? Das war ja kein Gift, Meiſter Trinkulo. Es iſt reiner, guter Wein, ein wahres Lebenselixir." — „Eben darum!" ſchrie nun der Kellermeiſter erboſt. „Wer hat Euch das Faß angewieſen? Das iſt gerade der Beſte im ganzen Keller, Seiner Hochwürden Gnaden Höchſteigener Leib- und Magenwein. Wer heißt Euch den ſaufen? Spitzbuben ſeid Ihr! Wo ſeid Ihr hereingebrochen?"

Da brachte Mephiſto ſchon die Gartenleiter herbei und rief: „Setzt Euch auf, Ihr Herren, damit wir dem guten Kellermeiſter zeigen, wie man in dieſen Keller kommt. Nehmt ihn aber mit, ſonſt glaubt er's

nicht.“ Inzwiſchen hatten Alle die Sproſſen der Leiter erſtiegen, Doctor Fauſt hatte den dicken Trinkulo am Kragen gepackt, und „hurrah!“ ging's zum Keller hinaus. Der Kellermeiſter konnte nicht ſagen, wie er hinausgekommen war, ob durch die Thür, ob durch ein Kellerloch oder gar durch das Gewölbe ſelbſt. Nur Das wußte er, daß er plötzlich auf einem ſehr hohen Baume zwiſchen den Aeſten niedergeſetzt ward, während die Leiter mit den Uebrigen davon flog.

Er ſchrie um Hilfe, denn er getraute ſich nicht hinabzuſteigen. Allein er wurde nicht gehört. Von der Stadt her hörte er keinen Laut, und doch waren dort die Luſtbarkeiten noch nicht vorüber. Erſt nach einigen Stunden kamen Leute vorbei und hörten ſeinen Hilferuf. „Wie ſeid Ihr denn da hinaufgekommen?“ fragten ſie. „Helft mir nur erſt hinunter, dann will ich's Euch ſchon erzählen. Schon drei Stunden ſitze ich da, wie ein Vogel auf dem Zweige. Ich bin halb erfroren, die Nacht war kalt.“

Es waren Bauern aus einem drei Stunden von Salzburg gelegenen Dorfe. Sie holten eine Leiter und Seile und halfen ihm endlich herunter. Er erzählte ſein Abenteuer aber nicht ſo, wie er es erlebt hatte. Sorgfältig verſchwieg er, daß er in den Keller gegangen war. Er behauptete nur, er ſei einmal vor die Thür des Schloſſes hinausgegangen, um zu hören, ob die Luſtigkeit in der Stadt noch kein Ende nehme, da ſei der leibhafte Satan dahergeflogen, habe ihn bei den Haaren gepackt und auf den Baum geſetzt.

Das Faß mit dem Leib- und Magenwein Seiner Hochwürden Gnaden wollte der ſorgfältige Kellermeiſter am andern Morgen wieder voll füllen. Er fand es aber ſchon bis zum Spunten gefüllt. Da ſchüttelte er den Kopf: „Das begreife ein Anderer. Ich verſteh's nicht. Wenn ſie mir nur keinen ſchlechten Wein hineingefüllt und den guten damit verdorben haben. Ich muß doch gleich verſuchen!“ ſprach er. Er verſuchte, und zu ſeinem Troſte fand er, daß der Wein noch ganz derſelbe, und rein und gut ſei. Er traute aber doch ſeiner Zunge nicht ganz, und mußte ihn pflichtmäßig wieder und wieder verſuchen, ſo oft er in den Keller kam.

Als das Faß leer wurde, was zum Verdruſſe des Biſchofs nur zu bald geſchah, da fand ſich, daß es mit rein gewaſchenen Kieſelſteinen aufgefüllt worden war.

Die Sage von dem Mäuſethurm.

Es geſchah in alten Zeiten — jetzt ſind ſeitdem ſchon wohl neunhundert Jahre vergangen — da war der alte Erzbiſchof von Mainz geſtorben und wurde an ſeine Stelle ein neuer gewählt. Das war der bisherige Abt von Fulda, ein Herzog der Oſtfranken, der als ſolcher Hatto der Zweite genannt ward. Wie den Menſchen oftmals das Alte bei langem Beſitze alltäglich und gleichgültig und darum ſogar verächtlich wird und ſie dem unbekannten Neuen mit friſcher Hoffnung entgegenſehen und es im Voraus rühmen und preiſen, ſo geſchah es auch hier. Der ſtattliche herzogliche Erzbiſchof ward bei ſeinem Einzuge mit großem Jubel empfangen und begrüßt. Alle Stände und Gewerbe hofften, daß der neue Herr allen ſtörenden Uebelſtänden abhelfen und neue Verbeſſerungen einführen werde, die dem Gewerbfleiß und dem Handel förderlich ſein könnten.

Allein die erſte Zeit ſeiner Regierung ging dahin, und es blieb Alles beim Alten. Es verging ein Jahr, und noch eins, und noch etliche, — und man bemerkte nur, daß die Schatzungsgelder pünktlicher eingezahlt werden mußten, und daß auch dem Aermſten keine Borgfriſt und noch weniger ein Nachlaß bewilligt wurde; auch der letzte Kreuzer wurde mit unnachſichtlicher Strenge ausgepreßt. Bald hörte man die Armen ſeufzen: „O, wäre doch der vorige Erzbiſchof noch einmal da! Der hatte doch ein chriſtliches Einſehen mit der Armuth.“

Nun kam zum Glücke der Bedrängten ein ſehr geſegnetes Jahr. Die Felder trugen eine reiche, volle Ernte. Als aber die Leute ihre Früchte zu den Mühlen brachten, um ſie mahlen zu laſſen, hatte der Erzbiſchof ſie alle gekauft oder in Pacht genommen und ſeine Verwalter darauf geſetzt, und dieſe behielten von dem Mehle den vierten Theil als Gebühr für das Mahlen. So ſammelten ſie ihm einen großen Vorrath, den er noch dadurch vergrößerte, daß er um den damaligen wohlfeilen

Preis noch allenthalben die Früchte aufkaufen ließ. Zur Aufbewahrung der großen Vorräthe hatte er eigene Kornhäuser erbauen lassen und über jedes einen eigenen Verwalter gesetzt. Er dachte, daß auf das gesegnete Jahr auch wieder schlimme Zeiten folgen müßten, wie in Egypten auf die sieben fetten sieben magere Jahre gefolgt waren. Dann hoffte er, wie Pharao, großen Gewinn durch den Verkauf seines Vorrathes zu erzielen.

Seine Erwartung hatte ihn nicht getäuscht, die schlimme Zeit trat nur zu bald ein. Schon das nächste Jahr war ein völliges Mißjahr. Ein ungünstiger Winter mit oft wechselndem Frost und Thauwetter, harte Frühjahrsfröste waren gefolgt. Ein regnerischer Sommer war den wenigen Halmen, die sich noch erhalten hatten, hinderlich in der Reife und von den geschnittenen Halmen wuchsen die Körner auf dem Felde aus. Es wurden kaum so viele Früchte geerntet, als man zur Saat ausgestreut hatte.

Nun ging die allgemeine Noth an. Die reichsten Bauern mußten jetzt das Ihrige genau zusammenhalten und noch dazu kaufen, um nur ihr Jahresbrod zu haben, während sie sonst übrig hatten, die Armen mit Brod oder Mehl zu unterstützen. Die Früchte, Mehl und Brod stiegen im Preise so hoch, daß die Handwerksleute, die ihr Brod kaufen mußten, es kaum erschwingen konnten. Die Armen hungerten. Sie dachten nun an des Erzbischofs gefüllte Kornhäuser und strömten in Haufen zu seinem Schlosse. Sie baten um Hilfe. Er ließ sie aber unerhört abweisen.

Der Hunger trieb sie wieder hin, und sie baten mit Thränen, er möge ihnen nur ein Weniges von seinem Vorrathe um einen billigeren Preis verkaufen. Er wies sie aber wieder mit den Worten ab: „Ist es nicht genug, daß ich, wie ein treuer Hausvater für Euch gesorgt und einen Vorrath für die Zeit der Noth angeschafft habe? Der kostet mich aber mein gutes Geld. Und dafür und für meine Mühe soll ich Nichts haben, soll Euch um den halben Preis mein Mehl verkaufen? Daß ich ein Thor wäre! Wollt Ihr Mehl, wollt Ihr Brod, so bezahlt es nach dem jetzigen Preise, sonst bekommt Ihr Nichts von mir. Packt Euch weg!"

Mit Thränen gingen die Hungernden weg. Aber Hunger ist ein schlimmer Gast. Je länger man ihn herbergt, je anmaßender und lauter meldet er sich. In Verzweiflung sammelten sich alle Arme der Stadt in hellem Haufen vor dem Schlosse und baten um Gehör bei ihrem Herrn. Aber Hatto trat heraus unter sie und rief: „So? Ihr seid schon wieder da und beruft Euch auf Eure Armuth? Was? — Armuth?

Faule Lumpen ſeid Ihr. Hättet Ihr fleißig gearbeitet, ſo wäret Ihr jetzt nicht arm! Wer arbeiten mag, der findet auch ſein Brod."

Da traten einige alte gebrechliche Männer und Frauen zu ihm und baten ihn, ſo ſolle er ihnen denn das Mehl nach ſeinem jetzigen Preiſe aufrechnen, aber zur Zahlung nur eine Borgfriſt bis zur nächſten Ernte gewähren, dann wollten ſie ihn ehrlich bezahlen. Er aber fuhr ſie an: „Borgen? Auf Nimmerwiedergeben? Nein, ich borge nicht. Erſt muß ich das Geld ſehen, dann kriegt Ihr Mehl, ohne Geld kein Stäubchen." Sie ſetzten ihm immer dringender mit ihren Bitten zu, bis er ihnen drohte, wenn ſie nicht gingen, ſo werde er ſie durch ſeine bewaffneten Knechte aus dem Schloßhofe treiben laſſen.

Sie gingen jetzt wohl, aber des andern Tages kamen ſie wieder mit Geſchrei und Klagen und Weinen, daß ſich ein Stein ihrer hätte erbarmen mögen. Aber Hatto's Herz war härter als Stein. Er blieb ungerührt. Doch war ihm die tägliche Unruhe, die ſie ihm durch ihre Bitten verurſachten, am Ende allzu läſtig. Er mußte ſich auf irgend eine Weiſe Ruhe zu verſchaffen ſuchen. Leicht hätte er das gekonnt: er durfte ihnen nur von ſeinem Ueberfluſſe Etwas zukommen laſſen. Dazu konnte er ſich aber nicht entſchließen. Schon hatte er einen großen Theil von ſeinen Früchten verkauft, und berechnet, daß er in kurzer Zeit Alles um den hohen Preis noch anbringen werde. Darum wollte er den Bettelpack, wie er die Armen nannte, auf eine wohlfeilere Art zur Ruhe bringen.

Er hatte ein Mittel erſonnen. Jetzt berief er den Verwalter eines Kornhauſes, deſſen Vorräthe ſchon alle verkauft und abgefaßt waren, und unterrichtete ihn, wie er thun ſollte. Der Verwalter trat nun nach ſeiner Vorſchrift mit dem Schlüſſelbunde heraus, und indem er damit durch den Haufen der Bittenden ging, ſagte er zu ihnen, als ob er Befehl habe, ihnen etwas Mehl auszutheilen: „So kommt nur mit. Ich will Euch mein Vorrathshaus aufſchließen." Mit großer Freude folgte ihm der ganze Haufen. Als ſie alle ſich in dem leeren Kornhauſe zuſammendrängten, voll Hoffnung, daß er jetzt mit der Austheilung des Mehls anfangen werde, da ſagte er: „Geduldet Euch nur noch eine kleine Weile. Ich habe den Schlüſſel zu dieſer Nebenkammer vergeſſen und gerade hier iſt nur noch Etwas vorhanden. Alles Uebrige iſt ſchon verkauft." Damit ging er hinaus und ſchloß und verriegelte die Thür. Dann meldete er es dem Erzbiſchofe.

Dieſer kam ſogleich mit ſeinen Dienern und ließ das Haus an allen vier Ecken anzünden.

Es war ein in der Eile leicht erbautes Haus, ganz mit Schindeln bekleidet und mit einem Schindeldach bedeckt. Die Flammen griffen daher ſchnell um ſich. Als aber die Gefangenen das Feuer bemerkten, da erhoben ſie ein lautes, verzweiflungsvolles Klagegeſchrei, das ſich noch verſtärkte, wie die Flammen mehr und mehr um ſich griffen. Froh über den gelungenen Anſchlag, rief jetzt Hatto aus: „Hört nur, wie die Mäuſe da drinnen pfeifen!“

Es ſaß aber dort eine alte Frau in der Nähe, die an ihrem Stocke auch herbeigehinkt war, um etwas Mehl zu empfangen; ſie war aber zu ſpät gekommen, nachdem der Verwalter ſchon geſchloſſen hatte. Als dieſe den gottloſen Spott des Erzbiſchofs vernahm, rief ſie, empört über dieſe Unbarmherzigkeit, mit hellkreiſchender Stimme: „Ja, ja, die Mäuſe und Ratten ſollen Deine Vorräthe, Dein Korn und Dein Mehl und Dich ſelbſt dazu auffreſſen, Du Unmenſch! Gott wird meinen Wunſch erhören!“

Und Gott hat den Wunſch des alten Weibes erhört.

Am andern Morgen kamen die Diener des Erzbiſchofs und klagten ihm, es ſei in der Küchenkammer Alles, was ſie zur Bereitung ſeines Frühſtücks dort aufbewahrt hatten, von Ratten und Mäuſen verzehrt worden, und es ſei überhaupt gar kein Vorrath mehr dort zu finden. Er möge ſich nur etwas gedulden, ſie wollten ſchnell aus der Stadt das Nöthige für ſein Frühſtück zuſammenzubringen ſuchen.

Während er noch ziemlich ungeduldig auf ſein Frühmahl wartete, kamen alle Verwalter ſeiner Kornhäuſer und zeigten ihm an, ſie wüßten ſich nicht zu rathen und zu helfen, denn es ſei ein ſo unzähliges Heer von Ratten und Mäuſen, man wiſſe gar nicht durch welche verborgenen Gänge, in die Kornhäuſer eingedrungen, daß ſie dort eine greuliche Verwüſtung in dem Korn angerichtet hätten; denn Alles ſei zugleich von ihrem Unrathe ſo verunreinigt, daß man wenig davon werde gebrauchen können. Das Ungeziefer laufe zu Hunderten und Tauſenden in den Räumen der Häuſer umher und man könne keinen Schritt machen, ohne einige zuſammenzutreten. Sie ließen ſich auf keine Art verſcheuchen, denn wenn man ſie an einer Stelle wegjage, ſo fülle ſich dieſe ſogleich wieder mit einer andern noch weit größeren Zahl. Sie könnten darum für die Erhaltung der Vorräthe nicht ſorgen und ſagten ſich von aller Verantwortung dafür los.

„Und Ihr seid doch Schuld!“ fuhr sie Hatto an. „Solche Thiere kommen nicht auf einmal wie ein Kriegsheer aus fremdem Lande anmarschirt. Die schleichen sich einzeln unbeachtet ein. Sie vermehren sich, ihre Brut wächst an, und nach und nach werden es dann so viele. Wäret Ihr aufmerksame Diener gewesen, so hättet Ihr die Zunahme des Ungeziefers leicht bemerkt, hättet Fallen gestellt, Katzen hineingesperrt und sonst Mittel zu ihrer Vertilgung angewendet. Ihr seid aber träge, nachlässige Diener und bemerkt Nichts, als bis der Schaden so groß ist, daß man ihn nicht mehr abwenden kann.“

Die Verwalter wollten sich entschuldigen, er aber fuhr sie scheltend und zornig an: „Schweigt! ich will nichts mehr hören!“ Sie standen bestürzt vor ihrem ernst nachsinnenden Herrn. Da rief er endlich: „Richtig! ich hab's!“ Dann wendete er sich an die Verwalter mit der Frage: „Wer von Euch kennt das alte Weib mit den rothen Triefaugen, das mir gestern beim Brande den bösen Wunsch zugeschrieen hat?“ Keiner konnte ihm Auskunft geben, denn sie waren während des Brandes Jeder in seinem anvertrauten Kornhause geblieben, und der Verwalter des abgebrannten war nicht mitgekommen, da er sich nicht über Ratten und Mäuse zu beklagen hatte. „Das war ein verdächtiges Weib,“ fuhr er fort, „das hat mir das Unglück durch seinen boshaften Wunsch herbeigerufen, das verwünschte Zauberweib. Kann ich sie finden, so lasse ich sie auf dem Scheiterhaufen verbrennen.“

Er ließ sie aber nicht verbrennen. Sie war auf ihrem ärmlichen Lager Hungers gestorben.

In stillem Nachsinnen brachte er den Tag hin. Nachdenklich legte er sich des Nachts auf sein Lager. Aber eine ganz unheimliche Unruhe, die in seinem Schlafzimmer herrschte, ließ ihn nicht einschlafen. Er hörte ein fortdauerndes Geräusch um sich, ohne doch zu erkennen, wodurch es entstand. Bald rappelte hier etwas, bald dort, bald war es, als plumpte etwas vom Tisch, bald schien es, als nage ein Thier an der Zimmerthüre. Er dachte wohl, das könnte von Mäusen herrühren; er wollte sich's aber doch nicht zugestehen. Schon wenn er nur an das Wort „Maus“ oder „Ratte“ dachte, überlief ihn ein eigenthümlicher Schauer.

Auf einmal huschte ihm Etwas über das Gesicht. Was war das? Doch am Ende eine Maus? Er setzte sich jetzt im Bette auf.

Da kitzelte ihn Etwas an der Fußsohle und gleich darauf fühlte er einen empfindlichen Stich an der großen Zehe. Er trat darauf und rief: „Unverschämtes Vieh! Kannst Du mir die Nachtruhe nicht lassen? — Ja, das war doch sicher eine Maus!“ gestand er sich nun selbst ein.

Später war er eben am Einschlafen, da kam's wieder ganz sachte über sein Kopfkissen hergelaufen und zwickte ihn in die Nase. Jetzt rief er seinem Diener, der in der Nebenstube ruhte. Dieser kam mit Licht und fragte nach seinem Befehle. „Ich kann nicht schlafen," sagte er. „Es müssen sich ein paar Mäuse in dieses Zimmer geschlichen haben, die mich unaufhörlich beunruhigen. Hast Du denn in Deinem Zimmer noch nichts bemerkt?" Er hatte noch nichts gesehen, gehört oder gespürt. Hatto befahl ihm, bei ihm sitzen zu bleiben und zu sorgen, daß er vor diesen ungebetenen Gästen doch Ruhe haben könne.

Der Diener setzte sich neben das Bett und verscheuchte etlichemal ein Mäuschen, das es besonders auf seines Herrn Nase abgesehen zu haben schien; denn es kehrte doch immer wieder dahin zurück. Endlich gelang es ihm, es zu erhaschen und er warf es mit solcher Gewalt auf den Boden, daß es das Wiederkommen vergaß.

So ging die Nacht denn doch leidlich vorüber. Als er am Morgen sich aber ankleidete, da fielen aus seinen Aermeln und aus den Taschen seiner Kleider überall Mäuse heraus, die sich darin verborgen hatten, und als er den Fuß in den Stiefel steckte, da quiekte es auch in diesem, denn er hatte ein paar Mäuschen zertreten, die da ihre Wohnung aufgeschlagen hatten. Und überall, wo er Etwas aufhob, sprangen ein paar Mäuschen davon. Seine Diener mußten den Tag über das Bett und alle Geräthe des Zimmers und alle Winkel durchsuchen, um alle Mäuse zu fangen oder zu verscheuchen, damit er doch in der nächsten Nacht nicht wieder von ihnen geplagt werde.

Allein ungeachtet die Diener ihre Schuldigkeit treulich gethan hatten, waren doch wieder mehrere verborgen geblieben, die ihm auch in dieser Nacht keine Ruhe ließen. Ungeduldig darüber, ließ er sich nun ein anderes Gemach zum Schlafzimmer einrichten. Aber auch dahin verfolgten ihn seine Feinde. Er wechselte wieder und wieder, aber überall verfolgten sie ihn. Er konnte ihnen nicht entfliehen. „Ist denn ganz Mainz ein solches Mäuse- und Rattennest, wie mein Schloß hier?" fragte er manche geistliche Herren und andere Beamte, die ihn in Geschäften und Höflichkeit halber besuchen mußten. Alle versicherten ihn, daß sie zu Hause nicht im Geringsten von ihnen belästigt würden.

Da lud er sich denn auch bei Einem oder dem Andern von ihnen ein, um unter ihrem Dache einmal eine ruhige Nacht zu genießen. Doch wo er hinkam, da folgten ihm auch seine Plagegeister nach. Bald wollte es keinem seiner Untergebenen mehr gefallen, wenn er ihm die Ehre er-

wies, eine Nacht unter seinem Dache hinzubringen; denn allenthalben ließ er ein paar Mäuse zurück.

Endlich begnügten sie sich nicht mehr mit ihren nächtlichen Besuchen und wurden ihm auch bei Tage und an seinem Tische lästig. Wenn er bei Tische saß, krabbelten oft Einige an den zum Boden hängenden Tischtuchzipfeln hinauf, guckten ihm in die Schüsseln, liefen über seinen Teller, versuchten, was er sich darauf vorgelegt hatte, leckten von der Sauce, liefen ihm über das schönste Stück Braten und vergällten ihm durch ihre Frechheit jeden Bissen. Und als er nun gar seinen Deckelkrug offen hatte stehen lassen und ihn dann an den Mund setzte, um sich den Aerger durch einen tüchtigen Schluck hinunterzuschwemmen, da schwamm auch eine hineingefallene Maus mit heraus. Zum Glücke verschluckte er sie nicht, denn sie war ihm zwischen den Zähnen stecken geblieben. Von nun an vergaß er nie, den Deckel des Kruges gehörig zuzulegen und auch noch, ehe er ihn ansetzte, einen prüfenden Blick hinein zu werfen. Allein so oft er ihn ansetzte, schüttelte ihn doch immer ein unbezwinglicher Ekel.

Diesem widerlichen Ereignisse mußte Abhilfe geschafft werden. „Ich will diesen zudringlichen Gästen gewiß ihre Besuche unmöglich machen," sagte er. Nun ließ er seinen Baumeister kommen und befahl ihm, weit genug von dem Ufer entfernt einen Thurm in den Wellen des Rheines zu erbauen, in dem ein Schlafzimmer für ihn und etliche andere Gemächer angebracht werden müßten. Es dürfe aber keine Brücke und auch während des Baues keinerlei Verbindung mit dem Uferlande bestehen, damit die verwünschten Mäuse und Ratten nicht mit hinüberziehen oder schon gar vor ihm Besitz von dem Thurme nehmen könnten.

Der Baumeister versprach, dem Befehle pünktlich nachzukommen, bemerkte aber, es werde am Besten sein, den Thurm weiter abwärts etwa in der Nähe der Stadt Bingen zu erbauen, wo die Wellen des Stromes etwas rascher und wilder aufrauschten, als bei Mainz, wo der Rhein so ruhig dahin fließe, daß es am Ende doch einigen verwegenen Mäusen oder Ratten gelingen möchte, auf irgend eine Weise hinüberzukommen. „Baue den Thurm, wohin Du willst," sagte der Erzbischof, „meinetwegen mitten in das gefährliche Binger Loch, wenn ich nur einmal von dieser Mäuseplage befreit werde."

Er erbaute den Thurm etwas unterhalb der Stelle, wo auf der linken Seite aus ihrem schönen Thale die Nahe hervorkommt und sich in den Rhein ergießt. Von dem Erzbischofe Hatto getrieben, förderte er möglichst die Arbeit, und bald erhob sich aus den wild hinströmenden Wellen der Thurm, zwar nicht in der Mitte des Stromes, sondern

näher auf der linken Seite, aber doch weit genug von dem Ufer entfernt. Kaum war er fertig, so bezog ihn auch Hatto mit dem glücklichen Gefühle, jetzt doch endlich einen sichern Zufluchtsort zu besitzen, wo er der widerlichen Ratten- und Mäusegesellschaft enthoben wäre.

Mit diesem seligen Gefühle legte er sich nach langer Zeit zum ersten Male wieder zur Ruhe nieder, die er nun ohne Störung zu genießen hoffte. Sanft entschlief er; aber plötzlich erwachte er wieder von einem heftigen Schmerz am Fuße. Das war ja gerade wieder derselbe stechende Schmerz, wie er ihn damals empfunden, als ihm die Maus die große Zehe angenagt hatte. Er schrie laut auf, aber kein Diener kam ihm zu Hilfe. Denn er hatte ja befohlen, daß man ihn ganz allein im sicheren Thurme lassen sollte, um einmal so recht ungestört ruhen und schlafen zu können.

Kaum hatte er den Feind durch einen Fußtritt entfernt, so fühlte er einen ähnlichen Schmerz an der Hüfte, einen gleichen am Rücken und bald an allen Theilen seines Körpers. Er konnte es nicht mehr in dem Bette aushalten; er sprang heraus, um seine Feinde abzuschütteln. Da sprangen aber hundert und aber hundert Ratten an ihn, krabbelten sich überall ein und nagten an seinem Fleische. Er schrie, er brüllte vor Schmerz und Angst. Vergeblich! Er streifte mit beiden Händen die anhängenden Ratten und Mäuse von seinem wunden Leibe, aber für jede abgestreifte kamen ein Paar andere. Nun warf er sich auf den Boden und wälzte sich, um sie durch die Schwere seines Körpers zu erdrücken. Aber Alles war vergebens. Statt der erdrückten kamen immer neue Schaaren über ihn. Schon nagten sie hier und da das Fleisch von den Knochen. Er wälzte sich wohl wieder auf dem Boden umher, und diejenigen, die er erdrückte, schrieen wohl pfeifend im Todesschmerz. Da gedachte er mit Reue seiner höhnenden Rede bei dem Schmerzgeheule der Armen in dem Brande des Kornhauses. Aber die Reue kam zu spät.

Seine Diener, die am Morgen mit dem Kahne hinüberfuhren, wunderten sich, daß er doch gar so lange schlafe. Da er nach langem, langem Warten gar kein Zeichen von sich gab, drangen sie endlich in sein Schlafzimmer. Sie fanden ihn nur noch als Knochengerippe. Die Mäuse und Ratten hatten ihm das Fleisch bei lebendigem Leibe von den Knochen genagt.

So endete der unbarmherzige Erzbischof Hatto.

Sein Thurm steht noch, ein warnendes Denkmal. Zwar drohete er dem zerstörenden Zahne der alles vertilgenden Zeit zu erliegen, doch hat man ihn in neuerer Zeit wieder neu hergestellt.

Die Sage
vom Erlkönig und dem König von Thule.

Ein Sagenmärchen.

1. Der Pflegesohn.

Wir denken uns zurück, etwa tausend Jahre und darüber. In jener Zeit breiteten sich noch viele große Waldungen in deutschen Landen aus und zogen sich weit hin in den Ebenen und über die Berge und in den Thälern, wo jetzt schon seit Jahrhunderten in gesegneten Fluren sich reich bevölkerte Städte und Dörfer erhoben haben. Diese Waldungen waren so groß, daß die damals noch seltenen Bewohner des umliegenden Landes nach ihrem Bedarf das Wild und das Holz daraus holten, wie und wo es ihnen gefiel, und Keiner ein ausschließliches Eigenthum darin ansprach oder für sich abgrenzte. Nur die Fürsten der verschiedenen Landstriche sahen die großen Forsten als ihr Eigenthum an, später wurden sie als „königliche Forsten" der deutschen Könige in Anspruch genommen und als solche behandelt. Ein solcher Forst zog sich auch auf dem rechten Neckarufer hin, wo sich jetzt schöne Rebberge, reiche Saatfelder und fettes Wiesengelände in anmuthiger Abwechselung hin erstrecken. Und dort hatte der mächtige Frankenkönig schon vorlängst einen Wildmeister eingesetzt, der ihm die Nutzungen an Wald und Wild beaufsichtigen mußte.

Dieser Wald- und Wildmeister, Harrol genannt, führte dort in einer kleinen Wohnung, die auf einem gerotteten Felde mitten im Walde erbaut war, mit seinem Weibe, Frau Hilka, in abgeschiedener Stille ein genügsames, zufriedenes Leben. Aber ein Wunsch war ihnen doch unerfüllt geblieben: sie hatten keine Kinder. Harrol war ein braver, redlicher Mann, wohl erfahren im Waidwerk, thätig und unverdrossen in seinem Geschäft. Weil er aber in manchen Fällen nicht ohne Ge-

hülfen bestehen konnte, hatte er sich einen Wildknecht angenommen, der ihn meist auf seinen Gängen in den Forst begleitete. Denn ein einzelner Mann hatte in jener Zeit oft mancherlei Gefahren mit dem Wilde zu bestehen.

Eines Tages war er so wieder mit seinem Wildknechte hinausgegangen. Frau Hilla saß aber zu Hause und drehte aus dem langgeschliffenen Hanfe Schlingen, wie sie der Wildmeister für sein Gewerbe brauchte, um Vögel und kleinere Thiere darin zu fangen.

Da trat plötzlich ein Mann unter die offen stehende Thür und fragte mit bescheidenem Gruße: „Wollt Ihr mir nicht sagen, ob ich hier herum den Wildmeister Harrol finden kann?“ Frau Hilla war erschrocken, denn sie hatte gedankenvoll auf ihr Geschäft gesehen und darum nicht beachtet, daß Jemand aus dem Walde in die Lichtungen und nach ihrem Hause daher gekommen war. Sie faßte sich aber sogleich wieder und antwortete: „Wenn Ihr mit dem Wildmeister ein Geschäft habt, so dürft Ihr nicht lange suchen. Ihr seid in seinem Hause und ich bin Harrol's Frau. Er wird, denke ich, bald heimkommen.“ „Nun, dem Himmel sei Dank,“ rief der Mann, „daß ich das rechte Haus so bald gefunden habe.“ Er wendete sich darauf nach außen und sagte: „So komme denn mit herein, Irmal, wir sind hier am Ziele.“ Er griff mit der Hand zurück und führte einen Knaben mit sich in die Stube.

Der Knabe ging sogleich mit heiterer Vertraulichkeit auf die Frau zu und streckte ihr die Hand entgegen mit den Worten: „Gott zum Gruße, gute Frau.“ — „Ei, Du bist ein artiges Kind!“ sprach Frau Hilla, indem sie ihm die Hand schüttelte. „Komm her — Irmal heißest Du? — Komm Irmal, setze Dich daher zu mir auf diesen Schemel. Du wirst müde sein.“ Sie winkte zugleich auch dem fremden Manne, daß er sich setzen sollte. Dieser blieb aber stehen und sagte: „Zuerst will ich meine Botschaft an Euch einstweilen ausrichten, obgleich sie eigentlich zunächst Euern Mann angeht. Ich komme mit dem Knaben aus einem Dorfe da weit hinauf, man heißt's Waldenbuch. Dahin ist vor etwa drei Monaten eine fremde Frau mit diesem Knaben gekommen, die auf dem Wege zu Euch war. Sie erkrankte in meinem Hause; wir haben sie gepflegt, so gut wir's vermochten; aber sie ward von Tag zu Tage schwächer und ist dann gestorben. Vor ihrem Ende hat sie mir vertraut, daß sie die Frau eines Bruders von dem Wildmeister Harrol hier unten am Neckar sei. Ihr Mann sei ein Seemann gewesen und auf seiner letzten Meerfahrt mit den meisten seiner Schiffsmannschaft in einem Sturme durch Schiffbruch umgekommen. Sie trug mir auf, den

Knaben nach ihrem Tode nur zu Euch zu bringen, denn sie vertraute, Ihr würdet Euch des armen Waisen gewiß erbarmen und ihn bei Euch aufnehmen."

Dem Knaben waren bei der Erzählung des Mannes sogleich die Thränen in die Augen getreten. Jetzt wischte er sie ab und sagte: „Die Mutter war so lange krank, und als sie todt war, haben sie sie dort bei der Kirche neben der Linde begraben."

Frau Hilla hatte aber dem Manne mit großer Verwunderung zugehört und sagte dann: „Das Kind eines Bruders von meinem Manne? Wie soll ich das begreifen? Eine Frau, von der ich gar nichts weiß, schickt mir durch einen fremden Mann ein Kind, das ich als nahen Verwandten aufnehmen soll? Guter Mann, Ihr scheint da doch irre gegangen zu sein. Ich habe nie einen Schwager gehabt, mein Mann war der einzige Sohn seines Vaters. Ihr seid in der That irre."

„Wenn Ihr die Frau des Wildmeisters Harrol seid, so bin ich nicht irre gegangen," antwortete der Fremde. „Die Verstorbene hätte mich nicht belogen, sie war eine gute redliche Frau und hat mir deutlich mehrmals den Namen ihres Schwagers Harrol genannt, damit ich ihn ja nicht vergessen sollte.

Indem sie so sprachen, kam der Wildmeister nach Hause. Er war sehr vergnügt, denn er hatte einen großen Hirsch erlegt, nach dem er schon einigemal vergeblich ausgegangen war. Als er aber beim Eintreten den fremden Mann und den Knaben erblickte, fragte er seine Frau: „Wer sind die Leute? und was ist ihr Geschäft bei uns?" Sie wiederholte die Botschaft und sagte dann: „Weißt Du Etwas von einem Bruder, den Du gehabt haben sollst? Ich habe doch nie Etwas von ihm gehört."

„Doch, doch," berichtigte der Wildmeister. Er war zwölf oder noch mehr Jahre älter, als ich. Weil er aber ein Thunichtgut war, am Ende den Eltern davonlief und nie mehr Etwas von sich hören ließ, haben Vater und Mutter sich gegenseitig das Wort gegeben, seinen Namen nicht mehr zu nennen und nicht mehr von ihm zu sprechen, um ihren Kummer nicht dadurch immer wieder zu erneuern. So ward ich gewöhnt, auch nach und nach zu vergessen, daß ich einen Bruder hatte. Darum hast Du auch nie von ihm gehört."

Sie besprachen die Sache nun hin und her, und da der Knabe so vertrauensvoll und offen auf sie hinblickte, so gefiel er ihnen mit jedem Augenblicke besser. So waren sie denn auch bald entschlossen, den Neffen Irmal wie einen eigenen Sohn aufzunehmen und zu erziehen. Nun

griff der fremde Mann in ſeine Taſche und zog ein ganz kleines Päckchen heraus. „Nehmt das in Verwahr," ſprach er. „Die lange Krankheit der Mutter hat alles Uebrige aufgezehrt, was ſie mit ſich brachte. Das iſt ſein ganzes Vermögen." Als ſie es öffneten, fanden ſie einen ſchweren goldenen Fingerring, in deſſen Schilde ein grauer Stein ſaß.

„Das iſt ein wunderlicher Ring," ſagte der Wildmeiſter, indem er den Stein betrachtete. „So hab' ich noch gar keinen geſehen. Es laufen da aus der dunkeln Mitte auch ſolche dunkle Strahlen nach dem Rande zu, daß man glauben könnte, man ſehe in das Auge einer Katze. „Nun," fuhr er, zu Irmal gewendet, fort, „wir wollen Dir das Kleinod gut aufbewahren. Es iſt Dir immer ein Andenken an Deine Mutter." — „Ja," fiel ihm der Mann ins Wort, „und zugleich ein Andenken an den Vater. Sie hat mir einmal erzählt, ihr Mann habe ihr den Ring von einer Fahrt aus fremden Landen mitgebracht. Er ſei urſprünglich wohl ein Verlobungsring geweſen. Sie hat ihn ſehr werth und in Ehren gehalten."

Frau Hilka eilte nun, um die nöthigen Zubereitungen zu der Aufnahme des Kleinen zu machen, und nachdem ſie das Abendeſſen genoſſen hatten, führte ſie ihn in ihre gemeinſchaftliche Schlafkammer neben der Wohnſtube. Der fremde Mann mußte mit dem Wildknechte nach der Bodenkammer ſchlafen gehn. Am nächſten Morgen machte er ſich früh auf den Weg nach ſeiner Heimath.

---

2. Der labende Trunk.

Die beiden Leute hatten ihre Freude an dem kleinen Irmal und die Frau pflegte ihn mit recht mütterlicher Sorge. Er war aber auch ſo freundlich und aufmerkſam; wo er ihr irgend einen kleinen Dienſt thun konnte, war er bei der Hand, ohne daß ſie ihn dazu auffordern mußte. So kam es, daß er ihnen von Tag zu Tage lieber ward und ſie ihn wie ein eigenes Kind betrachteten. Bald nahm ihn auch der Wildmeiſter mit ſich in den Forſt und auch bei ihm machte er ſich durch kleine Dienſtleiſtungen nützlich. Er lernte die Schlingen für die Haſen und andere kleine Thiere legen, die Sprenkel für die Krammetsvögel an die Zweige hängen und die lockenden Beeren darin befeſtigen, trug ſeinem Pflegevater die Pfeile oder den Bogen, wenn er ſie gerade nicht brauchte, lernte von ihm das verſchiedene Wild und ſeine Fährte kennen, und was dergleichen Dinge mehr waren.

So gingen in ungetrübter Heiterkeit und allseitiger Zufriedenheit mehrere Jahre dahin, und der bei seiner ersten Ankunft etwas blasse und schwächlich scheinende Knabe war jetzt ein starker blühender und sehr schöner Bursche geworden. Bei aller ehrlichen Offenheit hatte er aber doch immer etwas Eigenes in seinem ganzen Wesen. Besonders ging er gern allein in den Wald. Dort konnte er dann Stunden, ja halbe Tage lang sinnend an einer Stelle liegen, den Vögeln zusehen, wie sie von Zweig zu Zweig hüpften, her flogen und wieder wegflogen; die Eichkätzchen an den Baumstämmen hinauf und von Ast zu Ast laufen und sich auf einen benachbarten Baum schwingen, oder die Ameisen und Käfer auf dem Boden einher laufen und ihre Geschäfte besorgen sehen. Er war aber dabei nur still sinnend, keineswegs traurig und unmuthig, sondern stets heiter und fröhlich. Im Scherze pflegte der Wildmeister, wenn er ihn so unter einem Baume liegend fand, ihn einen Träumer zu nennen.

Eines Tages war er wieder in den Wald gegangen, um zu sehen, ob sich nicht ein Hase in einer der gestern gestellten Schlingen gefangen habe. Ehe er aber noch an die Stelle, wo er sie gestellt, gekommen war, legte er sich wieder unter eine nahe bei einem selten betretenen Waldpfade stehende Eiche nieder und beobachtete hier einige Ameisen, die mit großer Geschicklichkeit eine Raupe fortzubringen beschäftigt waren. Da ward seine Aufmerksamkeit plötzlich von dieser Beobachtung abgelenkt. Er hörte es rauschen in den Gebüschen und zugleich die Huftritte mehrerer Pferde auf dem etwas festern Boden des Pfades und sah aufmerksam nach der Gegend hin, wo das Geräusch herkam. Siehe da! über das grüne Gesträuch leuchteten bunte Fähnchen und glänzende Lanzenspitzen empor; er erkannte nun auch das Rasseln von Schwertern und andern Waffen, und jetzt kamen sechs wohl gerüstete Ritter auf kräftigen Rossen, einer nach dem andern, auf dem engen Waldpfade heraus. Der vorderste war ein stattlicher Herr mit milder obgleich ernster Miene. Dieser ritt auf Irmal zu, der immer noch an seiner Stelle liegen geblieben war, und redete ihn an: „Sag' mir an, Junge, wem gehörst Du zu und was treibst Du hier im Walde?"

Jetzt erst stand er ehrerbietig vor dem hohen Ritter auf, trat ihm einen Schritt näher und antwortete: „Ich bin der Pflegesohn des königlichen Wildmeisters Harrol, der mich herausgeschickt hat, nach den Hasenschlingen zu sehen." — „Und sind diese Hasenschlingen dort am Boden, wo Du so aufmerksam hingesehen hast?" fragte der Ritter. „Nein, Herr," antwortete er, mit seiner gewohnten Offenheit ihm frei und

lächelnd ins Antlitz blickend: „Da sind nur wenige Ameisen, die mit großer Geschicklichkeit eine dicke schwere Raupe wegschleppen wollen."

„Hast Du dazu Zeit übrig gehabt, so kannst Du auch für uns etwas davon verwenden, um mir zu sagen, ob man hier in der Gegend Wasser finden kann." — „Wasser?" fragte Irmal, „Wasser genug. Reitet nur dort den Pfad links hinab, da kommt Ihr an den Neckar. Der hat Wasser genug." — „Aber nicht zum Trinken," fiel der Ritter ein. „Ich möchte einen recht frischen Trunk aus einem Brunnen haben." — „Ja, Brunnen giebt's hier keine!" versetzte der Knabe. „Aber dort drüben da springt ein starker Quell aus der Erde, da holen wir auch unser Wasser zum Trinken. Der hat frisches Wasser im Ueberflusse, da könnt Ihr Euch alle satt trinken und Eure Rosse dazu."

„So führe mich hin!" befahl der Ritter. Irmal lief voraus und die sechs Ritter folgten ihm im Schritte nach. Bald waren sie bei der Quelle. Ein gewaltiger Wasserstrahl sprudelte hier aus dem Boden, dessen Abfluß einen kleinen Bach bildete, der murmelnd durch das Waldgebüsch dahin floß. Die Ritter stiegen sogleich von ihren Rossen und alsbald kamen einige Knappen herbei, die ihnen nachgefolgt waren, und ergriffen die Zügel, um die Rosse zu halten.

Der Ritter, der bisher das Wort geführt hatte und den Irmal deshalb auch für den Gebieter der Uebrigen hielt, verwunderte sich über die Fülle und Kraft, mit der der Quell so lebendig aufsprudelte. Auf seinen Wink kam ein Knappe herbei, nahm aus einem Futteral einen silbernen Becher heraus, den er an der Quelle spülte, füllte und mit ehrerbietiger Verbeugung seinem Herrn darbot. Dieser trank ihn auf einen Zug leer und rief: „Ha, wie frisch und labend! Das schmeckt mir so gut, als wär's von meinem Orlänner, dem besten Wein, den ich dort am Rhein erziehen lasse. Du! reiche auch jedem der Herren hier einen Becher voll. Trinket Alle; mir ist, als hätte ich nie in meinem Leben einen erquickendern Trunk gethan. Ei, ich war auch ermattet von dem Ritte in der heißen Sonne. Jetzt fühle ich mich aber wieder ganz erfrischt und gestärkt."

Die Ritter tranken alle aus dem Becher, und das große Behagen, mit welchem sie ihren Durst löschten, erweckte auch bei Irmal die Lust, sich an der Quelle zu erfrischen. Er kniete sich hin und schöpfte sich das Wasser mit der Hand. „So löscht man nur mühsam den Durst, wenn man nur tropfenweise schlürft und nicht mit vollen Zügen trinken kann! Nimm den Becher, Junge, und trinke daraus; da geht es besser." So rief der Ritter und streckte sich auf den grasigen Waldboden hin.

Der Knappe hatte dem Knaben den Becher gereicht und dieser schöpfte damit aus dem Quell und trank. Dann sagte er: „So kriegt man freilich eher satt, zumal aus einem so schönen Becher.“ Damit wollte er den Becher zurückgeben, doch der Ritter rief: „Gefällt Dir der Becher so sehr, so behalte ihn zum Andenken daran, daß Du dem Herrn Deines Pflegevaters Harrol hier den Durst aus dieser trefflichen Quelle gestillt hast. — Ja,“ fuhr er zu seinen Begleitern fort, „mir hat lange Nichts so wohlgethan, als der Trunk aus diesem Quell, er hat mich wahrhaftig gestärkt, und soll mir rühmlich bezeichnet werden. Ha, Eginhard,“ rief er Einem aus ihnen zu. „Merk Dir's: hier soll mir zum Gedächtniß dieses labenden Trunkes die Quelle zu einem ordentlichen Brunnen gefaßt und daneben eine Capelle erbaut werden und ein Häuslein für einen frommen Pater, der den Dienst darin versieht. Da soll an bestimmten Tagen im Jahre immer für die Leute, die in der Umgegend dieses Forstes zerstreut wohnen, eine feierliche Messe gelesen werden. Vielleicht bauen sich Manche dann in der Nähe an und die Stelle, die jetzt nur vom Wilde bewohnt ist, wird dann ein Wohnplatz für Menschen. Besorge mir das, Eginhard, vergiß mir's nicht.“

Der Gerufene verbeugte sich ehrerbietig und versicherte, er werde den Auftrag pünktlich besorgen. „Und was Ihr,“ fügte er hinzu, „als eine nur mögliche Sache ansetzt, das möchte ich als eine gewisse erkennen. Sobald einmal ein Gotteshaus hier neben der gefaßten Quelle steht, werden sich bald Viele dabei anbauen. Erlaubt Ihr noch, daß ein Theil des Forstes ausgehauen und zu Feld benutzt werden darf, so werden die neuen Ansiedler hinlänglich Früchte für ihren Bedarf bauen, denn der Boden scheint fruchtbar zu sein. Auch die Nähe des Neckarflusses wird ihnen viele Vortheile bieten und sie zur Schifffahrt und zu Gewerben ermuntern. Im Geiste sehe ich schon eine blühende gewerbreiche Stadt hier stehen!“ — „Gut, gut!“ sagte lächelnd der Ritter, „und dann muß diese Stadt, die Dein prophetischer Blick schon sieht, doch auch einen Namen erhalten. Ich dächte, wir nennen sie wegen des erquickenden Quells „Heilbrunn“.“

Die Rosse waren inzwischen auch getränkt, die Ritter erhoben sich und saßen auf. Aber der Herr winkte jetzt noch einmal den Knaben herbei und sagte: „Grüße mir Deinen braven Pflegevater!“ „Von wem?“ fragte Irmal. „Ei, zeig' ihm nur den Becher, so sieht er schon, von wem der Gruß kommt. Aber sage mir, willst Du denn auch einmal, wenn der Harrol zu alt wird, hier Wildmeister werden?“

Da schüttelte der Knabe den Kopf, daß ihm seine braunen Locken

um das Geſicht flatterten. „Nein, Herr!“ antwortete er. Auf die Frage, was er denn werden wolle, verſetzte er: „Ich will ein Schiffmeiſter werden, wie mein Vater einer war, und auf das große Meer hinausfahren und fremde Länder ſehen, und wo es etwas Unrechtes giebt, die Ungerechten beſtrafen helfen.“ Da legte der Ritter ihm die Hand auf das Haupt und ſprach: „Recht, mein Sohn, ich kann auch ſolche Leute brauchen. Es fahren ja leider jetzt viele freche Räuber in Schiffen auf dem Meere und landen heute hier und morgen dort und rauben Schiffe und Waaren, Früchte und Vieh; dann eilen ſie mit ihrem Raube nach verborgenen Buchten, wo ſie ihn in Sicherheit verzehren. Gegen ſolche Uebelthäter muß ich Schiffe ausſchicken, um ſie zu verjagen oder zu ihrer Beſtrafung einzufangen. Wenn Du einmal erwachſen biſt, ſo komm nur zu mir und zeige mir nur den Becher, daß ich Dich daran erkenne; Du ſollſt mir ein tüchtiger Schiffmeiſter werden und dieſe Seeräuber ſtrafen helfen.“

Die Ritter waren fortgeritten und Irmal eilte freudig nach Hauſe. Der Wildmeiſter ſaß ausruhend vor dem Hauſe und wunderte ſich über des Knaben große Eile. „Was rennſt Du denn ſo, daß Du ganz außer Athem kommſt?“ rief er ihm entgegen. Als er näher kam, nahm er den Becher aus dem Futterale und hielt ihn hoch in die Luft und rief: „Ich ſoll Euch von ihm grüßen.“ — „Von wem denn?“ fragte der Waldmeiſter. „Und was iſt denn das für ein blinkender Becher? Haſt Du ihn gefunden?“ — „Nein!“ antwortete er, „ein Herr, ein Ritter, hat mir ihn geſchenkt und von dem ſoll ich Euch grüßen. Seinen Namen hat er mir nicht genannt, er ſagte nur, Ihr würdet ihn an dem Becher ſchon kennen.“

Der Alte nahm den Becher und beſah das darauf eingegrabene Wappen. „Was?“ rief er da ganz verwundert aus, „Du haſt unſern großen Frankenkönig Carl geſehen? Und er hat Dir dieſen Becher geſchenkt?“ Irmal erzählte ihm nun ausführlich, daß er die Ritter an die ſtarke Quelle geführt, aus der ſie alle getrunken, und daß er ſelbſt auch aus dem Becher habe trinken dürfen; wie gut Allen das Waſſer geſchmeckt und daß der Vornehmſte dann einem Andern aufgetragen habe, den Quell zu einem ordentlichen Brunnen faſſen zu laſſen und daneben ein Gotteshaus zu bauen, und daß da einmal eine Stadt gebaut werde, und die ſollte von dem Brunnen Heilbrunn heißen.

Harrol ſprach nun viel von ſeinem guten Herrn, dem großen Frankenkönige, und pries ſeinen Pflegeſohn glücklich, daß er mit ihm habe ſprechen dürfen, und ſo gnädig gar mit ſeinem Mundbecher be-

ſchenkt worden. „Den will ich Dir aufbewahren," ſchloß er, „als ein koſtbares Kleinod, wie den Ring, den Du als das einzige Vermächtniß Deiner Eltern beſitzeſt."

---

3. Der Erlkönig.

Es vergingen einige Monate in gewohnter geräuſchloſer Thätigkeit in dem Hauſe des Wildmeiſters; da geſchah es einmal an dem Morgen eines duftigen Octobertages, daß Harrol ſeinen Pflegling in den Wald hinausſchickte, um bei den geſtellten Sprenkeln nachzuſehen und die darin gefangenen Vögel auszuhängen. Der Knabe ging pfeifend ſeines Weges und fand eine große Zahl gefangener Vögel, die er in die mitgebrachte lederne Taſche ſteckte. Nachdem er alle Sprenkel abgeſucht hatte, ging er mit ſeiner reichen Beute wieder heimwärts. Da kam er an der alten Eiche vorbei, unter deren Schutz er ſich ſchon ſo oft niedergelegt hatte, und da ihm ein Stündchen übrig war, ſetzte er ſich wieder neben dem dicken Stamme des Baumes nieder.

Er ſaß noch nicht lange da, als er ſich von einer wunderlich krächzenden Stimme mit ſeinem Namen rufen hörte. Er blickte raſch an dem Baume hinauf und fragte verwundert: „Was gibt's?" Wer hat mir da oben gerufen?" — „Erlkönig ruft!" kam die Antwort zwiſchen den Aeſten des Baumes herab. „Erlkönig?" fragte er. „Der kann mich in Ruhe laſſen. Der lockt ja nur kleine Knaben, und wenn ſie ſich weigern, faßt er ſie mit Gewalt und drückt ſie am Ende gar zu Tode. Ich bin aber ja kein kleines Kind mehr, ich bin jetzt über vierzehn Jahre alt."

Die Stimme krächzte wieder: „Erlkönig drückt nicht Kinder todt. Wenn dummes Kind ſich fürchtet, und ſich in des Vaters Arm ſchmiegt, glaubt Vater, Erlkönig wolle es nehmen, hält's in Angſt zu feſt, drückt's ſelbſt todt." Irmal antwortete unwillig: „Laß mich gehen; ich will Nichts von Dir wiſſen. Du biſt mir unheimlich." — „Erlkönig will von Dir wiſſen," rief es wieder herab. „Biſt Sonntagskind, Erlkönig liebt alle Sonntagskinder." — „Sonntagskind?" fragte Irmal. „Was iſt das? Ich weiß nichts davon." — „Doch," rief die Stimme. „Sonntagskind verſteht Sprache der Thiere und Pflanzen, verſteht mich. Schau' auf! Erkenne mich!"

Indem Irmal hinaufſah, bemerkte er jetzt zwiſchen den großen Aeſten der Eiche ein Geſicht, ähnlich dem Geſichte eines alten grämlichen Menſchen. Mit Verwunderung ſah er über der von tiefen Falten durch-

furchten Stirne eine blinkende Krone mit zwei seitwärts in die Höhe stehenden abgerundeten Zacken. Nachdem er es eine Weile angesehen hatte, schien es ihm gar nicht mehr ein Menschengesicht. Auf seinen Gängen mit dem Wildmeister hatte er früher schon öfter Wildkatzen gesehen. Jetzt glich das Gesicht völlig einem alten Wildkater und statt menschlicher Stimme hörte er jetzt auch nur das häßliche Miau einer Katze.

Kaum sah er weg, so hörte er auch wieder den Ruf „Sonntagskind". Ohne hinauf zu sehen antwortete er: „Was willst Du denn nur von mir? Laß mich gehen; ich mag gar Nichts mit Dir zu thun haben. Du bist ja doch nur ein häßlicher Wildkater." — Er wollte aufstehen, um heim zu gehen; da rief ihm die heisere Stimme noch zu: „Komm zu Neulicht zum Erlenmoor, wenn's am Abend dunkelt." — „Warum?" fragte er. „Komm nur, kannst feurige Männer dort tanzen sehen." Er wollte noch weiter fragen, doch als er hinauf sah, schlüpfte der Wildkater wieder schnell durch die Aeste und Zweige hin und war im Augenblicke verschwunden.

Halb beängstigt, halb nachdenklich war er heimgegangen. Als er die Vögel ablieferte, fragte sein Pflegevater: „Was bist Du so einsilbig? Ist Dir Etwas passirt?" „Nein," antwortete er, „ich habe nur einen großen alten Wildkater gesehen." — „Und hast wieder keinen Bogen und Pfeile bei Dir gehabt? Du mußt nie ohne sie in den Wald gehen!" sagte Harrol. „Den hättest Du erlegen sollen; diese Thiere thun dem Waidwerk an Hasen und Hühnern, selbst an Rehen großen Schaden und überdies sind die Bälge der Wildkatzen jetzt ein beliebtes Pelzwerk und werden sehr gut bezahlt. Gehe mir doch ja nie mehr ohne den Bogen in den Forst, es giebt immer Gelegenheit, einen guten Schuß zu thun, der sich belohnt. Ist der Wildkater denn schnell durchgegangen, als er Dich sah, oder hat er Stand gehalten?"

„O, er hat ganz gut gehalten," versetzte Irmal, „ich habe ja lange mit ihm gesprochen." — „Was? gesprochen, mit dem Wildkater?" schrie der Meister Harrol mit halbem Entsetzen und betrachtete ihn mit einem durchbohrenden Blicke. „Gesprochen?" wiederholte er. „Hast Du ihn und hat er Dich denn verstanden?" — „O, ganz gut," antwortete der Junge, „wenn er ein Mensch war. Freilich den Wildkater verstand ich nicht, der rief nur sein Miau! Miau!"

„Herr Gott im Himmel!" rief der Alte. „Wenn er ein Mensch war? War er denn ein Mensch? Wie sah er denn aus?" — „Ei nun," antwortete Irmal, „wie ein sehr alter und grämlicher Mann mit tiefen Falten im Gesicht, die aber nicht, wie bei alten Leuten, quer, son-

dern längs über die Stirne herab liefen. Aber eine Krone hatte er auf dem Kopfe; dieſe hatte aber nicht ſo viele Zacken. Nur zwei ſtanden an beiden Seiten wie Ohren hinaus. Nun, die Krone muß er als König freilich tragen." — „Als König?" fragte der Pflegevater mit neuem Erſtaunen. „Ja wohl!" war die Antwort. „Es war ja der Erlkönig!" — „Der Erlkönig?" ſchrie er nun laut auf. „Lieber Sohn, entweder biſt Du wirklich ein Sonntagskind, das Dinge ſieht und verſteht, die andere Menſchen nicht ſehen und verſtehen können, oder Du biſt — Gott erbarm's — ein wahnwitziger Burſche. Wo hat man je von Katzen gehört, die ſprechen, oder von Menſchen, die Katzenſprache verſtehen? Und die Sage von dem „Erlkönig" iſt ja doch nur ein lächerliches Märchen! — Muß ich denn gar erleben, daß mein Pflegeſohn, den ich doch wie mein eigenes Kind lieb habe, ſich mitten in einem ſolchen Märchen befangen glaubt."

Traurig und nachdenklich ging er in ſein Haus. — Er war von jetzt an zwar immer noch mild und freundlich gegen Irmal, betrachtete ihn aber doch ſehr oft mit einem bedenklichen Blick und murmelte mit unzufriedenem Kopfſchütteln: „Sonntagskind! Erlkönig!"

---

4. Der Tanz der Feuermänner auf dem Erlenmoor.

Immer mußte Irmal am andern Tage an den Tanz der Feuermänner denken. Er begriff nicht, was die Feuermänner für Geſchöpfe ſein könnten, und warum ſie den Namen vom Feuer hätten, auch nicht, wie ſie auf dem Erlenmoor, auf dem ſumpfigen Boden, wo man bei jedem Tritte bis an die Knöchel einſank, den Tanz aufführen konnten. Die Neugierde trieb ihn doch, hin zu gehen. Jetzt aber, da er geſehen, welch' unangenehmen Eindruck die Erzählung von ſeiner Bekanntſchaft mit dem Erlkönig auf ſeinen Pflegevater gemacht hatte, wagte er nicht, die Bitte um Erlaubniß dazu an ihn zu richten. Und doch hatte Harrol's Staunen und ſein ganzes Benehmen ihn um ſo mehr gereizt, das, was den Alten ſo ſtaunenswerth und bedeutungsvoll erſchien, noch näher kennen zu lernen.

Da er indeſſen nur die völlige Dunkelheit zu erwarten brauchte, die jetzt ſchon früh am Abende eintrat, ſo konnte er leicht von einem Geſchäftsgange in den Forſt etwas länger ausbleiben, ohne daß es auffiel. Am Abende des Neulichts nahm er darum noch ſpät einen Vorwand,

daß ihm Etwas eingefallen ſei, was er noch zu beſorgen habe, und ging dann mit raſchen Schritten dem Erlenmoore zu.

Der Ablauf jener bekannten ſtarken Quelle zog ſich als ein kleiner Bach durch den Wald hin und breitete ſich dann an einer wenig tiefern Stelle, den Boden umher verſumpfend, weit aus. Auf dieſem Sumpfboden gediehen keine Eichen und Buchen und andere Waldbäume; nur einzelne Gruppen von Weiden und Erlen unterbrachen die Fläche, die mit binſenartigen Gräſern, mit Wollgras und Mooſen bewachſen war.

Hierher kam er, als eben die Dämmerung einbrach. Er hatte vorher noch das Geſchäft beſorgt, das er zum Vorwande ſeines ſpäten Ausgangs genommen. Die Dämmerung ging, da kein Mond am Himmel ſtand und auch die Sterne nicht durch die Wolken geſehen wurden, bald in Nacht über, und völlige Finſterniß deckte die Gegend. Da erſchien plötzlich in der Mitte des Platzes ein hellaufleuchtendes Licht und ſchwankte hin und her. Kaum war dieſes erſchienen, ſo erhob ſich an einer andern Stelle ein ähnliches Licht, bald hier noch eins, bald dort wieder eins. Keins derſelben blieb aber ruhig auf ſeinem Platze, wo es zuerſt erſchienen war. Jedes rannte in anderer Richtung hierhin und dorthin. Oft kamen zwei einander ſo nahe, daß es ſchien, als wollten ſie ihren Lauf gemeinſchaftlich fortſetzen, ja eines ſchien das andere gleichſam verſchlungen zu haben; dann trennten ſie ſich wieder und fuhren mit Windesſchnelle auseinander. Oft kämpften zwei miteinander und ſchlugen mit feurigen Beſen aufeinander, daß lange feurige Funken davon umherflogen, aber ſchnell wieder erloſchen. Einige flohen in größter Eile auseinander, andere wieder zuſammen. Ein Tanz war die ganze Erſcheinung aber doch nicht zu nennen, wenn man dieſen Namen nicht dem ewigen unſtäten Hin- und Herſchweben dieſer Feuergeſtalten geben wollte. Auch Feuermänner ſah man nicht; es waren da weder menſchliche noch andere Geſtalten zu erkennen, nur Feuerbrände, hochaufflammende Feuerbüſchel ſah man. Wenn ſich dann und wann ein linder Windhauch erhob, dann liefen dieſe Feuer mit außerordentlicher Geſchwindigkeit immer weit hin, und oft ſah man ſie dort in der Ferne plötzlich erlöſchen. Häufig erloſch aber auch eines ganz in der Nähe. Bald verloren ſich immer mehrere, hier und da erhob ſich wohl wieder ein neues, — doch mit einem Male waren ſie alle verſchwunden.

Jetzt erſt kehrte Irmal nach Hauſe zurück. Harrol empfing ihn mißgelaunt über ſein langes Ausbleiben. Theils zu ſeiner Entſchuldigung, theils um ihn durch die Schilderung deſſen, was er geſehen, zu beſänftigen, beſchrieb er ihm, wie er zufällig an den Erlenmoor gekommen und

was er da gesehen. „Ei ja," versetzte der Alte, „das ist eine wundersame Erscheinung. Als ich noch ein kleiner Junge zu Hause war, da habe ich oft diese Feuermänner herumtanzen sehen. Wir nannten sie Irrlichter, oder, weil sie oft aussehen wie brennende Strohwische, auch Irrwische. Abergläubische Leute sagten, es seien die Seelen Verstorbener, die zur Strafe so feurig umgehen müßten, sie hießen sie auch Feuermänner."

„Ja richtig!" rief da Irmal aus, „sie sind des Erlkönigs Feuermänner, so hat er sie selbst genannt." — „Was? der Erlkönig?" fragte Harrol. „Was ist's mit dem? Ich habe gehofft, Du hättest diese dummen Träumereien endlich ganz vergessen. War er auch am Moor? Was hast Du denn immer mit dem Erlkönig zu schaffen? Meinetwegen hab' immer Deinen Verkehr mit ihm, aber um das Einzige bitte ich Dich: nenne mir seinen Namen nicht mehr, ich will ihn nie mehr von Dir hören, nie mehr. Er ging in seine Kammer und schlug ganz gegen seine Gewohnheit die Thür heftig hinter sich zu.

---

5. Erlkönigs Töchterlein.

Der Winter war gekommen, ein Frühling, Sommer und Herbst war gefolgt, auch ein zweites Jahr hatte seinen Kreislauf vollendet, ein schöner Herbst hatte sich dem Sommer angeschlossen. In dem Hause des Wildmeisters war in dieser Zeit Alles in seiner stillen Ordnung geblieben. Irmal war immer flink und fröhlich seiner treuen Pflegemutter mit kindlicher Anhänglichkeit hilfreich gewesen, hatte auch, wie es dem Wildmeister zu seiner Beruhigung vorkam, den Erlkönig vergessen, denn in den beiden Jahren hatte er weder seinen Namen genannt, noch etwas von ungewöhnlichen Erscheinungen erwähnt. Es war ihm auch nichts Sonderliches vorgekommen.

Da schickte ihn eines Tages der Wildmeister hinaus, um nach den Fuchsfallen zu sehen. „Die Füchse und Wildkatzen," sagte er, „verderben nach und nach die ganze Jagd. Kein Hase zappelt in einer Schlinge, den sie nicht sogleich wegholen; junge Rehe, selbst Hirschkälber sind nicht vor ihnen sicher, den Vögeln holen sie die Eier und die erst ausgebrüteten Jungen aus den Nestern. Ein Waidmann sollte nur früh aufstehen und sich nach den gestellten Fallen umsehen, sonst sind sie Herr und Meister."

Irmal machte sich gleich auf und eilte nach den Fallen. Kaum war

er etwas tiefer in den Wald hineingekommen und nicht mehr weit von den Fallen, da hörte er von einem Baume herabrufen: „Eile, eile, Sonntagskind, mach' los! mach' los!“ Er eilte und ſah bald, was er losmachen ſollte. Ein junges Wildkätzchen war, durch die Lockſpeiſe verführt, in eine Fuchsfalle gerathen, doch hatte ihr das Zuſammenſchlagen der Falle keinen weſentlichen Schaden gethan, der eine Vorderfuß war darin eingeklemmt, war aber nicht gebrochen. Er machte ſie los, ſtreichelte ſie, was ſie ſich ganz wohl gefallen ließ, und wie eine zahme Katze fing ſie an zu ſchnurren.

„Kann ſie noch laufen?“ fragte die Stimme des Erlkönigs von dem Baume herab. „Der Fuß iſt noch nicht gebrochen,“ antwortete Irmal. „Vielleicht macht der Schmerz ſie noch eine Weile hinken, aber bald wird ſie wieder ſpringen und tanzen können.“ „Ja, ſie muß auch!“ antwortete der Erlkönig. Vollmond iſt bald; dann müſſen Erlkönigs Töchter den nächtlichen Reihentanz aufführen. Hörſt Du? Vollmond, eine Stunde vor Mitternacht! komm nur; mußt beim Tanz ſein! — Nun komm, Miſinka, komm.“ Auf dieſen Ruf kletterte die junge Wildkatze mit Leichtigkeit auf den Baum und verſchwand mit dem Erlkönig in ſeiner Laubkrone. Als Irmal ihm nachſah, erblickte er nur noch die Krone des Erlkönigs.

Nachdem Irmal auch nach den andern Fallen geſehen und Nichts gefunden hatte, kehrte er nach Hauſe zurück. Den Wildmeiſter ſah er erſt wieder beim Mittageſſen. „Nun“, fragte dieſer, „Nichts gefangen?“ — „Nein,“ antwortete er. „Gar Nichts?“ fragte Harrol weiter. „Hat ſich etwa Dein Gefangener wieder frei gemacht? Die Federn an dieſen Fallen ſind zu ſchwach, ſie klemmen zu wenig zuſammen und da kann ſich ein Thier leicht wieder befreien. War denn gar keine von den Fallen zu? Das ſollte mich doch wundern.“

„Ja, eine!“ verſetzte Irmal. „Es hatte ſich eine junge Wildkatze darin gefangen. Ihr Fuß muß ſie tüchtig geſchmerzt haben, denn ſie hinkte ſehr?“ „Sie hinkte? Und das haſt Du geſehen, und haſt ſie nicht gefangen oder mit dem Jagdſpieß erlegt?“ rief der Wildmeiſter mit halbem Entſetzen. „Ach, das arme junge Thier!“ verſetzte Irmal. „Das arme junge Thier?“ wiederholte Harrol. „Das iſt in einem halben Jahre eine erwachſene Wildkatze und belohnt Dir Dein Mitleid. Die Faſanen, die ſonſt ſo zahlreich hier waren, haben ſich bald ganz verloren, weil die „armen jungen Thiere“ ihnen die Eier aus den Neſtern werfen und die Jungen holen, auch die Alten, wenn ſie ſie erwiſchen können, nicht verſchonen. Hat man je von einem Waidmann gehört, daß er ſolches

Mitleid mit den jungen Raubthieren hat? Aus der Haut fahren möchte ich über ein so dummes weichliches Mitleid.“ Damit stand er auf und verließ im Zorn das Zimmer.

„Ich will ja auch kein Waidmann werden!“ sagte Irmal und ging dann schweigend seinen Geschäften nach.

---

6. Der nächtliche Reihentanz.

Die Scheibe des Mondes hatte von Tag zu Tag sich runder gestaltet und Irmal hattte sie an jedem Abende genau beobachtet, denn er hatte die Einladung des Erlkönigs nicht vergessen. Schon sah er, daß am nächsten Abend der Mond in vollem Lichte strahlen werde. Er war fest entschlossen, den Tanz der Töchter des Erlkönigs mit anzusehen. Das wußte er wohl, daß er seinen Pflegevater nicht um Erlaubniß bitten durfte, bis Mitternacht auszubleiben. So sehr er Heimlichkeit und Lüge oder Verstellung verabscheute, so fühlte er doch, daß er nur durch List sich unbemerkt aus dem Hause schleichen und wieder hereinkommen könne. Wie er das ausführen sollte, darüber hatte er die halbe Nacht nachgedacht. Am Morgen war sein Entschluß gefaßt.

Er schlief schon längst nicht mehr in der Kammer bei seinen Pflegeeltern, sondern in einem kleinen Dachkämmerchen, demjenigen gegenüber, wo der Wildknecht schlief. Wenn er aber heimlich hinausschleichen wollte, so wußte er doch, daß die gute Pflegemutter Hilka einen sehr leisen Schlaf hatte und von der geringsten ungewöhnlichen Bewegung im Hause aufgeweckt wurde. Und doch knarrten die Stufen der Stiege sehr laut, wenn man herabging.

Sobald er darum am Morgen merkte, daß seine Pflegeeltern aufgestanden waren, nahm er die Holzaxt und einige Spähne und verkeilte die knarrenden Stufen so gut, daß man sie beim Auf- und Absteigen nicht mehr knarren hörte. „Ei, was machst Du denn da?“ fragte Frau Hilka, als sie nach der Küche an der Stiege vorbeiging. „Ich gehe des Morgens gern frühe heraus,“ antwortete er, „und fürchte dann immer, Euch im Schlafe zu stören, weil die Tritte so knarren. Jetzt habe ich dafür gethan. Jetzt sind sie fest.“ Freundlich sagte sie: „Ei, wie bist Du doch ein liebes gutes Kind, daß Du so um unsere Ruhe besorgt bist. Hab' Dank dafür; das Knarren hat mir immer, auch wenn ich nicht schlief, die Ohren unangenehm berührt.“ Er schämte sich, daß er solch unverdientes Lob empfing.

Nach dieſer Vorkehr ſtand ſeinem heimlichen Entwiſchen kein Hinderniß mehr im Wege. Der Wildknecht ſchlief ja immer feſt wie ein Murmelthier und hörte es gewiß nicht, wenn ſeine Thür auch ein wenig geklappert hätte. Das Haus war auch nicht geſchloſſen, man lehnte die Thür gewöhnlich nur an, und ſollte ſie einmal geſchloſſen werden, ſo geſchah das durch einen quer vorgeſchobenen Prügel.

Als nun am Abend Alle im Hauſe zur Ruhe gegangen waren, wartete er noch einige Zeit, bis ſie eingeſchlafen ſein konnten. Nun nahm er ſeine plumpen Schuhe in die Hand, ſchlich ſich die Treppe hinunter, nahm unten im Hausgange ſeinen Jagdſpieß und entkam ohne das geringſte Geräuſch aus dem Hauſe. Flüchtig, wie ein Reh, doch nicht ohne einige Unruhe über die Unrechtlichkeit eines ſo verheimlichten Ganges, lief er in den Wald hinein. Er war durch ſein Laufen etwas außer Athem gekommen und warf ſich, als er die große Eiche erreicht hatte, ins mooſige Gras, um auszuſchnaufen.

Nachdem er wieder zu Athem gekommen war, ſah er zum Himmel auf, um aus dem Stande der Mondesſcheibe zu erkennen, ob er zu rechter Zeit gekommen ſei. Eben ſtieg ſie in vollem klaren Scheine über die Baumgipfel herauf. Er war noch zu früh gekommen. Zugleich hörte er auch über ſich zwiſchen den Aeſten der Eiche herab rufen: „Biſt gekommen? Iſt mir lieb, wird ſie freuen, wenn ich Dich bringe.“ — „Wohin wollt Ihr mich denn bringen?“ fragte Irmal. „Ei, zu Erlkönigs Töchtern!“ antwortete er. „Steh auf. Ich komme. Wir gehen gleich.“ Mit einem Satze war er herabgeſprungen und forderte ihn auf, mit ihm zu gehen.

Jetzt ſah ihn Irmal zum erſten Male in ganzer Geſtalt. Er trug einen ſchönen Mantel von grauem langhaarigen Pelze, der den Rücken herab mit einem dunkeln, beinahe ſchwarzen Streif gezeichnet war, von dem nach beiden Seiten gleiche, ſich nach vorn aber verlierende Streifen hinzogen. Ein langer ſchwach behaarter, aber dennoch ſehr ſtarr hinausſtehender Schnurrbart gab dem runzeligen Geſichte ein wildes Anſehen. Im Gehen bemerkte Irmal, daß ihm ein ſtarker Schweif anhing, doch konnte er nicht unterſcheiden, ob er ihm vom Rücken hinten herabhing, oder ob er nur ein Theil des Pelzmantels ſei.

Er führte ihn nach dem Erlenmoore, an deſſen einer Seite eine Gruppe von hohen Erlen ſtand, die ihn begrenzten. Weiterhin dehnte ſich eine minder ſumpfige Wieſe aus. Auf dem Wege ſagte der Erlkönig: „Iſt Vollmond vorüber; bis er wieder kommt, bringt er den Winter mit. — Dann ſind wir fort.“ „Ihr wollt fortgehen?“ fragte

Irmal betrübt. „Thut Nichts!“ antwortete der Erlkönig. „Du mußt auch gehen. Willst ja des großen Königs Schiffmeister werden. Mußt jetzt lernen, was Du brauchst. Hier nicht, mußt weiter, weiter, dem Wasser nach bis zu der alten Römerstadt drunten am Rhein, dort kannst Du lernen. — Ha, da sind wir ja!“

Sie waren an der Wiese neben dem Erlenmoor. Da hörten sie, indem sie daran hingingen, daß es in dem Sumpfwasser plitscherte, als ob Steinchen hineingeworfen würden. „Aha,“ sagte der Erlkönig, „Musikanten schon da! Wird bald losgehen!“ und schwang sich mit großer Leichtigkeit auf die nächste große Erle, in deren dunkelgrünem Laube er verborgen saß. Aber jetzt erhoben sich einzelne rauhe Stimmen neben im Sumpfe. Zuerst rief eine: „Koax! koax!“ Eine andere antwortete: „Brekekekex! Koax, koax!“ Aehnlich erscholl da ein Ruf und dann dort einer, bald mehrere. Plötzlich aber erhob sich ein voller Chor! „Kiwalla! kiwalla!“ Andere antworteten: „Sellöroah! sellöroah.“ — „Uwatti? uwatti?“ ertönte hier die Frage, und die Anwortenden riefen: „Alla konjack! alla konjack!“ und alle Stimmen riefen durcheinander und wiederholten immer dieselben Fragen und Rufe. Es war ein fürchterliches Froschconcert.

Als der Lärm am lautesten war, da kamen ganz hinten zwischen alten Weidenbäumen zwei Reihen junger Mädchen hervor; jede Reihe zählte vier und eine Führerin. Die Führerinnen zeichneten sich durch aufgeschürzte weiße Kleider und weiße flatternde Flormäntel aus; die Uebrigen waren grau gekleidet und gleiche leichte Flormäntel flatterten wie Flügel von ihren Schultern hinaus. Sie hielten sich einander bei den Händen und tanzten so leicht, als berührten sie nur die Grashalme mit den Fußspitzen. Bald verschlangen sich beide Reihen, bald trennten sie sich wieder und wiegten sich gegeneinander in sanften Schwingungen. Dann schlossen sie alle wieder einen Kreis und die eine der Führerinnen tanzte nach Irmal zu und lud ihn durch graziöse Verneigungen und Winke ein, mit ihr zu tanzen.

Da wandte er sich, Hilfe suchend, nach dem Baume, wo der Erlkönig saß, und sagte: „Ich kann ja nicht tanzen!“ „Thut Nichts!“ rief seine krächzende Stimme. „Kommst doch fort. Sie lehren Dich's, sind gute Lehrmeister!“ Und ehe er sich's versah, war sie nahe herzugekommen, hatte seine Hände gefaßt und zog ihn mit sich zu den Andern. Er hatte nicht widerstehen können; er war in den Reihen hineingekommen und tanzte mit herum und das ging so leicht und so schnell. Und immer schneller wurde er mit herumgezogen, daß ihm die schweren Schuhe

Uſtig wurden. Da ſchleuderte er ſie im Tanze von den Füßen, ſo weit weg, daß ſie hinüber flogen und patſchend in das ſumpfige Waſſer des Erlenmoores fielen. Nun hörte aber auf einen Schlag die Muſik auf. Aber auch der Tanz ſtockte.

Doch es dauerte nicht lange, ſo erhob ſich hier und da in dem Sumpfe wieder eine Stimme, dann noch eine und wieder mehrere und bald erſcholl wieder der volle Froſchchor. Da begann auch wieder der Tanz. Bisher hatten ſie in ganzen Reihen oder im Ringe getanzt, jetzt begann der Einzeltanz. Irmal mußte zuerſt mit der einen der ſchneeweißen Führerinnen tanzen, dann mit der andern, und zuletzt drängten ſich alle Grauen um ihn; er mußte mit jeder einen Tanz machen. Sie fegten ſo flüchtig über die ſumpfige Wieſe hin, und Irmal erſtaunte im Stillen über ſich, daß es ſo leicht und ſo gut ging. Aber die Töchter Erlkönigs beſaßen ſolche Kraft und Gewandtheit, daß ſie ihn herumſchwangen, als ſei er nur ihre Puppe.

Außer Athem ließ er ſich endlich, als er mit Allen einigemal herumgetanzt hatte, zur Erde fallen, um ein wenig auszuruhen. Da drängten ſich Alle herzu und bemitleideten ihn, weil ſie meinten, er ſei plötzlich erkrankt. Einige boten ihm aus kleinen Perlenmutterbüchschen ein paar Körnchen zur Stärkung dar. Er nahm etliche davon in den Mund. Sie ſchmeckten ſehr gewürzig und waren auffallend erfriſchend.

Der Tanz fing wieder an und wurde noch lange fortgeſetzt. Auf einmal erſcholl die Stimme des Erlkönigs, das laute Concert übertönend: „Kinder, Mitternacht vorbei. Mond iſt voll! Jetzt Alle heim.“ Auf dieſen Ruf liefen die Töchter mit den beiden Schneeweißen wie geſcheuchte Vögel auseinander und verſchwanden wieder in den dunkeln Schatten der alten Weidenbäume. Auch der Erlkönig war verſchwunden. Irmal ſah ſich auf einmal verlaſſen und allein. Als er ſich jetzt beſann, ſagte er vor ſich hin: „Das wird ſchön werden. Die Schuhe liegen im Sumpfe und ich kann ſie jetzt nicht finden. Was ſoll ich ſagen, wenn ich zu Hauſe gefragt werde, wo ſie hingekommen? Soll ich denn wieder heucheln und lügen?“ In dieſer Unzufriedenheit und Ungewißheit ging er nach Hauſe. Unbemerkt kam er in ſeine Kammer. Die Erinnerung an das, was er eben erlebt, führte ihm allerlei wunderliche Träume vor die Seele.

7. Der Abſchied.

Es war ſchon ſpät, die Sonne ſchien ihm ſchon durch ſein Fenſterchen herein, als er am Morgen erwachte. Mit wahrem Schrecken erinnerte er ſich an einen Auftrag, den ihm ſein Pflegevater am Abende gegeben, und er hatte die Zeit, da er ihn beſorgen ſollte, verſchlafen. Sehr verdroſſen und kleinmüthig ſtand er auf und dachte eben an ſeine verlorenen Schuhe, da ſah er mit Staunen, daß er ſie gar nicht verloren hatte. Sie lagen da ganz dicht vor ſeinem Bette. Wer konnte ihm dieſe gebracht haben? Die Thür hatte er, weil man ſie innen nicht verriegeln konnte, mit einem daran gelehnten Stuhle verſperrt. Konnte ſie Jemand durch das kleine Fenſter hereingebracht haben? Möglich war's, denn es war ja ein Schiebfenſter, das man auch von außen aufſchieben konnte. Wer aber hätte auf das Dach ſteigen mögen, das ſo ſteil und und darum ſo gefährlich zu beſteigen war? Welcher gute Freund hätte das gewagt? Er hatte ja auch außer den alten Leuten keinen, denn der Wildknecht that ihm eher Etwas zum Poſſen, als einen ſolchen Freundſchaftsdienſt. Wer ihm aber auch die Schuhe gebracht hatte, wie bekam er ſie? Sie lagen ja im Sumpfe. Wer hätte ſie da geſehen? wer herausgeholt?"

Noch ganz in Verwirrung ſaß er da, als auf einmal ſeine Thür heftig aufgedrückt wurde, daß der Stuhl, der ſie geſperrt, weit in die Kammer hineinfuhr. Der Wildmeiſter ſtand vor ihm. „Was iſt das für eine Aufführung?" fragte er unwillig. „Du ſitzeſt träumend mit offenen Augen da, noch nicht einmal völlig angekleidet, und ſollteſt längſt ſchon im Walde ſein, den Wechſel des Hirſches aufzuſpüren. Jetzt iſt's ſchon zu ſpät dazu." So keifte er noch eine Weile fort, während Irmal ſich fertig ankleidete und um Verzeihung bat, daß er heute verſchlafen habe. Er hatte ſich vorgenommen, Alles ehrlich zu geſtehen, wenn es bemerkt würde, daß er die Schuhe verloren; jetzt aber ſah er, daß er für eine ſolche Eröffnung eine andere Zeit abwarten müßte. Schweigend nahm er den verdienten Verweis hin und bereitete ſich, das Verſäumte nachzuholen.

Da der Alte nach Tiſche wieder anfing, ſeinen Unmuth gegen ihn auszulaſſen, ſtand Irmal von dem Tiſche auf, trat ehrerbietig vor den Alten hin und ſagte: „Lieber Pflegevater, verzeiht mir, aber ich kann

nun einmal nicht anders sein, als ich bin. Ereifert Euch nicht. Ich fühle wohl, daß ich groß gegen Euch und gegen das Geschäft eines Waidmanns gefehlt habe und noch immer fehle gegen Euern Sinn. Aber meine Gefühle sind nun einmal ganz anders als Eure Gefühle. Darum wird es gut sein, daß wir uns trennen. Ich kann nicht unwahr sein. Was ich sehe, was ich denke und verstehe, das kann ich nicht gegen Euch verleugnen. Wenn ich Euch aber sage, was ich sehe und höre, was mir der Erlkönig sagt, daß ich mit seinen Töchtern dort im Walde heimlich im Vollmonde getanzt, nachdem ich heimlich zu ihnen hinausgeschlichen in den Wald zum Erlenmoor, so gerathet Ihr darüber in zornigen Eifer. Und dennoch ist Alles wahr und so geschehen, wie ich Euch sagte. Dergleichen wird aber nicht aufhören. Ich sehe voraus, daß ich wieder und wieder in den Fall komme, Euch durch die That und durch meine offene Erzählung Aerger zu erregen. Ich kann auch kein Waidmann werden. Ihr wißt es ja, daß ich mich zum Schiffswesen hinneige. Darum laßt mich ohne Verdruß jetzt in Güte ziehen, wohin mein Schicksal mich führen will. Ich fürchte, sonst geschieht es, daß Ihr mich doch eines Tages im Unmuthe fortjagt. Denkt daran, daß ich ein Sonntagskind bin, und darum nicht sein kann, wie andere Leute."

Harrol hatte schweigend zugehört und so sehr er im Anfange noch vom Zorn erregt war, so legte sich doch allmählich sein Unwille. Mit Thränen in den Augen sagte er zu Irmal: „Das thut mir weh. Bedenke, ich bin ein alter Mann geworden, seitdem Du bei uns bist. Ich habe im Stillen gehofft, Du solltest einmal nach mir als Wildmeister hier wohnen. Der große Frankenkönig würde gewiß auf meine Empfehlung gehört und Dir meine Stelle übertragen haben."

„Bedenkt, lieber Pflegevater," versetzte Irmal, „daß die Sonntagskinder auch die Sprache des Wildes verstehen, daß ich darum kein Wildmeister werden kann. Die Klagen der armen Thiere würden mich immer zum Mitleid bewegen, daß ich sie nicht verfolgen und tödten könnte, wie doch ein Wildmeister thun muß. Auch steht mir mein Sinn ganz nach dem Gewerbe meines Vaters, der ein Schiffsherr war. Dann hat mir der große Frankenkönig ja auch versprochen, daß er mich in seine Dienste nehmen wolle, wenn ich gelernt hätte, was ein Schiffmeister Alles wissen muß."

„Ich habe gehofft," antwortete der Wildmeister, „als Dich der Himmel mir zuführte, er habe mir einen Sohn in Dir zugeführt. Ich sehe es aber ein, ich muß Dich Deine eigenen Wege gehen lassen. So gehe denn in Gottes Namen, ich will Dich nicht halten."

So ſchwer es ihm ward, die alten treuen Pflegeeltern zu verlaſſen, ſo konnte er doch dem innern Drange nicht widerſtehen. Er nahm unter vielen Thränen von den treuen Pflegern ſeiner Knabenjahre Abſchied und ging, nachdem er nebſt den beſten Lehren auch ſeinen Becher empfangen hatte.

---

8. Winteraufenthalt.

Rüſtig wanderte der zum Jüngling herangewachſene Knabe jetzt durch den Wald, der in großer Ausdehnung längs dem Fluſſe hinabzog. Wo von der Seite her ein Bach oder kleines Flüßchen einmündete, ſtand wohl hier oder dort eine Fiſcherhütte oder ſonſt eine kleine Wohnung, um welche her der Eigenthümer den Wald ausgeſtockt oder einen Garten und etwas Ackerfeld angebaut hatte. Er fand hier überall gute Leute, die den jungen Wanderer freundlich aufnahmen, an deren Tiſch er ſich ſättigen konnte.

Noch am erſten Tage ſah er ſeinem Wege gegenüber auf einer mäßigen Anhöhe feſte Mauern und einen des Daches beraubten Thurm. „Iſt das eine Stadt da oben?“ fragte er einen Hirten, der in der Nähe einige Ziegen weidete. „Ja wohl,“ antwortete der Hirte: „Das iſt ja „Wimpin“, in jetziger Sprache „Weiberpein“, die Stadt, die von dem wilden Hunnenvolke zerſtört wurde und in der ſie die Weiber ſo grauſam mißhandelten, daß ſie davon den Namen erhielt.“ (Heut zu Tage heißt ſie Wimpfen; ihr Name iſt aus dem alten Wimpin entſtanden.)

An ſeinem zweiten Reiſetage ruhte er einmal an dem Ufer des Neckars. Da flogen einige Vögel herbei und ſetzten ſich zwitſchernd auf einen Baum, der am Wege ſtand. Und er hörte deutlich und verſtand, wie der eine von der zahlreichen Schaar ſang:

„Winter, Winter kommt bald,
Bringt uns den Schnee und macht kalt,
Uns decken Federchen dicht,
Uns wärmt auch flockiger Flaum,
Heida! drum fühlen wir's nicht,
Heida! wir merken es kaum.“

Als dieſer ſchwieg, fing ein Anderer an und er verſtand, was er ſang:

„Menſchen ſind nicht ſo gut d'ran,
Ziehen wohl Winterkleid an,
Doch wer ſich keines beſorgt,
Kriegt dann auch keines geborgt.“

„Heidi! Heidi!“ singend flogen die Vögel davon. Unser Wanderer lag anfänglich sinnend da; jetzt aber stand er auf und dachte: „Diese kleinen Thierchen sind ja klüger als ich; sie denken an die Zukunft! Habe ich nicht sehr thöricht gehandelt? Ziehe ich nicht dem Winter entgegen, ohne gegen seine Kälte Vorsorge getroffen zu haben? Wenn ich auch noch ein warmes Kleid anschaffen kann, ehe es friert, so ziehe ich doch gedankenlos in die Welt hinein, um ein Geschäft zu erlernen, das bei Schnee und Eis doch nicht betrieben werden kann. Im Frühjahre hätte ich doch leichter in einer Seestadt Unterkunft und Verdienst gefunden. Wie und wo werde ich nun den Winter zubringen? — Es trieb mich aber mit unwiderstehlicher Gewalt fort.“

Solche Gedanken, die ihn auf seinem ferneren Wege beschäftigten, brachten ihn endlich zu dem Entschlusse, sich an dem ersten Platze, der sich bieten würde, Beschäftigung und ein Unterkommen für den Winter zu suchen.

So kam er endlich an die Stelle, wo der Neckarfluß das bergige Land verläßt und sich dann durch ebenes Land nach dem Rheine hin fortschlängelt. Gleich, wo er in die Ebene hinaustritt, lagen einige Fischer- und Hirtenhäuser. Er kehrte in dem ersten derselben ein, denn es war Abend geworden. Der alte Fischer und seine Frau nahmen den jungen, so ehrlich und offen aussehenden und um ein Obdach für die Nacht bittenden Wanderer gern auf.

Bald ward auch das Nachtessen aufgestellt. Irmal ließ sich die Milch und den schönen Fisch trefflich schmecken. Während sie bei dem Essen beisammen saßen, fragte ihn der alte Fischer nach dem Ziele seiner Reise, und da gestand er ganz ohne Rückhalt, daß er eigentlich nach einer Stadt am Meere hin wolle, jetzt aber zu spät erst bedacht habe, daß nun der Winter vor der Thür sei, der ihm keine Gelegenheit bieten werde, sich in einer solchen Seestadt Beschäftigung und Erwerb zu verschaffen.

„Das trifft sich ja sehr gut,“ versetzte der Fischer. „Ich habe einen Sohn, dem auch der Sinn nach dem Meere steht und der im nächsten Frühjahre den Rhein hinunter geht. Er ist heute nur nach dem Altenmünster bei Lauresham gegangen, um seine Schwester zu besuchen, die dort hauset. Morgen kommt er wieder. Ich hoffe, daß Ihr gute Freunde zusammen werdet. Ihr bleibt dann den Winter über hier bei uns, und wenn das Frühjahr kommt, dann könnt Ihr miteinander den Rhein hinunter wandern und Euer Glück suchen.“

Irmal wäre schon gern auf den Vorschlag eingegangen, nur meinte

er, es ſei unrecht von ihm, wenn er ihnen ein paar Monate zur Laſt liege, da er ihnen keine Vergütung dafür zu bieten habe. „Laßt das gut ſein,“ erwiderte der Fiſcher auf ſolches Bedenken. „So lange der Fluß offen bleibt, geht auch der Fiſchfang immer noch fort, und gefriert er zu, ſo knüpfen wir Netze, flicken das Segel aus, beſſern den Kahn aus — kurz, da giebt's noch allerlei zu thun, mit dem man im Frühling und Sommer die Zeit nicht verlieren mag.“

Er ließ ſich gern bereden. Am andern Tage kam der Sohn zurück, ein freundlicher, gut gearteter Menſch, etwa zwei Jahre älter als Irmal. Die Bekanntſchaft war bald gemacht und ſchon am andern Morgen trieben ſie ſich in guter Kameradſchaft in den umgebenden Bergwäldern umher. Von nun an fuhren die beiden jungen Leute oft mit dem Fiſcher in dem Kahne auf dem Neckar umher, um Fiſche zu fangen. Sie warfen Netze aus, fiſchten mit dem Hamen und mit der Angel. Bei dieſer Gelegenheit lernte Irmal leicht das Ruder führen, das Steuer richten und konnte bald den Kahn rechts oder links lenken, ihn gegen die Strömung hinauf bringen oder mit der Strömung abwärts gehen laſſen. Auch beim Fiſchen zeigte er ſich gewandt, daß der alte Fiſcher ihn oft belobte und täglich lieber gewann.

Oft fuhren die beiden Freunde auch ohne den Alten auf den Fang aus, oft auch nur zu ihrem Vergnügen; dann ſtreiften ſie auch wieder durch die jetzt blätterloſen Waldungen. Zu ſolchen Ausflügen nahm Irmal immer ſeinen Jagdſpieß mit und ſein Freund trug dann wohl auch ſeinen Bogen und ſeine Pfeile.

Der Winter war mit etwas größerer Strenge aufgetreten und hatte nicht allein über den Neckar ſeine Eisbrücke gebaut, auch von dem Rheine hörte man, daß er zugefroren ſei. Da hörten freilich die Kahnfahrten auf, ja man hatte vorſichtig, noch ehe das Eis ſich feſtſtellte, den Kahn aufs Ufer hinausgezogen, damit er nicht auf dem Strome einfriere und dann mit dem Eiſe bei eintretendem Thauwetter vielleicht bis ins Meer fortgeführt werde.

Eines Tages waren ſie miteinander auf den Vorhöhen des höchſten Berges in der Gegend umhergezogen und waren dort in einen Bergkeſſel gekommen, wo ſie einen kleinen Bergſee mit glatt gefrorener Eisdecke fanden. Da fragte Irmal: „Wie heißt denn dieſer hohe Berg?“ — „Das iſt der Königsſtuhl,“ antwortete ſein Begleiter. „Da ſoll ein König aus der Heidenzeit einſt ſeinen Sitz gehabt haben. Ich weiß aber ſeinen Namen nicht. Und ſieh, der Brunnen da hinten am See, der iſt der Wolfsbrunnen, und der hat ſeinen Namen davon, weil ein

Wolf hier eine weiſe Frau, die künftige Dinge vorausſagen konnte, und alle Kräuter und Wurzeln kannte, und wußte, wozu ſie gut ſind, und die oft Kranke damit heilte, zerriſſen hat. Sie hieß Jetta und die Anhöhe da vorn heißt nach ihr der Jettenbühl."

„Ei, giebt's denn Wölfe hier?" fragte Irmal und auf die bejahende Antwort faßte er ſeinen Jagdſpieß feſter und rief: „O, ich wollte, daß jetzt einer käme!" „Sei ſtill! da kommt ſchon einer!" rief ſein Begleiter und lief den Berg hinunter über Felſen und durch das Gebüſch. Aber Irmal ſtellte ſich dem ſchon nahe gekommenen Wolfe entgegen. Dieſer rannte in vollem Laufe auf ihn zu, aber er ſtieß ihm mit ſeinem Spieße gerade vorn in die Bruſt. Der Wolf war mit ſolcher Gewalt angerannt, daß er von dem Speerſtoße und Irmal von ſeinem Anprall zu gleicher Zeit niederſtürzten. Irmal war mit dem Hinterkopfe auf einen Felsſtein gefallen und lag eine gute Zeit beſinnungslos da.

Als er wieder zu ſich kam, kniete ſein Gefährte neben ihm und rieb ihm die Stirne mit ſeiner Hand und Thränen ſtanden ihm in den Augen. „Wie ſchäme ich mich," ſagte er nun, als Irmal ſich wieder aufrichtete, „daß ich ſo feige davongelaufen bin. Erſt unten beſann ich mich, daß ich ja den Bogen habe. Und wenn ich ſchon kein geübter Pfeilſchütze bin, hätte ich doch mit der Waffe nicht davonlaufen ſollen."

Irmal erholte ſich bald wieder völlig. Er hatte zwar ein Loch am Hinterkopfe, doch war es nicht gefährlich. Sein Freund wuſch es ihm aus und dabei beriethen ſie ſich, was mit dem Wolf geſchehen ſollte. Ihn mitzutragen, ging nicht. Er war zu groß und ſchwer. Aber völlig todt war er. Irmal's Jagdſpieß war ihm weit in die Bruſt gedrungen und die Spitze hatte ſein Herz getroffen. „Etwas von ihm muß ich doch mitnehmen," ſprach Irmal. Er hatte ein gutes Meſſer bei ſich. Mit dieſem zog er ihm die Haut ab, hängte ſie um ſeine Schultern und ſie gingen jetzt nach der Fiſcherhütte. Der Alte hatte eine große Freude, als er hörte, welcher Gefahr ſie glücklich entgangen und wie Irmal's Muth und Beſonnenheit ihm auch den Sohn Erich gerettet hatte. Irmal bot ihm die Wolfhaut dar und ſagte: „Nehmt ſie als ein Andenken meiner Dankbarkeit für ſo viel Gutes, das mir in Eurer Hütte zu Theil geworden."

9. Die Heinzelmännlein oder Wichtelmännlein.

Der Frühling nahte, der Thauwind kam, der Schnee in Thal und auf Höhen ſchmolz, die Gewäſſer rannen in den Fluß und hoben die

Eisdecke, die mit donnergleichem Krachen barſt. Die Eisdecke ſchob manchen Eisblock auf das Ufer, die große Maſſe ward von den Wellen in ſchnellem Laufe dem Rheinthale zugeſchoben. Die Sonne lachte bald wieder auf die Erde herab und in ihrem warmen Strahle erblühten die erſten Veilchen und Schneeglöckchen. Da trafen die beiden Jünglinge die nöthigen Vorkehrungen zu ihrer Reiſe. Erich's Abſchied von den Eltern koſtete der Mutter viele Thränen; auch der Fiſcher wiſchte ſich einigemal mit dem Aermel über die Augen, aber es war für Beide doch ein großer Troſt, daß er an Irmal einen ſo wackern Freund zum Begleiter hatte. Sie ſagten den Alten mit leichtem Herzen ihr Lebewohl, denn ſie gingen Beide freudig und erwartungsvoll ihrem ſelbſtgewählten Berufe entgegen.

Fröhlich jubelnd begrüßten ſie die Ebene und wanderten der damals ſchon blühenden Stadt Worms zu, wo ja der edle Ritter Siegfried begraben war. Ohne Unfall zogen ſie dann dem Rheine nach immer weiter hinab, kamen auch ohne Gefahr an der Stelle vorbei, wo auf ihrem Felſen das gefährliche Zauberfräulein „Lorelei" ſitzt und nach dem Strome hinunter durch Wink und Ruf die Vorbeikommenden zu ſich hinauf lockt. Sie waren in ihrem letzten Nachtlager vor ihr gewarnt und ſahen nicht hinauf und hörten nicht auf ihren Ruf und Geſang.

Während der ganzen Reiſe kehrten ſie zumeiſt in Klöſtern ein, wo man hungrige Reiſende nicht ungelabt vorüberziehen ließ. Sonſt fanden ſie auch überall gute Leute, welche die beiden jungen Wanderer gern eine Nacht beherbergten. So kamen ſie an das Ziel ihrer Reiſe, nach der altehrwürdigen Stadt Colonia (Köln), wo ſie bald einen Schiffmeiſter fanden, der ſie mit Freuden auf ſein Schiff nahm.

Irmal und ſein Freund Erich hatten ſich gut gehalten. Sie waren immer aufmerkſam geweſen auf Alles, was der Schiffsherr zu ihnen ſagte, waren thätig und unverdroſſen bei Tag und Nacht, und dabei immer munter und luſtig, pfiffen und ſangen bei den ſchwerſten Arbeiten. Darum hielt ſie der Herr auch werth, nicht wie Freunde, ſondern wie ſeine eigenen Söhne.

Sie waren ſchon ins dritte Jahr bei ihm und ſollten nun bald als ſelbſtſtändige junge Männer weiter in die Welt hinausziehen. Da trug es ſich zu, daß der Schiffsmeiſter eines Tages zu ihnen trat und ſagte: „Ich bin jetzt in großer Verlegenheit. Ihr wiſſet, wir haben

auf unſerer letzten Fahrt einigen Schaden, erlitten und das ohnehin alte Schiff bedurfte einer bedeutenden Ausbeſſerung. Wir haben deswegen die alten ſchadhaften Theile weggeriſſen und ſind ja eben damit beſchäftigt, neue dafür zuzurichten. Das iſt jedoch ein Geſchäft, das man nicht in ein paar Stunden zu Stande bringt. Man braucht mehrere Tage dazu. Allein der Kaufmann, für den ich bisher ſo manche Fahrt nach fremden Ländern gemacht habe, hat mich eben beauftragt, ihm eine Ladung ſeiner Waaren nach der Süderſee zu führen. Er beſteht aber darauf, ſie ſollten übermorgen ſchon ins Schiff gebracht werden, und am dritten Tage müſſe ich damit abfahren. Ich machte zwar Einwendungen, und bat nur um vier Tage Aufſchub; er will aber von keiner Zögerung hören und droht mir, ein anderes Schiff zu dingen. Wenn ich ihn aber einmal mit einem Andern in Verbindung kommen laſſe, ſo verliere ich dieſe gute Kundſchaft, was mir ein großer Schade wäre. Was meint Ihr? Wäre es nicht möglich, das Schiff bis übermorgen doch ladungsfähig herzuſtellen? Aber ich weiß wohl, die Schiffszimmerleute ſind in der Regel gar langſame Arbeiter.

Nach kurzem Beſinnen antwortete Irmal: „Herr, gebt Euch zufrieden. Laßt die Zimmerleute noch ſo faul ſein, ich ſtehe Euch dafür, mit Freund Erich ſtelle ich es Euch her, daß Ihr es unbeſorgt laden und in See gehen laſſen könnt. Wir können ſogleich daran gehen und auch ein paar Stunden in die Nacht hinein arbeiten, dann haben wir morgen den ganzen Tag vor uns und wieder ein paar Stunden der Nacht — bis übermorgen kann es geladen werden.“

„Ja, Ihr ſeid fleißige und tüchtige Arbeiter, das weiß ich wohl,“ verſetzte der Schiffsmeiſter. „Aber zwei Nächte und den dazwiſchen liegenden Tag in Einem fort harte Arbeit zu thun — denn ſolche Arbeit koſtet Armſchmalz — das iſt keine Kleinigkeit!“ Beide aber redeten ihm zu, er möge immerhin dem Kaufmanne die Fahrt zuſagen. Er ging indeſſen doch nicht ganz beruhigt, denn er zweifelte an der Möglichkeit.

Die beiden Freunde gingen aber ſogleich friſch an die Arbeit und hielten ſich wacker daran bis lange nach Mitternacht. Schon graute der Tag; da legten ſie ſich erſt auf dem Verdecke des Schiffes zu kurzer Ruhe. Nur eine Stunde hatten ſie geſchlafen, als Irmal ſeinen Freund ſchon wieder zur Arbeit weckte. Sie gingen ans Land, um einige Holzſtücke zuzurichten, wie ſie ſtatt der ſchadhaften eingefügt werden mußten. Da fragte Erich: „Haſt Du denn nicht geſchlafen?“ — „Ich?“ fragte Irmal dagegen, „warum ſoll ich denn nicht geſchlafen haben?“ — „Geh',

mache mir Nichts weiß! Wer ſonſt, als Du, hat denn das Holz ſchon zugerichtet?“ verſetzte Erich. „Ich, Holz zugerichtet?“ fragte Irmal dagegen. „Nicht wahr, ich habe im Schlafe tüchtig geſchnarcht, daß Du glaubteſt, die Säge ſchnarre ſo im Holze?“ — „Ei was! Schnarchen!“ rief Erich wieder. „Davon werden die Holzſtücke nicht kantig und glatt, wie man ſie mit Säge und Axt zurichten kann.“ Endlich trat Irmal herzu und ſah zu ſeiner Verwunderung, daß die rohen Holzſtücke ſchon ganz glatt und paſſend zugerichtet waren.

Für Erich war die Sache ganz unbegreiflich, und er ging noch immer mit dem geheimen Gedanken an die Arbeit, daß ſein Freund dennoch nicht geſchlafen, ſondern die ganze Nacht fortgearbeitet habe. Aber auch dann blieb es ihm immer noch ein Räthſel, wie er in der kurzen Zeit ſo viel gearbeitet haben könne. Sie arbeiteten nun wieder den Tag unausgeſetzt. Aber dennoch blieb für die Nacht ein ſehr großes Stück Arbeit übrig. Sie hatten ſchon wieder bis tief in die Nacht gearbeitet, da ſagte Erich: „Ich muß nur eine Viertelſtunde ruhen, ich kann nicht mehr!“ Irmal verſetzte darauf: „Wenn Du nicht mehr arbeiteſt, ſo werden wir nicht fertig und beſtehen vor dem Meiſter als Prahler in Schimpf und Schande. Wir haben uns noch wohl zu rühren, wenn wir Beide bis zur Morgendämmerung zu Ende kommen wollen.“ — „Ich bin todtmüde,“ antwortete Erich, „und auch Dir wird ein Viertelſtündchen Ruhe nicht überflüſſig ſein.“

Irmal war wohl auch müde und ſtreckte ſich neben ihm auf die Erde. Es ging ihm aber, wie es manchmal bei zu großer Ermüdung geht, er konnte nicht ſogleich einſchlafen. Doch ſchloß er die Augen. Da raſpelte Etwas neben ihm unter den Spähnen und als er die Augen blinzelnd aufmachte, ſiehe, da hob ſich unter den Spähnen ein ziemlich großer Stein und wälzte ſich auf die Seite. Und unter der Stelle, wo der Stein vorher gelegen, kam aus einer kleinen Höhle ein Männlein heraus, das war nur dreiviertel Ellen hoch, hatte einen langen grauen Bart und auch ſonſt die Züge eines bejahrten Mannes. Seine Kleidung war die eines Arbeitsmannes, auch fehlte ihm nicht das Schurzfell und die Lederklappe.

Er ſchlich ſich ganz leiſe zu den Schlafenden, beugte ſich zuerſt über Erich und dann auch über Irmal, der die Augen geſchloſſen hatte und ſich ſtellte, als läge er im tiefſten Schlaf. Dann wendete er ſich wieder zur Höhle und rief ganz leiſe hinein: „Kommt nur ſchnell heraus; ſie ſchlafen Beide. Jetzt aber rührt Euch!“ Und ſiehe! aus der Höhle ſchlüpfte ein kleines Bürſchlein hinter dem andern, eine große Zahl, Alle

gekleidet wie der Alte. Doch Jeder trug auch ein Werkzeug, der Eine die Säge, ein Anderer die Axt, der Dritte Schlägel und Meißel, ein Vierter Maßſtab und Winkelmaß und ſo fort.

Als Alle heraus waren, ging's an ein Arbeiten, ein Meſſen, Sägen, Behauen und Meißeln. Sie liefen ſo emſig umher, wie die Ameiſen, wenn ihr Haufen zerſtört wird. Viele trugen das zugerichtete Holz aufs Schiff; dort erklangen die Hämmer und Aexte. Das ging Alles in der größten Eile und in geheimnißvollem Schweigen; man hörte nur das Hämmern und Klopfen, das Schnarren der Sägen, aber keine Stimme und keinen Fußtritt. Der zuerſt aus der Höhle Gekommene mit dem grauen Barte war augenſcheinlich der Meiſter, denn bald kam der Eine, bald der Andere zu ihm und ſchien ihn um Rath zu fragen.

Irmal blieb immer in ſeinem verſtellten Schlaf liegen; doch lag er in großer Unruhe. „Das ſind gewiß die Heinzelmännlein oder Wichtelmännchen," ſagte er ſich, „die oft den Menſchen, die ſie gern leiden mögen, in der Nacht die Arbeit ſchaffen, und ſo wenig nach Lohn begierig ſind, daß ſie ſich immer ſchnell entfernen, wenn ſie merken, daß man wacht und ſie beobachtet, um ſo jedem Dank zu entgehen. Ich hätte wohl Nichts dagegen, daß ſie uns heimlich die Arbeit machen. Wenn ſie ſie nur recht machen, ſonſt haben wir am Ende mehr Mühe, ihre Fehler zu verbeſſern, als wenn wir ſie ſelbſt gemacht hätten." In dieſer Sorge wünſchte er ſehr, wenn ſie nur bald ein Ende machten und wieder in ihre Höhle ſchlüpften.

Dieſer Wunſch, den er ſich nicht auszuſprechen getraute, ging aber nicht ſobald in Erfüllung. Soviel der Wichtelmännchen waren und ſo fertig ſie arbeiteten, ſo kam doch der erſte Morgenſchein an dem Himmel herauf, bis das Meiſterlein von dem Lande nach dem Schiffe hinüberrief: „Seid Ihr bald fertig? Macht, daß Ihr kommt. Unſere Zeit iſt um." Da erſcholten die kleinen Stimmlein: „Fertig! Alles fertig und meiſterhaft gemacht." Und jetzt trappelte es drüben auf den Planken, und trappelte es auf der Landungsbrücke und trippelten die kleinen Bürſchlein zu dem Spähnhaufen und verſchwanden bald Alle durch die Höhle. Der abgewälzte Stein legte ſich ſelbſt wieder auf den Eingang der Höhle und ein Windſtoß bewegte die Spähne, die ſo auch den Stein wieder bedeckten.

Nun ſprang aber Irmal ſogleich auf und eilte auf das Schiff hinüber. Da ſah er mit freudigem Staunen, daß alles Fehlende vollſtändig und wahrhaft meiſterhaft hergeſtellt war.

Er gönnte ſich und ſeinem Freunde noch ein Stündchen Ruhe.

Dann aber ſprang er auf und weckte ihn aus ſeinem tiefen Schlafe und ſchrie ihm zu: „Auf! auf! an die Arbeit! Der Tag iſt da und doch iſt noch ſo Vieles zu machen übrig geweſen, als wir uns aufs Ohr legten.“ „O wehe!“ rief Erich, als er, die Augen aufſchlagend, ſah, daß er bis zum hellen Morgen geſchlafen. „Warum haſt Du mich aber auch nicht geweckt? Du weißt doch, daß ich einen geſunden Schlaf habe, wie ein Murmelthier, und kein ſolcher Nachtwandler bin wie Du.“

Es war ihm übrigens eine ſehr willkommene Ueberraſchung, als ihn ſein Freund jetzt aufs Schiff führte, und ihm zeigte, daß Alles vollendet und im beſten Stande war. Er machte ihm freundſchaftliche Vorwürfe darüber, daß er nun die ganze Nacht allein gearbeitet habe, und wollte es gar nicht glauben, als ihn Irmal verſicherte, daß er zwar nicht geſchlafen, aber doch neben ihm in Ruhe gelegen.

Während dieſes freundſchaftlichen Wortwechſels ſahen ſie auch ſchon den Schiffmeiſter in der Ferne daher kommen. Die gegründete Sorge, daß es den fleißigen Jünglingen doch wohl unmöglich geweſen, die außerordentliche Arbeit zu Stande zu bringen, und daß er dadurch mit dem reichen Kaufmanne nun doch in Unannehmlichkeiten kommen werde, hatte ihn ſo früh herausgetrieben. „Ich ſah Euch von Weitem in einem Wortſtreite begriffen,“ ſagte er, „gelt, Ihr ſeid nicht fertig geworden? Ich habe mir's wohl gedacht, es war der Arbeit noch zu viel.“ — „Nichts da!“ riefen ihm da Beide entgegen. „Alles fertig! Laßt nur die Waaren bringen, Ihr könnt das Schiff ſogleich in Ladung legen.“ Er konnte es nicht glauben, bis er ſich auf dem Schiffe durch den Augenſchein überzeugte. Er überhäufte ſie nun mit Lob und Dankſagung.

---

10. Die Reiſe nach der Südſee.

Die Ladung des Schiffes wurde ſogleich angeordnet und vollzogen. Gegen Abend konnte es ſchon nach dem Orte ſeiner Beſtimmung abſegeln. In jener Zeit war eine Seereiſe nicht ſo bald zu machen, wie heut zu Tage mit einem Dampfboote. Sie brauchten mehrere Tage, bis ſie endlich auf dem Rheinarme, den man jetzt die Waal nennt, in die Nähe der Stelle kamen, wo heut zu Tage die gewerbreiche Handels- und Fabrikſtadt Rotterdam liegt. Damals ſtanden an dieſer Stelle nur einige Hütten, die ein kleines Fiſcherdorf bildeten. Ein paar Meilen unterhalb mündet der Strom in das Meer.

Hier erhielt Irmal eines Tages das Steuer des Schiffes, das der

Schiffsherr bisher ſelbſt geführt hatte. Jedoch, als der Abend kam, wollte es der Schiffsherr wieder übernehmen, weil er meinte, er dürfe ihm die Führung des Schiffes in der Nacht noch nicht anvertrauen. Auf Irmals Bitte überließ er es ihm dennoch. „Aber," ſagte er, „nimm Dich zuſammen, denn wir kommen nun bald an einige Stellen, die gefährlich ſind. Da ſind zwei Sandbänke, zwiſchen welchen durchzufahren nicht rathſam iſt. Weil die Strömung des Meeres ſich gerade zwiſchen ihnen durchdrängt, wird das Schiff gar leicht zwiſchen ſie hineingeriſſen und es ſchießt mit ſolcher Gewalt dahin, daß man mit dem Steuer gar Nichts mehr ausrichtet und ſich ſeinem Schickſal überlaſſen muß. Aber die Durchfahrt iſt ſo enge, daß das Schiff leicht auf einer oder der andern Seite auf die Sandbank getrieben wird, wo ſein Untergang dann nicht mehr zu vermeiden iſt. Man fährt deswegen ſchon in weiter Entfernung, um nicht in die Strömung zu gerathen, in einem weiten Umkreiſe vorbei."

„Macht man aber da nicht einen großen Umweg?" fragte Irmal. „Ja wohl," antwortete der Schiffmeiſter. „Auf der Seeſeite erſtreckt ſich die eine ſo weit hinaus, daß man ganz nordweſtlich halten muß, ehe man wieder auf unſere Fahrt nach Nordoſten einlenken darf. Der Umweg koſtet mindeſtens eine halbe Tagereiſe." — „Gut," verſetzte Irmal, „verlaßt Euch darauf, daß ich das Schiff wohlbehalten hindurch führe." — „Nicht hindurch," berichtigte der Schiffmeiſter im Weggehen, „ſondern darum herum."

Als ſie in der Nacht nun der gefährlichen Stelle näher kamen, wo man ſchon die ſtarke Strömung bemerkte, ließ es Irmal abſichtlich in der Strömung fortgehen, ließ aber die Ruderer alle auf der linken Seite des Schiffes mit größter Anſtrengung arbeiten, um es von der links liegenden Sandbank abzuhalten und der rechts liegenden näher zu bringen. Denn er hatte gehört, daß dieſe ſich etwas ſteil erhebe, und daraus geſchloſſen, daß an ihr das Fahrwaſſer tiefer ſein werde, das Schiff alſo nicht ſo leicht, wie an der links liegenden auf dem allmählich anſteigenden Sande anſitzen und hinaufgeſchoben werden könne. Er hatte gut berechnet. Das Schiff ſchoß unaufgehalten im raſcheſten Laufe zwiſchen beiden Sandbänken durch. Er hatte durch dieſen freilich ſehr gewagten Ungehorſam die Fahrt um eine halbe Tagereiſe abgekürzt.

Der Schiffmeiſter bemerkte am Morgen ſogleich, daß ſie ſchon ſo viel weiter auf ihrer Fahrt vorgerückt waren, als er berechnet hatte, und errieth leicht die Urſache. Er bezeigte lebhaft ſeine Unzufriedenheit über dieſes Wageſtück. „Du haſt das Schiff und ſelbſt das Leben der

Mannſchaft aufs Spiel geſetzt," warf er ihm vor. Irmal aber erklärte ihm, wodurch es ihm gelungen, das Schiff von der gefährlichen Sandbank nach der weniger gefährlichen auf der rechten Seite zu bringen, wie er es ſchon ſo gelenkt, als es noch in ſeiner Gewalt war. Da lächelte der Schiffsherr ganz zufrieden und ſagte: „Ich ſehe ſchon, wir Alten müſſen bald zu den Jungen in die Lehre gehen. Künftig mache ich Dir's nach."

Sie fuhren ſpäter an die nördlichſte Spitze von Nordholland und bogten dort zwiſchen dem Feſtlande und der nächſten der in einem großen nordöſtlichen Bogen hinziehenden Inſeln nach der Süderſee hinein.

---

11. Die reiche Jungfrau von Stavooren.

Die Ladung des Schiffes war nach der Stadt Stavooren beſtimmt, die längſt nicht mehr vorhanden iſt. Sie lag dicht an der Süderſee auf der öſtlichen Küſte von Nordholland. Hier wohnte eine alte Jungfrau, die unermeßliche Reichthümer beſaß, in dem ſchönſten und größten Hauſe der Stadt. Sie war zwar hier und in der Umgegend wegen ihres Reichthumes berühmt, aber noch mehr berüchtigt wegen ihres unbegrenzten Uebermuthes und ihrer höchſt wunderlichen Launen.

Dieſe hatte eben in Anwandlung ihrer Laune dem reichen Kaufmanne in Colonia, mit dem ſie ſchon lange her in Handelsverbindung ſtand, den Auftrag gegeben, er ſollte ihr auf einem beſonders dazu gemietheten Schiffe, ſobald es ihm immer möglich ſei, das Allerbeſte aus ſeinem Lande überſchicken.

Die wunderliche Beſtellung lag dem Kaufmann mehrere Tage im Sinne. „Was iſt denn das Allerbeſte?" fragte er ſich. „Wie kann ich denn wiſſen, was ſie für das Allerbeſte hält? Die Weiber haben doch oft wunderliche Launen, aber dieſe alte Jungfer hat gewiß die allerwunderlichſte. Mag ich auch wählen, was ich für das Allerbeſte halte, ſo ſtimmt meine Anſicht doch ſchwerlich mit der ihrigen zuſammen. Und wenn ich nicht zufällig ihre Gedanken errathe, ſo wird das Ende davon ſein, daß ich das letzte Geſchäft mit ihr gemacht habe.

Er berieth ſich mit ſeinen Freunden und Bekannten, aber Alle, die er zu Rathe zog, konnten ihm nicht mit Sicherheit irgend Etwas als das Allerbeſte empfehlen. In ſolchen Zweifeln verging wohl einige Zeit. Da kam auch ſchon eine Mahnung: „er ſolle ſie doch nicht ſo lange warten laſſen. Er werde doch wiſſen, was das Allerbeſte ſei. Das

ſolle er ihr ſchicken, es möge auch koſten, was es wolle; nur ſolle er es bald ſchicken, das Warten ſei ihre Liebhaberei nicht. Sie bezahle ihm ja auch immer prompt, was er liefere."

Noch immer wußte er ſich keinen Rath. Da hatte er eines Tages mehrere Gäſte geladen. Ueber Tiſche ſprach man von Allerlei. Zuletzt kam die Rede auf die Bedürfniſſe der Menſchen, was man Alles brauche, und wie Vieles man entbehren könne. Der Eine meinte, er könne Das entbehren, ein Anderer Jenes, ein Dritter rief aber: „Ihr Herren ſeid Alle nicht auf dem rechten Wege. Ich kann zur Noth Alles entbehren, nur nicht ein gutes Stückchen Brod. Beten wir denn nicht auch immer um unſer tägliches Brod? Darum ſage ich, daß unſer herrlicher Weizen, aus dem unſer köſtliches Brod gebacken wird, das Allerbeſte iſt, was es nur giebt. Die andern Gäſte ſtimmten ihm bei und der Kaufmann dachte bei ſich: „Richtig, ſo iſt's! der ſchöne Weizen iſt das Allerbeſte."

Kaum hatten ihn die Gäſte verlaſſen, ſo ließ er ſeinen Helfer — wir würden ihn heut zu Tage ſeinen Makler nennen — kommen und trug ihm auf, ſo viel ſchönen Weizen zuſammenzukaufen, als er nur auftreiben könne; er habe eine Beſtellung für eine ganze Schiffsladung nach dem Auslande bekommen. Keine vier Tage waren noch vergangen, ſo ſah er ſich ſchon im Beſitz einer mäßigen Schiffsladung des ſchönſten Weizen. Darum hatte er ſich an den Schiffmeiſter gewendet und zu ſo ſchneller Abfahrt gedrängt. Er hegte auch nicht den geringſten Zweifel mehr, daß ihm die alte Jungfer von Stavooren für die Beſorgung dankbar ſein werde.

Bei gutem Wind und Wetter kam das Schiff bald in Stavooren an. Die reiche Beſitzerin des ſchönen Hauſes an der Süderſee ſah gerade zum Fenſter heraus, als es ihr gegenüber anlandete. Die Neugierde trieb ſie, ſich ſogleich ſelbſt zu erkundigen, ob es das Schiff ſei, das ihre Beſtellung bringe. Sie ging hinaus, rief den Schiffsherrn herüber und fragte ihn mit ihrem barſchen Tone: „Kommt Ihr vom Rheine? Seid ihr aus Colonia? Iſt Eure Ladung für mich beſtimmt?" „Alles ja!" antwortete er. „Ich komme in glücklicher ſchneller Fahrt von Köln und die ganze Ladung iſt für die reiche Beſitzerin von Stavooren beſtimmt." — „Die ganze Ladung, das verſteht ſich; ich habe es ſo dem Kaufmann aufgetragen, daß er für ſeine Sendung an mich ein beſonderes Schiff miethen ſoll. Was habt Ihr denn da geladen?"

Als er ihr nun ſagte, daß er lauter Säcke mit dem ſchönſten Weizen

geladen habe, da stampfte sie zornig mit dem Fuße und schrie: „Der Dummkopf! Hab' ich ihm nicht aufgetragen, mir das Allerbeste zu schicken? Und nun schickt er mir Nichts, als den miserablen Weizen? Wo hat der Mensch seinen Verstand gelassen? Weizen! Weizen! miserablen Weizen!"

„Nein, nein!" belehrte sie der Schiffmeister, „es ist keine miserable Waare, die er Euch schickt, es ist der prächtigste Weizen, wie er in vielen Jahren nicht schöner gewachsen ist." — „Er braucht gar nicht zu wachsen!" schrie sie in heftigem Zorn und stampfte wieder mit den Füßen. „Was thue ich mit dem Quark?" „O, versündigt Euch doch nicht," bat der Schiffsherr, „es ist kein Quark, es ist Weizen. Wenn man ihn zu Mehl mahlt — Ihr habt hier ja Windmühlen genug — so macht man daraus das liebe Brod, unser tägliches Brod!" „Was Brod," schrie sie noch zorniger. „Ich will kein Brod, ich mag keins, ich esse gar keins!" „So gebt es den armen Leuten. Seht, dort schleichen etliche herum, die Euch dafür danken werden," rieth er ihr.

„Dem Gesindel?" fragte sie. „Von dem will ich keinen Dank! Nein, geh' und lass' die ganze Ladung Sack um Sack ins Meer schütten. Flink, fort! fort! Ich will's haben. Ins Meer mit dem Plunder!" — „Aber warum wollt Ihr Gottes Gabe so muthwillig verderben?" fragte er, „da Ihr Euch der Armen Gotteslohn dafür erwerben könnt!" „Warum? Weil ich will!" versetzte sie. „Und schnell muß es geschehen! Zögerst Du?" fuhr sie fort, „so geschieht's auf Deine Gefahr, so sehe ich's an, als hättest Du die Ladung nicht mir gebracht und vergüte dem Kaufmann Nichts. Du magst sehen, wie Du es bei ihm verantwortest. Schüttest Du den Weizen nicht bis aufs letzte Korn ins Meer, so magst Du es verantworten, so kümmere ich mich nicht darum. Jetzt gehe ich. Bis ich wiederkomme, muß es geschehen sein. Hörst Du?" Sie ging in ihr Haus zurück.

Entrüstet über die schlimme Laune der reichen Jungfer, winkte er die Armen herbei und ließ durch sie ihre bedürftigen Bekannten der Stadt herbeiholen, daß bald der ganze Platz am Ufer von ihnen besetzt war. Sie hofften auf eine milde Gabe von dem großen Vorrathe. Da kam aber die reiche Jungfrau wieder heraus und fragte streng: „Heißt das gethan, was ich befohlen habe? Was thut das Bettelvolk da!"

Jetzt warfen sich die Armen flehend vor ihr auf die Kniee und baten sie mit Thränen, sie möchte doch dem fremden Schiffer erlauben, daß er Etwas von der lieben Gottesgabe unter sie austheile und sie nicht sündlich verderben lasse. „Was, sündlich?" rief sie da entrüstet.

„Gäbe ich es Euch, Ihr liederliches Gesindel, dann würde es verderben, weil es Euch länger erhielte in Euerm sündlichen Wandel. Marsch! fort! Und Du," fuhr sie den Schiffmeister an, „lade sogleich Dein Schiff aus und laß die Säcke ins Meer ausschütten. Das soll meine Vorrathskammer sein, ich habe keine andere dafür. Nachher machst Du Dich auf der Stelle davon."

Da übermannte diesen auch der Zorn. „Abgeladen in der Jungfrau Vorrathskammer!" rief er seinen Leuten auf dem Schiffe zu und zeigte nach dem Meere. „Aber," fuhr er fort, „solche Unbarmherzigkeit und Gottlosigkeit wird Gott strafen. Du altes Weibsbild wirst noch einmal froh sein, wenn Dir Einer aus Barmherzigkeit ein Stück Brod reicht, das aus dem, was Du Quark und Plunder genannt, gebacken ist, und was Du den Armen nicht gönnst, sondern lieber im Meere verderben willst. Wenn Du hungrig um ein Almosen bittest, wirst Du froh sein, wenn Dir Jemand einen Bissen Brod von diesem Quark schenken wird."

„Almosen?" rief sie fragend, „Hunger? Ich soll so arm werden, daß mir ein Stück Brod als Almosen willkommen wäre? Sieh' das geschieht so wenig, als ich diesen Ring in meinem Leben wieder sehe." Sie zog mit diesen Worten einen kostbaren Ring vom Finger und warf ihn ins Meer. Dann wandte sie sich wieder nach ihrem Hause zurück.

Der Schiffmeister mußte thun, was die eigensinnige und boshafte alte Jungfrau verlangt hatte. Er that es nur mit dem größten Unwillen. Auch Irmal, Erich und die gemeinen Schiffsleute schalten laut nach ihrem Hause hinüber. Nachdem alle Säcke geleert waren, wandten sie das Schiff und fuhren wieder dahin zurück, wo sie hergekommen waren.

Das strafende Wort, das der Schiffsherr in seinem Unwillen gegen sie ausgesprochen hatte, sollte sich aber bewahrheiten.

Wenige Tage darauf kaufte ihre Dienerin bei einem benachbarten Fischer einen Fisch. Als sie ihn geschuppt hatte und aufschnitt, fühlte sie in seinem Magen etwas Hartes. Sie nahm es heraus und siehe da! es war der Ring, den ihre Herrin ins Meer geworfen hatte. Sie erbleichte vor Schrecken, als ihr der Ring wiedergebracht wurde, den sie nicht mehr sehen wollte. Und von dieser Zeit an traf sie an ihrem Vermögen ein Unglücksfall nach dem andern. In kurzer Zeit war sie so arm, daß sie in der That ihr tägliches Brod hätte betteln müssen, wenn sie nicht noch ihr prächtiges Haus besessen hätte, auf das man ihr

noch borgte, was sie brauchte. Eines Tages aber versank der ganze Theil der Stadt, wo auch ihr Haus gestanden, plötzlich in das Meer. Sie hatte sich ohne das Geringste von ihrer Habe noch durch ein Fenster in einen Kahn gerettet und war nun eine Bettlerin.

Niemand bemitleidete sie, wie sie in ihrem Wohlstande gegen Niemand Mitleid geübt hatte. Ja es blieb nicht aus, daß schlechte und rachsüchtige Menschen sie in ihrem Unglücke verhöhnten. Sie mußte ihr Leben mit Bettelbrod fristen und hatte davon nicht immer zur Genüge. Gänzlich verkommen starb sie im Elende.

An der Stelle aber, wo sie den Weizen hatte ins Meer schütten lassen, bildete sich längs der Stadt eine Sandbank, die zum Andenken an die einst so übermüthige Frau der Frauensand heißt. Auf ihr wuchs später wohl zuweilen eine grünende Saat im Frühjahre auf. Aber wenn sich auch Aehren daran zeigten, so waren es immer nur taube Aehren, Körner trugen sie nie.

---

12. Kaiser Karl der Große in Aachen.

Der Schiffmeister war mit den beiden Jünglingen glücklich nach Hause zurückgekehrt. Er hatte sich auf dieser letzten Reise noch einmal hinlänglich von der Tüchtigkeit und Gewandtheit Beider überzeugt und ließ sie nun auch manche Fahrt ohne seine Begleitung machen. Immer fester ward ihm dabei der Gedanke, daß sie jeden Augenblick als selbständige Schiffmeister mit Ehren bestehen würden, wenn es ihnen gelänge, daß man ihnen ein Schiff zur Führung anvertraue.

Eines Tages kamen sie wieder einmal von einer Fahrt zurück, die sie in seinem Auftrage unternommen hatten, da empfing er sie mit der Nachricht, daß an demselben Morgen Kaiser Karl der Große mit einem zahlreichen Gefolge durch die Stadt gekommen sei. Er begebe sich nach der Stadt Aachen, wo er eine Zeitlang Hof halten werde.

„Da gehen wir auch hin!“ rief Irmal. „Ich muß ihn doch einmal wieder sehen. Es sind jetzt schon viele Jahre vergangen, seit ich ihn zum erstenmale sah.“ „Du hast ihn schon einmal gesehen?“ fragte der Schiffmeister. „Das wundert mich doch. Wo hast Du ihn denn schon gesehen?“ „Ei, in dem Forst, als ich noch bei meinem Pflegevater war,“ antwortete er. „Er ritt mit mehreren Herren dort vorbei.“ „Du wirst Dich geirrt haben. Der Kaiser war es wohl schwerlich!“ warf der Schiffmeister ein. „Wohl, wohl,“ versetzte er. „Der Kaiser Karl war's

damals freilich noch nicht, aber doch der König Karl, aus dem nachher der Kaiser geworden. Aber Ihr erlaubt, daß ich gleich morgen mit Erich nach Aachen gehe? Er muß den herrlichen Mann doch auch sehen, dessen Bild noch so lebhaft mit seinem ernsten und doch so milden Gesicht im Andenken vor mir steht."

Sie erhielten gerne die Erlaubniß und machten sich gleich am andern Tage auf den Weg. Am Abende kamen sie in Aachen an und am nächsten Morgen machten sie sich auf, um die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Sie schlenderten einen großen Theil des Vormittags durch die Straßen und standen nun an einem Brunnen, wo sich Irmal seinen Becher füllte. Er wollte ihn eben an den Mund setzen, als das Getrappel einiger Pferde an sein Ohr schlug, und als er aufsah, ritt eben der Kaiser mit einigen Hofherrn vorüber.

Der Kaiser warf einen Blick auf ihn, hielt sogleich sein Pferd an und fragte: „Wie? Du trägst einen silbernen Becher mit Dir auf der Straße herum?" „Ja wohl! und trinke ihn leer, auf Euer Wohl, Herr Kaiser," erwiderte er ganz unverzagt, hob den Becher hoch und rief laut: „Hoch lebe der große Kaiser Karl!" und trank ihn leer.

„Zeig her!" sagte der Kaiser, und als er ihm den Becher hinreichte, fragte er ganz ernst: „Wie kommst Du zu diesem Becher, der gehört ja mein. Da steht mein Wappen und hier auf der andern Seite ist deutlich mein Name eingegraben „Carolus Rex". Hast Du ihn gefunden, oder ist er gar gestohlen?" — „Keines von Beiden," antwortete er dreist. „Geschenkt hab' ich ihn bekommen und zwar von Euch selbst. Darum halte ich ihn auch so in Ehren. Ihr erinnert Euch freilich wohl nicht mehr. Vor vielleicht zehn oder zwölf Jahren kamt Ihr einst durch Euern Forst am Neckar in der heißen Mittagszeit geritten und habt Euch von einem Knaben eine frische Quelle zeigen lassen, um Euern Durst zu löschen. Jener Knabe war ich und mir habt Ihr damals in der Freude über den vortrefflichen Labetrunk den Becher geschenkt."

Des Kaisers Augen ruhten mit mildem Blick auf dem kräftigen wohlgebildeten jungen Manne. Er reichte ihm den Becher zurück und sagte: „Behalte ihn, er gehört Dein. Ja, ich erinnere mich noch immer mit Dankbarkeit an jenen Labetrunk aus der herrlichen Quelle. Und Du hast mich noch erkannt?" „Herr Kaiser," antwortete er, „wer Euch einmal in die Augen gesehen hat, der hat Euch für immer gesehen." — „Es ist wohl so lange her, wie Du sagst," fuhr der Kaiser fort. „Du warst damals noch ein kleines Bürschchen; Du hast Dich aber ganz hübsch gemacht, bist ein ganzer junger Mann geworden. Was hast

Du denn für ein Geschäft gelernt? Du wolltest ja nicht Nachfolger Deines Pflegevaters, des Wildmeisters, werden. Was bist Du denn?"

„Mein Herr Kaiser, ich bin jetzt schon über vier Jahre bei einem tüchtigen Schiffmeister und habe sein Geschäft erlernt." „Ei, ei," fiel ihm der Kaiser lächelnd in die Rede, „und bist nun hierhergekommen mit Deinem Becher, um den Kaiser an das Versprechen zu erinnern, das Dir der König gegeben hat. Schlauer Fuchs! Schlauer Fuchs!" rief er, mit dem Finger drohend. „Aber geh' nur hin nach Hamburg, dort liegen meine Schiffe. Du siehst mir ganz darnach aus, als würde noch ein tüchtiger Seeheld aus Dir, der helfen wird dem Unfuge einmal zu steuern, den die Seeräuber auf unserm deutschen Meere und an den umliegenden Küsten treiben. Melde Dich nur dort bei meinen Seebeamten. Bis Du hin kommst, soll Deine Anstellung dort schon bereit liegen. Meine Aufträge gehen schneller, als Du hinlaufen wirst. Gott sei mit Dir und zeige Du mir durch Deine Aufführung, daß ich mich nicht in Dir getäuscht habe."

Er wollte nach diesen Worten weiter reiten. Da nahm Irmal seinen Freund Erich bei der Hand und stellte ihn dem Kaiser mit den Worten vor: „Und darf ich diesen meinen treuen Kameraden auch mitnehmen? Wir haben seit vier Jahren als Freunde zusammen gelebt und gelernt." Kaiser Karl sah Erich mit einem prüfenden Blicke bedenklich an, dann sagte er, die Achseln zuckend: „Wenn er, wie Du sagst, Dein treuer Kamerad ist, so magst Du ihn mitnehmen. Unter Deiner Bürgschaft will ich ihm einstweilen vertrauen, bis er selbst unser Vertrauen rechtfertigt. — Halt! Ich weiß ja Deinen Namen nicht. Zeige aber dort nur Deinen Becher. Geht aber bald." Und damit ritt er weiter.

Als er vorüber war, sagte Erich: „Der Kaiser hat eine besondere Vorliebe für Dich wegen des Trunkes, den Du ihm einmal zu rechter Zeit verschafft hast. Sonst weiß er doch von Dir nicht mehr, als von mir. Es ist aber gewiß, er hat einen Blick, man meint, er sehe Einem durch Haut und Fleisch bis in die Seele hinein."

Sie kehrten Beide seelenvergnügt nach Colonia zurück und erstatteten ihrem Meister Bericht über Alles, was sie gesehen und erlebt hatten. Es wollte ihm aber gar nicht gefallen, daß sie ihn so bald schon verlassen wollten. Doch war er billig genug einzusehen, daß sie einer schöneren Laufbahn entgegen gingen, als wenn sie noch so lange sein Güterschiff an dem Küstenmeere umhersteuerten.

13. Vorbereitung zur ersten Heldenfahrt.

In Hamburg herrſchte große Thätigkeit. Die Stadt lag zwar nicht unmittelbar am Meere, ſondern mehrere Meilen davon; aber ein großer Fluß, die Elbe, iſt hier an ihrer Mündung ſchon breit genug, daß an ihren Ufern ſich hinlänglicher und paſſender Raum für große Schiffswerfte findet, auf welchen eben mehrere Schiffe neu gebaut worden, die beinahe ganz fertig lagen, um vom Stapel ins Waſſer gelaſſen zu werden. Andere ſchon ältere Schiffe waren in der Ausbeſſerung begriffen.

Irmal und Erich wurden, nachdem ſie den Becher vorgezeigt, von des Kaiſers Seebeamten ſehr freundlich aufgenommen. Sie erhielten ſogleich neue Gewande, die ſie zur Auszeichnung tragen ſollten, damit die für die Schiffe bereits eingeübten Seeleute und Krieger ſie ſchon am Kleide erkennen könnten.

Die ältern Seeleute betrachteten die jungen Männer, die ihre Vorgeſetzten werden ſollten, mit einigem Zweifel, und die Winke und einzelnen Bemerkungen, die ſie einander zuflüſterten, waren kein Zeichen ihrer Zufriedenheit. Als ſie aber ſahen, wie dieſe jungen Männer bei Beſichtigung der Schiffe bald hier Etwas lobten, bald dort Etwas tadelten und darauf drangen, daß das Fehlerhafte verbeſſert werden müſſe, da ſprach wohl Einer zum Andern: „Mein Seel', die verſtehn's.“

Die Seebeamten begleiteten nun Irmal auf dasjenige Schiff, das ſeiner Führung anvertraut werden ſollte, und riefen die Mannſchaft auf, die ſeinem Befehle untergeben wurden. Da drängten ſich auch viele Andere herbei, die geſehen hatten, daß er durch ſeine Kenntniß des Schiffweſens ihr Vertrauen verdiene, wie er überhaupt auch durch ſein offenes Benehmen ſich ihre Zuneigung erworben hatte.

Da man bis dahin ſeinen Freund Erich ganz unerwähnt übergangen hatte, erkundigte er ſich bei den Beamten, wie er verwendet werden ſollte, und erhielt die Antwort, des Kaiſers Befehl beſtimme ausdrücklich, daß ſein Freund *mit ihm* auf demſelben Schiffe ſein ſollte, wo er ihn dann nach ſeinem Gutdünken beſchäftigen möge. Erich war durch dieſe Anordnung anfänglich zwar Etwas betreten. Doch war er gutmüthig und im Laufe der Jahre ſchon gewohnt geworden, Irmal immer als den Erſten, ſich ſelbſt aber nur als den Zweiten zu betrachten. Dann tröſtete ihn auch das Vertrauen auf Irmals Freundſchaft, die ihn ja ſichere, daß er ihm kein ſtrenger Vorgeſetzter ſein werde. Beide reichten ſich alsbald herzlich die Hand und freuten ſich, daß ſie doch nicht getrennt,

ſondern auf demſelben Schiffe ihre erſte Heldenfahrt gegen die Seeräuber beginnen ſollten.

Sie unterſuchten nun ihr neues Schiff genau in allen ſeinen Theilen und waren mit ſeinem Bau im Ganzen zufrieden. Doch ließen ſie noch einige kleine Aenderungen anbringen, die auch von dem ältern erfahrenen Schiffsvolk als Verbeſſerung anerkannt wurden. Als ſie aber nun an die Bewaffnung kamen, da ließ Irmal eine gute Menge ſchwerer und ſcharfeckiger Steine, ſo viel er in dem ebenen Lande aufbringen konnte, auf das Schiff bringen. Dann mußten die Arbeiter unter ſeiner Aufſicht eine Wurfmaſchine bauen, mit welcher man die Steine auf eine große Entfernung kräftig hinausſchleudern konnte. Eine ſolche war der Mannſchaft noch nie vorgekommen, doch ſie ſtaunten, daß der junge Mann ſo viel Einſicht beſaß, ein ſolches Werk auszuſinnen.

Nun prüfte er ſelbſt auch alle Bogen und Pfeile, auch die Wurflanzen und Speere, ſo wie die Schwerter. Was nicht völlig gut war, mußte mit beſſeren vertauſcht oder durch Abhülfe brauchbar gemacht werden. Enterhaken ließ er ebenfalls auf das Schiff bringen. Die ſtumpfen Spitzen der Pfeile und Lanzen und die Schwerter ließ er ſchleifen.

Auch für die Güte der Lebensmittel und ihre gehörige Menge trug er Sorge, ebenſo für ein gutes und reines Trinkwaſſer. Sogar einige Heilmittel wurden angeſchafft und ein in der Heilkunſt erfahrener Mann auf dem Schiffe angeſtellt.

Den Beamten des Kaiſers gefielen zwar alle dieſe Zubereitungen; aber ſie waren ungewöhnlich und verurſachten einen größern Aufwand. Darum waren ſie ängſtlich, wie ſie dieſes gegen den Kaiſer verantworten wollten. „Denn," ſagten ſie, „wir kennen unſern Herrn. Er iſt in dem Stück nicht, wie andere große Herren, die Fünfe gerade ſein laſſen. Nein, er geht ſelbſt die Rechnungen bis ins Kleinſte durch. Da darf man in keinem Stücke verſchwenderiſch ſein."

Aber Irmal beruhigte ſie. „Laßt nur mich dafür ſorgen, ich will es verantworten. Ich weiß, mein Herr und Kaiſer wird Nichts mißbilligen, was wir zum Wohl der Mannſchaften verwenden. Denn wenn die Seeleute und Kämpfer mit ihrem Leib und Leben dafür einſtehen müſſen, des Kaiſers Abſicht in Ausrottung der Seeräuberei zu fördern, ſo muß auch alle mögliche Vorkehr für die Erhaltung oder Wiederherſtellung ihrer Geſundheit getroffen werden. Und was meine Anordnung wegen Bewaffnung des Schiffes und der Leute betrifft, ſo iſt das Alles

unſer Werkzeug. Und Ihr wiſſet ja, ohne gutes Werkzeug kann kein Handwerksmann gute Arbeit liefern.“

Nachdem er ſo für ſein Schiff und die Mannſchaft die nöthige Sorge getragen, ging er zu den Führern der übrigen Schiffe, um zu ſehen, ob ſie bald auslaufen könnten. Hier bemerkte er aber gleich, daß man gegen ihn die größte Zurückhaltung übte, daß man es als eine große Anmaßung von ihm anſah, daß er ſich auch in ihre Angelegenheit miſchen wolle. Er war aber kurz entſchloſſen und ſprach zu ihnen: „Wir haben Alle ein gemeinſames Ziel zu erſtreben, wir ſollen nach unſers Herrn Willen die Seeräuber verfolgen und ihrem Unweſen Einhalt thun. Das geht nicht ſo leicht, wenn nur Einzelne ihre Schuldigkeit thun; weit beſſer wird es gelingen, wenn wir alle zuſammen wirken. Ich erlaube mir daher die Frage an Euch, weſſen ich mich zu Euch zu verſehen habe. Wollt Ihr, daß wir zuſammenſtehn, ſo laſſen wir, denke ich, unſere Schiffe auf einen Tag auslaufen. Wollt Ihr aber nicht gemeinſchaftlich mit mir nach dem vorgeſteckten Ziele ringen und einzeln auf die große Jagd gehen, ſo gehe ich auch allein meines Weges.“

Sie ſteckten die Köpfe zuſammen und beriethen ſich insgeheim. Endlich nahm der Aelteſte von ihnen alſo das Wort: „Jeder von uns hat für ſich die Weiſung von dem Kaiſer erhalten, die Seeräuber zu verfolgen. Darum werden wir auch einzeln des Herrn Willen thun und gegen die Seeräuber gehen, wie es uns aufgetragen iſt und uns gut dünkt. Es iſt uns auch gar nicht bekannt gegeben, daß der Kaiſer uns unter ein Haupt geſtellt hat, nach deſſen Gedanken wir handeln ſollen.“

„So lebt denn wohl,“ rief Irmal. „Gute Fahrt!“ Und er eilte nach ſeinem Schiffe. Dort verſammelte er das Schiffsvolk und ſagte: „Die Andern verlaſſen uns, ſo wollen wir denn uns ſelbſt nicht verlaſſen.“ Da trat ein alter Seemann vor ihn und ſprach: „Herr, Ihr habt noch Eines vergeſſen. Unſer Schiff hat ja noch keinen Namen. Den muß der Schiffsherr beſtimmen; wie ſoll es heißen?“

„Der Herr unſeres Schiffes iſt eigentlich nur der Kaiſer. Der hat ihm keinen Namen gegeben. So will ich als ſein Stellvertreter es thun. Nennt es „Erlkönigs Tochter“.“ „Hoch!“ riefen Alle, „hoch Erlkönigs Tochter!“ „Segel auf!“ rief er nun und in kurzer Zeit zog ſein Schiff unter dem Jubel der Leute an der Stadt vorbei dem Meere zu.

14. Der erſte Kampf mit den Seeräubern.

„Des Erlkönigs Tochter", Irmal's Schiff, hatte eine glückliche Fahrt. Ein mäßiger Wind blies von Mittag her in die Segel und das Schiff flog über die Wellen gegen Mitternacht hin. Schon waren ſie mehrere Tage auf der offenen See, doch kein Seeräuberſchiff war zu ſehen. Sie trafen wohl einige verſchlagene Fiſcherbarken, aber auf Irmal's Erkundigung erfuhren ſie auch von dieſen, daß ihnen nichts Verdächtiges begegnet ſei.

„Wir ſind zu weit vom Lande entfernt und müſſen uns näher an die Küſte halten," ſagte Erich. „Das Raubgeſindel treffen wir dort gewiß. Es führt ja an dem Lande meiſt ſeine Raubausfälle aus, wo es nicht nur den Raub leicht verüben, ſondern auch ſchnell in Sicherheit bringen kann." „Du magſt Recht haben," verſetzte er. „Aber welcher Küſte ſollen wir uns zunächſt nähern? Rechts gegen Morgen liegt, ſo viel ich mich aus den Erzählungen unſers alten Schiffmeiſters noch erinnere, das Land der Normannen, und links gegen Abend hin das Land Britannien. Es ſcheint mir doch nicht wahrſcheinlich, daß die Seeräuber, die meiſt Normannen ſein ſollen, ihre eigenen Küſten durch ihre Raubeinfälle plündern werden, ſondern daß ſie vielmehr ihre Raubzüge gegen fremdes Land und Gut richten."

Sie beriethen ſich noch lange, doch ſteuerten ſie endlich nach der britanniſchen Küſte hin. Dieſe Fahrt ging etwas langſam, weil der Wind ihnen entgegenkam. Doch ſahen ſie nach einigen Tagen weit in der Ferne ein gebirgiges Land auftauchen, dem ſie ſich näherten. Was ſie geſehen hatten, war eine Inſel, an der ſie anlegten. Irmal übertrug ſeinem Freunde die Sorge und den Befehl über das Schiff und ließ ſich ſelbſt in einem Kahne an das Ufer ſetzen.

Er kam an einen ſchönen ſonnigen Wieſenplatz. An dem Rande deſſelben ſtand eine prächtige Buche, deren weit ausgeſtreckte Aeſte und reichbelaubten Zweige bis auf den Boden herabhingen und um den Stamm ein geräumiges grünes Zelt bildeten. Neben dem Stamme rieſelte eine friſche Quelle hervor. Sogleich ſchickte er die Ruderknechte mit dem Kahne wieder an das Schiff, um durch ſie alle leer gewordenen Waſſerfäſſer herüberbringen und füllen zu laſſen und ſo den ſchon zum Theil aufgezehrten Vorrath wieder zu ergänzen.

Bis zu ihrer Rückkehr ſtreckte er ſich in dem friſchkühlen Baumſchatten nieder und ſah dem dahinfliegenden Kahne nach. Da rief plötzlich eine Stimme vom Baume herab: „Ei, Sonntagskind! Sonntagskind!"

und als er ſchnell darnach hinauf ſah, erkannte er auch zwiſchen den Aeſten das grämliche Geſicht des Erlkönigs, der ſein kronentragendes Haupt gegen ihn herab neigte. Verwundert rief er ihm hinauf: „Wie? Du hier, Erlkönig? Was bringt denn Dich hierher?“ Grämlich antwortete der Erlkönig: „Und Du? hat Dich Erlkönig ſchon gefragt? Einer kommt, weil er muß, Andrer, weil er will. Geht nichts den Andern an.“ „Und wo ſind Deine Töchter?“ fragte Irmal. „Bei Frau Holle im See. Kennſt ihn ja. Im Tanz flogen die Schuhe hinein, weit ins Waſſer.“ Da fragte Irmal:

„O, ſage mir doch, wer hat ſie mir denn wieder gebracht?“ Mit näſelndem Geſange antwortete er:

„Die fand ja die kleine Miſinka
Und fragte: „„Was iſt denn das Ding da?““
„Sind Irmal's Schuh', liebes Kind,
Da, bring' ſie ihm wieder geſchwind.“
„„Ich ſoll ſie ihm bringen? o Jammer,
Wie kann ich, er ſchläft in der Kammer.““
„Ei, wirf ſie hinein durch das Fenſter!“
„„Und wenn er davon auch erwacht?““
„Und, hört er's auch rappeln bei Nacht,
So denkt er, es ſind halt Geſpenſter.“

Irmal ſchwieg und dachte: „Das war alſo ihr Dank für den aus der Falle befreiten Fuß!“ Indem kam der Kahn mit den Waſſerfäſſern. Irmal hörte noch rufen: „Sei auf der Hut, die Du ſuchſt, werden bald da ſein.“ Und nun ſah er den Wildkater von dem Baume herabſpringen und nach dem Meere hin eilen. „Katzen ſcheuen doch das Waſſer,“ dachte er, aber in demſelben Augenblick ſah er ſtatt der Katze einen großen Hecht ſich im Bogen in die Wellen ſchnellen und untertauchen. —

Die Fäſſer wurden gefüllt und nach dem Schiffe gebracht. Irmal ging auch wieder an Bord.

Endlich an einem der nächſten Tage erſchienen in der Ferne zwei Schiffe, die auf ſie zuſegelten. Irmal hätte ihnen entgehen können, denn ſeine „Erlkönigs Tochter“ war ein beſſerer Segler und er hatte zur Flucht günſtigen Wind. Allein die Flucht wäre in ſeinen Augen ſchimpflich geweſen. Als ſie einander näher kamen, ſchienen ſie ihm verdächtige Schiffe zu ſein; er glaubte ſie als normanniſche zu erkennen. Deswegen ließ er Alles in gehörigen Stand ſetzen, um ihnen kräftigen Widerſtand zu leiſten.

Als die beiden Seeräuberſchiffe ſahen, daß des „Erlkönigs Tochter“ nicht die Flucht ergriff, ſondern ſich abſichtlich ihnen näherte, wendete ſich das eine rechts, das andere links und ruderten ſichtlich zum Angriffe von beiden Seiten herbei. Da ſie nun nahe genug waren, rief Irmal ſie mit der Frage an, woher ſie kämen. Sie antworteten trotzig, als ſeien ſie ihres Sieges ſchon gewiß: „Aus unſerm Lande! Ergieb dich nur, wir ſind unſer Zwei.“ „Und ich komme auch aus meinem Lande und bin mir allein genug!“ antwortete er. Zugleich gab er das Zeichen, daß die ſchon in Bereitſchaft geſetzte Wurfmaſchine in Bewegung geſetzt werde, und commandirte: „Los!“ Da ſchleuderte die Maſchine mit großer Gewalt mehrere große Steine, deren jeder wohl dreißig bis vierzig und hundert Pfund ſchwer war, nach dem einen der Räuberſchiffe. Während der Verwirrung, die der Wurf auf dieſem hervorgebracht hatte, — denn ein Stein hatte den Steuermann getroffen und von ſeinem Sitze heruntergeworfen, — ließ er ſchnell das Schiff wenden und ließ auch das andere Schiff mit einer gleichen Ladung ſcharfeckiger Steine begrüßen. Auch die geübten Bogenſchützen auf des „Erlkönigs Tochter“ richteten hier und dort große Niederlagen an.

Der ungleiche Kampf des einen Schiffes mit zwei feindlichen wäre indeſſen doch wohl ſchwerlich glücklich ausgegangen, wenn nicht das eine der Seeräuberſchiffe, immer wiederholt von den ſchweren Steinen der trefflichen Wurfmaſchine getroffen, ſich endlich mit ganz zerſchmettertem Steuerruder aus der Nähe dieſer gefährlichen Maſchine hätte zurückziehen müſſen. Sobald ſich dieſes aber entfernt hatte, ließ Irmal die Enterhaken nach dem zurückgebliebenen hinüber werfen, und ſobald dieſe gepackt hatten, das Schiff dicht an das ſeinige herbeiziehen. Nun flogen die Wurfſpieße hageldicht auf die Räuber. Da ſprang ſein Führer in verzweifelter Wuth herüber. Aber ehe er noch feſten Fuß auf des „Erlkönigs Tochter“ gefaßt hatte, war ſchon Erich von hinten gekommen, hatte ihn mit ſeinen kräftigen Armen umfaßt und drückte ihn ſo feſt an ſich, daß er laut ſchreiend um Gnade bat.

Kaum ſahen die Räuber ihren Hauptmann überwältigt, ſo ſtürzten ſie mit neuer Kampfeswuth über ſeinen Gegner her, um ihn aus ſeiner ehernen Umarmung zu befreien. In demſelben Augenblicke, da eben fünf Feinde zugleich über ihn herfallen wollten, hob er, ſchnell beſonnen, ſeinen Gefangenen hoch in die Höhe und warf ihn mit ſolcher Kraft auf das Verdeck des Schiffes nieder, daß er ſich mit gebrochenen Gliedern nicht mehr aufzurichten vermochte. Mit einem Schwertſtreiche ſchlug Erich den Nächſten nieder, parirte mit großer Gewandtheit die Schwerter der

Uebrigen und bald fiel ein zweiter Räuber; verwundet wichen die andern zurück.

Inzwiſchen waren Irmal's Leute in Maſſe auf das Räuberſchiff hinübergedrungen und mit einem Theil derſelben drängte er die Räuber auf den Vordertheil ihres Schiffes zuſammen und ward ſo Herr des ganzen feindlichen Schiffes und ſeiner Beſatzung. Er ließ Alle entwaffnen, nach dem unteren Schiffsraume bringen und dort als Gefangene bewachen. Den Hauptmann der Räuber, dem ein Bein und ein Arm gebrochen war, übergab er ſeinem Schiffsarzte, ſo wie dieſer auch die Verwundeten, Freund und Feind ohne Unterſchied, verbinden mußte.

Von dem gefangenen Hauptmann erfuhr er ſpäter, daß er ſich in ſeiner Vermuthung nicht betrogen, daß die Schiffe in der That zwei normanniſche Räuberſchiffe waren. „Mein Herr," erzählte er, „der König Gottfried von Jütland, hat uns ausgeſchickt, damit wir alle Schiffe Eures großen Frankenkaiſers aus Eurem ſogenannten deutſchen Meere vertreiben ſollten." „So? das iſt alſo ein Vertilgungskrieg?" fiel ihm Irmal ins Wort. „Mit gleichem Auftrage ſind wir gegen die Normannen ausgeſchickt. Es ſteht alſo dahin, wer über den Andern Meiſter wird."

„Ueberhebt Euch nicht wegen des Sieges, den Ihr jetzt über uns erfochten habt," ſprach der Haupmann. „Meine Leute ſind tüchtige Krieger und in früheren Jahren ſind wir in allen Kämpfen mit Euern Landsleuten Sieger geblieben. Noch vor wenigen Tagen haben wir eins Eurer Schiffe überfallen und die Mannſchaft theils getödtet, theils als Gefangene weggeführt. Ei, das andere Schiff, das wegen des zerſchmetterten Steuers entfliehen mußte, hat die wenigen Ueberlebenden an Bord, unter ihnen auch den Hauptmann jenes Schiffes, das wir ins Meer verſenkt haben, nachdem wir ſeine Vorräthe auf unſere Schiffe gebracht hatten. Ich kann Euch ſagen," ſchloß er ſeine Rede, „daß uns nicht leicht eine Beute entgeht. Ihr ſeid die erſten Seehelden Eures Landes, welchen wir Normannen unterliegen mußten." Er beklagte nun ſeinen Unfall, daß er, der ſchon ſo lange ſeine Stelle als Schiffshauptmann mit Ehren ausgefüllt habe, nun die Schmach erleben müßte, beſiegt und gefangen zu werden und noch überdies für ſein künftiges Leben ein Krüppel geworden ſei.

Irmal rieth ihm, jetzt nur für ſeine Heilung beſorgt zu ſein und ſich den Anordnungen des Schiffsarztes pünktlich zu unterwerfen. Wenn er wieder hergeſtellt ſei, ſo wollten ſie gemeinſchaftlich über ſeine Zukunft berathen.

Nun sprach er mit Erich: „Lieber Freund, ich weiß wohl und fühle es für Dich, daß Du bisher zurückgesetzt wardst, während Du doch mit mir gleiche Ansprüche machen durftest, und Dich von den Seebeamten, wie auch von dem Kaiser, übergangen sahst, und gleichsam mein Untergebener wurdest. Da nun aber der Kaiser, unser Herr, mich beauftragt hat, Dich nach meinem Gutdünken zu beschäftigen, so übergebe ich in seinem Namen Dir jetzt dieses erbeutete Schiff. Du wirst als sein treuer Diener den Befehl darauf führen. Laß uns jetzt gemeinschaftlich die nöthigen Anordnungen treffen."

Sie theilten zuerst die gefangene Mannschaft des Räuberschiffes, dann auch die Kämpfer und Seeleute der „Erlkönigs Tochter". Wegen des Steuermanns waren sie in einiger Verlegenheit, theils weil er durch den ersten Steinwurf verletzt und vielleicht untauglich geworden, theils mochten sie ihm, der ja zu den Feinden gehörte, die Führung des eroberten Schiffes nicht gerne anvertrauen.

Nach kurzer Erwägung sprach aber Erich: „Laß Du mir immerhin den Normannen, er ist schon hinlänglich gedemüthigt, und dann will ich ihm schon gehörig aufpassen. Sollte er seine Tücke auszuüben versuchen, so werde ich's gewiß gleich merken und dann habe ich schon Mittel, ihn zum Gehorsam zu zwingen."

Den Normannenhauptmann und die gefährlich Verwundeten behielt Irmal mit dem Schiffsarzte auf seinem Schiffe. Bei der Theilung der auf dem Räuberschiffe gefundenen Vorräthe fanden sie auch werthvolle Beute, die von früheren Raubzügen herrührte. Diese aus Gold und Silber bestehenden Schätze nahm Irmal auf sein Schiff, um sie bei ihrer ersten Landung an der deutschen Küste den Beamten des Kaisers als dessen Eigenthum zu überantworten.

---

15. Der Verwilderte.

Die beiden Freunde beschlossen, das andere Räuberschiff aufzusuchen, um ihre gefangenen Landsleute zu befreien. Sie kreuzten lange in dem weiten Meere darnach umher, konnten es aber nicht entdecken. Es schien spurlos verschwunden. Nachdem sie endlich diese vergebliche Jagd aufgegeben, steuerten sie wieder näher nach der Küste hin. Da ließ eines Tages der kranke gefangene Normannenführer Irmal um eine Unterredung bitten. Dieser trat zu ihm und sprach: „Ihr wollt mich sprechen, Svend? Was ist Euer Anliegen?"

„Wenn Ihr mich ſchon für einen ſchlechten Kerl halten möget," ſagte Svend, „weil Ihr in mir nur den Hauptmann eines Räuberſchiffes ſehet, ſo hoffe ich doch, daß Ihr nicht gar zu ſchlecht von mir denket. Ich habe ja doch auch nur im Auftrage meines Herrn, wie Ihr im Auftrage des Euern, gehandelt. Darum meine ich, Ihr ſollt doch in mir noch einen ehrlichen Mann erkennen, der ich wirklich bin. Wie meint Ihr?"

„Ich halte dafür," verſetzte Irmal, — „aber Ihr müßt es mir nicht übel nehmen — daß zwiſchen uns doch ein bedeutender Unterſchied beſteht. Richtig iſt's, was unſern Kampf betrifft, ſo könnt Ihr Euch ganz wohl mit mir vergleichen. Aber ich mache nicht, wie Ihr doch gethan, mit meinen Leuten Ausfälle und Raubzüge in fremde Küſtenländer, um mich mit den Vorräthen der armen, unſchuldigen Bewohner zu nähren und zu bereichern, mit welchen mein Herr keinen Krieg führt. Wir rauben nicht ihre Früchte, ihr Vieh, Wolle und Kleider, auch nicht ihr Gold und Silber. Ich weiß aber auch, daß das bei Euch Normannen einmal ſo Sitte iſt und daß Ihr nicht einmal etwas Arges darin findet. Dennoch habe ich die Ueberzeugung, daß Ihr ein Mann ſeid, der ſonſt gar ehrlich und deſſen Wort wahr und zuverläſſig iſt."

„Nun, dafür danke ich Euch," antwortete er. „Ich wollte nur wiſſen, ob Ihr nicht etwa Mißtrauen hegen würdet, wenn ich Euch eine Warnung gebe. So wiſſet denn, daß wir hier jetzt in einem Meere ſegeln, das für fremde Steuerleute nicht ſo ungefährlich iſt. Dort wird ſich bald das Vorgebirge Skagen erheben und vor demſelben befindet ſich die ſehr gefährliche Sandbank Skagerack. Wolltet Ihr von dort um die nördliche Spitze von Jütland herum und dann ſüdlich in das Meer, das man den Kattegat nennt, einfahren, ſo habt Ihr nicht nur wieder eine gefährliche Fahrt, ſondern ſeid auch den Angriffen zahlreicher Normannenſchiffe ausgeſetzt. — Das iſt's, was ich Euch ſagen wollte. Nun thut, was Euch gut dünkt."

Irmal dankte ihm für ſeine Warnung, bemerkte ihm aber, daß er ſelbſt ſchon ſo klug geweſen, ſich nicht unbedacht mit ſeiner geringen Streitmacht gleichſam in ein Vieneneſt zu wagen. Sie richteten ihre Fahrt nun mehr nördlich. Nach einigen Tagen wurde ihnen Wind und Wetter ungünſtig. Der Wind blies ihnen entgegen von Mitternacht her, es gab heftige Gewitter und Regen. Auch Stürme hatten ſie zu beſtehen, doch kamen ſie noch glücklich durch, ohne weſentliche Beſchädigung ihrer Schiffe. Auch war Erich mit ſeinem Raubſchiffe bisher immer noch in der Nähe der Erlkönigstochter geblieben; denn wenn auch beide Schiffe

zuweilen getrennt wurden, ſo fanden ſie ſich doch immer wieder zuſammen.

Da geſchah es aber, daß Erich wieder durch einen Sturm weit ab von der vorgeſetzten Bahn verſchlagen wurde. Als ſich das Meer wieder beruhigte, ſah er ſich in der Nähe einer Inſel. Er ließ ſich hier ans Land ſetzen und durchſtreifte eine Strecke in der Hoffnung, Gelegenheit zu finden, für die Schiffsmannſchaft wieder einmal friſches Fleiſch zu bekommen. Das Land ſchien zwar fruchtbar, doch war es überall, wo er hinkam, völlig unangebaut und unbewohnt.

Er ging endlich tiefer in das Land hinein und ſpähte ſorgfältig umher, konnte aber weder eine Spur von Menſchen, noch auch ein größeres lebendes Thier entdecken. Immer ſuchend kam er allmählich tiefer und tiefer in die Inſel hinein und gelangte endlich in ein dichtes Waldgebüſche. Da hörte er mit einemmale einen Ton, als ob in der Ferne einige Schafe blökten. Er drang dem Tone nach durch Hecken und Stauden und kam nun auf einen freien, mit hohem Graſe bewachſenen Platz, auf dem er eine kleine Heerde weidender Schafe fand, die ohne Hirten umherirrten.

Ohne ſich lange zu beſinnen, faßte er einen großen Schafbock bei den Hörnern, deren er ſogar vier an dem Kopfe trug, und wollte ihn mit ſich ziehen nach der Stelle, wo er mit dem Kahne ans Land gekommen war; aber das widerſpenſtige Thier wollte ihm nicht folgen. Es ließ ſich nicht von der Stelle bringen und ſelbſt gegen Schläge, die er ihm mit dem Schafte ſeines Wurfſpießes gab, ſchien es durch ſeine lange und dichte Wolle geſchützt, ganz unempfindlich zu ſein. Erſt als er ihm auf die Naſe ſchlug, ſchrie es laut auf.

Da ſtürzte plötzlich ein Menſch aus dem nächſten Buſche herbei, erhob einen tüchtigen Knittel und ſchrie wie ein Raſender: „Was unterſtehſt Du Dich? Das ſind meine Thiere! Willſt Du mir eines davon rauben, ſo ſchlag' ich dich nieder.“ „Spare die Mühe,“ rief ihm Erich zu, indem er zur Vorſicht ſeinen Wurfſpieß zur Vertheidigung ſchwang. „Ich glaubte, das ſei eine herrenloſe Heerde und da ich Fleiſch brauche, wollte ich mir eins der fetten Thiere nehmen. Gehören ſie Dein, ſo giebſt Du mir wohl eines oder zwei. Wir haben kein friſches Fleiſch mehr auf dem Schiff. Der Hunger thut weh.“ „Hunger?“ fragte der Mann und ließ die Keule ſinken. „Komm mit!“ Er ging und Erich folgte ihm.

Im Gehen betrachtete er ihn genauer. Er ſah nicht wie ein Wilder aus, eher wie ein Verwilderter. Seine langen ſchwarzen, ſtark mit

Grau gemiſchten Haare hingen ihm wild und ſtruppig um den Kopf. Man ſah ihm an, daß ſchon Jahre lang weder eine Scheere noch ein Kamm dabei gebraucht und ſie weder geſchnitten noch gerichtet hatte. Sein langer Bart war eben ſo ungeordnet, und wenn er ſich ſchüttelte, ſo flogen ihm Kopf- und Barthaare ſo reich um den Kopf, daß Stirne, Augen, Mund und Kinn wie von einem langhaarigen Pelz umhüllt ſchienen.

„Wo kommſt Du her?“ fragte der Verwilderte. „Wenn ich Dir's auch ſage, ſo kennſt Du das Land doch nicht,“ antwortete Erich. „Ich bin ein Seemann und durch den Sturm von meiner Fahrt abgekommen und an dieſe Inſel verſchlagen.“ Sie kamen bald an eine Erdhütte. Dieſe beſtand aus einer viereckigen Grube, die von am Rande herum eingeſteckten Baumzweigen umgeben war. Die Gipfel dieſer Zweige waren oben zuſammengebogen und verbunden und die ganze Hütte war außen mit Schilf, langem Graſe und Moos dicht bedeckt. Eine Oeffnung, die zugleich Thür und Fenſter vorſtellte, konnte mit einem großen Stück Rinde geſchloſſen werden. Er öffnete ſie und bedeutete ſeinen Gaſt einzutreten. Dieſer ſchlüpfte hinein und der Hausherr folgte ihm. Die Ausſtattung des Gemaches war keineswegs glänzender, als man nach dem Aeußern erwartet hätte. Aber mit verwundernder Neugierde betrachtete Erich mehrere Schläuche aus Schaffellen, die an der aus den zuſammenverflochtenen Aeſten und Zweigen gebildeten Decke hingen. Außerdem hingen noch mehrere Beutel da, die außen noch mit der Wolle bekleidet waren. „Was iſt das?“ fragte er, indem er auf einen Schlauch deutete. „Hei, das ſind meine Milchtöpfe,“ antwortete der Verwilderte. Er hob ſogleich einen herunter und forderte ihn auf, ſeine Schafmilch zu verſuchen, ſie ſei noch ganz friſch, erſt heute gemolken.

Obgleich der Schlauch oben mit einem Lederriemchen zugebunden war, konnte man doch durch ein eingeſtecktes Schilfröhrchen daraus trinken. Nachdem er ſie verſucht und gut gefunden, ſagte ſein Wirth: „Das ſtillt den Hunger nicht ganz. Ich kann Dir auch Käſe geben, gute Schafkäſe,“ und bot ihm einen dar, den er aus einem der Beutel genommen. Erich fand dieſe Speiſe ganz gut, doch vermißte er das Brod dabei. Sein Wirth bemerkte das und fragte: „Nicht wahr, Brod ſollte dabei ſein? Brod habe ich aber keines und ich weiß gar nicht mehr, wie es ſchmeckt, ſo lange iſt's, ſeit ich das letzte gegeſſen.“

Nach und nach gewannen ſie Beide Zutrauen zu einander und Erich erfuhr von ihm, daß er in ſeiner Jugend ein wilder, unbändiger Bube und Jüngling geweſen und, von Sehnſucht nach der Fremde hinaus-

gezogen, Eltern und Heimath verlaſſen und ſich lange Zeit in der Welt herumgetrieben habe, endlich ein Seeräuber geworden und zuletzt nach einem Schiffbruch, in welchem die ganze Schiffsmannſchaft untergegangen, an dem Maſtbaume hängend, von Hunger und Anſtrengung kraftlos, an dieſe unbewohnte Inſel getrieben worden, wo er kaum mehr ſo viel Kraft gehabt, ſich auf das Ufer heraufzuarbeiten. Ohne Waffe, ohne irgend ein Geräthe, als ein kleines Taſchenmeſſer, habe er ſich anfänglich gar nicht zu helfen gewußt. — Zur erſten Nahrung haben ihm wohl Waldbeeren gedient. Später habe er die wilden Schafe entdeckt, mit unſäglicher Mühe gezähmt und ſich von ihrer Milch genährt, auch dieſe Erdhütte erbaut. Nach und nach wäre er darauf gekommen, ſich die Schläuche von den Häuten geſchlachteter Schafe zu machen und Käſe zu bereiten. Das Fleiſch habe er zuerſt roh gegeſſen, dann aber mit dem am Ufer des Meeres angeſetzten Seeſalz eingerieben und an der Luft getrocknet. Solches Fleiſch ſei nun ſeine gewöhnliche und liebſte Nahrung.

Bei Erich's Frage, warum er nicht lieber gekochtes Fleiſch eſſe, lachte er laut auf und fragte: „Wo iſt denn ein Topf, in dem ich kochen könnte? wo ein Feuer zum Braten?“ Erich fühlte das tiefſte Mitleid mit dem Manne und machte ihm den Vorſchlag, die Inſel zu verlaſſen, mit ihm auf ſein Schiff zu gehen und zu den Menſchen zurückzukehren. Er glaubte, der Unglückliche werde dieſes Anerbieten mit Freuden annehmen. Dieſer aber antwortete mit großer Entſchiedenheit: „Nein, ich muß hier bleiben und die verdiente Strafe für mein leichtſinniges Leben ertragen bis an mein Ende. Was ſollte ich auch unter den Menſchen anfangen? Zwölf oder vielleicht noch einige Jahre mehr lebe ich ſchon hier in meiner Einſamkeit. Noch iſt ſeitdem nie ein Menſch hierher gekommen. Ihr ſeid der Erſte. Alle, die mir im Leben nahe geſtanden, haben mich längſt vergeſſen, Niemand würde mich wieder erkennen, weder Frau noch Kind. Sie würden vielleicht erſchrecken, wenn ich käme. Meine gute Frau! Ich habe ſie getäuſcht, habe ihr verhehlt, daß ich ein Seeräuber war. Sie würde ſich von mir getrennt haben, wenn ſie es erfahren hätte.“ Bei dieſen Worten perlten ihm helle Thränen durch ſeinen Bart.

Erich drang noch einmal in ihn, mit ihm aufs Schiff zu gehen; er beharrte aber auf ſeinem Entſchluſſe, zu bleiben und die verdiente Strafe für ſeinen Leichtſinn zu tragen. Nur ſo viel gab er endlich nach, daß er ſich gegen einige ſeiner Schafe Einiges von dem Schiffe eintauſchen wollte, was ihm das einſame verlaſſene Leben auf ſeiner Inſel erträglicher machen konnte.

Er lockte ſogleich einige ſeiner Schafe herbei und führte ſie an das

Ufer, wo ſie Erich von ſeinen Ruderknechten in den Kahn und auf das Schiff bringen ließ. Als er ihm vorſchlug, mit ihm auf das Schiff zu gehen und ſich dort auszuwählen, was ihm nützlich ſein könne, da widerſetzte er ſich mit der größten Hartnäckigkeit und bat ihn, für ihn auszuſuchen, was ihm gut dünke, ein paar Werkzeuge zum Arbeiten, Hacke, Schaufel, Säge, Beil, Feuerzeug, etwas Kochgeſchirr und dergleichen. Als aber Erich wiederholt verlangte, daß er ſich ſelbſt auf dem Schiffe das Nöthige oder Gewünſchte ausſuchen ſollte, da rief er in ängſtlicher Haſt: „Nein, nein, nein! Ich halte Dich zwar für ehrlich, fürchte aber, daß Du mich aus lauter Ehrlichkeit zwingen wollteſt, nach Deinem Sinn in eine beſſere Lage zu kommen, und mich auf Deinem Schiff behalten und mit Dir führen möchteſt.“ Keine Verſicherung Erichs konnte ihn bewegen, ſein Schiff zu beſuchen.

Erich fuhr denn allein zurück, ſuchte auf ſeinem Schiffe nun ſchnell Alles zuſammen, was er gewünſcht hatte, fügte noch Manches hinzu, was ihm nützlich ſein und was man auf dem Schiff entbehren konnte. Er ſchickte es mit dem Kahne hinüber und ſah, wie es ſein verwilderter Gaſtfreund mit großer Freude empfing und ſeinen Dank durch grüßende Winke auszudrücken ſuchte. Als der Kahn wieder an das Schiff kam, ſegelte Erich weiter.

---

16. Neue Siege.

Auch Irmal war durch den Sturm mit ſeinem Schiffe von ſeiner Bahn verſchlagen worden. Nach langem Umherirren ſah er endlich ein Land, durch welches ſich eine große Bergkette hinzog. Der gefangene normanniſche Seeräuber meinte, das könne nur die ſüdliche Spitze ſeines Heimathlandes ſein. Sie ſchifften noch näher hinzu. Da rief er plötzlich: „O, wenn meine Frau und meine Kinder es wüßten, in welchem Zuſtande ich nun ſo nahe bei ihnen vorüberkomme!“

„Hört, Svend,“ ſagte da Irmal theilnehmend zu ihm, „ich habe es Euch ſchon geſagt, daß ich Euch für einen Ehrenmann halte, auf deſſen Wort ich bauen darf. Gebt mir nur mit Hand und Mund das feierliche Verſprechen, daß Ihr nie mehr, ſo lange Ihr lebt, gegen meinen Herrn, den großen deutſchen Kaiſer Karl, und ſeine Schiffe oder Heere die Waffen führen wollt, — dann gebe ich Euch und Eure Mitgefangenen frei und laſſe Euch in der nächſten Nacht ans Land ſetzen.“

Bei dieſen Worten füllten ſich des Normanns Augen mit Thränen

dankbarer Rührung. Freudig gab er auf seine Aufforderung auch für seine Mitgefangenen, die zum Theil schon von ihren Wunden genesen waren, das verlangte Ehrenwort. Und als nun die Nacht einbrach, wurde er mit seinen Schicksalsgenossen ans Land gebracht. Dies ward Alles in der größten Stille bewerkstelligt, weil man von Seiten der Küstenbewohner, die ohne Zweifel das Schiff bemerkt hatten, einen Ueberfall befürchten durfte. Svend hatte von Irmal wie von einem theuren Freunde Abschied genommen; ebenso auch die übrigen Gefangenen, die ihn wie einen Wohlthäter verehrten; denn er hatte ihnen ja durch die Hilfe seines Arztes und durch sonst so manche Aufmerksamkeit die Leiden ihrer Verwundung und Gefangenschaft zu erleichtern gesucht.

Kaum war sein Kahn wieder zurück, so ließ er auch die Anker wieder lichten und fuhr weiter, immer in der Nähe der Küste hin. Schon am Tage war sein Schiff von der Küste aus von den Normannen bemerkt und für ein fremdes erkannt worden. Sie hatten sich darum gerüstet, um es anzugreifen und, wie sie hofften, durch einen plötzlichen Ueberfall auf ihren zahlreichen Fischerbarken und andern kleinen Fahrzeugen zu nehmen. In einer verborgenen Bucht hatten sie ihre Fahrzeuge gesammelt und bereit gehalten, um schnell, wenn das Schiff in der Dunkelheit der Nacht vorbeiläme, hervorzukommen, es rings zu umgeben und von allen Seiten zu gleicher Zeit zu ersteigen. Sie hofften, die Schiffsmannschaft werde, aus der Ruhe aufwachend, so bestürzt sein, daß sie nicht so schnell gegen den rings einsteigenden Feind zu kräftigem Widerstande gefaßt sein und sich nach leichtem Kampfe ergeben würde.

Allein es kam ganz anders, als sie gehofft hatten. Irmal war ein aufmerksamer und vorsichtiger Führer. Er hatte von seinem Schiffe aus wohl bemerkt, daß bald hier ein Fahrzeug, bald dort eins von der Meeresküste herausfuhr, aber sehr bald wieder hinter der fernen Waldecke verschwand, ohne wieder hervorzukommen. Darum hatte er in Zeiten auch die nöthige Vorkehr getroffen. Seine Mannschaft mußte sich bereit und gerüstet halten. Auch die große Wurfmaschine war mit den erforderlichen Steinen beladen und jeden Augenblick zum Wurfe bereit. Auf dem ganzen Schiffe aber mußte die größte Stille herrschen.

Kaum kam nun das Schiff der Bucht nahe, so bemerkte man dort schon das Gewimmel und die Thätigkeit in den Fahrzeugen. Sobald es aber im Vorbeifahren der Bucht gerade gegenüber war, da schossen, wie auf einen Schlag, alle die kleinen Fahrzeuge hervor, vertheilten sich und umgaben das Schiff wie ein Bienenschwarm. Von der auf demselben herrschenden Stille getäuscht, waren sie fest überzeugt, die ganze Bemann-

nung im Schlafe zu überraſchen. Als ſie es aber nun ganz in der Nähe umgaben, da plötzlich erdröhnte das Krachen der Wurfmaſchine und ein Regen von Pfeilen flog mit den geworfenen Steinen nach der Seite, wo die Kähne und Barken am dichteſten zuſammengedrängt waren. Da erſcholl lautes Geheul und Wehklagen. Doch von der andern Seite drängten ſich die Fahrzeuge nun auch herbei. Aber eine gleiche Ladung empfing ſie auch hier. Und zu gleicher Zeit flogen von allen Seiten des Schiffes in die entfernteren Barken die ſicher treffenden Pfeile und in die näheren die kräftig geſchwungenen Wurfſpieße. Denn die Krieger waren ſo vorſichtig über das Schiff vertheilt, daß von keiner Seite ein Feind unbemerkt herankommen konnte. Wie eine geſcheuchte Hühnerſchaar flohen nun die Kähne und Barken wieder in die Bucht zurück, wohin ſie Irmal aber nicht weiter verfolgte.

Froh indeſſen, daß er der Gefahr ohne Beſchädigung auch nur eines Einzigen ſeiner Leute entkommen war, ließ er ſein Schiff nun wieder von dem feindlichen Geſtade weg nach dem offenen Meere wenden, um ſeinen Freund Erich auf dem eroberten Räuberſchiffe endlich wiederzufinden. Nach langer vergeblicher Fahrt entdeckte man endlich in der Ferne ein Schiff, das man nach ſeiner Bauart für ein normanniſches Raubſchiff halten konnte. Und Erich's Schiff war ja ein ſolches. In dieſer Meinung wurde ſein Anblick von der ganzen Mannſchaft mit Jubel begrüßt und man ſteuerte nach ihm hin. Indem man ſich aber näherte, ſtellte es ſich kampfbereit entgegen.

Irmal wollte und konnte dem Feinde nicht ausweichen. Es galt aber einen ſehr hartnäckigen Kampf. Zwar gelang es, die Enterhaken zu werfen und das Schiff zu erſteigen. Da floſſen aber von beiden Seiten Ströme von Blut. Irmal kämpfte mit einem Theile ſeiner Leute auf dem Vordertheile des Schiffes, während der andere größere Theil ſeiner Leute auf dem hintern gegen einen Haufen der Feinde in der Nähe des normanniſchen Schiffshauptmanns kämpfte, der ſeine Leute, wenn ſie aus Ermüdung oder verwundet zurückweichen mußten, mit einer viertheiligen Lederpeitſche wieder nach der Stelle, wo der Kampf wüthete, zurücktrieb, indem er erbarmungslos auf ſie hineinſchlug. Darüber entſtand dort ein allgemeines Murren und einige der von ihm Getroffenen wendeten ſich mit Vorwürfen gegen ihn. Erbittert über dieſen Widerſtand der Beſtraften, dieſer Untergebenen, hieb er mit ſeiner Peitſche blindlings auf ſie hinein und ſchlug damit dem Nächſten einige Mal ſchnell aufeinander gerade in das Geſicht. Er hatte ihm in's Auge getroffen und es floß blutend aus. Das gab unter den Uebrigen einen

Tumult und veranlaßte einen augenblicklichen Stillſtand des Kampfes. Irmal hatte Alles während ſeines eigenen Kampfes bemerkt, ſtürzte in einigen Sätzen herzu und ſeine Schwertſtreiche fielen eben ſo blitzſchnell auf den Grauſamen, wie vorher deſſen Peitſchenhiebe gefallen waren.

Da lag er zum Tode verwundet. Irmal aber ſtand unverzagt in der Mitte der Feinde, die in ihrer Ueberraſchung nicht daran dachten, den Fall ihres barbariſchen Führers zu rächen. — „Ihr Männer," rief er ihnen zu, „hört mich! Ich habe dieſen Mann getödtet, nicht weil er mein Feind, weil er der Eurige war. Ich habe geſehen, wie unmenſchlich er Euch behandelt hat. Für Eure Mißhandlung habe ich Euch Rache verſchafft. Wollt Ihr mich dafür zur Rechenſchaft ziehen, wollt Ihr den Tod dieſes Unmenſchen an mir rächen? Wohlan, hier ſtehe ich. Ich werde mich zu vertheidigen wiſſen. Und ſollte ich Euch unterliegen, ſo ſterbe ich für eine edle That."

Die Männer hörten mit Verwunderung ſeine Worte, erkannten aber auch ſeinen edlen Muth und wagten es nicht, eine Waffe gegen ihn zu erheben. Da ließ auch er ſeinen Arm mit dem Schwerte niederſinken und ſprach mit würdiger Ruhe weiter: „Ich ſehe, ich habe für wackere Männer geifert. Wir ſtehen einander nicht mehr feindlich gegenüber. Wir ſchließen Frieden!"

Während Dieſes auf dem Hintertheile des Schiffes vorging, waren auch die Kämpfenden auf dem Vordertheile des Schiffes aufmerkſam geworden; auch dort hatte der Kampfe aufgehört. Sie ſahen ihren Führer, der erſt noch in ihrer Mitte gefochten, jetzt dort unter Feinden. Alle hatten ſich verwundert herzugedrängt. Sie hatten noch Irmals letzte Worte gehört und bei dem Rufe: „Wir ſchließen Frieden!" erhob ſich unter Frohlocken in einem Rufe von Freunden und Feinden der Jubelruf: „Friede!"

Da man hierauf die Sache ruhig erwog, da erhoben die Normannen mit einem Male laut den Ruf: „Er ſoll auch unſer Führer ſein, denn künftig ſind wir, wie er, Kämpfer des großen Frankenkaiſers Karl!" So war der Friede geſchloſſen und beide Schiffe ſegelten einträchtig miteinander.

---

17. Die Heimkehr.

Erichs Schiff fand ſich nun auch bald wieder zu ihnen und die beiden Freunde beriethen ſich ernſtlich, was ſie nun thun wollten. Mit

der urſprünglichen Bemannung ihres eignen Schiffes konnten ſie nicht die drei Schiffe gehörig beſetzen. Sie hatten wohl eine gute Zahl normanniſcher Ruderknechte und ſtreitbarer Leute, allein man durfte dieſen doch nicht ganz vertrauen, denn es war zu fürchten, daß ſie bei einem neuen Kampfe mit einem Seeräuberſchiffe um der Landsmannſchaft willen wieder abtrünnig werden und mit dieſem gemeinſchaftliche Sache machen möchten. Auch waren die Vorräthe großentheils aufgezehrt und bei längerem Umherſtreifen war bald gänzlicher Mangel zu befürchten. Darum beſchloſſen ſie, in gerader Fahrt nach der deutſchen Küſte zurückzukehren.

Auf der erſten Küſte, der ſie ſich nähern konnten, wollten ſie friſches Waſſer einnehmen und Irmal ließ ſich ans Land ſetzen, um ſich nach einer Quelle oder einem klaren Bache umzuſehen. Nachdem er weit aufwärts und abwärts vergeblich geſucht hatte, ging er tiefer in das Land. Als er ſich hier einmal ſtillſtehend umſah, rief ihn wieder die grämliche Stimme: „Sonntagskind!“ Er blickte nach dem nächſten Baume hinauf und ſah nun auch wieder die finſtern Züge des Erlkönigs. „Ei, was thuſt Du hier?“ fragte er hinauf. „Suchen,“ antwortete er. „Gylfe fort, die Schweſtertochter, und Ulfrum, die Tochter fort; geraubt vom Seeräuber. Wo iſt Dein Ring? Hole Deinen Ring. Dann ſuche, und Du wirſt mir ſie finden. Komm nach; Waſſer zeigen.“ Mit dieſen Worten ſprang der Wildkater von dem Baum herab und in weiten Sätzen vor ihm her. Bald ſtand er an dem Ufer eines vorbeifließenden Baches und verſchwand dort, aber Irmal ſah, wie an derſelben Stelle ein großer Hecht ſich ſchlagend krümmte und mit den Wellen dahin zog.

Er ging zurück nach dem Ufer und ließ die Fäſſer von den Schiffen bringen und füllen, aber nachdenklich ging er ſelbſt nachher auf dem Verdecke ſeines Schiffes umher. Die Erſcheinung des Erlkönigs, und was er von ihm vernommen, beſchäftigte ſeine Gedanken. „Erlkönigs Tochter und Nichte von Seeräubern geraubt? Und ich ſoll mit dem Ringe ſie finden? Wie ſollte mir das möglich ſein? Und warum konnte Erlkönig ſie nicht ſchützen? warum ſie nicht ſelbſt finden?“ Dieſe Frage ſtellte er ſich, konnte ſie aber nicht beantworten. Ja, den Ring wollte er ſich von den Pflegeeltern geben laſſen. Sie hatten ihn ja in Verwahrung behalten. „Sollte er ein Talisman ſein? Aber wie gebrauche ich ihn denn? Und kann ich ihn denn jetzt holen? Wenn wir auch bald an unſerer deutſchen Küſte landen, ſo gehört mein Dienſt dem Kaiſer, und ich muß nach ſeinem Auftrage gehn, wohin er mich ſchicken will; da kann ich nicht ſchnell den Neckar hinaufeilen, um einen Ring zu holen.“

Auf der ganzen Rückfahrt beschäftigten ihn diese Fragen und Zweifel. Die Fahrt ging aber ohne irgend einen Unfall und sehr rasch von Statten. Als die drei Schiffe bei Hamburg ankamen, besuchten die Beamten des Kaisers „des Erlkönigs Tochter". „Ihr kommt zu guter Stunde," sagten sie zu Irmal, „der Kaiser ist seit einigen Tagen hier und hat sich nach dem Erfolge seiner Unternehmung gegen die Seeräuber erkundigt. Leider konnten wir ihm keine günstigen Nachrichten mittheilen. Die andern Schiffe sind unverrichteter Sache und meist sehr beschädigt zurückgekommen und zwei sind ganz ausgeblieben; das eine soll von einem Normann genommen worden sein, das andere ist im Sturm zu Grunde gegangen. Er hat sich auch nach Euch erkundigt und da wir Nichts von Euch wußten, so hoffte er doch einst noch von Euch bessere Nachrichten zu erhalten. Nun es scheint, daß ihn seine Hoffnung nicht getäuscht hat. Ihr seid da und Euer Schiff sieht ja ganz gut erhalten aus. — Aber seht," rief er, indem er nach dem Lande hinblickte und hinwies, „dort reitet ja der Kaiser schon wieder her! Sicher hat er erfahren, daß ein Schiff angekommen ist, und da kommt er gleich selbst, um zu sehen, was es bringt. Er sieht und prüft Alles ja gerne selbst."

Man sah den Kaiser, gefolgt von einigen Rittern, eine Barke besteigen und nach Irmals Schiff herrudern. „Wer führt das Schiff?" fragte er, als er es betrat. Irmal trat ihm entgegen und sagte: „Ich bin es, mein Herr und Kaiser, dem Ihr seine Führung anvertraut habt." „Hast Du keinen Schaden erlitten?" fragte er weiter, und Irmal antwortete: „Vom Sturm nur unbedeutend, im Kampfe mit den Seeräubern fielen aber mehrere unserer braven Kämpfer, leider zehn Mann." „Dann war's zu wundern, daß Euch Uebrige die Räuber nicht mit dem Schiffe davongeführt haben, wie sie es mit einem andern machten," sagte der Kaiser und ihn erkennend, fügte er hinzu: „Ei, Du bist ja der mit dem Becher? Nun, wo ist Dein „Kamerad", wie Du ihn nennst? Ich sehe ihn ja nicht dort unter dem Schiffsvolke. Ist er vielleicht krank oder gar unter den Gebliebenen?" „Nein, Gott sei Dank!" rief Irmal, „er ist gesund, er befindet sich aber nicht auf diesem Schiffe, Herr, er führt dort jenes Räuberschiff, das wir den Normannen abgenommen haben." „Was?" rief der Kaiser erfreut, „ein Räuberschiff habt Ihr erbeutet?" — „Mit einem Schiffe," versetzte Irmal, „bin ich ausgezogen, mit dreien kehre ich zurück." „Wie? mit dreien?" fragte der Kaiser mit staunender Freude. Er ließ sich das dritte zeigen und fragte, wer es führe. „Das hat von Euch, Herr Kaiser, erst einen Führer zu erwarten. Sein Führer war ein Normann, das übrig gebliebene Schiffsvolk ist mit dem

Schiffe Euer Eigenthum," und nun erzählte er noch kurz, wie er die Leute für des Kaisers Dienst gewonnen hatte."

Der Kaiser bezeigte ihm mit heiterer Miene seine große Zufriedenheit mit seinen Diensten. Dann besuchte er die beiden Räuberschiffe, und als ihm Irmal dort seinen Freund Erich vorstellte, sagte er zu diesem: „Ich bestätige gerne die Wahl Deines Freundes, der Dich zum Hauptmanne dieses Schiffes eingesetzt hat. Bleibe fortan treu Deinem Dienste und Deiner Freundschaft.

Irmal meldete nun noch dem Kaiser, daß er auf den beiden Raubschiffen einen bedeutenden Schatz an Silber und Gold und Kleinodien gefunden und in Verwahrung genommen, und fragte, wohin und an wen er diesen abzuliefern habe. Da antwortete er: „Die Schiffe sind mein, diese behalte ich. Wenn Du aber Schätze darauf gefunden hast, so spreche ich Nichts davon an. Mache damit, was Du willst, sie gehören Dein." Er wollte gehen, blieb aber noch stehen und sagte: „Im nächsten Jahre wollen wir die Seeräuber, hoffe ich, ganz aus unserm Meere vertreiben. Ich lasse jetzt noch einige Schiffe ausrüsten, die ich sodann Dir als obersten Führer unter Deinen Befehl stellen werde. Bis zur nächsten Frühlings-Tag- und Nachtgleiche habt Ihr Urlaub. In dieser Zeit kannst Du wieder einmal den Wildmeister am Neckar besuchen und mir dann auch Nachricht über den Bau an unserer Quelle mitbringen."

Er bestieg jetzt seine Barke und fuhr nach dem Lande zurück. Irmal aber theilte sogleich von den geschenkten Schätzen Jedem seiner Schiffsleute und Streiter eine reiche Gabe von dem Silber mit, den Rest aber theilte er in zwei ganz gleiche Theile und ließ seinen Freund Erich einen derselben wählen. Da dieser aber sich weigerte, warfen sie endlich nach langem Zureden das Loos darüber. Sie waren durch diese Gabe des Kaisers nun Beide reich geworden.

---

18. Der Besuch bei den Pflegeltern.

Nachdem sie ihre Schiffe für die Winterruhe gerüstet, und alle ihre Angelegenheiten geordnet hatten, traten die beiden jungen Männer im Spätherbste ihre Reise nach der Heimath an. Jeder hatte sich, um die Reise zu beschleunigen, ein stattliches Roß gekauft, und so ritten sie in heiteren Gesprächen dem Rheine zu. In Köln wurden sie von ihrem alten Schiffsmeister mit herzlicher Freude aufgenommen und mußten ihm ihre Erlebnisse wiederholt erzählen.

Nach einigen in gemüthlicher Gastfreundschaft mit ihm verlebten Tagen setzten sie ihre Reise rheinaufwärts fort, kamen auch wieder glücklich an der verrufenen Lorelei auf ihrem Felsen vorbei und begrüßten bald die altehrwürdige Stadt Worms. Da sie Beide von der Sehnsucht nach der Heimath gezogen wurden — denn Irmal sah das Haus seiner Pflegeeltern ja auch für seine Heimath an — hielten sie sich nirgends auf ihrem Wege auf und kamen eines Abends an die bekannte Stelle, wo der heimisch vertraute Neckar aus den grünen Bergeshallen über die zerstreuten Felsblöcke nach der Ebene herausrauscht.

Große Freude herrschte an diesem Abende in der traulichen Fischerhütte bei Erichs Eltern. Die alten Leute hatten Irmal mit nicht geringerer Freude bei sich aufgenommen, als den eigenen Sohn; und dieser rühmte auch unverhohlen, wie sehr er dem Freunde zu Danke verpflichtet sei. Ungern ließen sie ihn am dritten Tage endlich schon scheiden. Nur sein Versprechen, im nächsten Frühjahr länger zu bleiben, wenn er komme, um Erich wieder abzuholen, konnte sie mit seiner so baldigen Abreise versöhnen.

Am zweiten Abende darauf trabte Irmal durch die dichtverwachsenen Waldpfade nach dem Hause des Wildmeisters. Dieser war gerade mit seinem Gehülfen vor dem Hause damit beschäftigt, einen großen Wildeber zu zerlegen. Da rief ihm ein herbeitrabender Reiter von der Ferne her zu: „Guten Abend, Vater Harrol!“ Er schaute hin und fragte den Gehülfen halblaut: „Kennst Du den Herrn? Ich weiß nicht, wer der ist, der mich so bekannt grüßt.“ Und da der Reiter inzwischen näher gekommen war und noch einmal „Guten Abend“ rief, da sah er ihn verwundert an. Der Reiter aber fragte: „Kennt Ihr denn Euern Pflegesohn Irmal nicht mehr?“ „Was? Irmal?“ schrie er nun, „lebst Du noch? Hilla! Hilka! komm eilig! welche Freude!“

Irmal war indessen vom Pferde gesprungen und Harrol hatte sein Messer weggeworfen und war ihm in die Arme gestürzt. Jetzt streichelte er ihm mit seinen blutigen Händen die Wangen, und als nun Hilka heraustrippelte und das blutgefärbte Gesicht des jungen Mannes sah, rief sie erschrocken: „Um Gott, Mann! was hast Du gemacht; hast ihn verwundet? Wer ist es denn?“ „Es ist ja unser Irmal!“ rief er ihr zu. Mit dem Ausrufe: „Irmal, mein Pflegesohn!“ lag nun auch die treue Pflegemutter in seinen Armen, und sie wehrte sich nun nicht gegen die Küsse des Mannes mit dem blutigen Gesichte. Bald hatte sie ihm auch das Blut mit ihrer Schürze abgewischt. Dann war ihre erste Sorge, sich das beste Stück des Ebers von dem Gehülfen zurechtschneiden zu

laſſen, um es ſchnell in die Küche zu bringen und für ihren Gaſt noch zuzubereiten.

Das Roß brachte der Gehülfe hinter dem Hauſe unter ein Dach, wo er die Stelle ſo reichlich mit duftendem Heu beſtreute, daß es bis an den Leib warm darin ſtand; denn Wände hatte das Dach keine unter ſich. Es ruhte nur auf einigen gabelförmigen Baumſtämmen.

Beim Abendeſſen ging's aber nun an ein Fragen ohne Ende. Irmal mußte ja ſo Vieles erlebt haben. Und Irmal erzählte ihnen ſo ausführlich, als ihm möglich war. „Wer hätte Das gedacht," rief bei der Erzählung bald Harrol, bald Hilka aus. Aber der Gehülfe ſaß am Ofen und ſperrte nur Mund und Augen auf vor großer Verwunderung und vergaß darüber ganz ſein Geſchäft. Denn der Wildmeiſter mußte ihn mehrmals erinnern, daß er doch die Lichtſpähne nicht ausgehen laſſen ſollte. (Andere Lichter, als trockene Spähne, kannte man in der einfachen Haushaltung nicht.)

Als Irmal die Stiege nach ſeiner Dachkammer hinaufſtieg und die Stufen wieder knarrten wie früher, da ſprach er lachend zu ſeiner Pflegemutter, die ihm unten mit dem brennenden Spahne hinaufleuchtete: „Aha! dieſe muß ich doch wieder einmal verkeilen, daß Euch das Knarren nicht weckt, wenn ich einmal früh ausgehe oder ſpät heimkomme."

Die nächſten Tage gab's immer noch zu erzählen. Auch die Alten hatten ihm Manches mitzutheilen, was ſich indeſſen in ihrem beſchränkten Lebenskreiſe und in der Nähe zugetragen. — Da war denn das Merkwürdigſte, daß die ſtarke Quelle zu einem ſchönen Brunnen ordentlich gefaßt, daß eine Capelle und ein Haus dabei erbaut und daß der fromme Mann, der es bewohne, den Umwohnenden die Meſſe leſe. Denn es hätten ſich auch ſchon mehrere Fiſcher in der Nähe am Neckar ihre Hütten erbaut. Das rühmte Harrol als einen großen Vortheil, weil die Fiſcher nebſt ihren Fiſchen nun auch ſein erlegtes Wild nach den nahen Burgen, Dörfern und Höfen mitnähmen und der Abſatz dadurch weſentlich gefördert werde.

Irmal mußte dieſe Veränderungen nun auch ſelbſt ſehen, und er erſtaunte nicht wenig über die großartige Faſſung des Brunnens, deſſen Waſſer ſich ſo reichlich durch ſieben weite Röhren in ein tiefes und geräumiges Becken ergoß. Auch die Capelle und den frommen Bruder beſuchte er.

Als er zurückging, kam er an der Eiche vorüber, unter der er als Knabe ſo oft träumend gelegen und wo er zuerſt den Erlkönig kennen gelernt. Indem er vorbeigehen wollte, hörte er droben in den Zweigen, die ihr Laub noch nicht abgeſchüttelt hatten, die bekannte grämliche Stimme klagen und ſeufzen. Er blieb ſtehen und horchte hinauf; da vernahm er deutlich die Worte:

„Ach, Ulfrun! Ach, Gylfe!
Wo lebt Ihr verborgen?
Euch ſucht' ich mit Schmerzen,
Und ſucht' Euch mit Sorgen.
Das Schickſal iſt feindlich:
Ein Sonntagskind nur —
Nicht aber der Vater —
Entdeckt Eure Spur.
Nur Sonntagskind führet
Zurück mir das Kind,
Wo träumſt Du? Was ſäumſt Du?
O komm doch geſchwind.
Und bring' mir ſie wieder.
Du biſt's, der es kann,
Du nur mit dem Ringe,
Dem Talisman!"

„Ich nehme den Ring mit!" rief Irmal jetzt hinauf, „ſobald ich gehe: Führt er mich richtig, ſo bringe ich Dir auch Ulfrun und Gylfe wieder."

„Halte Wort!" rief's vom Baume herab. „Drückt der Ring, ſo biſt Du auf unrechtem Wege. Bleibe dann nicht eigenſinnig, ſondern ändere Deinen Entſchluß. Ich bleibe nicht hier. Da bauen die Menſchen Hütten und Häuſer und plärren jede Woche einmal in der Capelle ſo ſchrecklich. Nein, ich gehe fort; aber Du wirſt mich ſchon finden, wenn Du auf den Ring merkſt."

Nach dieſen Worten ſprang der Wildkater herab und verſchwand durch das Gebüſch.

19. Um die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche.

Der Winter ging vorüber. Irmal hatte ſeinem alten Pflegevater treulich in ſeinen Geſchäften beigeſtanden, war fleißig mit ihm auf die Jagd gegangen und hatte manches Wild erlegt. Darum war auch der

Alte sehr zufrieden mit ihm und wunderte sich oft im Stillen, wie der einst für sein Geschäft so wenig geschickte Knabe jetzt ein so tüchtiger Waidmann geworden, und manchmal hatte er schon gegen ihn geäußert, das Waidwerk sei doch ein schönes Geschäft, und hatte ihn gefragt, ob er denn nicht Lust habe, sich lieber in den grünen Wäldern herumzutreiben, als auf den untreuen Wellen des Meeres.

„Lieber Pflegevater," antwortete er ihm auf eine solche Rede, „Euer Beruf ist allerdings auch schön. Ihr streift frei durch die schönen grünen Wälder, Ihr habt auch manchen erkräftigenden Kampf mit dem Wilde zu bestehen und macht Beute, wenn Ihr es erlegt, aber es ist doch ganz etwas Anderes, in einem verhältnißmäßig so kleinen Fahrzeuge auf dem unendlichen Meere hinzufahren und das Bewußtsein in sich zu tragen, daß es der Mensch ist, der durch seinen Verstand, durch sein Wissen sich das weite Meer unterthan gemacht hat und es beherrscht, daß er die weit getrennten Länder durch seine Fahrt gleichsam mit einer Brücke verbindet. Und wenn er auch nicht so sichere Beute von seinen Kämpfen heimbringt, kann er sich doch sagen, daß er für höhere Güter gekämpft hat, für Rettung Unterdrückter, für Befreiung Gefangener, für die Sicherheit und Wohlfahrt seiner Mitmenschen, überhaupt für Wahrheit und Recht." Auf solche Einwendung unterdrückte der Wildmeister freilich seinen so sehnlichen Wunsch.

Es war ein schöner März gefolgt; im Walde grünten schon die weißstämmigen Birken mit ihrem frischen Laube, einzelne Blumen erhoben sich aus dem bewachsenen Waldboden, da dachte auch Irmal an das Wort des Kaisers, das ihn auf den Tag der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche bestellt hatte. Sein Abschied erregte bei Frau Hilka großes Herzeleid und bittere Thränen; auch Harrol fühlte es naß über seine Wangen fließen. „Was seid Ihr doch so unnöthig betrübt?" tröstete sie Irmal. „War ich nicht schon einmal länger fort und bin doch wiedergekommen? So werde ich ja wohl auch im nächsten Winter wiederkommen." — „Und wirst uns vielleicht nicht mehr finden," schloß Frau Hilka. Da schloß er sie nochmals in seine Arme und wollte sich dann entfernen.

Doch fiel ihm noch sein Ring ein. Er bat sie darum und vertraute ihr dabei, der Ring trage eine geheime Kraft in sich, die ihn in allen Gefahren schützen werde. Eilig lief sie, ihn zu holen, und wollte ihm denselben selbst an den Finger stecken. „An welchen Finger gehört er denn?" fragte sie. Er aber streckte ihr die ganze Hand hin und sagte: „Steckt ihn nur dahin, wo er paßt." Sie versuchte zuerst, ihn an den kleinen Finger zu stecken, wo er auch ganz gut paßte. „Er stünde doch

ſchöner am Zeigefinger," ſagte ſie dann, „doch dazu wäre er wohl viel zu enge." Lächelnd erwiderte er: „Vielleicht paßt er auch an den Zeigefinger, es iſt ja ein gar abſonderlicher Ring, kein gewöhnlicher." Sie zog ihn wieder heraus und probirte ihn am Zeigefinger und ſiehe! er war plötzlich ſo viel weiter geworden, daß er ganz leicht darauf geſtreift werden konnte. Sie ſtaunte; er aber rief: „Danke! Danke!" und eilte nun ſchnell, ehe noch ihre Verwunderung wieder in Trauer übergehen konnte, durch den Waldpfad dahin, wo er bald in dem ſproſſenden Gebüſche verſchwand.

Sein Roß hatte er im Spätjahre bald nach ſeiner Ankunft an einen vorbeikommenden Händler verkauft, darum mußte er jetzt den Anfang der Reiſe zu Fuße machen. Als er zu Erichs Fiſcherhütte kam, hatte ihn dieſer ſchon mit Sehnſucht erwartet. Sie blieben daher nur noch einige Tage, dann wanderten ſie mit einander durch die Ebene nach Worms, wo ſie Gelegenheit fanden, ſich Pferde zu kaufen, und eilten nun in ſtarken Tagereiſen den Rhein hinab. In Köln erfuhren ſie mit Gewißheit, daß der Kaiſer wieder in Aachen ſei. Erich blieb bei dem alten Schiffmeiſter und Irmal eilte nach Aachen.

Sobald er ſich bei dem Kaiſer melden ließ, ward er vorgelaſſen. Seine Nachrichten von der Neckargegend, dem Wildmeiſter und der Ausführung ſeiner angeordneten Bauten erfreuten ihn, und als er hörte, daß durch mancherlei Anſiedelungen der Anfang zu einem größeren Orte gemacht ſei, rief er wiederholt freudig aus: „Gut, gut! Das ſoll mir Heilbronn heißen."

„Was meinen Auftrag wegen meiner Unternehmungen gegen die Seeräuber betrifft, ſo wirſt Du in der Seeſtadt bei meinen dortigen Beamten Alles ausführlich finden. Ich habe Dich zum oberſten Führer von ſechs wohlgerüſteten Schiffen eingeſetzt, damit durch dieſen Sommerzug dem großen Unweſen ein für allemal geſteuert werde. Ich verlaſſe mich ganz auf Deine Umſicht und Deinen Muth. Die einzelnen Führer der Schiffe ſtehen ganz unter Deinem Befehl, und wenn Einer oder der Andere ſich widerſpenſtig zeigen und Deinem Befehle nicht gehorchen wollte, ſo verfahre mit ihm, wie er es verdient. Ich habe mich überzeugt, daß nur da, wo Alles nach einem Kopfe geordnet und ausgeführt wird, wo die Andern eigentlich todte Werkzeuge in der leitenden Hand ſind, große und gute Erfolge erhofft werden dürfen. Sei Du ihr Kopf und laß die Uebrigen Deine Werkzeuge ſein. Findeſt Du auf den Schiffen noch Mängel oder Fehler, ſo laß Alles nach Deinem Sinne

ergänzen und ausbessern. Gott geleite Dich und führe Dich wieder nach vollbrachtem Werke glücklich zu uns zurück."

So von dem Kaiser entlassen, ritt er nun eilends nach Köln zurück und mit Erich dann ohne Aufhalten nach Hamburg. Sämmtliche Schiffe waren dort schon, wie der Kaiser angeordnet hatte, zur Abfahrt bereit. Sehr bereitwillig ließen die Beamten des kaiserlichen Seewesens noch einige Mängel, die Irmal entdeckte, ergänzen und bezeigten sich in Allem sehr willig, auch wenn es Ausgaben verursachte, die sie sonst nicht ohne Kopfschütteln auf ihre Verantwortung übernommen hätten. Sie hatten aber aus der schnellen Erhebung des jungen Mannes zum unbeschränkten Befehlshaber des ganzen Geschwaders erkannt, in welcher Gunst er bei ihrem Herrn stehen müsse.

20. Der befreite Gefangene.

Die ihm untergebenen Führer der einzelnen Schiffe waren keine in dem früheren Dienst ergraute Männer, sondern standen alle in den besten Mannesjahren. Irmal ließ sie keineswegs seine höhere Stellung durch übermüthige Behandlung fühlen, sondern stellte sich im Umgang mit ihnen völlig gleich. Er berieth alle Anordnungen, die er treffen wollte, zuvor erst gemeinschaftlich mit ihnen, und sie erkannten und achteten bald in ihm die Ueberlegenheit seines Geistes und seiner Kenntnisse, weshalb sie sich immer gern seinen Ansichten anschlossen. Ja, Jeder meinte darum, er gehorche nicht blos dem Vorgesetzten, sondern er führe vielmehr immer nur seine eigenen Pläne und Entschlüsse aus.

Sie beschlossen bei der ersten Ausfahrt, ihre sechs Schiffe in weiter Linie längs der Küste gegen Norden zu steuern, dann wieder rückwärts längs der britannischen Küste nach Süden herab. Denn sie hofften so um so gewisser den Raubschiffen zu begegnen, die ja meist nur ihre Einfälle auf den Küstenstrichen ausführten. Nach diesen Fahrten wollten sie denn auch hin und her das weite offene Meer vielfach durchkreuzen.

Schon am zweiten Tage sahen sie ein wohlgerüstetes Schiff von der westlichen Seite gegen die östliche herüberkommen. Es hatte wahrscheinlich einen räuberischen Einfall in das britannische Küstenland gemacht und brachte nun seinen Raub nach der Heimath, um ihn da zu bergen. Erich, der das äußerste Schiff führte, durchschnitt ihm sogleich seine Bahn und näherte sich. In kurzer Zeit waren beide Schiffe in einen heftigen Kampf verwickelt und schon fürchtete Irmal, seines Freundes Schiff

werde unterliegen. Er wollte ſchon das nächſte ihm zu Hilfe ſenden, da erſcholl aber plötzlich, lauter als das Rauſchen der ziemlich hochgehenden Wellen, ein volles Gejubel auf dem Raubſchiffe. Erich hatte es geentert und ſeine Leute erfüllten kämpfend und Alles niederwerfend das feindliche Verdeck und ihr Schlachtruf war zum lauten Jubelrufe geworden. Die Räuber mußten die Waffen ſtrecken und Schiff und Mannſchaft war in Erichs Händen.

Was man vermuthet hatte, war richtig. Das Schiff kam von der britanniſchen Küſte, wo ſie einen Räuberzug unternommen und eine ganze Heerde wohlgenährte Schafe, auch einige Ochſen erbeutet hatten. Die lebenden Thiere wurden auf die ſechs Schiffe vertheilt und lieferten hier für längere Zeit das willkommene friſche Fleiſch.

Dieſer erſte Sieg ermuthigte die Mannſchaften der andern Schiffe um ſo mehr, und ſie wollten alle mit ihrem Schiffe nun auch einmal die äußerſte Stelle einnehmen, weil ſie glaubten, hier zuerſt mit einem Raubſchiffe zuſammen zu treffen. Dieſem Wunſche kam Irmal entgegen, indem er einen zeitweiſen Wechſel in der Stellung der Schiffe einführte.

Eines Abends gewahrte Irmal, der mit ſeinem Schiffe zunächſt der öſtlichen Küſte hinfuhr, wieder ein normanniſches Schiff, das aus einer Bucht an der Küſte heraus und in weiter Entfernung vor ihm her nach Norden ſegelte. Er hielt ſich in gleicher Entfernung davon und beobachtete es nur. So kam man Jütland gegenüber, da lenkte das normanniſche Schiff wieder gegen die Küſte hin, ohne die ihm folgenden Schiffe bemerkt oder beachtet zu haben.

Es war inzwiſchen Nacht geworden und Irmal wollte den nördlichen Lauf der Schiffe fortſetzen, weil es ihm ſchien, als habe jenes Schiff nur ein Geſchäft an der befreundeten Küſte zu beſorgen. Da fühlte er aber einen empfindlichen Druck an dem Zeigefinger, den ihm nur der Stein in dem Schilde des Ringes verurſacht haben konnte. „Ha,“ dachte er, „hat mich nicht der Erlkönig gewarnt, meinen Vorſatz nicht eigenſinnig durchzuführen, wenn ich den Druck von dem Ringe fühle? Nördlich ſoll ich alſo nicht fahren. Soll ich den Normann da drüben verfolgen? Wohlan, ich will's einmal verſuchen.“ Er ließ ſein Schiff lenken und dem feindlichen folgen. Als er eben nahe genug war, ſah er es dicht am Lande bei einem Thurme halten, wo es Etwas zu beſorgen ſchien, aber dann ſogleich wieder dicht an der Küſte zurückfuhr.

Nun ließ er ebenfalls nach dem Thurme hinſteuern. „Wir kommen zu nahe an das Land, unſer Schiff kann da Noth leiden!“ wendete der

Steuermann ein. Aber Irmal befahl ihm, zu thun, wie er ihm geboten. „Unſer Schiff wird eben ſo gut dort tiefes Waſſer finden, wie das normanniſche," ſagte er. Man konnte dicht neben dem Thurme anlegen und mit einem Sprunge vom Verdeck den Eingang erreichen. Er ſprang mit einem ſeiner Leute hinüber. In dem Thurme ſah man an keinem Fenſter Licht, auch herrſchte große Stille darin. Nur das Aechzen eines Menſchen und ſchwaches Kettengeklirre verrieth, daß hier ein Menſch eingekerkert war.

„Hier iſt ein Menſch gefangen," ſagte er, „laß uns den befreien." Er unterſuchte die Pforte. Sie war enge und mit ſtarken Eiſenſchienen beſchlagen. Er pochte an, aber Niemand ließ ſich hören. Er pochte wieder und rief und pochte ſtärker. Da öffnete ſich auf der halben Höhe des Thurmes ein Fenſter und eine rauhe Stimme rief herab: „Wer klopft denn ſo heftig? Was macht Ihr in der Nacht ſolchen Lärm? Was wollt Ihr denn?"

„Wir ſind Kaufleute," antwortete Irmal, „und ſind auf der Fahrt nach Hamburg durch ein Schiff hierher irregeführt worden, das ſich hier eine kurze Zeit aufgehalten. Daran erkannten wir erſt in dem Dunkel der Nacht, daß hier eine menſchliche Wohnung iſt. Die Nacht iſt rauh und kalt. Vielleicht habt Ihr ein wärmendes Feuer und erlaubt mir und meinen Kameraden, uns ein Stündchen bei Euch zu wärmen. Unſere Ruderknechte wollen wir Euch nicht ins Haus bringen. Das rohe Volk mag ſehen, wie es auf dem Schiffe einen Unterſchlupf findet."

Aber die Stimme oben verſetzte: „Hier iſt keine Herberge, wo man Fremde aufnimmt. Nur gezwungene Gäſte finden hier Aufnahme," fügte ſie mit rohem Lachen hinzu. „Es iſt alſo wohl ein Gefängniß?" fragte Irmal. „In einem ſolchen möchten wir freilich nicht ſitzen. Aber dann ſeid Ihr wahrſcheinlich der Wärter der Gefangenen und erlaubt uns wohl, ein Stündchen in Eurer Stube auszuruhen. Mein Freund hier hat das Fieber und da wäre ihm der Aufenthalt in einer geſchloſſenen Stube gewiß ſehr wohlthätig." Der Wärter rief aber jetzt unwillig herab: „Ich merke wohl Eure Liſt. Ihr möchtet Euch nur bei mir einſchleichen. Ihr mögt ein paar ſaubere Kameraden ſein. Wer weiß, worauf Ihr ausgeht. Am Ende habt Ihr gar kein Schiff und ſeid ein paar Strolche. Gelt, Ihr habt erfahren, daß der alte Knud heute allein in dem Thurm iſt? Da wollt Ihr mich zum Mitleid bewegen, daß ich Euch einlaſſe, damit Ihr mir Hab und Gut rauben könnt. Aber nichts da! Ich mache nicht auf. Lebt wohl, Ihr Herren Kaufleute!

Kaufleute? Ja, die nie einkaufen, aber wohl verkaufen, was ſie geſtohlen haben.“ Damit ſchlug er ſein Fenſterchen zu.

„Hört nur einmal!“ ſagte Irmals Begleiter, einer ſeiner treuen Untergebenen, „hört, wie der Menſch da oben jammert.“ Irmal hörte und ſagte kurz entſchloſſen: „Rufe Leute vom Schiff. Sie ſollen Aexte und Brecheiſen bringen. Wir öffnen mit Gewalt!“ Die Leute kamen ſchnell herbei und begannen ihre Arbeit. Der Lärm bewog den Gefängnißwärter herabzukommen und innen an der Thür rief er: „Seid Ihr denn rein des Satans? Wollt Ihr die Thür mit Gewalt aufſprengen?“

Sie war ſchon offen und vor dem Wärter ſtand Irmal mit gezogenem Schwerte. „Ergieb Dich ohne Gegenwehr!“ herrſchte er ihm zu, „wenn Dir Dein Leben lieb iſt.“ Da ſagte der Mann zitternd: „Ach, ich bin ja ein ganz armer Mann, Ihr Herren, habt Erbarmen. Mein Bischen Armuth will ich Euch ja gerne geben, Ihr Herren Räuber.“ „Wir ſind keine Räuber,“ verſetzte Irmal. „Behalte, was Du haſt. Nur den Gefangenen liefere mir aus, den man Dir vor kurzer Zeit übergeben hat.“

Da er hörte, daß man ihm nicht „ſein Bischen Armuth“ nehmen wolle, ſondern nur den Gefangenen, da war er ſchnell bereit, eilte wie ein junger Menſch die Wendeltreppe hinauf und brachte einen graubärtigen, von langen Leiden früh gealterten und abgezehrten Mann in Ketten herab. Dieſer ſeufzte und rief: „Was wollt Ihr mit mir? Warum laßt Ihr mich nicht ruhig mein Elend beweinen? Ach, wüßte das doch mein Herr, wie mich der König der Jüten grauſam herumſchleppen und peinigen läßt!“

„Du biſt frei!“ ſagte Irmal und wandte ſich zu ſeinen Leuten: „Bringt ihn auf mein Schiff und nehmt ihm die Ketten und Feſſeln ab.“ Sie führten ihn ab, Irmal folgte. Der Gefängnißwärter aber beſah ſeine zerbrochene Thüre und ſagte: „Ich bin froh, daß ſie ſo zugerichtet iſt. Da ſieht man doch, daß hier Gewalt angewendet wurde, der ich alter Mann keinen Widerſtand leiſten konnte. Sonſt wären ſie wohl im Stande, mich zu beſchuldigen, daß ich den armen Kerl freiwillig hätte laufen laſſen.“

Der befreite Gefangene war einer der im vorherigen Jahre zur Verfolgung der Seeräuber von dem Kaiſer ausgeſchickten Seehauptleute, und zwar derſelbe, der am Entſchiedenſten Irmals Antrag auf gemeinſchaftliche Maßregeln abgewieſen hatte, und deſſen Schiff von den Seeräubern genommen und die Mannſchaft gefangen abgeführt worden war.

Als er nun in seinem Befreier den jungen Mann wiedererkannte, der ihm und den andern schon länger dienenden Hauptleuten zu ihrem Verdrusse gleichgestellt worden, und dessen Vorschlag sie für eine unverschämte Anmaßung angesehen, da bezeugte er ihm aufrichtig seine Reue und sagte: „O, hätten wir damals nur nach Eurem Rathe gethan, wie großen Verlust hätten wir damals verhütet, und welche Leiden wären mir erspart worden."

---

21. Auf Kundschaft nach dem fernen Norden.

Unter Irmals Führung gelang die Unternehmung gegen die Seeräuber ganz nach dem Wunsche des Kaisers. Wo sich eines oder auch mehrere der normannischen Raubschiffe zeigte, da wurden sie die Beute der kaiserlichen Schiffe. Bald waren diese durch ihre fleißige unausgesetzte Verfolgung der allgemeine Schrecken für sie, und das ganze deutsche Meer konnte ohne Gefahr von den Waarenschiffen der friedlichen Küsten umher befahren werden.

Die gute Jahreszeit war unter solcher Verfolgung der Räuber und unter siegreichen Kämpfen mit ihnen dahingegangen, ein ruhiger Winter war gefolgt, den Irmal und Erich wieder zum Besuche in ihrer Heimath benutzten, und wir sehen unsern Irmal erst im Frühjahre wieder in dem Palaste zu Ingelheim, wohin ihn der Kaiser beschieden hatte.

„Du hast meine Erwartung nicht getäuscht," sagte der Kaiser zu ihm, „unser Meer ist von dem normannischen Raubgesindel befreit. Das Nothwendige ist gethan. Nun möchte ich Dir aber ein Geschäft auftragen, wozu ich Dir nicht einmal irgend eine leitende Anweisung geben kann. Du sollst mir in diesem Sommer eine Fahrt weithin nach Norden machen; Du sollst dazu noch ein Schiff unter dem Befehle Deines wackern Freundes Erich mitnehmen. Man spricht nämlich so viel von einem wunderbaren Lande voller Nebel, Schnee und Eis und zugleich voller Feuerberge und heißer Springquellen, das weit hinauf gegen Mitternacht liegen soll. Ich kenne seinen Namen nicht einmal genau. Thule, meine ich, wurde mir's genannt. Es soll von einem König beherrscht sein, der sogar mit übermenschlichen Wesen in Verbindung stehen soll. Es wird von ihm und dem Lande so viel Wunderbares und Unglaubliches erzählt, daß ich Vieles davon für leere Märchen halten muß. Aber ich möchte gern etwas Gewisses darüber erfahren. Und ich habe Dich dazu ausersehen, denn ich vertraue Dir, daß Du, nicht durch Deine

Einbildungskraft geblendet, dort alle Dinge in ihrem wahren Lichte ſehen und mir eben ſo auch klare Wahrheit berichten wirſt. Richtet Eure Schiffe denn zu der fernen Nordfahrt, trefft für Alles die nöthige Vorſorge; nehmt an Nahrungsmitteln ſo viel mit, daß Ihr keinen Mangel zu befürchten habt. Meine Beamten ſind angewieſen, Euch bei Euren Einrichtungen an den Schiffen und der Bemannung förderlich zu ſein. Du kannſt für dieſe Fahrt eine Auslese unter der ganzen Mannſchaft aller Schiffe halten, daß Du nur tüchtige und treue Leute mitnimmſt."

Indem er ihn entlaſſen wollte, rief er ihn noch einmal zurück und ſagte: „Kommſt Du in das unbekannte Land und vor den König, ſo biſt Du mein Geſandter an ihn, bringſt ihm meinen Freundſchaftsgruß, bieteſt ihm meine nachbarliche Freundſchaft an und bitteſt ihn um die gleiche für mich. Du wirſt ſchon ſelbſt ſehen, ob man irgend eine gegenſeitige Verbindung mit ihm anknüpfen kann. — Geht mir aber erſt auf die Fahrt, wenn die Sonne auch im Norden mit kräftigem Strahle das Eis ſchmilzt, damit Euch die Schiffe nicht gar einfrieren."

---

22. Sinnesänderung des Verwilderten.

Die Schiffe waren nach einigen Wochen völlig für die weite Fahrt ausgerüſtet und mit allen Vorräthen verſehen. Mit günſtigem Winde waren ſie unter Segel gegangen und ſchwammen nun raſch dem fernen Norden zu. Bei allem Muthe und trotz der Jugend, die Alles leichter zu nehmen pflegt, fühlte Irmal doch manchmal eine gewiſſe Unbehaglichkeit. Sie gingen einem unbekannten und ungewiſſen Ziele entgegen. Sie ſollten ein fremdes, wunderbares Land aufſuchen, deſſen Lage und Beſchaffenheit man noch nicht kannte, von deſſen Daſein nur märchenhafte Sagen im Volke umhergingen. Er ſollte einen König aufſuchen, deſſen Name unbekannt war, von deſſen Daſein nur geſagt ward, daß er mit übermenſchlichen, vielleicht unheimlichen Weſen in Verbindung ſtehe. Er zweifelte oft an ſeiner Fähigkeit, die mit dieſer Sendung verbundenen Gefahren zu beſtehen, oder ſich in die fremdartigen Verhältniſſe zu finden.

Zu andern Zeiten aber blickte er wieder mit friſchem Jugendmuthe den Abenteuern entgegen, die ihm etwa begegnen möchten. Auch richtete ihn das Vertrauen auf die geheime Kraft ſeines Ringes wieder auf, da er ja nur auf den Druck des Steines achten durfte, der ihn nach des

Erlkönigs Verſicherung vor Irrweg und Mißgriff warnen ſollte. Nicht eigenſinnig ſollte er ja auf ſeinem Vorhaben oder auf einem eingeſchlagenen Wege beharren, wenn er den Druck fühlte.

Viele Tage ging die Reiſe ohne beſondere Ereigniſſe regelmäßig fort. Sie kamen wieder an vielen Inſeln vorbei, die ſie ſchon von ihren Zügen gegen die Seeräuber her kannten. So näherten ſie ſich auch eines Tages der Inſel, auf welcher Erich den Verwilderten angetroffen hatte. Er war neugierig zu ſehen, ob er ſich durch die ihm überlaſſenen Werkzeuge und Geräthſchaften einige Erleichterungen und Bequemlichkeiten verſchafft habe, und landete deshalb.

Da gewahrte er ſchon von ferne einen bläulichen Rauch über die Bäume aufſteigen, und nachdem er durch das waldbewachſene Vorland auf den freien Platz hinaustrat, erſtaunte er über die große Veränderung der ganzen Umgebung. Statt der aus Reisholz erbauten und mit Raſen, Laub, Binſen, Gras und Moos bedeckten Erdhütte erhob ſich hier ein ganz wohlgefügtes kleines Blockhaus, in welchem er durch die offenſtehende Thüre auf einem aus rohen Steinen erbauten Herde ein hellflackerndes Feuer brennen ſah. Auch fiel das Tageslicht nicht allein durch die Thür hinein, es hatte auch zwei weite Fenſteröffnungen. Der Raum innen war Küche, Wohnung und Vorrathskammer zugleich. Ein roh aus Prügelholz gefertigter Schemel und ähnlicher Tiſch waren die einzigen Möbel. Auf einem vorſtehenden Balken ſtanden Schüſſeln und Töpfe, die ihm Erich überlaſſen hatte, dazwiſchen aber auch manche von etwas roher Form, die er ſelbſt gemacht hatte. Oben an der Decke hing ein großer Vorrath von wohlgedörrtem Lammfleiſch.

Der verwilderte Mann ſaß gerade vor ſeinem Herde und war mit der Bereitung ſeiner Mahlzeit beſchäftigt. Jetzt ſprang er auf und ſtürzte ſeinem Beſuche mit freudigem Ausrufe entgegen. Er hatte ihn beim erſten Blicke ſchon erkannt. Auch ſein Ausſehen war zu ſeinem Vortheile verändert. Denn er hatte die ihm geſchenkte Scheere benutzt und Bart und Haupthaare kurz geſchoren. Erich freute ſich über alle dieſe Verbeſſerungen und konnte ſeine Verwunderung über ſo Manches, was er ſah, nicht unterdrücken. Er konnte nicht begreifen, wie er das Alles ohne Hilfe habe zu Stande bringen können.

„Du mußt Dich nicht wundern," ſagte der Wilde, „Du haſt mir ja eine gar mächtige Hilfe gebracht. Das Feuer hilft dem Menſchen bei gar vielen Geſchäften. Jetzt dörre ich mir mein Fleiſch und bereite mir eine warme Speiſe. Ich habe trefflichen Thon gefunden, daraus forme ich mir, ſo gut es geht, Schüſſeln und Töpfe, und brenne ſie zu dauer-

haftem Geſchirre. Ich habe ſogar den Verſuch gemacht, mir eine Partie geſammelter Seemuſcheln zu Kalk zu brennen. Und wenn Du nach ein paar Jahren wieder einmal kommſt, ſo findeſt Du mich wohl in einem ordentlichen Hauſe mit gemauerten Wänden."

Er bewirthete ſeinen Gaſt und bei dem einfachen Mahle rühmte er ihm, wie glücklich er nun lebe, da er ſich durch Erich in den Beſitz ſo manches Dinges geſetzt ſehe, das ihm ſein Leben ſo viel erträglicher gemacht habe. „Und was hält Dich denn ab, Dir es noch viel behaglicher und bequemer zu machen?" fragte Erich. „Gehe mit mir auf mein Schiff und kehre zu einem thätigen Leben unter den Menſchen zurück." Er wies dieſe Aufforderung mit ſtummem Kopfſchütteln zurück. Dann nahm er nach einigem Nachdenken wieder das Wort: „Ich will Dir's nur geſtehen, daß ſchon manchmal der Wunſch ſich in mir geregt hat, wieder unter den Menſchen zu leben. Doch ſolche Gedanken ſind ja nur eine Folge eintretender Verweichlichung. Sie entſtanden erſt dann bei mir, als ich durch Deine Geſchenke wieder an alle die Genüſſe und Bequemlichkeiten erinnert ward, die uns die Verbindung mit den Menſchen verſchaffen kann."

„Und warum wollteſt Du Dir ſie verſagen?" fragte Erich. „Hältſt Du es denn für ſündlich, wenn man ſich aus einem wilden, halbthieriſchen Zuſtande nach einem geſitteten menſchlichen Zuſtande ſehnt?" — „Ich ſtrafe mich durch dieſe Entſagung für meine großen und vielen Sünden!" verſetzte er darauf; „wiſſe, ich habe mich verſündigt gegen meine Eltern durch meinen Ungehorſam, meine Ungebundenheit, ja durch die heimliche Flucht aus dem Elternhauſe, habe mich verſündigt an dem Leben und Eigenthum vieler Menſchen, ſo lange ich unſtät und unordentlich umherſtreifte; bin endlich ein Seeräuber geworden, und habe als Solcher, wo ich mich ſehen ließ, Schrecken und Unglück verbreitet. Ich war ſehr reich geworden und in jener Zeit habe ich mich mit einem guten und braven Mädchen verheirathet, das mich nicht kannte, ich habe es ihr auch, als ſie ſchon meine Frau war, immer verheimlicht, daß ſie ihren Wohlſtand in unſerm Hauſe meinen Räubereien verdankte. Sie hielt mich für einen Seemann, der durch den Transport anvertrauter Handelswaaren ſolchen gewinnbringenden Verdienſt habe. Daß ich Schiff und Leute im Sturm verlor, habe ich Dir früher erzählt. Als ich an dem Maſte meines geſtrandeten Schiffes hängend von den brauſenden Wellen dahingeführt ward, den Tod erwartend, da ging mir auf einmal ein Licht auf über mein bisheriges ſchuldbeladenes Leben. Ich ſah mein Elend und meinen Tod als die verdiente Strafe für meine Sünden an,

und in bitterer Reue konnte ich nicht einmal gute Vorsätze für die Zukunft fassen, denn ich mußte mir selbst sagen, daß ich gar keine Zukunft mehr habe, daß jeder nächste Augenblick ja meinem Dasein ein Ende machen könne. Obgleich ich so jede Hoffnung auf die Erhaltung meines Lebens aufgegeben hatte, folgte ich doch unwillkürlich dem jedem Menschen angeborenen Selbsterhaltungstriebe, hielt mich am Maste und blieb daran hängen den ganzen Tag und die ganze Nacht, so lange der Sturm wüthete. Am Morgen ließ er nach und da wurde ich in einem Zustand zwischen Schlaf und Wachen, zwischen Besinnung und Bewußtlosigkeit hier ans Land getrieben. Als ich wieder zu mir kam, dankte ich Gott für meine Erhaltung und gelobte ihm, mein künftiges Leben in Buße und Reue für meine Sünden hinzubringen."

„Aber," fragte Erich, „welches Verdienst hast Du nun dadurch, daß Du hier in Einsamkeit bereuest, was Du gegen die Menschen gefehlt hast? Beweise lieber, daß Du Dich in der That gebessert hast, daß Du nicht wieder sündigst, wenn Du im Umgange mit den Menschen wieder Gelegenheit dazu findest. Meinst Du, es sei ein Verdienst dabei, wenn Du in Deiner Einsamkeit keinem Deiner Nebenmenschen ein Unrecht zufügst, keinen bestiehlst, keinen beraubst, keinen ermordest, da Du doch keinen um Dich hast, an dem Du solche Unthat verüben könntest?"

„Du hast Recht!" antwortete er, und er war entschlossen, mit Erich nach seinem Schiffe überzusetzen. Nun hatte er aber lange zu thun, bis er all sein gedörrtes Fleisch und mehrere der besten Schafe nach dem Landungsplatze des Kahnes bringen konnte. Die Nacht war darüber eingebrochen; auch die zweite Nacht kam und sie konnten sich erst am dritten Morgen nach dem Schiffe begeben. Hier entdeckten sie erst, daß Irmals Schiff ganz aus dem Gesichtskreise verschwunden war. Es war zudem am Morgen Windstille eingetreten: sie konnten ihr Schiff jetzt nur durch die Ruder weiter führen und das ging sehr langsam. An ein Einholen war gar nicht mehr zu denken. Doch am Abende erhob sich ein leichter Wind, der jedoch in der Nacht in völligen Sturm überging und sie von ihrer Bahn ganz in die Irre verschlug.

Bei dieser Gelegenheit sah Erich, daß sein Inselbewohner ein sehr tüchtiger und gewandter Seemann sei, der besonders in diesem Theile des Meeres sehr gut Bescheid wußte. Bald erkannte dieser, daß sie der nördlichen Spitze der großen britannischen Insel nahe sein müßten und sich darum leicht nach dem fabelhaften Lande Thule finden könnten, da es, so viel er erfahren, nur weiter nach Norden gelegen sein sollte. Sie lenkten darum ihre Fahrt nach dieser Richtung hin.

23. Abenteuer in der Fingalshöhle. Walfiſche. Eisberge.

Irmal war, nachdem Erich nach der Inſel hingelenkt hatte, eine Zeitlang in der Nähe derſelben geblieben. Er kreuzte mit ſeinem Schiffe hin und her und erwartete jede Stunde die Rückkunft ſeines Freundes. Der nachfolgende Sturm hatte ihn fern von der Inſel getroffen und ſein Schiff war ſchon mehrere Tage, von dem Sturme verſchlagen, in der Irre herumgefahren. Jetzt fingen auch ſeine Leute an unzufrieden zu werden, denn es mangelte an friſchem Fleiſche und überdies lieferte auch die Fiſcherei keinen Erſatz. Es war, als wären die Fiſche alle durch den Sturm nach einer andern Gegend hinweggeführt worden. Mißmuthig lag er da in dem Vordertheile des Schiffes und ſann auf Mittel zur Abwendung dieſer Noth.

Da erſcholl von den Schiffsknechten auf einmal ein lautes Freudengeſchrei. Es hatte einer derſelben einen Eimer in das Meer hinabgelaſſen, um Waſſer zur Reinigung zu ſchöpfen; als er ihn aber herauszog, war er ganz gefüllt von einer Menge kleiner Fiſche und man ſah zugleich, daß das ganze Meer davon bedeckt war. Er ließ ſogleich von den kleinen Fiſchen ſo viele herausſchöpfen, daß ſie nicht nur für dieſen Tag, ſondern auch für den folgenden zu einem reichlichen Mahle für die Mannſchaft zureichten. Allein am nächſten Tage war ſchon der ganze Vorrath verdorben und man mußte die faulen Fiſche in die See werfen. Das Meer wimmelte aber auch am nächſten und an mehreren folgenden Tagen immer noch von ſolchen kleinen Fiſchen, ſo daß man jeden Tag den Bedarf friſch ſchöpfen konnte und keinen Vorrath zu ſammeln brauchte.

Indeſſen war man aber auch bald wieder über dieſe fiſchreiche Stelle des Meeres hinausgekommen, und man mußte ſich wieder mit dem Fange einzeln vorkommender Fiſche begnügen. Sie waren jetzt ſchon an der nördlichen Spitze der großen britanniſchen Inſel vorüber und fuhren immer noch gerade gegen Mitternacht zu, da fühlte Irmal plötzlich den Druck des Ringſteines auf ſeinem Finger. „Ich muß den Lauf des Schiffes ändern,“ ſagte er zu dem Steuermanne und gebot ihm gegen Sonnenuntergang zu ſteuern. Da hörte der Druck auf, aber als ſie ſo zwei Tage in der weſtlichen Richtung fortgeſegelt, fing der Druck wieder an. „Iſt auch dieſe Richtung nicht recht?“ fragte ſich Irmal. „Ich werde doch nicht wieder zurückfahren ſollen? Von der Mittagsſeite komme ich, nach Mitternacht hin ſoll ich das unbekannte Land ſuchen. Da darf ich doch nicht wieder nach der Mittagsgegend hin ſteuern.“

Er ließ das Schiff nun wieder nach Norden zu wenden; allein ein heftiger Druck des Ringes erfolgte sogleich. „Soll ich jetzt doch gegen Mittag fahren?“ fragte er und gab dem Steuermann die nöthige Weisung. Da hörte der Druck sogleich wieder auf.

In Gedanken versunken über die wunderliche Führung des Ringes saß er eines Tages auf dem Verdecke. „Auf diese Art zwingt mich der Glaube an die Warnung des Erlkönigs, meine mir von dem Kaiser gegebene Aufgabe zu vernachlässigen. Hier gegen Süden werde ich doch das Land Thule nicht auffinden. Lieber trage ich den Ring künftig in der Tasche und suche, unbekümmert um ihn, meinen Auftrag auszurichten. — — Ich muß und will nach Norden segeln, zumal da der Wind zu solcher Fahrt jetzt günstig ist, während die südliche Fahrt jetzt nur langsam von Statten geht.“ In diesem Entschlusse wollte er eben dem Steuermanne neuen Befehl zu Aenderung der Fahrt geben, da empfand er einen so heftigen Druck an dem Zeigefinger, daß er beinahe laut aufgeschrieen hätte.

In demselben Augenblicke rief ein Matrose von dem Maste herab: „Land! Land! Eine kleine Insel liegt gerade vor uns und links davon scheinen mehrere größere Inseln oder gar ein Festland zu liegen.“ Er ließ sogleich nach der kleinen Insel hin steuern. Sie bestand gleichsam nur aus einer Felsenmasse. Aber merkwürdig war diese gebildet. Sie bestand aus lauter säulenartigen Steingebilden, die aber so fest aneinander in die Höhe ragten, daß sie eine feste Masse schienen. Man umschiffte nun die Insel und fand auf der einen Seite derselben eine geräumige Höhle, die vorn weiter, nach hinten etwas enger zulief. Die Seitenwände wurden von den durch die Natur gebildeten Basaltsäulen gebildet und von denselben wurde auch die Decke getragen. Innen breitete sich ein kleiner See aus, der von dem an den Säulen herabträufelnden Wasser gebildet schien.

Irmal stand bewundernd vor dem Eingange, da erklang es drinnen wie eine wunderliebliche aber dabei geisterhafte Musik. Er horchte hin und vernahm dann einen sanften Gesang, der sich allmählich in seinem Ohre zu verständlichen Worten bildete.

„Ach, wie klar und wie rein
Strahlte des Mondes Silberscheibe
Einst im vollen Scheine
Dort an dem Erlenmoor
Zu dem nächtlichen Reihentanz
Mit der Gespielin und mit den Schwestern,

Auch mit dem freundlichen Knaben
Dem Sonntagskinde.
Jetzt aber ſitzt Ulfrun
Einſam trauernd in der Grotte, —
Kein Mondesſtrahl leuchtet hinein —
Sehnt ſich nach den Geſpielen.
Wo ſeid Ihr? Wo biſt Du, Gylfe,
Traute Vertraute, Du,
Mitführerin unſeres fröhlichen Reigens?
Einſam lieſeſt Du Ulfrun.
Ihre Geſpielen ſind jetzt Nebelgeſtalten,
Sie ſchweben als Wolken vorüber, —
Die wogenden Weſen des Meeres
Wallen, ſelten Schiffe tragend, dahin,
Aber keins legt an bei der Grotte,
Und Sonntagskind ſucht nicht
Nach der vergeſſenen Ulfrun."

Mit großer Ueberraſchung hatte Irmal dieſen Klagegeſang angehört. Die Namen Ulfrun und Gylfe hatte ihm ja der Erlkönig genannt, und die Erinnerung an den Reihentanz auf dem Erlenmoor im Vollmondſchein beſtätigte ihm die Vermuthung, daß ihn der Druck des Ringſteins hierhergeführt habe, die Verlorene hier zu finden. Er rief laut in die Grotte hinein: „Biſt Du Ulfrun, des Erlkönigs Tochter, ſo laß Dich ſehen, ſo komme heraus. Mein Schiff ſoll nicht vorüberfahren, ohne Dich mitzunehmen." Auf dieſe Aufforderung erſchien alsbald im Hintergrunde der Grotte eine Jungfrau in weißem wallenden Gewande mit fliegendem weißen Schleier und ſprach: „Ulfrun klagt hier ihr Leid, Erlkönigs Tochter." Sie trat dann heraus und nun erzählte ſie, ſie hätte einmal mit Gylfen ſich weiter von dem Erlenmoor entfernt, als ihnen der Erlkönig erlaubt hatte, und ſeien in der Luſt nach freiem Umherſchweifen in den herrlichen Wäldern immer weiter und weiter gekommen, da habe ſie der Abend ſehr ferne draußen überfallen und der Nebelrieſe ſei dahergekommen, habe unter jeden Arme eine von ihnen genommen und ſei mit ihnen weit fortgeflogen. Sie wiſſe nicht, wo er ihre Geſpielin Gylfe habe fallen laſſen, ſie aber habe er in dieſer Grotte niedergeſetzt, die er ſein Luſtſchloß, oft auch Fingalshöhle nenne. Er komme beinahe täglich, entweder am Morgen oder am Abend, und verſorge ſie mit allem Nöthigen, aber auf ihre Bitten und Thränen höre und achte er nicht und habe ſich bisher hartnäckig geweigert, ſie zu den Ihrigen zurückzubringen. „Deinem Vater, dem Erlkönig," ſage er immer, „bring' ich Dich nicht, weil ich ſein Feind bin von Jugend auf.

Du mußt hier bleiben im dämmernden Nebel, bis Dich das Sonntagskind von hier wegführt."

„Nun," ſagte Irmal, „ein Sonntagskind ſoll ich ja ſein, ſo nennt mich ja Dein Vater Erlkönig. Darum folge mir auf mein Schiff. Ich führe Dich mit hinweg." — Als ſie nun aber heraustrat und neben ihm ſtand, da ſah er ihre Schönheit bewundernd an und ſprach: „Edle Jungfrau, ſagt mir nur, wo ich Euch jetzt hinführen kann. Nennt mir eine Küſte oder Inſel, wo ich Euch ohne Gefahr für Euch ausſetzen darf. Denn ich habe noch eine weite Fahrt zu machen. Das Land, wohin ich ſteuere, iſt ſo fern und liegt ſo weit im Norden, daß ich fürchte, es möchte für ein ſo zartes Fräulein kein angemeſſener Aufenthalt ſein. Auch weiß ich noch nicht, ob wir dort freundlich aufgenommen oder gar als Feinde verfolgt werden." Sie aber antwortete ihm: „Nimm Ulfrum nur mit Dir; wo es ihr gefällt, wird ſie Dich ſchon wieder verlaſſen."

Wohl hatte Irmal erkannt, daß die Jungfrau, wie er ſogleich ſchon vermuthet, eines jener ſeltenen Weſen ſei, die in ihrer ſichtbaren Erſcheinung zwar Menſchen, aber doch mit Kräften und Eigenſchaften begabt ſind, die nur Weſen höherer Art beſitzen, durch die ſie ſich von gewöhnlichen Menſchen unterſcheiden. Ehrerbietig überließ er ihr ein eigenes kleines Gemach in dem Schiffe und ordnete an, daß man ſie wie einen werthen Gaſt behandle und mit Allem, was ſie bedürfe, reichlich verſorge.

Als er hierauf die Fahrt nach der bisherigen Richtung ſüdlich fortſetzen wollte, mahnte ihn der Druck des Ringes und er kehrte wieder in die frühere nördliche Fahrt zurück. Sogleich hörte da auch der Druck wieder auf und da ein günſtiger Südwind wehete, flog das Schiff ſeiner Beſtimmung zu. Weil er aber nun ſchon ſo lange von Erichs Schiff getrennt, nirgends eine Spur gefunden hatte, war Irmal von Tage zu Tage beſorgter um das Schickſal ſeines Freundes. Es waren ihm wohl einige fremde Fahrzeuge begegnet, es waren aber nur Waarenſchiffe oder Küſtenfahrer von Kaufleuten, die ihm auf ſeine Nachfrage keine Kunde von dem Verlorenen geben konnten.

Da erblickte er eines Tages wieder eine Gruppe grünbewachſener Inſeln. Er ließ einen Kahn rüſten und fuhr nach der nächſten der Inſeln hinüber. Hier erfuhr er, daß er auf einer der Shetlandsinſeln gelandet. Er ließ den Kahn wieder zurückkehren, um die leeren Waſſerfäſſer zu bringen und friſches Waſſer zu füllen. Da kam mit den Fäſſern auch Jungfrau Ulfrum herüber gefahren. Sie war die ganze

Zeit, seit sie sich auf dem Schiffe befand, still in ihrem Gemache geblieben, und hatte, wenn sie auch selten einmal auf dem Verdecke die frische Seeluft genoß, sich immer zurückgezogen, wie jede andere sittsame Jungfrau benommen. Jetzt aber sprang sie aus dem Kahne ans Land, ihre Augen glänzten vor Vergnügen. So rannte sie an ihm vorüber und rief ihm eilig zu: „Ich muß hier Gylfe suchen. Fahre wohl, ich komme nicht wieder. Wir werden uns aber doch bald wieder finden.“ Damit war sie flüchtig wie ein Reh in die Insel hineingelaufen und Irmal hatte sie aus dem Gesichte verloren.

Nachdem die Wasserfässer gefüllt und wieder nach dem Schiffe gebracht waren, suchte Irmal noch lange nach der Entflohenen; aber alle Mühe und Sorgfalt war vergeblich, er mußte, sie zurücklassend, seine Reise fortsetzen. Von seinem Talisman des Ringes geführt, steuerte er nun in nordwestlicher Richtung hin.

Auf dieser Fahrt rief plötzlich der Mann, der im Mastkorbe Umschau hielt: „Herr, Herr! Laßt uns umkehren. Da sehe ich eine Stelle vor uns, wo wir nicht weiter kommen können, wo wir Schiff und Leben wagen. Da springen die Wellen in dicken Strahlen gerade in die Höhe, haushoch, so hoch, als der Mastbaum und noch höher. Und es sind nicht einzelne Wellen, sondern viele, viele. So weit ich sehen kann, rechts und links, steigen diese riesigen Wasserstrahlen in die Höhe, und hinter ihnen erhebt sich eine gleiche Menge. Was sollen wir nur anfangen?“ „Vorwärts fahren!“ antwortete Irmal. „Wenn wir näher kommen, werden wir sehen, ob die Sache gefährlich ist, oder eine ganz natürliche.“ „Ja, ja,“ versetzte der Schiffsknecht, „ein Sturm ist auch eine ganz natürliche Sache, und doch bringt er immer den Schiffen Gefahr und oft den Untergang.“ „Und doch haben wir bisher jeden Sturm glücklich überstanden.“ „Beruhigt Euch,“ sagte Irmal lächelnd, indem er sich zu dem herbeidrängenden Schiffsvolk wendete. „Alles Neue und Fremde muß uns zwar aufmerksam und vorsichtig machen, jedoch nicht sogleich zurückschrecken. Meistens löst sich eine beim ersten Anblick gefahrdrohende Erscheinung in einen unbedeutenden Schein auf, sobald man ihr näher kommt. Kommen wir diesen Wasserstrahlen näher, so wird sich zeigen, ob sie Gefahr bringen können. Dann ist ja immer noch Zeit, auf den Rückzug zu denken. Jetzt aber unverzagt vorwärts!“

Die Mannschaft der Erlkönigstochter war an Gehorsam gewöhnt und hatte Vertrauen zu ihrem Führer. Man fuhr also vorwärts.

In größerer Nähe sah die Erscheinung allerdings nicht unbedenklich aus. Hunderte von starken Wasserstrahlen stiegen brausend in die Höhe

und ſenkten ſich im Bogen wieder nieder, aber für die verſiechenden ſtiegen wieder neue zum Himmel empor. Auch blieben ſie nicht auf derſelben Stelle. Bald fuhren ſie dahin, bald dorthin in unordentlichem Gewühle. Da riefen auf dem Schiffe viele Stimmen: „Zurück, Herr, zurück!“ Aber „vorwärts! immer vorwärts!“ donnerte des Führers Stimme. „Wir müſſen ſehen, was die Urſache dieſer merkwürdigen Erſcheinung iſt.“ Und weiter vorwärts ging das Schiff, aber ängſtlicher und immer ängſtlicher ſchlugen die Herzen des Schiffsvolks.

Nachdem man noch etwas näher gekommen war, ſtieg Irmal ſelbſt an dem Maſte in die Höhe. Nach kurzer Beobachtung hatte ſein ſcharfes Auge die Sache erforſcht. „Das ſind große fiſchähnliche Geſchöpfe, die dort im Meere umherſchwimmen und dieſe Waſſerſtrahlen emporſenden,“ rief er herab. „Wie und warum ſie das thun, das kann ich noch nicht entdecken. Doch ſcheint mir, dieſe Rieſenthiere blaſen ſie nur in die Höhe.“

Die Angſt ſeiner Leute ward durch dieſe Nachricht nicht beruhigt. Sie meinten, ſolche große Thiere wären doch gewiß nicht ungefährlich, und drangen mit Bitten in ihn, daß er doch den Lauf des Schiffes zurücklenken laſſen möchte. Da tröſtete er ſie aber: „Ihr wiſſet doch,“ ſagte er, „daß ich Euch noch nie unwiſſend, viel weniger abſichtlich, in Gefahren geführt habe. Ich will Euch nun mein Geheimniß verrathen. Wenn ich einer wirklichen Gefahr oder nur einem Irrwege entgegengehe, ſo ſagt mir das ſogleich mein Finger und warnt mich. Und ich höre dann immer auf ſeine Warnung und vermeide die Gefahr. Vor dieſer Erſcheinung hat mich der Finger noch nicht gewarnt; ich darf alſo kühn darauf zugehen.“

Beruhigt und ſchweigend gingen die Leute nach dieſer Mittheilung auseinander und Jeder an ſein Geſchäft. Aber heimlich ziſchelte Einer dem Andern wohl zu: „Hab' ich's doch ſchon lange gedacht, daß er ſo viel Wiſſen und ſolchen Muth nicht aus ſich ſelbſt hat, daß ihm unſichtbare Mächte beiſtehen.“ Von dieſer Stunde an bezeigten ihm Alle nur noch größere und bewundernde Ehrerbietung.

Je näher man kam, je größer erſchienen die Fiſche. Sie kamen dem Schiffe aber keineswegs feindlich entgegen, ſondern ſchienen es gar nicht zu ſcheuen und ihm vielmehr auszuweichen. Der Steuermann lenkte unbehelligt zwiſchen ihnen durch. Als ſie ſo mitten zwiſchen ihnen durchfuhren, bekam Irmal Luſt, ſie in noch größerer Nähe zu betrachten. Er ließ einen Kahn ausſetzen und ließ ſich von einigen der beherzteren Ruderknechte ganz nahe zu dem nächſten hinrudern. „Ich muß doch ſehen,“ ſprach er, „ob dieſe Rieſenthiere denn wohl eine ihrer Größe angemeſſene

harte Haut haben.“ Damit ſchwang er ſeinen mit einer ſcharfen Spitze bewaffneten Wurfſpieß und ſchleuderte ihn mit ganzer Kraft auf das Thier. Der Spieß war nicht abgeprallt, wie er erwartet hatte; er war dicht hinter dem Kopfe tief eingedrungen, ſo daß ſelbſt ſein Schaft nur noch wenig daraus hervorſtand.

Kaum ſtak aber der Speer feſt, ſo ſchoß das Thier mit ungeheurer Schnelle eine gute Strecke gerade aus. Noch blies es den Waſſerſtrahl in die Höhe; er war aber roth gefärbt, wie mit Blut vermiſcht. Irmal beſtieg wieder ſein Schiff. Von hier ſah er das Thier nun in großer Entfernung auf einmal ſich gleichſam vorwärts niederſtürzen. Sein Kopf ſenkte ſich gerade nach der Tiefe des Meeres, ſein breiter in eine zweitheilige Floſſe endender Fiſchſchwanz ſtand im Augenblicke gerade in die Höhe und dann verſenkte ſich das ganze Thier ſchnell in die Tiefe des Meeres. Es war ganz verſchwunden.

Das Schiff war wieder eine gute Strecke weiter gekommen, da gewahrten ſie, daß vor ihnen eine Stelle des Meeres vom Blute ganz roth gefärbt war und daß es dort in der Tiefe unruhig bewegt, gleichſam umgewühlt wurde. Nach Kurzem tauchte der Fiſch wieder aus dem Meeresgrunde herauf. Aber ſeine Bewegungen waren langſamer und wurden von Viertelſtunde zu Viertelſtunde ſchwächer; endlich lag er bewegungslos auf einer Seite ſeines großen Leibes, dann ganz auf dem Rücken auf der Oberfläche des Waſſers. Nun erſt konnte man die ungeheure Größe deſſelben recht überſehen und den übermäßig großen Kopf mit dem fürchterlich weiten Rachen.

Neugierig ſtiegen nun einige der Schiffsleute auf den Leib des Thieres. Sie hatten aber Mühe darauf zu ſtehen, denn ſie glitten auf der ſchwammig fetten Maſſe aus. Hier hieben ſie Stücke davon. Sie hatten gehofft, für die weitere Fahrt einen guten Vorrath von ſeinem Fleiſche mitnehmen zu können, doch ſahen ſie bald, daß ſie ſich getäuſcht und ſtatt des Fleiſches nur Speck bekamen, deſſen Geſchmack ihnen überdies keineswegs zuſagte.

Kaum war das Abenteuer mit den ihnen bis dahin unbekannten Walfiſchen glücklich überſtanden, ſo ſtellte ſich ihnen wieder ein neues entgegen. Sie ſahen plötzlich einen großen Eisberg vor ſich, der indeſſen nicht, wie doch andere Berge, immer auf ſeiner Stelle blieb, ſondern ihnen ſogar entgegenzukommen ſchien. „Da ſind wir in ein wahres

Wunderland gekommen," rief der Steuermann ſeinem Herrn zu, „Thiere, ſo groß wie Inſeln, und nun gar Berge, die ſpazieren gehen! Dem muß man bei Zeiten ausweichen."

„Ich kann mir denken, was das iſt," erwiderte ihm dieſer. „Mir iſt geſagt worden, daß dort weit in Norden hin das Meer auf große Strecken gefriert. Im Sommer aber, wenn die Sonne kräftig ſcheint und die Luft erwärmt, dann brechen oft ſehr große Eisbänke los und werden von den Meereswellen weit in die wärmeren Meere hingetragen. Ein ſolcher abgelöſter Eisblock mag denn auch der Eisberg ſein, der nach Deiner Meinung hier ſpazieren geht." Der Steuermann lenkte weſtwärts ab und führte das Schiff ohne Gefahr an der großen Eismaſſe vorbei. Es wehete aber ein ſo kalter Hauch von dem Eisberge herüber, daß man glaubte, man befinde ſich jetzt mitten im Winter. „Wenn ſolcher Eismaſſen viele nach Süden getrieben werden," ſagte Irmal, „ſo ſind ſie wohl im Stande, dort den Sommer kühl und regneriſch zu machen."

Die Begegnung des Eisberges erregte nun doch bei Irmal einiges Bedenken. Sie waren nun ſchon ſo lange nach Norden gefahren, daß er beſorgte, man könne zuletzt ſtatt des Landes, das er ſuchen ſollte, an ein völlig zugefrorenes Meer kommen, in dem er nicht mehr weiter, vielleicht von Eisbergen umſchloſſen, auch nicht mehr zurückkehren könne. In ſolchem Zweifel nahm er ſeine Zuflucht wieder zu dem Talisman in ſeinem Ringe, und dieſer ließ ihn erſt dann keinen Druck empfinden, als er den Entſchluß faßte, nach Nordweſten hinſteuern zu laſſen.

---

13. Der Zwerg Riort.

Gylfe's Befreiung.

Nach einigen Tagen kamen ſie auf dieſer Fahrt an eine Gruppe felſiger Inſeln, die Fär-Öer-Inſeln genannt. So unwirthlich ſie auch ausſahen, fand ſich doch fruchtbarer Boden auf dem Felſengrunde, herrliches Weideland mit ſchönen Schafheerden. Dieſe Gelegenheit, ſein Schiff wieder mit friſchem Fleiſche zu verſorgen, konnte Irmal nicht ungenutzt vorübergehen laſſen. Er ließ ſich ans Land ſetzen und beſorgte Alles, was ihm nöthig war.

Das Geſchäft hatte ſich bis zum ſpäten Abend verzögert und die Sonne war inzwiſchen untergegangen. Müde hatte ſich Irmal an einer

Felswand hingeſtreckt und lag im halbwachen Zuſtande da. „Sonntagskind!“ flüſterte es ihm da in das Ohr, „ſchneeweiße Gylfe iſt geſtohlen vom Zwerg Riort. Iſt hier gefangen. Sonntagskind muß ſie befreien. Sonntagskind kann's allein. Dieb Riort wird kommen; zwing' ihn! zwing' ihn an den Ohren.“ Bei dieſen Worten erwachte er zu vollem Bewußtſein und richtete ſich umherſehend auf und meinte, nur noch im Verſchwinden den Wildkater durch die an dem Felſen hervorgewachſenen Büſche hinſchlüpfen zu ſehen.

„Die eine der Schneeweißen?“ fragte er ſich, „mit der ich damals am Erlenmoor zuerſt getanzt? — Gylfe? Gylfe? Und der Zwerg hat ſie geſtohlen? Wo finde ich ihn nur? Er muß ſie mir herausgeben!“ In ſolchen Gedanken ſtörte ihn aber eine häßliche ſchnarrende Stimme: „Weg da! Gleich weg da! Was fällt Dir ein, daß Du da meinen Eingang verſperrſt?“ Der Zwerg Riort ſtand vor ihm, ein kleines mißgeſtaltetes Weſen mit großem Kahlkopfe, deſſen großer Mund von einem der langen Ohren bis zum andern reichte. Die Schultern waren ganz ungleich hinaufgezogen und auf der Bruſt ragte ihm ein großer Höcker hervor. Seine Beinchen waren kurz und ſichelförmig einwärts gekrümmt. In einer ſeiner groben Fäuſte hielt er einen dicken Knotenſtock. Mit dieſem ſtieß er ihn in die Hüfte und rief nochmals: „Weg da! Geh' mir aus dem Wege.“

Irmal antwortete ihm ruhig: „Nun, nun, ſei nur nicht ſo unwirſch. Ich wußte nicht, daß ich hier Jemand im Wege ſei.“ — „Haſt Du denn keine Augen? Warum brauchſt Du ſie nicht?“ ſchrie der Zwerg und ſtieß mit ſeinem Stocke an eine hinter ihm befindliche, von Rankengewächſen beinahe ganz verborgene Bretterthür. „Blinder Schöps!“ ſchalt er fort. „Iſt da nicht der Eingang in meine Wohnung?“ Die Thüre hatte ſich durch den zornigen Stoß nach innen geöffnet, und als Irmal das ſah, trat er einen Schritt näher und fragte: „Alſo hier? Und kann man da hineingehen?“ — „Ob Du kannſt, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß Du nicht darfſt. Man kann oft Etwas, was man nicht darf!“ ſchrie der Zwerg.

„Oft will man aber gerade, was man nicht darf,“ verſetzte Irmal, und ich will nun da hinein. Wer will mir's denn wehren?“ Er trat gegen den Eingang. Aber der Zwerg ſchrie: Ich, ich wehre Dir's.“ Zugleich ſchwang er ſeinen Knotenſtock zum Schlage mit ſolcher Schnelle und Gewalt über dem Kopfe, daß die Luft davon ſauſete. Ehe er aber den Schlag auf ihn führen konnte, hatte ihm Irmal ſeine beiden bis auf die Schultern herabhängenden Ohrlappen mit beiden Händen gefaßt

und ſteckte ihm dieſe nun von beiden Seiten in ſeinen zum Schreien geöffneten breiten Mund, den er nun im Schrecken ſchloß und dabei ſo die Ohrlappen biß. Beinahe hätte er ſich beide abgebiſſen. Er brüllte vor Zorn und ſtrampelte mit ſeinen krummen Beinchen. Dabei erhob er den Knotenſtock aufs Neue; Irmal aber faßte ihm ſchnell den erhobenen Arm und verſuchte ihm den Knotenſtock zu entwinden. Der Kleine beſaß aber ſolche Stärke, daß er ihn, wie in einer Eiſenzange, in ſeiner Fauſt feſthielt. Sie kämpften und rangen ſo eine Weile hin und her, bis endlich Irmal, der Einflüſterung des Erlkönig eingedenk, daß er ihn an den Ohren zwingen ſollte, ihm wieder mit einer Hand den Ohrlappen packte und das ganze Männlein daran in die Höhe hob, daß es in der Luft zappelte.

Da bat er heulend um Gnade und verſprach, ihn in ſeine Wohnung einzuführen. Er ging voraus und ſagte: „Folge mir!“ Ein ziemlich niedriger und enger Gang führte weit durch die Felſen hin zu einem großen Saale, der prachtvoll ausgeſchmückt war. Alle Verzierungen an den Wänden und Thüren und alle Geräthe beſtanden aus maſſivem Golde. Irmal ſtaunte über den Reichthum, der hier überall verſchwendet war, und von dem er vorher gar keinen Begriff gehabt. Auf den vier Seitenwänden des Saales führten Thüren in Nebengemächer. Das nächſte, das der Zwerg öffnete, war klein. Ein Werktiſch ſtand in der Mitte und rings an den Wänden waren allerhand Werkzeuge und Geräthe aufgehängt. An der einen Wand befand ſich ein Herd, auf welchem Kohlen, allerlei Tiegel und dergleichen untereinander lag. Auch eine große Maſſe unverarbeiteten Goldes lag vor dem Herde auf den Boden geſchüttet. „Das iſt meine Werkſtätte,“ ſagte der Zwerg. Sie gingen wieder in den Saal zurück. Als Irmal aber nun auch die andern Gemächer zu ſehen begehrte und die nächſte Thüre zu öffnen verſuchte, wehrte ihm der Zwerg wieder ängſtlich ab und ſagte: „Das iſt ja nur eine unbenutzte Kammer, in der ich jetzt nur meine kleinen Vorräthe aufbewahre.“

Weil Irmal aber bemerkte, daß dieſe Thüre vor den andern künſtlich verziert und ſogar mit einem dicken goldenen Riegel verſchloſſen war, beſtand er auf ſeinem Verlangen, ſie zu öffnen. Wie ſehr ſich der Zwerg widerſetzte und ihn verſicherte, daß gewiß nichts da verborgen ſei, was das geringſte Intereſſe für einen Fremden haben könne, ſo ließ er ſich doch nicht irre machen und vertraute um ſo weniger auf ſeine Verſicherung. Dringend verlangte er, daß er ſie öffne. Da ſich der Zwerg nicht dazu verſtand, ſo trat er ſelbſt hinzu und wollte den Riegel weg-

ſchieben. Seine Mühe war vergeblich. Der Riegel wich nicht. Da zog er im Unwillen ſein Schwert, um die Thür mit Gewalt aufzuſprengen.

Das wollte der Zwerg doch nicht geſchehen laſſen. Eilig öffnete er den Riegel durch einen leichten Druck auf einen der vielen goldenen Nägel, womit die Thür beſchlagen war. Irmal trat hinzu, um einzutreten, blieb aber ſtaunend auf der Schwelle ſtehen. Drinnen ſaß ja die gefangene Schneeweiße auf einem ſchön gepolſterten Sitze und ſprang nun freudig auf und rief: „Giebſt Du mich frei, Niort? Bin ich endlich erlöſt?“ — „Es iſt ein Fremder, dem ich nur meine Wohnung zeige,“ erwiderte er

Sie ſah aber jetzt den Fremden an und rief mit holdem Erröthen: „Ein Fremder? O nein, das iſt er mir nicht. Ich erkenne ihn. Haben wir nicht zuſammen zuerſt den Reigen geführt am Erlenmoor?“ „Wie freue ich mich, Euch wiedergefunden zu haben nach ſo langen Jahren!“ erwiderte er. Doch zornig knirſchte der Zwerg mit den Zähnen und brummte: „Alſo gar eine alte Bekanntſchaft!“ Dann wandte er ſich aber drängend zu Irmal: „Kommt, kommt. Macht, daß wir weiter kommen, ich habe Euch noch gar Vieles zu zeigen.“

„Ich will nichts mehr ſehen!“ verſetzte Irmal, „denn ich habe gefunden, was ich ſuchte.“ Und ehe es der Zwerg ſich verſah, hatte er ihn wieder an den Ohrlappen gepackt und rief: „Geſtehe jetzt. Wo und warum haſt Du die edle Jungfrau geſtohlen, und warum haſt Du ſie hier verborgen und gefangen gehalten?“ Er leugnete, ſie geſtohlen zu haben, und behauptete vielmehr, daß er ſie in Schutz genommen. Denn ſie ſei ohne irgend eine Begleitung auf der Inſel herumgezogen, ihre Verlaſſenheit habe ihn zum Mitleid bewogen und darum habe er ihr bei ſich nur eine geſicherte Unterkunft gewährt und ihr für Alles, was ſie bedurfte, geſorgt. Als Gefangene hätte er ſie nicht gehalten. Es habe ihr bei ihm gewiß nichts gemangelt. „Nichts, als die Freiheit!“ warf Irmal ein. „Und hiermit verlange ich von Dir, daß Du ſie mir frei übergiebſt.“ Da der Zwerg aber ſtumm die hohen Schultern zuckte, fügte er hinzu: „Denke an Deine ſchönen Ohrläppchen; ich ziehe ſie Dir bis auf die Schuhe herab.“

„Nehmt ſie! Sie iſt ja frei! Ich halte ſie nicht. So bin ich ja nur eine Sorge los. Macht aber jetzt nur, daß Ihr fortkommt. Da iſt die Thüre, die zum Ausgang führt.“ Er machte ſie weit auf und bedeutete ihnen, daß ſie hinausgehen ſollten. Aber Irmal verſicherte ihn, daß er nicht eher gehe, als bis er ihm ehrlich geſtanden habe, was ihn bewogen, die Jungfrau hier ſo lange gefangen zu halten. Nachdem ihm

alle Ausreden nichts halfen, gestand er endlich mit großem Umschweife, daß er gehofft habe, sich bei ihrem Vater, der gewiß ein großer König sein müsse, einst durch ihre Auslieferung ein rechtes Verdienst zu erwerben.

„Also aus Eigennutz?“ fragte Irmal verächtlich. Da wiegte der Zwerg den Kopf und fragte: „Hast Du in meinem Saale und in der Werkstätte nicht des Goldes weit mehr liegen sehen, als mir irgend ein König bieten könnte? Nach solchem Gewinne brauche ich nicht zu trachten. Aber Ehre, Ansehen möchte ich gewinnen und genießen; eine wichtige Person möchte ich sein bei einem Könige an seinem Hofe. Dazu hätte mir ihr Vater gewiß geholfen, wenn ich sie ihm wieder zugeführt hätte.“ Auf Irmals Frage, warum er sie denn nicht schon längst zu ihrem Vater gebracht habe, antwortete er ärgerlich: „Sie hat mir ja nie gesagt, wer er ist, wo sie hingehört. Aber, daß sie eines Königs Tochter ist, das habe ich schon damals erfahren, als sie der Nebelmann in seinem Mantel auf diese Insel brachte. Er ließ sie aus seinem weiten bauschigen Mantel heruntergleiten und sagte dabei: ‚Wenn der König wüßte, daß sein schmuckes Töchterlein jetzt schutzlos hier auf dieser Felseninsel sitzt und daß sie nur ein Sonntagskind ihm wieder zuführen kann!‘ Damit flog er weiter und daher weiß ich, daß sie eine Königstochter ist.“

Ehe er sie wegführte, fragte Irmal: „Ist es aber auch Euer Wunsch, edle Jungfrau, mit mir jetzt diese unterirdische Wohnung zu verlassen? Ihr habt doch gehört, daß Ihr die sichere Hoffnung haben dürft, von Eurem bisherigen Beschützer bald Eurem Vater zugeführt zu werden. Solche Aussicht kann ich Euch durch meine Begleitung nicht eröffnen. Denn mich ruft ein Auftrag meines Herrn, dem ich unterthan bin, noch in weite Ferne, und ehe ich diesen ausgerichtet habe, darf ich nichts unternehmen, was mich vielleicht allzu lange aufhalten dürfte.“

Sie erklärte aber, wenn sie Freiheit dazu habe, so werde sie um keinen Preis länger hier bleiben, sondern ihm auf seiner fernen Fahrt mit Freude folgen. „Ich vertraue nicht auf den falschen, lügenhaften Niort. Er ist kein Sonntagskind!“ setzte sie hinzu und verließ mit Irmal die Höhle des Zwerges. Draußen erst erzählte sie, wie der Zwerg sie nicht so gut behandelt habe, wie er sich dessen rühmte. Er habe ihr das Geheimniß ihrer Heimath und Herkunft auf alle Weise, selbst durch Entbehrungen und körperliche Strafen, abdrängen wollen und sie zu ewiger Gefangenschaft verdammt gehabt.

24. Der Besuch in der alten Heimath. — Die Fahrt auf dem schwimmenden Eisblocke.

Erichs Schiff war doch nicht in dem Sturme untergegangen, wie Irmal befürchten mußte, da er bei der sorgfältigsten Nachforschung auf seiner ganzen Fahrt nichts von ihm erfahren und entdecken konnte. In großer Gefahr war es wohl einige Male gewesen, aber der Verwilderte, der sich bereitwillig gezeigt hatte, mit ihm unter die Menschen zurückzukehren und ein neues thätiges Leben zu beginnen, versah auf seinem Schiffe jetzt den Steuermannsdienst und hatte schon bei vielen Gelegenheiten gezeigt, daß er ein vollkommen erfahrener und gewandter Seemann war. Er führte das Schiff einmal glücklich aus der sehr gefährlichen Nähe zweier Sandbänke, zwischen welchen es ohne seine Führung rettungslos verloren gewesen wäre.

Da Erich keinen Talisman am Finger trug, der ihn wie seinen Freund warnen und führen konnte, so mußte oft der Steuermann seine Stelle vertreten. „Es ist verdrießlich, so ohne Plan auf dem Meere umherzufahren," sagte dieser eines Tages zu Erich. „Wüßte ich nur, wohin Ihr eigentlich gehen sollt, was das Ziel der Reise sein soll, so getraute ich mir wohl, das Schiff hinzubringen. So aber fahren wir blind in die Welt hinein, und ein Wunder wär's nicht, wenn wir uns immer mehr von dem Ziele entfernten. Hat Dir denn Dein Freund niemals den Namen genannt, wohin sein Auftrag lautet? Es ist sehr leichtsinnig, daß er das nicht gethan hat, da Ihr doch gemeinsam das gleiche Ziel erreichen wollt."

Erich versicherte, daß er niemals den Namen gehört und daß er vermuthe, selbst der Kaiser habe ihn seinem Freunde wohl nie mit Sicherheit angeben können.

Der Steuermann senkte nun oftmals das Schiff nach der normannischen Küste hin, und Erich stellte ihn endlich darüber zur Rede. „Bedenke," sagte er warnend, „wir sind hier auf einem Schiffe, das dazu gedient hat, die Seeräuber, die Normannen zu bekriegen, und daß sie es daher wohl noch gut kennen. Sie sind zwar von uns gehörig gedemüthigt. Aber ihr Haß ist wohl schwerlich ganz erloschen. Es ist darum nicht klug, sie durch so öftere Annäherung an ihre Küste zu reizen."

„Du hast Recht," versetzte der Wilde, „aber dennoch bitte ich Dich für den Abend um den Kahn. Sieh, gerade dort in der Nähe des grünen sonnigen Vorlandes muß das kleine Haus stehen, das ich einst

meiner guten Frau als einen ſichern Aufenthalt angewieſen hatte. Dort hat ſie mit unſerm Kinde mehrere Jahre gewohnt. Ich möchte ſo gern das traute Haus wieder einmal ſehen, auch die Stelle, wo die Wiege meines Kindes geſtanden; möchte mich erkundigen, ob ſie und wo ſie noch lebt. Doch ſie iſt ſchon lange todt!“ fügte er traurig hinzu. „Sie war ein zartes und ſchwaches Weib und hat gewiß die Nachricht von meinem Tode und dem Untergange des Schiffes nicht lange überlebt.“

Erich reichte ihm mitleidig die Hand. „Es iſt ein edles Gefühl, das Dich hinüberzieht,“ ſagte er. „Nimm den Kahn und laß Dich von einigen Leuten hinüberbegleiten. Ich bleibe mit dem Schiffe hier in der Nähe, bis Du wiederkommſt.“

Er fuhr hinüber, er kam traurig wieder. Von Frau und Kind war jede Spur verloren. Sie war ja eine Ausländerin geweſen, um die man ſich nicht gekümmert hatte. Jetzt wohnten fremde Leute in dem Hauſe, die nichts von ihr wußten. Von nun an lenkte er von der normanniſchen Küſte ab und wendete die Fahrt gegen Abend hin. Nach langem Umherſchiffen in dem nördlichen Theile des deutſchen Meeres landeten ſie endlich einmal an einer der Shetlandsinſeln.

Kaum hatte Erich in ſeinem Kahne das Ufer erreicht, ſo ſah er eine Jungfrau in weißem Gewande mit weithin wallendem Schleier leichten, faſt ſchwebenden Schrittes herzueilen. Sie nickte ihm grüßend zu und fragte ihn: „Geht Dein Schiff weiter? Geht es nach Norden zu?“ „Wohl will ich nach den mitternächtlichen Gegenden hin; ich ſuche aber vorher noch ein befreundetes Schiff auf, von dem ich mich dort weiter gegen Mittag hin ſchon längſt verloren habe und dem ich nun ſchon ſo viele Wochen lang vergebens nachforſche.“ „Das iſt wohl das Schiff, das „des Erlkönigs Tochter“ heißt?“ fragte ſie und verſicherte: „Das war ſchon längſt hier; ich bin mitgekommen, jetzt iſt's ſchon ferne, ferne, auf ſeiner nördlichen Fahrt.“

„Es war Irmals Schiff!“ dachte er und war froh, nun doch endlich eine Kunde von ihm erhalten zu haben: „Wenn mein Freund von hier ſeine Fahrt nach Norden gerichtet hat, ſo nimmt mein Schiff nun die gleiche Richtung,“ ſagte er und ſie erklärte, daß ſie, wenn er ſie mitnähme, auch dahin gehen werde. Er willigte gerne ein, und nachdem er ſeine Geſchäfte auf der Inſel beſorgt hatte, — er nahm hier Waſſer und neue Vorräthe ein — ſetzte er nun auch ſeine Fahrt dahin fort.

Eines Tages bemerkte man von dem Schiffe aus ferne auf dem Meere eine weiße glänzende Erhöhung. Erich berieth ſich mit dem Steuermann, was das wohl ſein möchte. Er hielt es für eine Inſel.

„Die Inseln sind in dieser hohen Sommerzeit auch hier noch nicht mit Eis und Schnee bedeckt," antwortete der Verwilderte. „Und mir scheint, diese Eure Insel bewege sich, ja es scheinen sogar mehrere zu sein. Seht, eben zieht ein Theil davon weit rechts ab. Das sind ungeheure Eisblöcke, die sich in dem eisigen Meere losgelöst haben und nun von dem Zuge der Wellen mit fortgeführt werden."

Je näher sie kamen, je gewisser überzeugten sie sich, daß es zwei große Eisblöcke waren, die dem Schiffe entgegentrieben. Sie brachten keine Gefahr, denn der treffliche Steuermann führte sein Schiff sicher vorüber. Als sie aber an dem einen derselben vorbeifuhren, bemerkten sie auf ihm einen alten Mann, der mit grämlicher Miene in einen grauen Pelzmantel gehüllt und zusammengebückt ganz vorn am Rande saß.

Die von der Insel mitgenommene Jungfrau sah mit den Andern auch nach dem Eiskolosse hinüber. Auf einmal aber sprang sie auf, stellte sich ganz oben auf den Schiffsrand, klatschte in die Hände und rief: „Bist Du es wirklich? Wie kommst Du daher? Ei, kennst Du Deine Tochter nicht mehr?" Der Greis hatte sich auf dem Eisblocke auch aufgerichtet und winkte herüber und rief. Aber die Entfernung war doch zu groß, die Wellen rauschten laut, man verstand nicht, was er gerufen. Im nächsten Augenblicke war Schiff und Eisblock schon aneinander vorübergefahren. Man sah, wie der Alte noch die Arme bewegte, wie er zu winken und dann die Hände über seinem Kopfe zusammenzuschlagen schien. Die Jungfrau aber stand noch auf dem Schiffsrande und starrte dem dahin treibenden Eisberge nach.

Erich aber hatte ihren Ausruf gehört und stand ebenfalls noch eine Zeitlang staunend da. Es schien ihm so wunderbar, daß ein Mensch auf einem Eisblocke eine Meerfahrt machte, noch mehr aber darüber, daß die von ihm so vornehm geachtete Jungfrau sich als die Tochter dieses wunderlichen Reisenden bekannte. Er trat nun zu ihr und sprach: „Edle Jungfrau, Ihr habt den alten Mann, der — Gott weiß, durch welches Unglück verschlagen — da auf dem Eisblocke von den Wellen in dem Meere herumgetrieben wird, als Euern Vater erkannt, habt Euch seine Tochter genannt. Ist er in der That Euer Vater, und wünscht Ihr, daß ich den Versuch mache, ihn aus seiner verzweiflungsvollen Lage zu erretten?"

Da antwortete sie, ihm mit dankbarer Freundlichkeit zulächelnd: „Ich danke Euch herzlich für Euer Anerbieten, aber das wäre ein allzu gefährliches, und wahrscheinlich vergebliches Unternehmen. Auch zweifle ich, daß er Eure Hülfe annehmen würde. Lassen wir ihn immer dahin-

fahren. Für ihn hat das keine Gefahr. Er war nur verwundert, mich hier zu sehen. Er hält mich für verloren und sucht mich wahrscheinlich auf. Jetzt hat er mich gesehen und hat erkannt, daß ich unter gutem Schutze bin. Wir finden ihn bald wieder. Wenn schon seine Fahrt eben nach der entgegengesetzten Richtung ging, so ist er doch sicher früher an unserm Ziele und erwartet schon eine Weile unsere Ankunft."

Auf solche Aeußerungen sah er sie mit ehrfurchtsvoller Bewunderung an. Zugleich aber malte sich eine gewisse Niedergeschlagenheit in seinen Mienen. „Ich sehe aus Euern Worten," erwiderte er, „daß ich in Euch ein höheres Wesen verehren muß. Verzeiht mir, daß ich Euch bisher zwar immer für eine edle, zugleich aber doch als eine Jungfrau angesehen habe, die ein Menschenkind, wie ich selber, wäre, und daß ich Euch in diesem Irrthum nicht die Verehrung gezollt habe, die Euch gebührt; denn eben dieser Irrthum hat mich veranlaßt, mit Euch so vertraulich umzugehen, wie mit meinesgleichen."

„Laßt Euch nicht irren," fiel sie ihm lächelnd in die Rede. „Meine Mütter war ein durchaus menschliches Wesen und wenn auch mein Vater nicht zu ihnen gehört, so fühle ich mich gleichwohl immer glücklich im Umgange mit solchen Wesen, zu welchen meine Mutter gehörte."

Von dieser Zeit an sprachen sie oft mit einander und es zeigte sich von keiner Seite irgend ein Mangel an Vertrauen, noch zu große Unterwürfigkeit. So gingen von nun an die Tage und Wochen ihrer Weiterfahrt glücklich und angenehm dahin. Wohl hatten sie oft auch Veranlassung, über irgend eine neue Erscheinung zu staunen oder besorgt zu sein. So erschraken sie wohl auch über die Walfische und ihre aufgeblasenen Wasserstrahlen. Aber immer wußte entweder der Steuermann Rath und Mittel, die Gefahren zu umgehen, oder wußte die Jungfrau über gefürchtete Gefahr beruhigenden Aufschluß und Belehrung zu geben.

Wenn Erich zuweilen wegen des unbekannten Zieles ihrer Reise Unruhe äußerte, so beruhigte ihn doch immer die Versicherung des Steuermannes, er habe schon früher davon sagen hören, daß in dieser Richtung weithin ein großes Land liege, dessen Namen er freilich nicht zu nennen wisse; auch sei er selbst nie so weit in diese nördliche Gegend gekommen. Die Jungfrau aber versicherte, sie wisse genau, daß dort das Land sein müsse, aus dem einst ihre Mutter gekommen sei.

25. Besuch bei dem König von Thule.

Es war wenige Tage nach der Sommersonnenwende, da saß Snorro, der König von Thule, in der offenen Halle seines Sommerpalastes, der auf einem hoch über der See weit hinausragenden Felsen erbaut war. Bei ihm saß in vertraulichem Gespräche der Bruder seiner vorlängst schon gestorbenen Gemahlin, ein alter Herr mit faltenreichem Gesicht und trotz des Sommertages in einen weiten grauen Pelzmantel gehüllt. Die beiden alten Herren hatten sich lange Jahre nicht mehr gesehen und erzählten sich viel von ihren letzten Erlebnissen. Jeder beklagte den Verlust einer längst geschiedenen Gemahlin, als wäre er ein erst kürzlich eingetretenes Ereigniß.

„Nun," sagte König Snorro, „Dir hat meine Schwester doch eine reiche Zahl von Töchtern zurückgelassen. Das muß denn doch eine Freude sein, neun so junge heitere Kinder sich umher treiben und aufwachsen zu sehen. Dagegen saß ich einsam und verlassen hier auf meinem Schlosse, und selbst das einzige Töchterchen, das mir die Tage hätte erheitern können, mußte ich von mir geben, weil sie sonst in freudloser Einsamkeit nur unter den Augen eines grämlichen Greises ihre Kinderjahre hätte zubringen müssen. Ich hätte sie nicht hier behalten dürfen, sie hat nun doch ihre spätern Jugendjahre in Gemeinschaft mit Deinen Töchtern zugebracht. Ei, es mögen jetzt zehn Jahre her sein, seit Du sie nach Deinem letzten Besuche mit Dir nach dem Süderlande genommen hast. Sie mag sich wohl fröhlich mit Deinen Töchtern herumgetummelt haben. Sie versprach als Kind, ein hübsches Mädchen zu werden, ist sie es auch geworden? Sie muß jetzt ganz erwachsen sein. Ist sie munter? heiter? — Aber Du antwortest mir ja gar nicht. Bist Du nicht zufrieden mit ihr? Hast mir noch nicht einmal einen kindlichen Gruß von ihr gebracht? Bist Du denn stumm geworden?"

„Wie kann ich denn antworten?" fragte der Andere, „wenn Du immer fort fragst, ohne die Antwort zu erwarten? Schön ist sie geworden, wie ihre Mutter, meine Schwester, schön war, auch heiter, lustig! nur zu sehr! Aber —" Er schwieg. „Nun, was Aber?" fragte König Snorro ängstlich. „Mach' mir nur nicht bange mit Deinem Aber. Ich gab Dir ja väterliche Vollmacht über sie; sie mußte Dir folgen!" „Folgen?" fragte der Andere wieder. „Mit der Folgsamkeit ist's nicht weit her." Unruhig wollte der König von Thule auffahren, da fuhr er fort: „Sie ist nicht schlimmer als meine Töchter auch. Sie schwärmen alle gern herum, und da sind mir zwei, meine Aelteste und Deine mit ein-

ander weit in die Waldungen hineingelaufen. Am Ende hat ſie dort der Nebelrieſe in ſeinen Mantel genommen und weit fortgeführt."

„Sie iſt alſo fort?" rief Snorro aufſpringend, „iſt verloren?" „Ruhig! ruhig!" beſchwichtigte Jener. „Haſt Du ſie denn nicht wieder heimgebracht?" fragte Dieſer, und Jener ſagte: „Ich? heimgebracht? Das verbietet mir das Schickſal. Das kann nur Einer und ich hab's ſo eingeleitet, daß er ſie nächſtens hierherbringen muß." Der bekümmerte Vater konnte nicht ſo leicht beruhigt werden, doch ergab er ſich endlich auf die feſte Verſicherung, daß ſeiner Tochter Nichts widerfahren ſei und er ſie bald bei ſich ſehen werde.

Er hatte ſich eben wieder niedergeſetzt, da erſchien einer ſeiner Diener und meldete, es komme dort fern hinter dem Felſenvorſprunge ein fremdes Schiff hervor, und fragte, ob man es ihm geſtatten dürfe, wenn es in die Bucht einlaufen wolle. Er ertheilte die Erlaubniß und bald kam das Schiff in ſchnellem Lauf näher und lief ein.

Sie ſaßen noch in der offenen Halle und beſprachen mit einander, was das wohl für ein Schiff ſein möge, da wurde ſchon die Meldung gemacht, das Schiff ſei ein deutſches und der Führer laſſe gebührend anfragen, ob es ihm erlaubt ſei, ſchon morgen dem Könige die Botſchaft zu überbringen, die ihm ſein Herr aufgetragen habe. „Er mag denn morgen kommen, wenn die Sonne am höchſten ſteht," antwortete Snorro.

Kaum hatte der König darauf die Halle verlaſſen und war mit ſeinem Gaſte in die innern Gemächer getreten, ſo kam ſchon wieder ein Diener mit der Anzeige, daß draußen auf dem hohen Meere noch ein zweites Schiff ſichtbar geworden, das nach der Küſte her ſteuere. „Laßt es nur auch anlanden, und hört, was die Leute wollen. Es werden keine Feinde ſein," antwortete er. Dann wendete er ſich gegen ſeinen Gaſt und fuhr fort: „Es iſt ſonſt ſo ſelten, daß fremde Schiffe hier ankommen. Mein Land liegt den bewohnten Ländern ſo fern, daß man davon beinahe nirgends Kunde hat, und wo man Etwas von uns weiß, da klingt ihnen doch Alles wie erdichtete Märlein. Darum macht es hier immer einiges Aufſehen, wenn einmal Fremde bei uns einkehren. Was dieſe wohl zu uns führen mag? — Je nun, das werden wir ja morgen erfahren."

26. Enthüllungen.

Die Nacht war vergangen. Schon vom frühen Morgen an ließ der König Anſtalten treffen, um die angekündigte Botſchaft würdig zu

empfangen. Die offene Halle ward als der angemeſſenſte Ort für den feierlichen Empfang geſchmückt. Die Hofdiener wandelten ab und zu, alle in ihren glänzenſten Gewanden; dreißig Ehrenwächter des Königs mit glänzenden Waffen, Speeren, Wurfpfeilen und Bogen ſollten an den innern drei Seiten der großen Halle vertheilt ſtehen; die Seite gegen das Meer hinaus wurde frei gelaſſen, um den Ausblick nicht zu hindern. Eine gleiche Zahl Ehrenwächter ward beordert, den fremden Botſchafter und ſein Gefolge an verſchiedenen Stellen des nach der Königsburg hinaufführenden Weges zu empfangen.

Um die Mittagsſtunde hatten Alle ihre Poſten eingenommen. Nun kam auch der König von Thule mit ſeinem Gaſte, dem Bruder ſeiner Gemahlin, und mit dem ſtattlichen Gefolge ſeiner Hof- und Leibdiener. In der Mitte der Halle ſtand ſein Stuhl, der kunſtvoll gebildet war aus Rennthierhörnern und Walroßzähnen. Ein ähnlicher Stuhl war neben dieſem für den Gaſt aufgeſtellt. Statt der Polſter waren ſie gedeckt mit dem weißen Felle des Eisbären und dieſe waren noch überbreitet mit dem koſtbaren Felle des weißen Fuchſes, den man nur in den hohen Nordlanden findet. Sie nahmen ihre Plätze ein und ſaßen einige Augenblicke, die Fremden erwartend.

Doch ſehr bald vernahm man die Fußtritte der Ankömmlinge. Vor dem Eingange in die Halle blieben die Begleiter ehrerbietig zurück, nur der Führer des Schiffes trat ein. Der König winkte ihn näher und richtete gleich nach der erſten Begrüßung die Fragen an ihn: „Wie heißeſt Du? Wer biſt Du? und was führt Dich her in mein nordiſches Reich?“

Er verbeugte ſich nochmals ehrerbietig vor dem König und antwortete: „Ich heiße Irmal und bin der Führer des Schiffes, das genannt iſt „des Erlkönigs Tochter“, das meinem Herrn, dem glorreichen römiſchen Kaiſer und deutſchen Könige Karol gehört, der mich als ſeinen Boten hierher geſchickt hat.“ Als er den Namen ſeines Schiffes genannt hatte, war der Gaſt von ſeinem Sitze neben dem Könige ſchnell aufgeſprungen und rief: „Ei, Sonntagskind, kennſt Du den alten Griesgram, den Erlkönig noch? Und wer hieß Dich, Deinem Schiffe dieſen Namen geben?“

Durch dieſe Zwiſchenrede war die Feierlichkeit des Empfanges geſtört. Irmal rief in höchſtem Erſtaunen: „Wie? Erlkönig? Auch hier muß ich Euch treffen?“ Indem er ihn begrüßte, fragte Snorro: „Ihr kennt Euch ſchon? Wo habt Ihr Euch denn kennen gelernt?“ „Das iſt Nebenſache,“ rief der Erlkönig abweiſend und wendete ſich wieder zu Irmal:

„Wo iſt Ulfrum? Wo iſt Gylfe?“ „Warum habt Ihr ſie nicht beſſer behütet?“ warf ihm Irmal vor, und der Erlkönig knurrte grämelnd: „Sie waren doch einmal auf Deinem Schiffe.“ „Ja,“ antwortete Irmal, „Ulfrum ſaß gebannt in der Fingalshöhle, aus der ich ſie befreite. Als ich ſpäter an einer Inſel landete, lief ſie eilig ins Land hinein und rief mir im Rennen zu: „Ich komme nicht wieder.“ Ich habe ſie ſeitdem nicht wieder geſehen. Gylfe aber befreite ich auf einer der Fär-Oer-Inſeln aus der Gefangenſchaft von dem Zwerge Riort. Der eigennützige Gnom wollte ſich für ihre Befreiung von ihrem Vater mit einer Ehrenſtelle an ſeinem Hofe belohnen laſſen. Sie aber verrieth ihm nicht, wer ihr Vater ſei.“

„Und wo iſt ſie jetzt? Iſt ſie auch wieder davongelaufen?“ fragte Snorro in höchſter Spannung. „So Ihr mir Euer königliches Wort gebt, daß Ihr ihr den kleinen Jugendſtreich verzeihen wollt, daß ſie ſich leichtſinnig zu weit in den grünen Wäldern verlaufen, werde ich ſie ſogleich herbeiholen.“ „Es iſt verziehen, ſie ſoll nur kommen!“ rief der König und der Erlkönig knurrte: „So laß ſie nur holen. Schicke nach ihr und bleib. Gieb mir erſt Auskunft —.“ „Was denkt Ihr, Herr?“ fragte Irmal. „Sie iſt eine edle Jungfrau, die ich aller Ehren werth halte, die ich nicht nur durch einen Diener rufen laſſen werde. Ich ſelbſt werde ſie bald bringen.“

Er ging und kam bald wieder, begleitet von einer Jungfrau in ſchneeweißem Gewande, die mit zur Erde geneigtem Haupte, in demüthiger Beſcheidenheit hereintrat. Vor dem König Snorro und dem Erlkönig warf ſie ſich auf die Kniee, hob ihren Schleier und zeigte ihr hochgeröthetes Geſicht und bat mit ſchüchterner Stimme: „Verzeiht mir, theurer Vater! verzeiht mir, Ohm Erlkönig. Ulfrum und Gylfe waren leichtſinnig. Ich habe für das leichtſinnige Herumſtreifen bei dem garſtigen Zwerge lange hart gebüßt.“

Da liefen dem alten König die Thränen über ſeine eingefallenen Wangen und perlten in ſeinen weißen Bart: „Komm, meine Tochter! komm, meine Gylfe, komm an mein Herz!“ rief er, und Vater und Tochter lagen ſich in den Armen.

Der Erlkönig aber rief neidiſch und ärgerlich: „Ja, was hab' denn ich davon? Ulfrum iſt mir ja auch davongelaufen wie Dieſe da, und hat nicht mehr verſchuldet. Aber wo iſt ſie nun? Ich habe ſie doch von dem Eisberge aus auf dem Schiffe geſehen.“

In dieſem Augenblicke trat ein Diener herzu und meldete, der Führer des geſtern Abend noch angekommenen Schiffes laſſe um Erlaub-

niß bitten, vor dem Könige erscheinen zu dürfen. Snorro befahl, ihn sogleich einzuführen. Alsbald trat nun Erich herein, begleitet von seinem Steuermann und Ulfrun, des Erlkönigs Tochter. Diese lief sogleich, die Umgebungen nicht berücksichtigend, auf den Erlkönig zu und warf sich in seine Arme. Er aber suchte sich bald wieder loszumachen und knurrte: „Es ist ja gut! Es ist gut, daß Du wieder da bist. Aber jetzt laß mich los: Du Landstreicherin!“ Er schüttelte den Kopf und machte wieder sein grämliches Gesicht.

Erich führte nun seinen Steuermann vor den König von Thule und sprach: „Ich bringe hier einen Mann vor Euer Angesicht, der tiefe aufrichtige Reue fühlt über die vielen Missethaten, die er in seinem früheren Leben begangen hat. Auch gegen Euch hat er sich schwer vergangen und bittet um Eure Vergebung.“ König Snorro blickte den Mann prüfend an, dann wandte er sich kopfschüttelnd gegen Erich und sprach: „Den Mann kenne ich nicht; er kann nicht wohl Etwas gegen mich verschuldet haben.“

„Erlaubt, Herr König,“ sprach nun der Steuermann, „daß ich Euch mein Verschulden gegen Euch ins Gedächtniß zurückrufe. Ich war ein berüchtigter gefürchteter Seeräuber und habe auch einmal eines Eurer Schiffe auf seiner Heimfahrt angegriffen. Es war das Schiff, auf dem Ihr Eure junge Gemahlin aus dem südlichen Lande hierher einholen ließt. Die Bemannung Eures Schiffes leistete wackern Widerstand. Wir hatten es zwar schon erstiegen und auf dem Verdecke wogte der Kampf Mann gegen Mann. Da kam plötzlich eine Jungfrau in das Getümmel herauf — es war Eure verlobte Braut. Sie schien mir eine kostbare Beute und ich faßte ihre Hand, um sie aus dem Kampfgetümmel nach meinem Schiffe hinüber zu ziehen. Da stürzten mehrere Eurer Leute herzu, die sie mir wieder entrissen. Indem mir bei dem Kampfe ihre Hand gewaltsam aus der meinigen gerissen wurde, blieb mir ihr Ring zurück. Wir wurden zurückgeworfen und entkamen glücklich, aber mit großem Verluste an Leuten. Auch Euch hat jener Kampf manchen tapfern Mann gekostet.“

Mit großer Spannung hatte der Erlkönig dieser Erzählung des Steuermannes zugehört. Jetzt fragte er hastig: „Aber der Ring? Wie ist's mit dem Ring?“ „Wie ich gesagt,“ antwortete der Gefragte, „der Ring war mir in der Hand geblieben. Er schien mir kein kostbares Geschmeide, nur saß in seinem Schilde ein seltsamer Stein, wie ich sonst nie einen gesehen. Ich kann ihn nicht anders beschreiben, als — er sah aus wie das Auge einer Katze.“

„Es ist richtig," fiel ihm der Erlkönig ins Wort, „das ist der Ring, den ich meiner Schwester Alfhilde zum Abschiede schenkte, als sie ihre Brautfahrt nach Thule antrat. Der Stein ist ein sehr werthvoller Talisman! Aber wo hast Du den Ring hingebracht?" „Ich schenkte ihn meiner jungen Frau, als sie mir bei meinem nächsten Besuch meinen kleinen Sohn entgegenbrachte," antwortete der Steuermann. „Und die Frau? hat sie ihn noch?" drängte er ihn wieder. „Ach," versetzte er seufzend, „Frau und Kind sind wohl todt. Wo der Ring hinkam, weiß ich nicht."

In höchster Aufregung streckte nun Irmal den Finger mit seinem Ringe aus und fragte: „Ist es dieser?" Da betrachtete ihn der Steuermann und Erlkönig und riefen zugleich: „Das ist er, wahrhaftig! Das ist er." „Und ich besitze ihn als einziges Vermächtniß meiner Mutter," fügte Irmal hinzu. „Mit welchem Namen rief sie Dir denn?" fragte der Steuermann. „Ich heiße Irmal!" antwortete er. Da breitete der Steuermann seine Arme aus und Irmal stürzte hinein und man hörte zugleich den Ruf: „Mein Vater! Mein Sohn!"

Als nun der erste Sturm der Freude sich gelegt hatte, da erhob sich der alte König von Thule und sprach: „Das scheint ja des Glückes zu viel für einen einzigen Tag. Unsere beiden Töchter haben wir wieder, ein Sohn fand seinen unbekannten Vater, ein Vater seinen unbekannten Sohn wieder. Aber dünkt Dir nicht auch, lieber Schwager Erlkönig, wer Glück empfängt, soll auch Glück austheilen. Komm herzu, Gylfe, Du Tochter meiner geliebten Alfhild! Ich habe Dich so lange entbehrt, Du warst mir verloren und bist mir wiedergeben. Komm auch Du, edler junger Mann, dem ich dies Glück verdanke. Hier, Irmal, nimm sie hin!" Er führte ihm seine Tochter zu und legte ihre Hand in die seinige. „Gylfe," wendete er sich zu ihr, „danke ihm für mich als treue Gemahlin." Da sanken Beide vor ihm nieder und er segnete sie.

„Da muß ich, ob ich will oder nicht, am Ende das Beispiel, das Du mir giebst, nachahmen. Meinetwegen, es sei so!" sprach der Erlkönig, faßte Ulfrun's und Erich's Hände und fuhr fort, indem ein ungewohntes Lächeln über seine grämlichen Züge hinlief: „Da, ehrlicher Bursche, Du hast mir die Landstreicherin wiedergebracht, nimm sie und hüte sie nun auch. Ich tauge nicht zum Mädchenhüter und behalte doch noch einige zurück." Er legte ihre Hände ineinander und sie sanken zu seinem Segenswunsche dankbar vor ihm nieder.

„Es ist genug für heute!" rief nun der König von Thule. „Morgen feiern wir ein siebenfaches Freudenfest in dieser Halle."

27. Beim Festmahle. — Der letzte Trunk.

Der alte König von Thule saß mit seinen Gästen und mit den Großen seines Reiches beim Königsmahle in der offenen Halle seines Schlosses am Meere. Er hatte vorher schon in feierlicher Rathsversammlung Irmal als den künftigen Gemahl seiner einzigen Tochter Gylfe und als seinen Erben und Nachfolger im Reiche vorgestellt. Jetzt herrschte allgemeine Heiterkeit an den Tischen umher.

Da erhob sich der König und sprach zu Irmal: „Wir sind gestern durch die eigenen Familienangelegenheiten und Entdeckungen so sehr in Anspruch genommen gewesen, daß wir darüber ganz den Grund Deines Besuches und den Inhalt Deiner Botschaft vergessen. Thue uns nun nachträglich kund, mein Sohn Irmal, wer Dich zu mir gesandt hat und was der Inhalt Deiner Botschaft ist."

Irmal erhob sich und sprach: „Meine Botschaft ist sehr einfach. Mein Herr und Kaiser Karol wünschte Gewißheit zu erfahren über die märchenhaften Sagen, die von dem König und seinem Reiche Thule in unserm Lande hier und da verbreitet sind. Deshalb hat er mich beauftragt, die Reise hierher zu unternehmen und dem ihm unbekannten König von Thule einen brüderlichen Gruß zu bringen, ihm seine Freundschaft anzutragen und die seinige für ihn zu erbitten. Auch hat er mich beauftragt, Euch ein Gastgeschenk zu überreichen. Nebenbei soll ich des fernen Landes Art und Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen suchen, um ihm über Alles, was ich hier sehen und erfahren werde, genauen und zuverlässigen Bericht zu erstatten. Vor Allem bitte ich nun, Euch sein Geschenk übergeben zu dürfen."

„Bring's immer her!" antwortete der König. „Eine freundlich gebotene Gabe soll man nicht zurückweisen." Irmal hatte schon den Befehl gegeben, daß einige von seinen Leuten das Geschenk auf seinen Wink hereinbringen sollten. Er gab das verabredete Zeichen und vier Männer trugen ein wohlverschlossenes Faß in den Saal, wo sie es an einer dazu vorgerichteten Stelle auflegten.

„Was soll das bedeuten?" fragte der König. Irmal aber erzählte nun, als er in Hamburg sein schon gerüstetes Schiff bestiegen, hätten ihm des Kaisers Beamten dieses Faß gezeigt und ihm bedeutet, der Kaiser habe befohlen, er solle das dem Könige des unbekannten Landes als sein Gastgeschenk übergeben. „Ich kenne den Inhalt nicht, aber ich kann ihn vermuthen. Wisset, daß man in unsern Landen aus dem Safte der

Frucht eines Rankengewächſes einen Trank bereitet, den wir Wein nennen. Solche Weinreben hat mein Herr aus fremden Landen kommen und damit die ſchönen Hügel am Rheinſtrome bepflanzen laſſen. Der davon gewonnene Wein gehört zu dem beſten ſeiner Art, und mein Kaiſer thut ſich Etwas darauf zu gut, daß er ſein Land mit dieſer labenden Gottesgabe bereichert hat. Darum dürft Ihr auf dieſe, wenn ſchon an ſich geringe Gabe, doch einen beſonderen Werth legen."

„Ei," verſetzte der König, „wer Das ſchenkt, was er ſelbſt ſo hoch achtet, der ſchenkt nichts Geringes. Laß uns nun einmal eine Probe von dem Inhalt dieſes Faſſes reichen." Das Faß wurde angezapft und die gefüllten Becher herumgereicht, und Allen mundete der köſtliche Rheinwein. Bald verbreitete ſich an allen Tiſchen allgemeine Heiterkeit. Selbſt der ſonſt ſo ernſte und grämliche Erlkönig ward zu einem Scherze aufgelegt und wendete ſich zu Erich mit den Worten: „So gut als Irmal haſt Du es doch nicht getroffen mit der Brautwahl. Dein Schwiegervater kann Dich nicht als ſeinen Nachfolger einſetzen. Du mußt eben ſehen, wie Du Dich ehrlich durch die Welt bringſt. Oder ſoll ich Dich etwa als Erlenprinz ausrufen?"

Mitten in der größten Heiterkeit ſeiner Gäſte erhob ſich aber der altehrwürdige König von Thule und befahl, daß man ihm jetzt noch ſeinen Feſtbecher bringen ſolle. Ein Diener brachte alsbald einen einfachen goldnen Becher von mäßiger Größe, und nachdem er ihn an dem Faſſe gefüllt hatte, überreichte er ihm denſelben. Der König hielt ihn in zitternder Hand und ſprach mit gerührter Stimme: „Ich habe feierlich gelobt, kein Feſt zu begehen, an dem ich nicht den letzten Trunk aus ihm gethan hätte. Er iſt mir ein heiliges Andenken an meine Gemahlin. Aus dieſem Becher nahm ſie den letzten Labetrunk auf ihrem Sterbebette und reichte mir ihn dann mit den Worten: „Trinke an jedem Freudentage daraus und nimm aus ihm den letzten Trunk zu meinem Andenken. Gylfe, Tochter meiner Alfhild, kredenze mir den Becher." Gylfe trat herzu, trank einige Tropfen daraus und reichte ihm den Becher zurück. Er ergriff ihn, hielt ihn in die Höhe und ſprach dabei: „Alfhild, Deinem Gedächtniß!" Und als er den Becher an den Mund ſetzte, liefen ihm Thränen über die Wangen und miſchten ſich mit dem Weine. Er trank ihn leer, und nachdem er ihn ausgetrunken hatte, trat er ſchwankenden Schrittes an das offene Ende der Halle und ſprach: „Ich fühle es, daß ich keines Trunkes mehr bedarf. Niemand ſoll künftig aber ſeine Lippe an dieſen heiligen Becher ſetzen!" und warf ihn von dem überhängenden Felſen hinab in das Meer.

Er blickte ihm nach, wie er in die Wellen versank, wankte und sank plötzlich nieder. Er war todt. Irmal und Gylfe hatten ihn wanken sehen, waren hingeeilt und hatten ihn noch in ihren Armen aufgefangen. Die Gäste waren alle bestürzt aufgesprungen, und nachdem man geholfen, die Leiche des von Allen hochverehrten Greises auf sein Lager zu bringen, zerstreuten sich Alle.

---

28. Schluß.

Irmal, den der alte König von Thule den Großen seines Reiches als den Gemahl seiner einzigen Tochter und als seinen Erben und Nachfolger feierlich vorgestellt hatte, ward von dem ganzen Volke als König anerkannt. Außer dem Königssitze waren keine größeren Städte im Lande. Aber die Besitzer der reichen Schafheerden und der großen Fischereien, die auf ihren großen Höfen wohnten, kamen alle nach einander, ihren neuen König zu sehen und ihn ihrer Treue und ihres Gehorsams zu versichern.

Er nahm sich mit Ernst der Geschäfte an, die ihm seine neue Stellung zur Pflicht machte, war offen gegen Jedermann und erwarb sich in Kurzem das Vertrauen und die Liebe des ganzen treuherzigen Volkes. Aber bei dem Gefühle seines hohen Glückes fühlte er sich doch nach einiger Zeit von einer eigenen Unruhe bedrückt, denn er mußte immer seiner fortdauernden Verpflichtung gegen seinen Herrn, den Kaiser Karl, gedenken.

Frau Gylfe aber, seine Gemahlin, hatte bald bemerkt, daß sein Blick nicht mehr so heiter und seine Stirne nicht mehr so glatt, wie ehedem war, und sie ließ nicht ab, bis sie die Ursache dieser Veränderung entdeckte. Er gestand ihr, daß er sich verpflichtet fühle, seinem bisherigen Herrn die ihm anvertrauten Schiffe mit der Mannschaft wieder zuzuführen und ihm den Bericht über den Erfolg seiner Fahrt nach dem Wunderlande Thule zu erstatten, weil es, wenn er das unterlasse, den Schein auf ihn werfe, als sei er nicht nur ein Undankbarer gegen den Kaiser, der ihn eines so hohen Vertrauens gewürdigt, sondern sogar ein Treuloser, der sich das Eigenthum seines Herrn zugeeignet habe.

Sie meinte, ob er sich nicht auf seinen Freund Erich verlassen könne. Er aber gestand ihr, daß er ihm zwar sein volles Vertrauen schenken dürfe, daß ihn aber der Kaiser, sein Herr, nicht eben so günstig

anſehe. Ja, er glaube ſogar, daß ſein Fürwort allein dieſes Freundes Zukunft ſichern könne.

„Nun, ſo thue, was Du thun zu müſſen glaubſt," antwortete ihm Gylfe entſchloſſen. „Aber," wendete er ein, „die lange Trennung? Wie wirſt Du ſie ertragen und wie wird es mit dem Volke und dem Lande ſtehen, wenn ich eine ſo lange Zeit abweſend ſein muß?" — „Was das Volk und das Reich betrifft," antwortete ſie, „ſo kannſt Du ganz ohne Sorge ſein. Das Volk iſt ein gutes, treuherziges und treues Volk und durch lange Gewohnheit an ſeine Königsfamilie gekettet. Auch ſind die alten Rathgeber meines Vaters zuverläſſige weiſe Männer, mit deren Beiſtand ich Deine Geſchäfte während Deiner Abweſenheit treulich beſorgen werde. Und was unſere Trennung betrifft, ſo muß ſie Thätigkeit und die Hoffnung verkürzen, Dich dafür mit heiterm Blick und glatter Stirn bei Deiner Rückkehr begrüßen zu können. Doch die größte Ruhe giebt mir der Gedanke, daß der Talisman Deines Ringes Dich ja begleitet."

So ward denn die Reiſe nach Deutſchland beſchloſſen. Der Erlkönig war unbemerkt ſchon ſpurlos verſchwunden. Ulfrun, ſeine Tochter, behauptete, er ſei gleich nach dem Tode des Königs nicht mehr geſehen worden und habe ſich wahrſcheinlich nach ſeinen lieben Laubwäldern aufgemacht. Sie ſelbſt war ſogleich entſchloſſen, mit Erich in ſein Vaterland zu ziehen und dort ſein Schickſal mit ihm zu theilen.

Für die Rückfahrt nahm Irmal zwei der beſten Schifferbarken ſeines Landes mit, die von den trefflichen Schiffern aus Thule geführt wurden. Die Reiſe ging ſchnell und glücklich von Statten. Irmal's Vater ließ es ſich nicht nehmen, ſeines Sohnes Schiff ſelbſt zu ſteuern. Ihn zog das Verlangen, ſeinen Bruder, den Wildmeiſter Harrol, noch einmal im Leben zu ſehen und ſich auch mit ihm auszuſöhnen. Erich mußte ſich einen andern Steuermann anſtellen. Unter aufmerkſamer Führung der Schiffe und durch die manchmal nöthigen Warnungen des Ringes geſchützt, kamen ſie glücklich in Hamburg an. Hier trennte ſich Irmal von den Andern, um den Kaiſer aufzuſuchen. Sein Vater ging mit Erich nach dem Neckar. Er fand ſeinen Bruder, den Wildmeiſter Harrol, noch am Leben, aber gerade tief gebeugt. Er hatte vor wenigen Wochen ſeine treue Lebensgefährtin, Frau Hilka, zur Erde beſtattet.

Dem Kaiſer erſtattete Irmal treulichen Bericht über ſeine Entdeckungsfahrt, wie über den alten König von Thule, deſſen Eidam und Nachfolger er geworden. Der Kaiſer war erfreut über das Glück, das ihm geworden, obgleich er es beklagen mußte, daß er ihn aus ſeinem

Dienſte verliere. Dieſe Aeußerung gab Irmal Gelegenheit, ihm ſeinen Freund Erich auf's Neue zu empfehlen. Auf Irmal's Wort ſetzte der Kaiſer dieſen nun an Irmal's Stelle. Als er ſich verabſchieden wollte, fragte der Kaiſer: „Haſt Du meinen Becher noch?“ — „Jawohl!“ antwortete er, zog ihn hervor und hielt ihn dem Kaiſer hin. „Du bewahrſt Deine Geſchenke treu,“ ſagte der Kaiſer. „Dir ſchenkt man gerne. So behalte denn auch Dein Schiff „des Erlkönigs Tochter“ als Andenken von mir. „Aber,“ fügte er lächelnd hinzu, „aus meinem Becher darfſt Du zwar immer trinken, mach's aber nicht ſo wie Dein Vorgänger mit dem ſeinigen.“

Glücklich kam Irmal wieder in ſeinem Lande Thule an und ward nicht allein von ſeiner Gemahlin, ſondern von dem ganzen Volke mit freudigem Jubel empfangen.

Der getreue Eckart.

1.

Es war einſt ein Herzog in Burgund, der von ſeinen Feinden viel bedrängt wurde. Aber in ſolchen Bedrängniſſen ſtand ihm immer ein ſtarker Held und tapferer Degen treu zur Seite, deſſen Beiſtand ihm auch zum Siege verhalf. Einſt ward er wieder von einem mächtigen Feinde überfallen; weil aber ſein tapferer Eckart gerade entfernt war, konnte er ihm nur ein ſchnell zuſammengerafftes Heer entgegenſtellen. Aber die wenigen Ritter fielen in der Schlacht und die feigen Knechte ſuchten in der Flucht ihre Rettung. Bald erkannte er, daß er ſich der immer näher herbeidrängenden Feinde nicht mehr lange erwehren konnte und verlor den Muth. „Wie?“ ſprach er da, ſoll ich mich den Feinden gefangen geben? Oder ſoll ich auch entfliehen, wie meine feigen Knechte? Nein, Das kann ich nicht. Aber ſterben kann ich und ſterben will ich als ein Mann. Die Feinde ſollen ihren Spott nicht mit dem Gefangenen treiben.“ Mit dieſen Worten zog er ſein Schwert und ſetzte es mit dem Griff auf die Erde, um ſich hinein zu ſtürzen. „Wohl hatte ich ſonſt einen Freund,“ ſagte er dabei, „einen treuen Ritter, der mir oft aus Noth und Bedrängniß geholfen. Wäre er heute hier, ſo ſtände es nicht ſo ſchlimm mit mir.“

Während er ſo mehr laut dachte, als er es ſprach, erhob ſich mit einem Mal ein lautes Geſchrei in dem feindlichen Heere. Er hielt es für ein Freudengeſchrei und glaubte, ſie hätten ihn aus der Ferne erkannt und würden nun mit Jubelgeſchrei auf ihn einſtürzen. Da beugte er ſich ſchon vorwärts gegen die Spitze des Schwertes, doch warf er noch einen Blick den feindlichen Reihen entgegen. Da richtete er ſich plötzlich wieder auf, denn er ſah, daß dort eine große Verwirrung herrſchte. Die Reihen hatten ſich nicht in geſchloſſenen Gliedern, ſondern in Verwirrung und Unordnung rückwärts gewendet; von hinten waren

ſie durch einen Haufen wackerer Streiter angefallen. Ein tapferer Ritter, hoch zu Roß, hatte ſie herbeigeführt. Und nun galt es einen verzweifelten Kampf. „Gott ſei gelobt! da iſt ja mein getreuer Eckart!“ rief der Herzog bei dieſem Anblicke und nahm ſein Schwert wieder auf, um es jetzt wieder muthig gegen die Feinde zu ſchwingen.

Es war der getreue Eckart, der erſt ſpät von der Gefahr und dem Aufrufe des Herzogs von Burgund gehört und ſich ſchnell mit Dietrich, ſeinem Sohne, und einem Zuge tüchtiger Knappen und Knechte aufgemacht und noch zu rechter Zeit zur Rettung ſeines Herrn gekommen war. Wohin ſie ſich wendeten, da ſanken die Feinde von ihren Streichen. Die ſchon verlorene Schlacht war bald wieder gewonnen; das feindliche Heer war auseinandergeſtoben wie Spreu. Viele Erſchlagene deckten das Schlachtfeld. Aber auch von Eckart's Leuten waren viele gefallen. Stumm hielt Eckart auf ſeinem Schlachtroſſe bei dem Herzoge und ſah mit ernſtem Blicke nach einer Leiche herab, die vor ihm lag. Da erkannte der Herzog, daß es der Leichnam von Eckarts älteſtem Sohn war, und indem er ihm die Hand theilnehmend drückte und für ſeine Hilfe dankte, fügte er hinzu: „So theuer mußteſt Du mir dieſen Sieg erkaufen?“ Da ſtieg der betrübte Vater von ſeinem Roſſe ab, und indem eine ſtille Thräne über ſeine Wange floß, hob er die Leiche auf, drückte ſie an ſich und ſagte: „So frühe mußteſt Du ſterben, ein Jüngling noch, noch nicht zum Manne gereift. — Aber,“ fuhr er mit männlicher Faſſung, zu dem Herzoge gewendet fort: „Doch reut es mich nicht, daß wir Euch, mein Herr, aus Eurer Noth erlöſeten. Ich muß mich tröſten, muß denken, ich habe ihn Euch geſchenkt.“

Tief gerührt, mit Dankesthränen umarmte ihn der Herzog und ſprach: „Dich muß ich verehren: die Andern haben mich Alle verlaſſen, Du biſt mir allein treu geblieben. Du ſollſt von nun an mein Bruder ſein; in ganz Burgund ſoll Dein Wort künftig wie das meinige gelten, und die Ehre, die man mir erweiſet, ſoll man von heute an auch Dir erweiſen.“

Seitdem rühmte man im ganzen Lande den Ritter als den kühnſten Degen und nannte ihn nur den getreuen Eckart. Alle Bedrängte und Nothleidende wandten ſich jetzt nur zu ihm, und er half Jedem, ſo viel er konnte. Darüber ward der Herzog von Burgund allmählich unzufrieden, denn er beneidete ihn um die Gunſt und den Ruhm, den er von dem Volke genoß. „Ich habe ihm doch zu viel vertraut,“ dachte er, „habe ihn zu hoch erhoben.“ Sein Mißtrauen wuchs immer mehr, als er ſah, daß ſich die Leute mit ihren Bitten und Beſchwerden nur an

Eckart wendeten und diesem ein größeres Vertrauen schenkten, als er selbst jemals genossen. „Ich gelte dem Volke gar nichts mehr!“ dachte er in seinem Unmuthe. Dazu kam auch noch, daß die Hofleute das Mißtrauen ihres Herrn immer mehr zu bestätigen und zu nähren suchten, weil sie hofften, sich dadurch selbst um so beliebter zu machen.

Sein Groll gegen den treuen Mann wuchs daher von Tag zu Tag, und am Ende glaubte er fest, er habe sich an ihm eine Schlange in seinem Busen erzogen. Er hegte nun den Argwohn gegen ihn, er wolle ihm die Herrschaft über sein Herzogthum ganz und gar entreißen. Darum verbannte er ihn ganz von seinem Angesichte und ließ Heinz, Eckart's zweiten Sohn, gefangen setzen, um seinen Vater in ihm zu strafen, und ihn dann noch öffentlich als Verräther hinrichten zu lassen.

In jener Zeit saß Ritter Eckart mit Konrad, seinem dritten Sohne, der eben erst in das Jünglingsalter getreten war, auf einem Felsen, der Herzogsburg gegenüber, und dachte an seinen dort im Gefängniß schuldlos schmachtenden Heinz. „Vielleicht ist er schon hingerichtet,“ sprach er bei sich, „oder doch läßt er den Unschuldigen nun bald hinrichten.“ Die Thränen liefen ihm bei solchen Gedanken über die eingefallenen Wangen und ein lauter seufzender Wehelaut quoll ihm zugleich aus der Brust.

„Was weinst Du so laut, Vater Eckart?“ fragte ihn Konrad. Er aber antwortete: „Weißt Du denn nicht, daß mir der Herzog verboten hat, ihm vor sein Angesicht zu kommen? Nun aber hat er mir Deinen Bruder Heinz in das Gefängniß gesetzt und wird ihn als Verräther hinrichten lassen, obgleich er unschuldig ist. Denn er ist mein Feind, und will mich, den Vater, durch den Sohn strafen. Und ich darf nun nicht zu ihm gehen, um ihm die Unschuld Deines Bruders zu beweisen.“

„Das mußt Du nicht leiden!“ rief der Jüngling entrüstet. „Nimm Dein großes Schwert und dulde es nicht. Alles Volk im Lande wird zu Dir stehen; denn Du bist ja der größte Held in Burgund.“

„Das darf ich und will ich nicht, mein Sohn,“ antwortete der Vater. „Der Herzog ist mein Herr und ich habe ihm in die Hand gelobt, den Frieden im Lande nicht zu stören und ihm immer treu zu bleiben.“ Da erwiderte der Sohn eifrig: „So laß mich hingehen und mit dem Herzog reden. Wenn ich's ihm verständig vorstelle, so wird er es einsehen, daß der Bruder unschuldig ist. Thut er's aber nicht, so ist er ein Tyrann und den mußt Du strafen. Aber er wird doch auch nicht vergessen haben, was er alles Dir und Deiner Tapferkeit verdankt.“

„Hast Du vergessen, daß er uns für Feinde, für Verräther erklärt hat?“ fragte der Vater. „Bleibe Du weg von ihm, das wird das

Beſte ſein; wir flüchten lieber in ein fremdes Land.“ Aber Konrad ſtellte ihm vor, in ſeinem Alter werde es ihm ſchwer fallen, ſich an eine fremde Heimath zu gewöhnen, und beharrte auf ſeiner Bitte, zu dem Herzog gehen zu dürfen, um dieſen mit ihm zu verſöhnen. „Mir,“ ſetzte er hinzu, „mir kann er Nichts thun; mich hat er ja nicht von ſeinem Angeſichte verbannt; und ich habe ihm ja auch nicht mein Wort gegeben, ihm nicht mehr vor ſein Angeſicht zu kommen.“

„So gehe denn hin, mein Sohn!“ willigte der Alte endlich ein. „Ich laſſe Dich indeſſen nur ungern fort, denn mir ahnet nichts Gutes. Freilich möchte ich in meinen alten Tagen doch wieder mit ihm ausgeſöhnt ſein; vielleicht könnte Dir das gelingen und zugleich auch Deinen Bruder zu retten.“ Die Sonne wollte eben untergehen, da betrachtete Eckart noch einmal ſeinen ſchönen jugendlichen Sohn mit väterlicher Liebe und ermahnte ihn: „Wenn Du gehen willſt, ſo gehe jetzt. Sieh' hinüber nach der Burg, da glänzen die Lichter ſchon durch die Fenſter, vielleicht iſt ihm ein werther Gaſt angekommen. Horch! man hört ja auch Trompetenſchall! Das deutet auf ein freudiges Ereigniß. Ja, gehe jetzt, mein Sohn. Vielleicht iſt ſein Gemüth jetzt milder geſtimmt.“

Als er ſich aber nun nach zärtlichem Abſchiede von dem Vater nach der Burg aufmachte, ſah ihm dieſer mit ſorgenvollen Gedanken nach. „Wirſt Du mir denn glücklich wiederkommen?“ dachte er. „Ach, wenn auch Du mir verloren wäreſt, ſo hätte ich dann ja Niemand mehr in der weiten Welt, der mir tröſtend in meiner Einſamkeit zur Seite ſtünde. Ach, er wird nicht wiederkommen! Ich habe ſein Angeſicht zum letzten Male geſehen.“ So klagte er auf dem Felſen in die Nacht hinaus.

Während dieſer Klage kam ein Greis über die Felſen herab. Sein Schritt war unſicher, er wankte an ſeinem Stabe und drohte bei jedem Schritt niederzufallen. Eckart fühlte Mitleid mit dem Gebrechlichen und reichte ihm die Hand, ihn herabzuführen. „Woher kommt Ihr denn?“ fragte er ihn. Doch der Greis konnte ihm nicht gleich antworten. Laut weinend ſetzte er ſich und rief jammernd: „O, meine Kinder!“ Bei dieſem Ausrufe gedachte Eckart auch an ſeine Söhne, und die eigene Troſtloſigkeit hielt ihn ab, ihm ein Wort des Troſtes zu ſagen, womit er den Schmerz des Jammernden mildern konnte. Nachdem er ſich etwas gefaßt hatte, ſagte er: „Wenn Eure Kinder geſtorben ſind, dann ſeid Ihr wohl zu beklagen.“ — „Schlimmer, ſchlimmer als geſtorben,“ fiel ihm der Greis ins Wort. „Wollte Gott, daß ſie nur geſtorben wären! Aber ſie ſind mir ewig verloren.“

„Wie ſoll ich das verſtehen?“ fragte Eckart. „Ach, wir leben in

einer ſchrecklichen Zeit!“ rief der Greis. „Ueberall unheildrohende Zeichen! Alle Gottesfurcht iſt dahin und nur Böſes dringt überall hervor und macht ſich breit und triumphirt. Habt Ihr denn nicht auch den Kometen mit dem feurigen Schweife geſehen, die Ruthe, womit der Zorn Gottes die Welt ſtrafen wird? Aber das iſt nicht genug. Auch die Erde thut ſich auf und zeigt ihre verderblichen lockenden Wunderwerke. Habt Ihr denn noch nicht von dem Berge gehört, den man den Vensberg nennt?“ Da Eckart verneinte, fuhr er fort: „Nun das wundert mich. In dieſen Berg haben ſich alle böſen Geiſter des Heidenthums geflüchtet, als das Chriſtenthum ſiegreich auftrat, und hielten ſich eine Zeitlang in ſtiller Verborgenheit. Aber jetzt verſuchen ſie ſich wieder Geltung bei den Menſchen zu verſchaffen. Da hält nun die Heidengöttin, die ſogenannte Frau Venus, ihren frevelhaften Hof, wo ſie durch ihre täuſchenden Lockungen alle Leichtfertigkeit und Sittenloſigkeit ſammelt und Jeden ins Verderben zieht, deſſen ſie habhaft werden kann.“

„Wo liegt denn dieſer Berg?“ fragte Eckart, und der Greis fuhr fort: „Ja, Das iſt eben das Wunderbare, daß Niemand das zu ſagen weiß, als wer ſich ſchon zu ſolchem leichtfertigen und laſterhaften Leben hingeneigt hat. Nur ſo viel behauptet die Sage, daß er im deutſchen Lande liegen ſoll. Da kommt denn auf einmal ein Spielmann und wandert durch das Land und ſpielt auf einer wunderlich tönenden Pfeife. Und wer den Ton vernimmt und auch nur den geringſten Hang nach einem ungebundenen, luſtigen und genußreichen Leben in ſich noch ganz verborgen trägt, den locken dieſe Töne mit unwiderſtehlicher Gewalt und ziehen ihn nach ſich fort, und immer weiter fort, und immer weiter raſet er dahin, bis er zuletzt in den Berg hinein verſchwindet, aus dem er nie wieder einen Rückweg findet. — Ach, meine Söhne waren ſo gute fromme Kinder. Nach und nach arteten ſie aber ganz aus, verachteten die Eltern, die Religion, und nun hat ſie der hölliſche Pfeifer nach ſich gezogen. Die Welt war ihnen zu enge geworden und ſie ſuchten in dem verwünſchten Berge Linderung ihres Sehnſuchtsſchmerzes.“

„Was wollt, ja was könnt Ihr da aber thun?“ fragte Eckart. „Ich habe mich aufgemacht,“ antwortete der betrübte Greis, „und durchſtreife nun an meinem Stabe die ganze Welt, bis ich ſie finde, oder bis Erſchöpfung und Gram mein Leben vollends aufreibt und mein Herz zur Ruhe führt.“ Nach dieſen Worten machte er ſich auf und ging, ſo ſchnell er immer konnte, den Berg hinab. Eckart ſah ihm mitleidig nach.

Die Nacht war indeſſen vorgerückt; es ward wieder Tag und Konrad war noch nicht zurückgekommen. Eckart ging unruhig umher,

doch entfernte er ſich nicht weiter, um die Burg des Herzogs immer noch im Auge zu haben. Aber ſein Konrad kam dort nicht heraus. Da ward er ſehr unruhig. Endlich ſah er, daß ſich das Burgthor öffnete und Ritter und Reiſige zogen mit lautem Getümmel heraus. Jetzt wollte er ſich nicht länger verborgen halten. Er beſtieg ſein Roß und ſprengte in die Schaar hinein, wie ſie über das Blachfeld zog. Manche der Knappen erkannten ihn wohl, keiner aber wagte Hand an ihn zu legen, wie ihnen wohl der Auftrag gegeben ſein mochte, da ihm die Umgebung der Burg von dem Herzog verboten war. Alle wichen vielmehr ſtumm und ehrerbietig vor ihm auf die Seite. Da hielt er einen der Knechte an und fragte ihn: „Wo iſt mein Sohn Konrad? Kam er nicht geſtern am Abende zu Euch auf die Burg?“ — „O fragt mich nicht nach ihm,“ antwortete der Gefragte. „Ich müßte Euch durch meine Antwort nur Kummer machen.“ Heftig fragte er nun: „Und Heinz? wie iſt's mit meinem Sohne Heinz? Er lebt doch noch?“ — „Nennt Eurer Söhne Namen nicht mehr. Sie ſind dahin!“ verſetzte der Knecht und ritt weiter, dem Zuge nach.

Auf dieſe Nachricht entbrannte Eckart in heftigem Zorne. In der Wuth ſeines Schmerzes ſprengte er durch das Burgthor hinein. Die Diener und Burgwächter traten ihm mit ſcheuer Ehrfurcht aus dem Wege und ſo kam er unaufgehalten zum Palaſte. Hier ſtieg er von ſeinem Roß und ging wankenden Schrittes die Stufen hinan. Er konnte es ſelbſt kaum faſſen, daß er in ſolch feindlicher Aufregung die Wohnung des Burgunderherzogs betrat, wo er ſonſt als ein werther Freund und Gaſt aufgenommen worden.

Er trat in ſeiner wilden Aufregung in das Gemach des Herzogs. Dieſer hatte ihn nicht erwartet und ſtand vor Schrecken bleich ihm gegenüber. Da fragte ihn Eckart: „Biſt Du der Herzog von Burgund?“ „Ja!“ war ſeine Antwort. „Und biſt Du es, der meinen Sohn Heinz hat hinrichten laſſen?“ fragte er weiter. Ein verlegenes „Ja“ war die Antwort. Und weiter fragte der erzürnte Vater: „Und auch meinen jüngſten Sohn Konrad haſt Du umgebracht?“ Der Herzog antwortete „Ja.“ — „O,“ rief da Eckart, „kannſt Du mir ſo kalt antworten? Hätteſt Du nur ein Wörtchen der Reue hinzugefügt, daß Du wünſchteſt, es wäre nicht geſchehen, ſo hätte ich mich noch zu tröſten geſucht.“

Während dieſer Rede hatte ſich der Herzog wieder ganz gefaßt und rief nun ſtreng und zornig aus: „Fort, Verräther, fort von hier!“ Da ſagte Eckart: „Einſt nannteſt Du mich Deinen Freund; aber freilich, Du haſt Deine Gedanken geändert. Ich habe Dich ſtets als meinen Fürſten

gehrt. Wenn ich nun auch meine Gedanken geändert hätte und der geworden wäre, für den Du mich hälſt, ſo würde ich jetzt Rache an Dir nehmen. Aber nein! ich will mich ſelbſt von Deinem Angeſicht verbannen und in fremder Einſamkeit ſterben.“ Er hatte noch nicht ausgeſprochen, da kamen des Herzogs Leibwächter, die er heimlich berufen hatte, und trieben ihn aus dem Palaſt.

Eckart beſtieg ſein Roß, und indem er durch den Burghof und das Thor hinausritt, klagte er: „Die Kinder verloren, der Herzog ſo ſehr erbittert, daß er meinen Tod wünſcht — ich habe nun auch gar Nichts mehr, was mich an das Leben bindet.“ Laut klagend kam er in den Wald. Nur der Tod ſeiner Kinder ſchwebte ihm fortwährend in ſeiner Erinnerung. In ſeinem zornigen Schmerze ſprengte er in dem Walde fort und ritt die ganze Nacht hindurch, ſein Roß immer ſpornend und weiter ſprengend, bis es am Ende niederſtürzte. Er achtete es nicht, denn auch das Roß liebte er nicht mehr, wie er überhaupt Nichts in der weiten Welt mehr kannte, was er noch lieben mochte.

Jetzt legte er auch erſt ſeinen ſchweren Panzer ab und warf ſich auf den Boden. Er hatte keinen Gedanken und keinen Wunſch mehr. Niemand wußte, wohin er gekommen. Er hatte ſich in dem großen Walde verirrt. Ja, wenn er in der Ferne einmal einen einzelnen Wanderer erblickte, ſo ſuchte er ſich vor ihm zu verbergen.

Aber der Herzog bereuete nun, daß er ihn nicht hatte feſtnehmen laſſen, denn er fürchtete, der in der Tiefe ſeines Herzens von ihm verletzte Mann möchte ſich doch noch an ihm rächen. Darum machte er ſich mit ſeinem Knappen und einem Gefolge der ihm dienenden Waidmänner auf, um ihn zu ſuchen und ſich durch ſeinen Tod von der ewigen Furcht vor ihm zu befreien. Einen ganzen Tag hatten ſie in dem wilden Walde nach ihm ſtreifend umhergeſucht, aber keine Spur von ihm gefunden.

Mit Einbruch der Nacht erhob ſich ein furchtbarer Sturm. Schwarze Wolken hatten ſich über dem Walde verſammelt und grelle Blitze zuckten in feurigem Zickzack daraus hernieder, ſchrecklicher Donner rollte nach. Da zerſtreute ſich das Gefolge des Herzogs, durch die Dunkelheit, ſo wie durch die ſchnell und grell aufleuchtenden Blitze in die Irre geführt. Manchen trug auch ſein erſchrecktes und ſcheu gewordenes Pferd gegen ſeinen Willen durch das Dickicht des Waldes fort. Sein Knappe war auch nicht mehr bei ihm. Deſſen Roß war ſtetig geworden und ließ ſich nicht mehr von der Stelle bringen, während dagegen der Herzog von dem ſeinigen immer weiter in den Wald hineingetragen wurde, bis es

endlich niederſtürzte. Da rief er nach ſeinem Knappen, nach ſeinem Gefolge; ſein Ruf wurde aber nicht gehört. Das Sauſen des Windes und der immer fortrollende Donner waren lauter als ſeine Stimme. Einſam und verlaſſen lag er da und ſtöhnte und rief nach Hilfe.

Eckart war bei dieſem Sturme auch noch im Walde. Mehrere Tage war er theils in dumpfer Betäubung, theils in bewußtloſer Verzweiflung umhergerannt und hatte mit wenigen Wurzeln und Kräutern ſeinen Hunger geſtillt. Der Mangel, verbunden mit den Leiden der Seele und der erſchöpfenden Ruheloſigkeit, hatte ſein Ausſehen ſo entſtellt, daß man ihn nicht wiedererkennen konnte. Bei dem Wüthen des Sturmes war er erſt wieder zur Beſinnung gekommen. Er bereuete in dieſer Stimmung, daß er es nicht gewagt hatte, ſich der Gewalt ſeines tyranniſchen Herrn zu widerſetzen, und der Wunſch nach Rache erwachte in ihm. Laut ſchrie er ſeine Jammerklage und ſeinen Durſt nach Rache in das Sturmgeheule hinaus. „Jetzt," rief er, „jetzt ſollte ich ihn hier haben! Jetzt wollte ich mich rächen! Aber der günſtige Augenblick dazu iſt nun dahin!" Aufs Neue irrte er in ſeinem Jammer umher.

Da hörte er eine Stimme in der Ferne, die um Hilfe zu rufen ſchien. Er ging dem Rufe nach und dieſer führte ihn zu einem Manne, der ihn wehmüthig anrief, er möchte ihn doch aus der Irre nach einem Wege führen, auf dem er aus dem Walde kommen könnte. „Ha," dachte er, „dieſe Stimme iſt mir ja bekannt, das iſt des Herzogs Stimme. Er iſt's, er iſt's der Mörder meiner Kinder!" Und neue Wuth befiel ihn. Schon griff er nach ſeinem Schwerte; doch plötzlich hielt er inne. „Nein," ſprach er zu ſich ſelbſt, „habe ich ihm nicht mit einem Eide zugeſagt, daß er von mir Nichts zu fürchten haben ſoll? Und damit ergriff er des Verirrten Hand und half ihm ſich aufrichten, um mit ihm einen Ausweg aus dem Walde zu ſuchen. Der Mann aber war durch den Sturz, durch die Anſtrengung und die Schrecken des Sturmes ſo erſchöpft, daß er ſchon nach den erſten Schritten zuſammenzuſinken drohete. Da nahm in Eckart auf ſeine Schultern und trug ihn weiter.

Gerührt ſprach der Herzog: „Ich mache Dir ſo viele Beſchwerde, aber ich werde Dir Deine Hilfe reichlich belohnen." Mit Thränen erwiderte Eckart: „Ich thue es nicht um des Lohnes willen." Der Herzog, der ſich je länger, je übler fühlte, fragte nun ängſtlich: „Wohin trägſt Du mich denn? Am Ende biſt Du wohl gar der Tod?" Immer noch weinend antwortete Eckart: „Der Tod bin ich nicht. Beruhige Dich, Du ſtehſt in Gottes Hand." — „Ach," klagte nun der Herzog, „die

Gerechten mögen ſich deſſen getröſten, daß ſie in Gottes Hand ſtehen, aber auf mir laſten große Sünden, und da Gott auch ein gerechter Gott iſt, wird er mich dafür ſtrafen. Ich habe meinem treueſten Freunde die Kinder umgebracht. Er war mir ſo treu ergeben und hat ſich nie in einem Stücke jemals treulos erwieſen. Daß ich ihm dennoch die Kinder getödtet habe, das kann er mir niemals vergeben. Ich fühle deshalb jetzt auch ſo große Angſt vor ihm und fürchte, wir möchten ihm gar noch in dieſem Walde begegnen. Er wird mich erſchlagen."

Eckart antwortete ihm: „Freilich empfinde ich, indem ich Dich trage, daß Du eine ſchwere Sündenlaſt auf Dir haſt; auch kann ich Dir ſagen, daß Du den gefürchteten Mann hier ſicher ſehen wirſt. Aber beruhige Dich, er wird Dir kein Haar krümmen."

Indem ſie unter ſolchem Geſpräche durch den Wald kamen, fand ſich auch des Herzogs Knappe wieder zu ihnen. Aber der Herzog war immer leidender geworden und ſehnte ſich, unter ein Obdach zu kommen, denn der Sturm hatte ſich von Neuem erhoben. Er gebot darum ſeinem Knappen, eine hohe Tanne zu beſteigen, um zu ſehen, ob nicht in der Nähe ein Licht durch die Nacht leuchte, das ſie vielleicht in ein Haus leiten könne. Mit großer Anſtrengung und nicht ohne Lebensgefahr erſtieg dieſer den Baum, der, vom Sturme hin und her bewegt und gebogen, ihm mehrmals abzuſchütteln drohte. Als er oben war, rief er freudig herunter: „Ja, nicht ferne leuchtet da drüben ein Licht aus dem Fenſter eines Hauſes oder einer Hütte." Sie gingen nun nach ſeiner Weiſung darauf zu und erreichten bald eine Hütte.

Ein altes Mütterchen öffnete auf ihr Anklopfen bereitwillig die Thür und ließ ſie ein. Eckart ließ den Herzog von ſeiner Schulter nieder auf den Boden. Dieſer warf ſich ſogleich auf ſeine Kniee, um Gott für ſeine Rettung zu danken, während Eckart ſich in den dunkelſten Winkel der Stube zurückzog. Dort traf er auch wieder den gebrechlichen Greis, der ihm von dem Venusberge erzählt hatte und nach ſeinen verlorenen Kindern ſuchte. Nachdem der Herzog ſein Gebet geſchloſſen hatte, ſprach er zu ſeinem Knappen: „Noch nie iſt mir die Güte Gottes ſo klar geworden, als in dieſer merkwürdigen Nacht; aber ich fühle, daß mein Ende nahe iſt. Darum will ich Euch Beide, die Ihr mich hierhergeführt habt, belohnen, ſo gut ich kann!" Er ſchenkte nun dem Knappen zwei Schlöſſer, die in der Nähe des Waldes lagen, verlangte aber, daß er ſich von nun an zum Gedächtniß der Tanne, die er erſtiegen, „Tannhäuſer" nennen ſollte.

Dann wandte er ſich nach Eckart hin und rief ihm zu: „Und Du Mann

dort im Winkel, wer bist Du? „Komme hervor, daß ich auch Dir Deine Belohnung gebe.“ Als aber Eckart sich aufrichtete und ans Licht trat, ersah er die tiefe Bekümmerniß in seiner Miene und erkannte ihn. Da erblaßte er und sank ohnmächtig zur Erde nieder; dann rief er: „Allmächtiger Gott! Du, dem ich die Kinder erschlagen, Du hast mich auf Deinem Rücken hierhergebracht und hast mich geschützt. Und ich war in Deiner Gewalt, daß Du mich tödten konntest?“ Jetzt richtete er sich wieder auf und sank ihm schweigend an die Brust. Eckart aber flüsterte ihm zu: „Was Du mir angethan, das sei vergessen. Die Welt soll es erkennen, daß ich Dir immer getreu war.“

Am andern Tage fanden sich auch die übrigen Diener des Herzogs ein. Sie brachten nun ihren kranken Herrn in einer von zwei Maulthieren getragenen Sänfte nach seiner Burg. Eckart aber mußte ihm zur Seite bleiben. Oft faßte der Kranke seine Hand und drückte sie, indem er ihn mit liebevollem und flehendem Blicke dabei ansah, an seine Brust. Eckart beruhigte ihn durch tröstenden und freundlichen Zuspruch.

Am nächsten Tage ließ der Herzog alle seine Räthe zu sich berufen und ordnete feierlich an, daß der getreue Eckart die Vormundschaft über seine beiden Söhne, und auch bis zu des ältern Großjährigkeit in seinem Namen die Regierung führen sollte. Sein Vorgefühl hatte ihm richtig seinen nahen Tod angezeigt. Er starb nach wenigen Tagen.

Eckart verwaltete sein Amt als Vormund und Regent mit großer Treue. Wie er schon vorher allgemein wegen seines männlichen Muthes und seiner Tapferkeit hoch geachtet war, so liebte ihn das Volk jetzt auch wegen seiner weisen und gerechten, aber doch milden Regierung. Und wegen der großen Sorgfalt, mit der er die beiden Herzogssöhne erzog, genoß er die höchste Achtung jedes Ehrenmannes. Oft sagte er zu den Jünglingen: „Ich habe keine Söhne mehr, die ich der Zukunft erziehen kann; ihr seid meine Zukunft und nur an eurem Glücke kann ich mich noch erfreuen.“

Einst stand er mit ihnen auf einer der Burg gegenüber sich erhebenden Höhe, von der man weit in das schöne Land hinausblicken konnte. Da vernahmen sie von der Ferne her einen wunderlichen Klang, der dabei so geisterhaft lautete, daß man glauben konnte, man höre Engelsstimmen Verstorbener singen. Anfangs lauschten die Jünglinge mit ruhigem Vergnügen den wundervollen Tönen, aber je länger sie hinhorchten, je mehr wurden sie davon aufgeregt. Sie gestanden ihrem Führer, daß sie diese Musik mit unwiderstehlicher Macht in die Ferne hinauslocke, ja gewaltsam fortreiße, hinaus, hinaus über Berge und Wälder, über Felder und Wiesen, über Thäler und Bäche.

Immer näher und näher erklangen die bezaubernden Töne und nun erſchien auch der buntgeſchmückte Spielmann in fremdländiſcher Tracht, und noch ergreifender ertönten die Klänge. Da wird ſelbſt dem alten Eckart wunderlich zu Sinne. „Welch' ein Zauber iſt das?“ ſprach er. „Iſt mir's doch, als brächten dieſe Töne meine längſt verſtorbene Frau und meine drei Söhne mir wieder.“ Gleich darauf aber fühlt er doch ein geheimes Grauen, und wie er um ſich blickt, was ſieht er? Da ziehen ja ſchon ſeine Pflegebefohlenen, die beiden Herzogsſöhne, in trunkener Luſt dem Spielmanne nach.

Jetzt kam er wieder ganz zu klarer Beſinnung. Er erinnert ſich wieder an die Sterbeſtunde des Herzogs, an die vertrauenden Blicke, mit welchen er die Jünglinge ſeiner Pflege empfohlen. Und dieſe Söhne ſollten nun bei aller ſeiner Treue doch verloren ſein?

Indeſſen hatte ſich der Zug der Bethörten, der halb Raſenden, gegen ihn, an ihm vorüber gewendet und der Spielmann kam in ſeine Nähe. Da griff er zum Schwerte, um ihm das Haupt abzuſchlagen. Doch in dieſem Augenblicke ertönte die Pfeife noch lauter und ergreifender und wirkte ſo zauberiſch auf ihn, daß ihm die Kraft verſagte. Zu gleicher Zeit kam von dem Berge herüber ein zahlreiches Heer der wunderlichſten und abenteuerlichſten grauenerregenden Geſtalten, darunter viele mißgeſtaltete Zwerge, Einäugige und Buckelige, die ſich alle zu dem Schwarme geſellten und die beiden Herzogsſöhne ganz umringten. Und weiter und weiter geht der wilde Zug. Da folgt auch Eckart. Halb locken ihn die Töne, halb zieht ihn der Wunſch, ſeine Pflegeſöhne vor dem Verderben zu retten. Er ſchreitet mit in dem Schwarme dahin.

Endlich hält der Zug an einem Berge. Man hört aus ſeinem Innern noch andere ſüße Klänge und plötzlich ſpringt der Fels auseinander, ein farbiger Lichtſchein dringt heraus; man ſieht drinnen Geſtalten ſich bewegen. Der Zug drängt nach der Oeffnung des Berges, ſchon dringen die Vorderſten dem Spielmanne nach hinein. — Da faßt aber Eckart ſein Schwert; der Zauber, der ihn gelockt, der ihm vorher den Arm gehalten, iſt jetzt vergangen. „Ich bleibe treu!“ ruft er und haut mit ſeiner alten Kraft nun unter die häßlichen Zwerge und grauenerregenden Geſtalten. Ganze Reihen unterliegen ſeinen Streichen. Er will ſich Bahn machen zu ſeinen Pfleglingen; andere Zwerge drängen ſich dazwiſchen, wollen ſich hindernd an ihn hängen; da ruft er: „Mein Leben ſetz' ich daran, ſie zu befreien!“ und haut mit erneuter Kraft in die Schaar hinein, rechts und links, vor ſich und hinter ſich. Und er hat ſie befreit, er erreichte ſie, reißt ſie zurück und ſie fliehen aus der Nähe

des Einganges und sind gerettet. Er aber sinkt ermattet nieder, das Heer der Zwerge und anderer Schauergestalten kommt über ihn und er erliegt, nachdem er wie ein Löwe gekämpft und so bis zum Tode dem Burgunderherzog und seinen Söhnen treu geblieben war.

Der älteste Sohn des Herzogs regierte nun über sein väterliches Reich. Er führte eine weise und glückliche Regierung, und oft hörte man ihn rühmen, daß er sein Leben und sein Glück allein nur dem getreuen Eckart verdanke, der ihm Beides durch seinen Muth und seine Treue erkämpft habe.

Aber noch Jahrhunderte nach Eckart's Tode rühmte man noch den Muth und die Treue des tapfern Degen, und das Volk sagte von ihm, daß sein Geist immer noch dort an dem geheimnißvollen und verderblichen Eingange des verrufenen Berges Wache halte und Jeden warne, ja selbst oft gewaltsam abhalte, der sich ihm nahen wollte.

Die Sage von dem getreuen Eckart und dem Tannhäuser.

2.

Wohl vierhundert Jahre und darüber waren vergangen, seit der getreue Eckart dort an dem Eingange in den Berg, in welchem die leichtfertige Heidengöttin Venus ihren Hof hielt, dem Heere der Zwerge und Kobolde erlegen war, da nahete sich wieder einmal ein junger Ritter dem Berge. Er war ein später Enkel des Knappen, den der alte Burgunderherzog mit zwei Schloßgütern belehnt und ihm und seinen Nachkommen den Namen „Tannhäuser" beigelegt hatte.

Als nun dieser junge Tannhäuser sich dem Eingange nahete, erschien ihm ein Mann von riesiger Größe, der ihn mit seinem Stabe zurückwinkte. Jener beachtete Dies aber nicht. Da drohete ihm die riesige Gestalt und rief ihm zu: „Ich bin der getreue Eckart und mich hat Gottes Güte als Wächter hierhergesetzt, daß ich Diejenigen warne und abhalte, die sonst unwissend hier in ihr zeitliches und ewiges Verderben rennen würden."

Der junge Ritter beachtete aber auch diese Warnung nicht weiter, sondern drang lachend an ihm vorbei in den Berg. Lange Jahre hat er da drinnen zugebracht, endlich ist er aber ganz unvermuthet wieder auf der Oberwelt unter den Menschen erschienen und erklärte, er sei da unter der ununterbrochenen Lust und eiteln Herrlichkeit so satt geworden,

daß er ſich wieder nach dem gewöhnlichen menſchlichen Leben geſehnt habe, in dem doch ein wohlthätiger Wechſel zwiſchen Leid und Freud beſtehe. In ſolcher Sehnſucht ſei er für keinen der frühern Genüſſe mehr empfänglich geweſen und habe durch ſeine Theilnahmloſigkeit und ſtete Traurigkeit vielleicht das Mitleid der Unterirdiſchen erweckt. Wie es aber geſchehen ſei, wiſſe er nicht, er vermuthe wohl, es ſei durch Gottes Gnade geſchehen, daß er eines Morgens, wieder auf die Erde verſetzt, erwacht ſei. Seitdem habe er nun erſt recht deutlich erkannt, daß ſein bisheriges Leben in lauter Luſt und Herrlichkeit und ohne Ernſt und Thätigkeit eigentlich nur ein Sündenleben geweſen ſei. Da habe ihn denn die Reue über ſo viele eitel hingebrachte Jahre ergriffen und er wolle nun dafür Buße thun. Deswegen ſei er nun eben auf dem Wege nach Rom. Er wolle dorthin pilgern und ſich bei dem Papſte Urban Vergebung ſeiner Sünden erflehen.

Er pilgerte reuevoll und unter ſchweren Kaſteiungen nach Rom. Und es gelang ihm, daß der Papſt Urban ihn vor ſich ließ, als er eben mit ſeinem Stabe in einem kleinen Garten umherwandelte. Tannhäuſer warf ſich vor ihm auf die Kniee und bat ihn, er möge doch ſelbſt ſein Sündenbekenntniß von ihm anhören, denn er fühle ſich von der Laſt ſeiner Sünden ſo niedergedrückt, daß er meine, nur das Oberhaupt der chriſtlichen Kirche könne von Gott ermächtigt ſein, ſo ſchwere Sünden zu vergeben.

Der Papſt nahm ſeine Bitte mit großer Milde auf und ſprach zu ihm: „Wenn Du aufrichtig Deine Sünden bereueſt, und bereit biſt, Buße zu thun, ſo wiſſe, daß Gott langmüthig und barmherzig iſt. Er vergiebt dem reuigen und bußfertigen Sünder.“ Er beſtellte ihn auf den nächſten Morgen, damit er ihm dann ſein ganzes Sündenbekenntniß ablegen ſollte. Indem ſich Tannhäuſer nach dieſen Worten von ſeinen Knieen erhob, ſagte er: „Heiliger Vater, Ihr werdet ſchwere Vergehen erfahren, denn wer, wie ich, ſo viele Jahre in dem verrufenen Venusberge lebte —“

„Was?“ rief Papſt Urban ganz entſetzt, „Du warſt Jahre lang in dem Heidenberge? Nein, komme mir nicht wieder vor die Augen. Solche Sünde iſt zu groß. Dir wird ſo wenig jemals vergeben werden, ſo wenig als dieſer dürre Stecken je wieder grünen wird von friſchem Laube. Geh', Unglücklicher! Du biſt für die Ewigkeit verloren.“ Dabei ſtieß er ſeinen Stab in die Erde und ging in ſeinen Palaſt zurück.

Verzweifelnd rannte der Tannhäuſer von dannen. „Was ſoll ich nun anfangen?“ fragte er ſich. „Bin ich und bleibe ich doch ewig ver-

loren, ſo bleibt mir Nichts übrig, als nach meinem früheren Aufenthalte zurückzukehren.

Drei Tage, nachdem Papſt Urban den Stab in die Erde ſeines Gartens geſtoßen, ging er zufällig wieder an derſelben Stelle vorüber und ſah mit Beſtürzung den Stab in friſchem Laubſchmucke grünend vor ſich ſtehen. Da rief er ſogleich ſeine Diener und befahl, daß Boten ausgeſandt werden ſollten, die in der Stadt und der ganzen Umgegend den Tannhäuſer aufſuchen ſollten.

Der unglückliche Tannhäuſer ward aber nicht gefunden. Er war ſchon in der Verzweiflung über die verſagte Vergebung wieder in ſein ſündiges Freudenleben zurückgekehrt.

Papſt Urban aber ſoll nun ſelbſt bittere Reue über ſeine Strenge gefühlt haben, da er an ſeinem grünenden Stabe erkannt, daß Gott ſelbſt die größeſte Sünde dem wahrhaft Reuigen und Bußfertigen vergiebt. Sollten Menſchen ſtreng verdammen, wo Gott vergiebt?

Die Sage von dem getreuen Eckart bei dem wilden Zuge der Frau Holla.

3.

Es geſchah in der Zeit der Weihnachtsfeiertage, da ſaßen in dem Dorfe Schwarza im Thüringerwalde ein paar gute Nachbarn bei dem Schmiedemeiſter Merolf in vertraulichem Geſpräche in ſeiner Wohnſtube. Der kurze Winternachmittag neigte ſich ſchon zum frühen Abende hin, da ſprach Merolf zu ſeinen Freunden: „Iſt es nicht beſſer, daß wir hier in ruhigen Geſprächen beiſammen ſitzen? Die meiſten Männer des Dorfes ſind jetzt wieder drunten im Bierhauſe verſammelt, wo es nie zu einer vernünftigen Unterhaltung kommt. Das iſt dort ein Gewühl und Geſchrei; Jeder will den Andern etwas erzählen und meint, was er ſagen will, wäre das Wichtigſte, was ſie hören könnten. Einer überſchreit den Andern, ſie zanken ſich, ſchelten einander und das Ende vom Liede iſt eine tüchtige Schlägerei.“

Die Nachbarn ſtimmten ihm gern bei, doch fügte Gevatter Claus entſchuldigend hinzu: „Man trinke doch zuweilen gern ſein Glas Bier, und wer keines im Keller zu Hauſe habe, der müſſe eben ins Bierhaus gehen und dort trinken.“ — „Nun, da läßt man ſich doch lieber ſeine Kanne holen und trinkt ſie zu Hauſe und läßt die Frau und Familie

Die Sage von dem getreuen Eckart.

mit genießen!“ verſetzte Merolf und wandte ſich gleich und rief ſeinen beiden Jungen: „Fritz! Wilm! kommt, Ihr Buben, da habt Ihr Geld, und da drinnen in der Kammer ſtehen die zwei zinnernen Kannen, die nehmet und lauft ſchnell ins Bierhaus und laßt ſie füllen. Heimwärts aber geht bedächtig, lauft nicht, daß Ihr nicht ſtolpert oder gar fallet und das Bier verſchüttet. Jetzt flugs fort!“

Die Knaben gingen fröhlich fort und freuten ſich ihres Auftrages. Sie wußten, daß der Vater heute beſonders guter Laune ſein müſſe, wie er ſelten war, denn er hielt ſie in ſtrenger Zucht.

Sie ließen ſich die Kannen füllen und machten ſich ohne Aufenthalt auf den Rückweg. Sie waren noch nicht von der Hauptſtraße in ihre Nebengaſſe gekommen, da hörten ſie aus kleiner Entfernung ein lautes Getümmel näher kommen; zugleich ſahen ſie, daß alle Leute aus den an die Straße ſtoßenden Häuſern herauskamen und die Straße erfüllten. Da blieben ſie auch ſtehen und ſchauten neugierig zurück. Der Lärm kam immer näher, ein dichter Menſchenhaufen wälzte ſich in unordentlichem Zuge daher. Es war ein wildes, halb wüthendes Heer. Doch voraus ging mit gemeſſenen Schritten ein bejahrter, ehrwürdig ausſehender Mann mit einem langen weißen Stabe. Er winkte die Leute, die ſich mitten auf der Straße geſammelt hatten, auf die Seite und warnte ſie, den Weg nicht zu verſperren. „Geht auf die Seite!“ riefen da die Dorfbewohner einander zu. „Wißt Ihr denn nicht? Das iſt ja der Geiſt des getreuen Eckart, der immer noch die Unachtſamen und Leichtſinnigen warnt, daß ſie keinen Schaden nehmen.“

Die beiden Knaben hatten ſich mit ihren Kannen ſcheu in einen Winkel neben der Straße gedrückt, um den Zug an ſich vorüber zu laſſen. Da kamen nun allerlei wunderliche Leute zu Fuß und zu Pferde, und ſie ſahen zu ihrem Erſtaunen dabei einen Reiter auf einem Pferde, das nur zwei Füße hatte. Andere ſaßen aber ohne Kopf auf dem Pferde, Andere hielten den Kopf unter dem Arme, noch Andere ſaßen umgekehrt, das Geſicht nach hinten gewendet. Auch ein großes Rad wurde dahin gewälzt, auf das ein Menſch gebunden war und ſo fortgerollt wurde. Zwiſchen durch drängten ſich ganze Haufen zu Fuße in den abenteuerlichſten Verzerrungen. Der Eine hatte den einen Fuß auf die Schulter gelegt, um ihn ausruhen zu laſſen, und hüpfte dennoch mit dem ſchnell ziehenden Haufen fort. Auch Manche waren darunter, von denen man beſtimmt wußte, daß ſie vorlängſt ſchon geſtorben waren. Wild und toll trieben ſich Alle johlend, ſchreiend, lachend, ſcheltend in wüſtem Gemiſch vorüber.

Einige aus der Menge der Weiber, die eben so toll und ausgelassen mitzogen, erblickten die Knaben mit ihren Kannen und stürzten augenblicklich auf sie zu, rissen ihnen die Kannen aus den Händen und tranken abwechselnd daraus. Obgleich die Knaben mit besorgten Mienen zusahen, hatten sie doch nicht den Muth gehabt, sich zu widersetzen. Aengstlich schweigend sahen sie zu, wie sie mit gierigen Zügen tranken, bis nur noch die Neige darin war. Die Weiber reichten ihnen flüchtig die Kannen wieder und eilten schreiend und lachend dem Zuge nach.

Als der ganze Zug endlich vorüber war, standen die beiden Knaben noch traurig da. „Wie wird es uns ergehen, wenn wir heimkommen ohne Geld und ohne Bier?" fragten ihre Blicke. Da kam der alte Mann mit dem weißen Stabe, den die Leute auf der Straße lobend den getreuen Eckart genannt hatten, wieder zurück zu ihnen und sagte: „Das war ein Glück für Euch, für das Ihr Gott dankbar sein müßt, daß Ihr kein Wort gesprochen habt. Die tollen Weiber hätten Euch wohl gar die Hälse herumgedreht. Geht nun nur getrost nach Hause, verrathet aber keinem Menschen, daß sie Euch das Bier ausgetrunken haben. Wenn Ihr recht verschwiegen seid, so werden sich Eure Kannen wieder füllen." Nach diesen Worten ging er weg, dem Zuge nach.

„Der hat gut reden!" sagte Fritz halb unwillig. „Wir kommen nun doch einmal mit den leeren Kannen, und wenn wir auch nicht einmal sagen dürfen, warum sie leer sind, so kriegen wir eine tüchtige Tracht Prügel. Du weißt, wie der Vater ist. So gut er mit uns ist und so lieb er uns ja doch hat — aber wenn man gar Nichts antworten kann und darf, da wird er zornig. Ich hätte gute Lust und ginge gar nicht heim, sondern versteckte mich, bis die ärgste Hitze vorbei ist." Wilm aber war anderer Meinung und brachte den Bruder auch dahin, daß sie miteinander heimgingen und ihre Kannen auf den Tisch stellten.

Sie wurden sogleich mit den Worten empfangen: „Wo bliebt Ihr so lange? Zwei Kannen Bier sind doch gleich gefüllt. Oder hat es vielleicht erst gebraut werden müssen?" Sie hatten sich gleich in die Ecke geschlichen. Merolf nahm nun eine der Kannen und sagte: „Gevatter, ich bring's Euch zu." Dann setzte er sie an den Mund und trank in vollen Zügen, setzte sie dann vor den Gevatter und sagte: „Da: Prost! Das ist einmal doch ein gutes Bier!" Nachdem sie Alle getrunken hatten, sagte Kunz: „Ich hätt's dem krummen Jost gar nicht zugetraut, daß er ein solches Bier brauen könnte."

Die Knaben in ihrem Winkel sahen sich bedeutsam einander an und Fritz flüsterte seinem Bruder heimlich zu: „Es muß doch noch viel in

der Kanne geweſen ſein; ſie haben Alle davon getrunken und ſie iſt noch nicht leer.“ Aber Wilm antwortete: „Nein, es war nur noch ein kleiner Reſt drinnen. Aber hat uns der Alte mit dem weißen Stecken nicht geſagt, die Kannen würden ſich wieder füllen, wenn wir recht ſchweigen könnten?“

Die drei Männer rühmten fort und fort den trefflichen Trunk und die Kanne ging in immer kürzerer Unterbrechung von Mund zu Mund. Da rief Merolf auch die Knaben herbei und ſagte: „Nun, Ihr dürft auch einmal einen Schluck nehmen, weil Ihr ſo gutes Bier gebracht habt. Darum ſoll Euch auch Euer langes Ausbleiben vergeſſen ſein.“ Sie tranken fröhlich und gingen dann wieder in ihre Ecke. Nach einer Weile kam auch die Frau Meiſterin herein. „Komm Alte!“ rief ihr Merolf zu. „Da trinke auch einmal mit.“ Und ſie trank auch ein wenig. Später kamen die beiden Schmiedeknechte, und der Meiſter, der durch den oft wiederholten Trunk in guter Laune war, ließ auch ſie Beſcheid thun. Er reichte ihnen die Kanne hin und als Beide getrunken hatten, ſagte der Eine: „Da habt Ihr ein beſſeres Bier, Meiſter, als das war, was wir eben bei dem krummen Joſti getrunken haben.“ — Merolf lachte und wandte ſich zu den Knaben. „Wo habt Ihr das Bier geholt, Buben?“ — „Ei,“ antwortete Fritz, „beim Joſt; es giebt ja ſonſt kein Bier im ganzen Dorfe.“ — „Das kann ſein,“ erwiderte der Knecht, „aber beſſer ſchmeckt mir's doch, als das in der Bierſtube.“ — „Gelt?“ neckte der Meiſter, „gelt, es ſchmeckt beſſer, weil es hier Nichts koſtet?“

Es war dunkel geworden, die Meiſterin hatte ſchon längſt die brennende Lampe gebracht, aber die Männer ſaßen immer noch vergnügt beiſammen und lobten durch Wort und That das treffliche Getränke. Da ſtand Merolf plötzlich, wie erſchrocken, auf und fragte: „Was iſt denn Das?“ — „Was denn?“ fragte der Gevatter. „Wir trinken nun ſchon ſo lange und immer aus der nämlichen Kanne, und ſie wird gar nicht leer. Ich meine, wir hätten ſchon drei ſolcher Kannen leer getrunken. Laß ſehen!“ — Mit dieſen Worten nahm er die Kanne, hielt ſie an das Licht und rief erſtaunt: „Ihr Männer, das geht nicht mit rechten Dingen zu! Seht, die Kanne iſt ja noch ganz voll!“

„Mutter!“ rief er nun ſeiner Frau, „betrachte die Kannen. Sind das die unſrigen? Nicht wahr, ſie ſind verwechſelt? Die unſrigen haben ſich doch nie von ſelbſt gefüllt.“ Sie erkannte ſie für die ihrigen. „Das iſt Zauberei!“ rief Merolf nun. Auch die Meiſterin, die Nachbarn und die Knechte waren vor Erſtaunen ſtumm. Sie konnten nicht begreifen,

wie das möglich ſei, daß ſie, obgleich Alle aus der Kanne getrunken hatten, doch noch gefüllt war.

„Her da, Ihr Buben!“ rief jetzt der Meiſter. „Geſteht, was mit der Kanne vorgegangen iſt.“ Sie ſchwiegen Beide. „Soll ich Euch die Mäuler aufthun lehren?“ fuhr er fort. „Geſteht gleich, oder Ihr kriegt das Röhrchen zu fühlen!“ Nach langem ängſtlichen Zögern erzählten ſie, wie ſie in den Zug des wilden Heeres gerathen wären, wie die tollen Weiber ſie entdeckt und ihnen die Kannen aus den Händen geriſſen und bis auf die Neige leer getrunken, wie aber der Alte mit dem langen, weißen Stecken ihnen gerathen habe, keinem Menſchen etwas davon zu ſagen, weil ſonſt die Kannen leer würden.

Nun wußten die Männer aber, daß dieſer wilde Zug der Weihnachtszug der Frau Holla geweſen, und daß der Alte mit dem Stabe, der immer vorausgehe und warne, der getreue Eckart ſei.

„Wenn das Bier von dem getreuen Eckart kommt, dann darf man es auch ohne Bedenken trinken,“ ſagte darauf Merolf ganz beruhigt. „Der treue, ehrliche Alte iſt ja kein ſchlimmer Geiſt. Kommt denn, und laßt uns auf ſein Wohl noch Eines herumtrinken.“ Er ergriff die Kanne und ſetzte ſie an den Mund — ſie war aber leer, auch aus der andern, die ſie noch gar nicht benutzt hatten, war alles Bier verſchwunden.

„Ja, ja,“ ſagte da Nachbar Claus lächelnd, „die Kinder haben es ja verſchweigen ſollen. Hättet Ihr ſie nicht gezwungen, die Sache zu verrathen, ſo hättet Ihr noch lange von dem guten Biere trinken können. Künftig müſſen wir uns nun mit dem ſchlechten des krummen Joſt begnügen.“ — „Gut,“ fügte Merolf hinzu, „ſo haben wir doch heute unſer Gutes genoſſen.“

Riesengeschichte oder König Eginhard von Böhmen.

Erstes Kapitel.

Vor alten Zeiten herrschte in Böhmen ein König, der war Eginhard genannt. Er hielt seinen Hof auf dem Hradschin zu Prag. Einst saß er mit seinen vornehmsten Hofleuten bei der Tafel und schien in tiefen Gedanken verloren, und als er von seinem Hofmarschall Dietlieb nach der Ursache seines ernsten Nachdenkens gefragt wurde, antwortete er: „Ich habe nun die Feinde meines Reiches alle ringsumher durch die Gewalt meiner Waffen besiegt und zur Ruhe gebracht, und da denke ich eben darüber nach, was ich in Zukunft treiben soll. Es ist mir nicht gegeben, unthätig dazusitzen und die Hände in den Schooß zu legen. Wir werden eben künftig das Waidwerk tüchtig treiben müssen und die Wälder von Wölfen und Bären und Füchsen reinigen."

Der Hofmarschall lächelte und sprach: „Mein Herr und König, ich wüßte Euch einen andern Rath. Ihr solltet Euch eine schöne und edle Gemahlin suchen, und mit dieser Eure Hofhaltung, obgleich sie eines reichen Königs schon würdig ist, doch noch prachtvoller einrichten und Euch bei glänzenden Hoffesten mit allerlei Kurzweil vergnügen und auf diese Weise Euer Leben in freudiger Zerstreuung hinbringen. Eine Gemahlin würde durch ihren freundlichen Umgang und durch ihren nothwendigen Hofstaat ein ganz neues Leben in diese Eure Burg bringen. Und würde Euch Gott dann gar einen Sohn schenken, so wüßtet Ihr doch, wem Ihr dereinst Eure Krone hinterlasset."

König Eginhard stimmte diesem Rathe bei. „Aber," sprach er, „es ist leicht gesagt: Nimm eine Gemahlin! Wo finde ich aber eine Solche, die würdig wäre, den Thron mit mir zu theilen? Wo sitzen die schönen und edeln Königstöchter, nach denen ich nur die Hand auszustrecken brauche, um sie heimzuführen?" Dietlieb erwiderte: „O, das wäre doch

ein Leichtes, eine Königstochter zu finden, die es würdig wäre, Eure Gemahlin zu werden. Ich selbst kann Euch eine nennen. Da ist nämlich die Tochter des Kaisers Otto, die weitgerühmte Adelheide, deren Schönheit noch von ihren Tugenden übertroffen wird."

„Das mag wohl der Fall sein," antwortete der König, „aber ich meine ja gehört zu haben, daß der Kaiser in übertriebener Hochschätzung des Klosterlebens die einzige Tochter gegen ihren Willen in ein Kloster nach Regensburg geschickt habe, wo sie nun als Nonne lebe. Eine Nonne aber darf das Kloster nicht mehr verlassen, sobald sie einmal eingekleidet ist. Und eine Nonne kann ich doch nicht zur Gemahlin nehmen."

„Ei was!" rief der leichtsinnige Höfling. „Nonne hin, Nonne her! Darum muß sich ein mächtiger Herr, wie Ihr, nicht kümmern. Wenn sie nur sonst eine passende Gemahlin für Euch ist. Den Kaiser dürft Ihr freilich nicht um ihre Hand bitten. Mit List müßt Ihr sie zu bekommen suchen. Ich verspreche Euch, wenn Ihr mir vierzig Eurer kühnsten und treuesten Ritter mit ihren Knechten gebet, so bringe ich Euch in wenigen Wochen die schöne Kaiserstochter hierher an Euern Hof!"

Alle Anwesenden stimmten dem Rathe Dietlieb's zu und beklagten einstimmig die edle Kaiserstochter, daß sie gegen ihren Willen in ein Kloster eingesperrt wäre. König Eginhard ward aber nach diesen Reden von verschiedenen Gefühlen bewegt. Sowohl der Wunsch, die so sehr gerühmte Adelheide als seine Gemahlin an seinem Hofe zu haben, als auch dagegen die Sorge, daß er sich, wenn er sie durch irgend eine List oder durch Gewalt aus dem Kloster entführe, den Haß und die Feindschaft des mächtigen Kaisers zuziehen werde, kämpften lange in seinem Innern. Endlich siegte sein Wunsch über die Furcht, und er willigte ein und ließ Herrn Dietlieb mit vierzig bewährten Rittern nach Regensburg ziehen. Er gab ihm zu seiner Rechtfertigung bei Adelheiden einen Brief an sie mit.

Um kein Aufsehen in der Stadt zu erregen, zogen die Ritter bei Nacht ab und wendeten sich in möglichster Eile nach dem Böhmerwalde, den sie auf den damals noch ungebahnten Wegen mühsam durchzogen. In der Nähe der Stadt Regensburg wurde in einem Walde Halt gemacht. Sie erhielten von Dietlieb den Befehl, sich hier zu lagern, gute Wachen auszustellen und auf seine Rückkehr zu warten. Er selbst ritt nun in die Stadt nach dem Kloster Obermünster, in welchem die Jungfrau Adelheide lebte.

Hier gab er sich für einen Diener des Kaisers aus, und weil die Aebtissin von dem Kaiser noch große Schenkungen für das Kloster er-

wartete, nahm ſie für den kaiſerlichen Boten alle mögliche Rückſicht. Da er vorgab, er habe von dem Kaiſer einen geheimen Auftrag an ſeine Tochter auszurichten, geſtattete ſie ihm ſogar, zu der Nonne in ihre Zelle zu gehen.

Die edle Kaiſerstochter war wider ihre eigene Neigung, nur dem Gebote ihres Vaters gehorſam, ins Kloſter gegangen und hatte bisher die Vorſchriften des Ordens, das Faſten, Geiſeln, die Unterbrechung des Schlafes zu nächtlichen Kirchenbeſuchen und dergleichen geiſtliche Uebungen mit immer wachſendem Unmuthe ertragen. Ihr täglicher Wunſch war nur, wieder aus dem Kloſter herauszukommen, und ſtatt ſeiner traurigen Qualen die Freuden des Hofes genießen zu dürfen. Als ſie daher die Nachricht erhielt, daß ein Bote von ihrem Vater gekommen ſei, der ſie in geheimen Aufträgen zu ſprechen habe, da lebte ſie ordentlich neu auf, denn ſie glaubte, ihr Vater wollte ſie aus dem Kloſter zurückrufen und wieder an ſeinen Hof bringen laſſen. Sie empfing daher den Hofmarſchall mit hoffender Freude.

Seine Anrede ſchien ihre Hoffnung zu beſtätigen, denn er trat mit den Worten vor ſie: „Hochedles Fräulein, es war großes Unrecht, daß Euer Vater, der mächtige Kaiſer, Euch zu dem Kloſterleben hierher verbannt hat.“ — „Bereut er es?“ fragte ſie. „O, Gott ſei dafür geprieſen!“ Dietlieb ſuchte aber ihre Aufregung zu beruhigen. Er rieth ihr, doch ja vorſichtig und ſtille zu ſprechen, wie er auch ganz leiſe ſprach, damit ihre Worte nicht etwa von neugierigen Lauſchern vernommen würden. Dann fuhr er fort, ihr Loos zu beklagen, daß ſie den Himmel durch ein Leben zu erwerben ſuchen müſſe, das nur aus Qual und Leiden beſtehe, während er ihr einen Weg zum Himmel zeigen wolle, der weit beſſer und anmuthiger ſei. „Wiſſet,“ ſetzte er hinzu, „daß ich nicht von Euerm Vater geſchickt bin, ſondern von Eginhard, dem edeln und tapfern Könige von Böhmen.“

Bei dieſer Nachricht überzog eine hohe Röthe ihr ſchönes Geſicht. Sie hatte an dem Hofe ihres Vaters die großen Heldenthaten Eginhard's oft rühmen hören und wußte, daß Kaiſer Otto ihn auch um ſeiner übrigen Tugenden willen immer hochgeachtet hatte. Dietlieb reichte ihr nun den Brief ſeines Herrn, ſagte ihr, wie er alle Vorkehrungen zu ihrer Flucht aus dem Kloſter getroffen, und bat ſie im Namen ſeines Herrn, ſie möchte ſich doch ſchnell entſchließen. Er rühmte ihr zugleich die Freude des Königs und das Frohlocken der Bewohner ſeines Landes, wenn er ſie glücklich nach Prag bringen würde.

Nachdem ſie Eginhard's Brief geleſen hatte, der eine dringende

Werbung um ihre Hand enthielt, faltete sie ihn nachdenklich zusammen und sprach: „Ihr habt ein gefährliches Unternehmen gewagt. Bedenkt, ich bin eines Kaisers Tochter und überdies eine Nonne. Wie wird mein Vater meine Flucht ansehen? Ich kenne sein stolzes und hartes Gemüth und zugleich seine Achtung und Ehrfurcht vor der Kirche und ihren Satzungen. Er wird mich und Euern Herrn unversöhnlich verfolgen und strafen. Und dennoch möchte ich so gern das verhaßte Klosterleben verlassen! Was soll ich thun?"

Herr Dietlieb sah, daß sie schwankte und brachte es nun durch seine Ueberredungskunst dahin, daß sie sich endlich entschloß, mit ihm aus dem Kloster zu entfliehen. Er ging nun aus der Zelle, und als ob er seinen Auftrag ausgerichtet hätte, empfahl er sich bei ihr. Sie aber begleitete ihn, wie sie verabredet hatten, nach dem Klosterhofe zu seinen Pferden, die ihm sein Diener am Zaume entgegenführte. Auch die Aebtissin und zwei Priorinnen kamen zu gleicher Zeit in den Hof, ihm zum Abschiede ihre Achtung zu bezeigen. Da neigte er sich verabschiedend tief vor der Aebtissin. Aber indem er sich wieder aufrichtete, umfaßte er Jungfrau Adelheide, hob sie schnell auf das eine der Pferde, er selbst schwang sich auf das andere, der Diener hielt sich fest an dem Steigbügel und in vollem Galopp sprengten sie zum Klosterthore hinaus.

Die Aebtissin und die Priorinnen standen anfangs starr und stumm. Sie trauten ihren Augen nicht und begriffen nicht, was sie sahen. Dann aber, als es ihnen klar ward, daß das nichts Anderes als die Entführung einer Nonne aus dem Heiligthume des Klosters sei, da erhoben sie ein entsetzliches Wehgeschrei. Alle Nonnen und Schwestern liefen mit gleichem Geschrei zusammen. Man hörte den Lärm in der Stadt, man hatte den Ritter und die Nonne durch die Straßen galoppiren hören, die Bürger liefen zusammen und endlich wollten sie Hilfe leisten, sperrten die Straßen mit Ketten und mit quer über den Weg geschobenen Wagen — aber vergeblich! Die Flüchtigen waren schon glücklich vor die Stadt entkommen und eilten dem Walde zu, wo sie alsbald von lautem Freudengeschrei der ihrer harrenden Ritter und Knechte begrüßt wurden.

Sogleich brach das kleine Lager auf und nun ging's mit möglichster Eile durch den Böhmerwald nach Prag zu. Auf dem Wege geleitete Dietlieb und seine Begleiter ihre künftige Königin mit großer Ehrerbietung und sorgten mit der größten Aufmerksamkeit für ihre Bequemlichkeit und Aufmunterung, wenn sie sich manchmal in tiefem und sorgenvollem Nachsinnen verlor.

Bei ihrer Ankunft in Prag ward ſie von dem Könige und allen Hofherren aufs Freundlichſte willkommen geheißen. Sogleich wurde ihre Vermählung anberaumt und dann aufs Feſtlichſte und Prächtigſte gefeiert. Da gab es große Turniere und Waffenſpiele aller Art und Jedermann wurde als Zuſchauer zugelaſſen, wer ſich von Rittern, Knechten und Reiſigen, oder auch von der Bürgerſchaft aus der Stadt auf der Burg zuſammendrängte.

Zweites Kapitel.

An des Kaiſers Hof aber herrſchte große Beſtürzung und Trauer, als ſich die Nachricht verbreitete, daß des Kaiſers Tochter ohne Wiſſen und Willen ihres Vaters aus dem Kloſter entführt worden war. Man wollte anfänglich der unverbürgten Sage keinen Glauben ſchenken, als jedoch auch die Anzeige und die Klage über den Vorgang von der Aebtiſſin einkam, und die nähere und gewiſſe Kunde verbreitet wurde, daß Adelheide an König Eginhard's Hofe als ſeine Gemahlin lebe, da entbrannte Kaiſer Otto in furchtbarem Zorn und beſchloß, Böhmen mit ſeinen Kriegsheeren zu überziehen, ſich das ganze Land zu unterwerfen und den König, wenn er mit dem Leben den Krieg überſtehe, zu ſeinem geringſten Diener zu erniedrigen. Alle ſeine Räthe waren mit dieſem Vorſatze ihres Herrn einverſtanden.

Er machte alsbald große Zurüſtungen zum Kriege, warb dreißigtauſend Mann Kriegsknechte an und zog ſelbſt an ihrer Spitze gegen Böhmen. Dort war man aber in ſehr großer Angſt, denn man hatte nur ein ſehr kleines Heer zum Widerſtande bereit. Kaiſer Otto brach bald in Böhmen ein, verwüſtete das Land, brannte Städte und Dörfer nieder, und wo er hinzog, da zog der Schrecken vor ihm her.

Die Böhmen aber erhoben ſich in großer Unzufriedenheit über Alles, was ſie durch den Krieg zu ertragen hatten. Selbſt in Prag ſtanden die Bürger auf gegen ihren König. „Er iſt allein an all dem Unheil Schuld!“ murrten ſie untereinander. „Konnte er nicht eine andere Gemahlin wählen? Das ſind nun die Folgen des Kirchenraubes, den er begangen, indem er eine Gott geweihte Nonne aus dem Kloſter entführen ließ.“

Solche Vorwürfe vernahm auch König Eginhard. „Die Leute haben Recht,“ ſprach er da bei ſich. „Aber wer iſt der Urheber meines Vergehens? Nur Dietlieb hat mich dazu überredet.“ Und in ſeinem Zorne ließ er den Höfling rufen und fuhr ihn an: „Du biſt's, der dieſen Fluch auf mein Land gebracht hat! Du biſt es, nicht der Kaiſer, der

ſo viel unſchuldiges Blut in meinem Lande vergißt. Darum will ich in Dir der Welt ein Beiſpiel geben, welchen Lohn leichtfertige Höflinge zu erwarten haben.“ Mit dieſen Worten zog er ſein Schwert und ſtieß es ihm durch die Bruſt, daß er lautlos niederſank.

Adelheide, des Königs Gemahlin, hoffte ihres Vaters Zorn zu beſänftigen und ſchrieb ihm einen beweglichen Brief, in welchem ſie die ganze Schuld auf ſich nahm und in tiefer Reue um Vergebung ihres unbedachten Schrittes bat, ihn auch der Reue ihres Gemahls verſicherte, der ja den falſchen Rathgeber Dietlieb deshalb ums Leben gebracht habe. Sie bat ihn um Vergebung und um Gnade.

Der Kaiſer antwortete ihr, daß er ihr zwar Gnade erweiſen wolle, aber ihren Gemahl werde er gefangen zu nehmen ſuchen, ihn feſſeln und ihm endlich das Haupt abſchlagen laſſen. Er verlangte noch von ihm, daß er ſich ſogleich in ſeinem Feldlager vor Schildheiß einfinden ſollte; wenn er aber nicht erſcheine, ſo drohete er, auf dem Lande und in den Städten Nichts am Leben zu laſſen und Alles mit Feuer und Schwert zu verheeren. Seine Gnade gegen ſie werde ſich aber nur darauf beſchränken, daß er ſie nicht am Leben ſtrafe; er werde ſie jedoch wieder in ihr Kloſter zurückſchicken, hinter deſſen Mauern ſie bis an ihr Lebensende verborgen bleiben müſſe.

In bittern Thränen flüchtete ſich Adelheide mit ihrem königlichen Gemahle nach Empfang dieſes keineswegs einladenden Schreibens aus Prag, und da ſie keinen verborgenern Schlupfwinkel kannten, begaben ſie ſich nach der Burg Schildheiß, die ganz verſteckt im Böhmerwalde lag und wohin nur ein einziger unbetretener Waldpfad führte. Heimlich hatten ſie ſich zwiſchen den in einiger Entfernung davon lagernden kaiſerlichen Heereszügen durchſchleichen müſſen. Aber ſie kamen mit einigen Rittern und Knechten glücklich an, und es gelang ihnen auch, einen guten Vorrath an Speiſen und Getränken unbemerkt einzubringen. Die Burg war zwar nicht mehr in ganz gutem Stande, doch fanden ſie hinlänglichen Raum für ſich und die Dienſtleute. Wenn dieſer Zufluchtsort auch nicht feſt genug war, einem Angriffe langen Widerſtand zu leiſten, ſo war er durch ſeine Lage zwiſchen hohen Bergen und ſteilen Steinklippen, durch den Mangel eines gangbaren Weges und durch die undurchdringliche Waldung doch vor feindlichem Beſuche ziemlich geſichert. Auch kam von allen Ereigniſſen in Böhmen keine Kunde dahin. Doch ſtellte der flüchtige König zur Vorſorge einen Wachtpoſten auf dem noch gut erhaltenen Thurme auf, der fleißig umherſpähen mußte, ob nichts Verdächtiges nahe.

So lebten sie in aller Stille schon einige Zeit in ihrer Verborgenheit; da hörte Herr Eginhard eines Tages ein Glöcklein, das in gar nicht großer Entfernung von dem Schlosse geläutet wurde. In besorgter Aengstlichkeit schickte er einen seiner Ritter, den Herrn von der Laune, auf Kundschaft aus. Dieser kehrte nach langem Umherschweifen endlich in Begleitung eines Einsiedlers zurück. „Kennt Ihr den Paul nicht mehr?“ fragte dieser, als er vor den König geführt ward. „Ich bin ja der Paul Dornbusch, der als Ritter unter Euerm Herrn Vater gedient und manchen Heereszug mit ihm gemacht hat.“

Eginhard erinnerte sich noch des getreuen Dieners und erhielt von ihm das Versprechen, von Zeit zu Zeit nach der Burg zu kommen und ihm Botschaft von Allem zu bringen, was er auf seinen Gängen in der Umgegend erfahren könne. Durch ihn erfuhr er nun bald, daß Kaiser Otto bis nach Prag gekommen, und weil er seinen Feind dort nicht gefunden, nun wieder umgekehrt sei und das ganze Land verwüste, auch einen Eidschwur gethan: wenn er ihn finde, so müßte er ihm jedes Mal, wenn er auf sein Pferd steigen wolle, als Fußschemel dienen.

Auf diese Nachricht hin ließ König Eginhard seinen Bart lang wachsen und legte das Gewand eines gewöhnlichen Rittersmannes an, damit er nicht leicht erkannt werden könne. Auch ordnete er an, daß ihn alle Bewohner des Schlosses, wenn etwa fremde Personen kämen, für einen Edelmann ausgeben und also mit ihm sprechen sollten. Frau Adelheide weinte aber in jenen Tagen sehr viel und betete viel und mit größerer Inbrunst und Andacht, als sie einst in ihrem Kloster gebetet hatte.

Drittes Kapitel.

Kaiser Otto hatte ganz Böhmen durchzogen, und da auch die Bewohner des Landes nicht wußten, wohin ihr König sich verborgen hatte, so war alle seine Mühe und genaueste Nachforschung vergebens. Er beschloß daher, wieder nach Hause zurückzukehren und ihn auf andere Weise durch irgend eine List zu fangen. Auf diesem Zuge verirrte er sich einst mit seinem Schildknappen so sehr in dem dichten Waldgebirge, daß sie nicht mehr wußten, wo sie waren, noch wohin sie sich zu wenden hätten, um aus der Wildniß herauszukommen. Da war kein Ausweg zu sehen und Nichts zu hören, als das Geheul hungriger Wölfe und das Brummen der Bären. Auch begann die Nacht schon hereinzubrechen und sie fürchteten, ohne Obdach in dem unheimlichen Walde bleiben zu müssen.

Sie ſtiegen ab und führten ihre Pferde, und der Schildknappe ſtieß je und dann in ſein Horn. Da kam aber nie eine Antwort, nur das Brummen und das Geheul der Thiere ließ ſich vernehmen.

Da, in ſeiner Angſt und Noth, ward der ſonſt ſo barſche und harte Mann etwas weicher und milder geſtimmt. „Iſt das nicht die Strafe, weil ich mich ſo blutig an dem Volke dieſes Landes verſündigt habe?“ So fragte er ſich und fuhr dann fort: „Und gegen die eigene, die einzige Tochter konnte ich ſo unbarmherzig ſein, obgleich ſie und ihr Mann mich ſo demüthig um Gnade angefleht haben. Zerreißen mich die wilden Thiere, ſo wird es die Nachwelt als eine verdiente Strafe für meine Unbarmherzigkeit halten.“ Indem er ſo dachte, kamen drei Wölfe auf ſie zu. Sie ſtellten ſich ihnen zur Wehr entgegen und erlegten den vorderſten durch tapfere Schwertſtreiche. Die beiden andern entflohen. Sie zerſtückten den erlegten, doch als ſie nach ihren Pferden ſehen wollten, waren dieſe von zwei Bären getödtet worden.

Im Schrecken vor den wilden Thieren flüchtete der Kaiſer auf einen nahen Felsberg, den er mit Mühe erkletterte. Sein Schildknappe folgte ihm. Hier wollte der Kaiſer die Nacht über liegen bleiben, weil er auf dieſen ſteilen Felſenſpitzen vor den Wölfen und Bären ſicher zu ſein glaubte. Da erſtieg aber der Knappe einen hohen Tannenbaum bis an den oberſten Gipfel, um ſich nach irgend einer Hilfe umzuſehen. Weil nun der ſchlanke Gipfel des Baumes von der Schwere des Knappen gefährlich hin und her ſchwankte, befahl ihm der Kaiſer wieder herabzuſteigen. Plötzlich rief er aber von ſeinem Baume herab: „Hallo! hallo! Ich ſehe ein Licht. Da müſſen auch Menſchen ſein.“ Indem er ſo ſprach, kletterte er ſchnell herab und forderte ſeinen Herrn auf, ihm zu folgen, um ihn in der Richtung nach dem Lichte zu führen.

Sie gingen in der angezeigten Richtung dem Lichte entgegen, mußten aber, da ſie keinen Weg ſahen, durch Hecken und Stauden ſchlüpfen. Endlich ſtanden ſie vor einer Mauer, an der ſie umher taſteten, bis ſie ein Thor fanden. Es war gut verſchloſſen und als ſie anklopften, erſcholl innen ein lauter Ruf: „Wer da?“ — Kaiſer Otto antwortete: „Wir ſind zwei edle Ritter und auf der Reiſe haben wir uns in der Wildniß ſo verirrt, daß wir keinen Weg und Steg mehr fanden.“ — „Warum habt Ihr denn die Straße nicht verfolgt? Hierher in dieſen Wald führt ja gar kein Weg ab.“ — „Wir haben es vermieden, auf der Straße zu bleiben. Dort wimmelt es von kaiſerlichen Kriegsvölkern, welchen wir ausweichen wollten, um nicht mit ihnen in Ungelegenheiten zu kommen!“ antwortete der Kaiſer. „Seid ſo barmherzig und laßt

uns ein, und beherbergt uns nur die Nacht über. Morgen früh werden wir dann gleich unsere Reise fortsetzen. Unsere Pferde sind uns schon von den wilden Thieren zerrissen worden; wenn wir hier draußen bleiben müssen, so fallen sie uns auch selbst noch an."

„Bleibt!" rief es von innen wieder. „Ich gehe, meinen Herrn zu fragen. Wenn er es erlaubt, so lasse ich Euch ein." Man hörte seine Fußtritte, als er drinnen weiter ging. Nach kurzer Zeit kehrte er wieder und öffnete das Thor. Sie traten ein und wurden in die Halle geführt, wo Eginhard die Gäste freundlich willkommen hieß und ihnen ein Gemach anweisen ließ, in welchem sie schlafen sollten. Ehe sie hineingingen sprach der König zu ihnen: „Ihr werdet vielleicht als Fremdling nicht wissen, was hier Gebrauch ist. Jeder Gast muß am Abende seinen Helm der Wache übergeben, das Schwert aber mit dem Gurt empfängt der adelige Knappe, und Beides wird ihm erst am Morgen wieder zugestellt."

„Ich kenne diese Sitte," antwortete der Kaiser, „und sehe daraus, daß ich hier bei einem wahren Edelmanne Unterkunft gefunden habe."

Mit diesen Worten schnallte er seinen Gurt los und des Königs Leibknappe nahm ihn mit höflichem Neigen in Empfang und ebenso auch von dem Schildknappen und trug sie in des Königs Vorgemach.

Als aber der König Eginhard nun auch in das Vorgemach trat, dessen andere Thür nach dem Schlafzimmer führte, fragte die Königin Adelheide nach der Ursache der ungewöhnlichen Unruhe, die sie gehört habe. Er erzählte ihr, daß zwei fremde Ritter um Obdach gebeten, die er für die Nacht gastlich aufgenommen habe.

Sie konnte von ihrem Lager nach dem Tische im Vorgemach sehen und fragte neugierig: „Was liegt denn dort für ein Schwert?" — „Ei, was für ein Schwert wird es sein?" versetzte der König. „Des Ritters Schwert." Eilig warf sie nun ein Nachtkleid über und kam heraus und betrachtete den Schwertgurt genauer. „Eginhard," rief sie, „das ist meines Vaters Schwert. Diesen Gurt kenne ich genau, ich habe ihn selbst für ihn gewirkt." So sehr erschrocken sie war, ebenso sehr erschrak auch ihr Gemahl. Sie fürchteten, der Kaiser habe diese List gebraucht, um sie in der Burg aufzufinden und durch seine Kriegsknechte am nächsten Morgen in Gefangenschaft wegzuführen.

Er schickte sogleich einige seiner Ritter auf Kundschaft aus, wo das kaiserliche Heer stehe. Diese erfuhren von dem Einsiedler, daß er es etwa zwei Meilen von da hätte vorüberziehen sehen und daß er von

einzelnen Kriegsknechten erfahren, man vermiſſe den Kaiſer und vermuthe, er habe ſich mit ſeinem Schildknappen im Walde verirrt.

Während er dieſe Kunde vernahm, kam auch ein getreuer Schildknappe und erzählte, er habe im Vorbeigehen an der Thüre der fremden Gäſte ein wenig gelauſcht, und aus ihrem Geſpräche vernommen, daß der Eine der Kaiſer ſei und daß dieſer geneigt ſei, dem Könige zu vergeben, was er gegen ihn gefehlt, und daß er bereue, das Land ſo verheert und verwüſtet zu haben. Dann mache er ſich auch Vorwürfe, daß er ſeine Tochter in ſo jungen Jahren gegen ihre Neigung in das Kloſter eines ſo ſtrengen Ordens geſteckt habe.

Auf dieſe Nachricht hin hofften der König und die Königin, der Kaiſer werde ſie doch vielleicht begnadigen, wenn ſie ſich zu erkennen gäben. Eginhard ließ ſich nun Ketten und eiſerne Handfeſſeln bringen und ging damit, begleitet von ſeinen Rittern und Knappen, mit ſeiner Gemahlin vor des Kaiſers Schlafgemach. Hier ſprengte er die Thür und trat ein. Der Kaiſer ſprang aus dem Bette und ſuchte nach ſeinem Schwerte. Da er ſich erinnerte, daß man es ihm abgenommen, ſtürzte er wieder auf ſein Lager und rief: „Verrath! Verrath!“ Da wollte ſein Schildknappe ſich durch einen Sprung aus dem Fenſter retten, doch die Ritter packten ihn und verhinderten ſeine Flucht.

Alle ſtanden einige Augenblicke ſtill. Da richtete ſich der Kaiſer auf ſeinem Lager wieder auf und fragte: „Was wollt Ihr?“ Indem aber traten zwei Edelknaben mit brennenden Fackeln herzu und zwiſchen ihnen Eginhard und ſeine Gemahlin. Und Eginhard warf ſich mit Adelheide vor ihm auf die Kniee und ſprach: „Mein Kaiſer, nehmt dieſe Feſſeln und laſſet uns damit binden. Ich bin Eginhard, den Ihr zu ſtrafen geſchworen, und das iſt Adelheide, Eure Tochter. Straft uns für Das, was wir gegen Gott und gegen Euch geſündigt haben.“ Die fromme Adelheide konnte nicht ſprechen, denn reichliche Thränen erſtickten ihre Stimme.

Da ward des Kaiſers Herz gerührt; er verſuchte einige Mal zu antworten, aber die innere Bewegung hatte den ſonſt ſo kräftigen und harten Mann überwältigt. Endlich breitete er ſeine Arme gegen ſie aus und rief laut: „Kommt, kommt in meine Arme!“ Sie lagen in langer und ſtummer Umarmung. Dann ſprach der Kaiſer: „Alles ſei vergeſſen und vergeben. Du, mein edelmüthiger Sohn, wußteſt, daß ich Deinen Tod wollte. Heute haſt Du Deinen Todfeind in Deiner Gewalt gehabt und haſt ihm das Leben geſchenkt.“

Nun herrſchte laute Freude in dem alten Waldſchloſſe Schildheiß.

Es wurde sogleich ein reichliches Mahl zugerichtet und zur Tafel geblasen, wie es damals an den Höfen Sitte war. Alle priesen Einer den Andern. Da gedachte auch der Kaiser seines Wortes, daß er seinem Schildknappen eine reiche Belohnung für seine Treue versprochen, und forderte ihn auf, sich eine Gnade zu erbitten. Der Schildknappe antwortete: „Mein Kaiser und Herr! Geld und Gut wünsche ich mir nicht. Weil ich aber mein Leben gern im Ritterstande zubringen möchte, so erbitte ich mir von Eurer kaiserlichen Hand den Ritterschlag.“ — „Den sollst Du haben!“ sprach der Kaiser und hieß ihn niederknieen. Er berührte ihm mit leichtem Schwertschlage die Schulter und sprach dann: „Stehet auf, mein Herr Ritter vom Tannenbaum. Denn diesen Namen sollt Ihr von nun an tragen. Wenn Ihr den Tannenbaum nicht erstiegen hättet, so würden wir nicht in dieses Schloß gekommen sein. Darum schenke ich Euch dieses Schloß. Mein Eidam wird dieser Schenkung nicht entgegen sein.“ — „Nein,“ antwortete der König von Böhmen. „Nicht allein das Schloß soll er haben, auch die umliegenden Wälder füge ich hinzu, darin er schöne Gelegenheit findet, seine Jagdlust zu befriedigen.“ Die Königin beschenkte ihn mit einer blauen Straußfeder, die er als ihr Ritter auf seinem Helme tragen sollte.

Am andern Tage wurde ihm Schloß und Wald förmlich zu Eigenthum übergeben. Der Kaiser zog mit seinem Heere nach Hause und König Eginhard und seine Gemahlin kehrten bald darauf in ihre Hauptstadt Prag wieder ein.

Viertes Kapitel.

Der neue Ritter vom Tannenbaum und jetzige Besitzer des Schlosses Schildheiß dachte nun darauf, die alte Burg in allen Theilen wieder herstellen, auch einen ordentlichen Weg zur Verbindung mit andern Orten bahnen zu lassen, um künftig nicht so einsam und von allem Verkehr abgeschnitten zu leben. Er ließ deswegen Werkmeister aller Art kommen, um sich mit ihnen über seine Pläne zu besprechen. Diese machten ihn aufmerksam, daß es vor allen Dingen nöthig sei, die Grundmauern zu untersuchen, ob sie noch so gut erhalten wären, um die neu darauf zu bauenden Gebäude zu tragen. Sie fanden bald, daß hier Vieles auszubessern war, weil die Mauern durch Wind und Regen im Laufe vieler Jahre sehr beschädigt und nie ausgebessert waren. Sie untersuchten dann auch die Keller, deren Gewölbe sie so ungemein zahlreich fanden, wie in keinem andern derartigen Gebäude. Zuletzt kamen

sie an ein sehr großes Gewölbe. Als sie es öffneten, sahen sie zu beiden Seiten an den Wänden zwei sehr große Grabmäler; in der Mitte saß auf einem Thronsessel eine stattliche Mannesgestalt, gleich einem Könige. Ihr Leib leuchtete, als bestehe er aus lauter geschliffenen Edelsteinen. Neben ihr stand eine edle Jungfrau, die dem Könige das Haupt hielt.

Sie zögerten, näher zu treten; aber endlich wagten sie es doch, durch die geöffnete Thür hineinzugehen. Kaum hatten sie aber einige Schritte hineingethan, so verwandelte sich plötzlich die Gestalt der Jungfrau in eine Schlange, die schnell in dem Gewölbe umherfuhr und den ganzen Raum mit Feuerflammen erfüllte. Sie hatten sich aber im ersten Augenblicke dieser Verwandlung furchtsam zurückgezogen und eilten nun zu dem Ritter, ihm die Nachricht von Dem, was sie gesehen hatten, mitzutheilen.

Dieser ging sogleich mit ihnen nach dem Gewölbe und fand Alles so, wie sie ihm geschildert hatten. Weil er aber nicht hineintrat, so verwandelte sich die Jungfrau auch nicht vor ihm, sondern seufzte nur dreimal tief auf. Da schlug er mit der Hand das Kreuz gegen die Thür und verließ schweigend das Gewölbe. Als er hierauf wieder mit ihnen in dem Saale war, erklärte er ihnen, wie es ihm leid sei, daß sie dieses geheimnißvolle Abenteuer in dem Schlosse entdeckt hätten. Hätte er Nichts davon gewußt, so würde er im größten Glücke auf dem Schlosse haben leben können. Nun er aber Kenntniß davon habe, dürfe er nicht darauf wohnen, er müsse denn entweder das Abenteuer bestehen, oder für sich und alle seine Verwandten alles Unglück fürchten. Er wolle aber die Bekämpfung des Abenteuers versuchen.

In der dritten Nacht nahm er ein Licht, das aus indischem Mastix bereitet war, in die Linke; in der Rechten führte er sein gutes Schwert und ging, begleitet von seinem Hunde, einem Bullenbeißer, zu dem Gewölbe. Hier setzte er auf der Schwelle das Licht auf die Erde und warf den Hund, so weit er konnte, hinein. Kaum war dieser darin, so geschah wieder die Verwandlung. Die Jungfrau ward zur Schlange, die sich mit unbegreiflicher Schnelle durch das ganze Gewölbe und an den Wänden desselben in großen Windungen hinauf bewegte und den ganzen Raum mit Feuerflammen erfüllte, die mit langen Feuerzungen besonders gegen die offenstehende Thüre nach dem Ritter hinausleckten, so daß er genöthigt war, schnell zu entfliehen. Er setzte sich auf eine entfernte steinerne Treppe. Da hörte er seinen Hund in dem wallenden Feuermeere jämmerlich winseln und, hätte ihn gern geholt, doch wagte er sich nicht hinein.

Das Feuer wurde aber bald kleiner und kleiner und nach und nach erloſch es ganz. Nun ging er wieder nach dem Eingange; da ſah er, daß die Jungfrau den großen Bullenbeißer wie einen Schooßhund auf dem Arme hielt. Er war lebendig und unverſehrt und ſprang, ſobald er ſeinen Herrn ſah, von dem Arme der Jungfrau herab und eilte in fröhlichen Sprüngen zu ſeinem Herrn. Ungewiß, was er thun ſollte, leuchtete er nun mit ſeinem Lichte an den Wänden des Vorgemaches umher. Es befanden ſich hier viele alte Grabſteine und Tafeln mit Inſchriften, die ihn überzeugten, daß hier einſt ein Begräbnißplatz geweſen. Indem er mit ſeinem Lichte ſich nach einer andern Seite wandte, erblickte er eine viereckige Säule, an der eine weiße Marmortafel hing. Sie trug folgende Inſchrift: „Armer Ritter! Das Glück wird Dich fliehen. Du und Dein Geſchlecht ſoll untergehen. Hätteſt Du mein Feuer nicht geſcheut, das keinem lebenden Geſchöpfe ſchädlich iſt, ſo hätteſt Du erfahren, was Dich beglücken konnte. Aber Du haſt Dein Glück durch Deine Furcht verſcherzt.“

Traurig ging er nun zurück und erklärte den Werkleuten, daß er nun an dem nächſten Abende und in der Nacht noch einen Verſuch machen wolle, das Abenteuer in dem Gewölbe zu beſtehen, und bot ihnen einen Theil ſeines Gewinnes, wenn ſie noch ſo lange bei ihm bleiben würden.

Die Hoffnung auf dieſen Gewinn beſtimmte ſie, noch zu bleiben. Als die Sonne untergegangen war, wappnete ſich der Ritter mit ſeinem Harniſch, gürtete ſein gutes Schwert um und ſetzte eine eherne Sturmhaube auf, nahm ſeinen Schild und ging, ſobald die Nacht einbrach, mit einem Lichte wieder in das Gewölbe. Hier zog er ſogleich ſein Schwert und führte gegen den Eingang einen Kreuzhieb in die Luft. Da praſſelte und knatterte das Feuer in dem Gewölbe und die Flammen ſtreckten ordentlich ihre Feuerarme nach dem Eingange und ergriffen ihn und zogen ihn hinein bis an die linke Seite des ſitzenden Königs. Kaum aber ſtand er da, ſo regte ſich's in einer Ecke und hervor ſtürzte ein ungeheurer feuriger Drache auf ihn zu, ergriff ihn mit ſeinen krallenartigen Füßen und hob ihn empor an ſeinen Rachen. Im nächſten Augenblicke war er von dem Ungethüme lebendig mit Harniſch, Sturmhaube, Schwert und Schild verſchlungen.

Die Werkleute, die ihn furchtſam in die Gewölbe begleitet hatten und ganz im Hintergrunde des Vorgemaches ſtehen geblieben waren, wurden jetzt aber von einem unwiderſtehlichen Schrecken erfaßt und eilten, ſo ſchnell ſie konnten, aus den Kellern wieder in den Saal hin-

auf. Aber auch hier oben dauerte ihre Furcht noch fort. Denn es donnerte und krachte ununterbrochen unter ihnen, als ob das Schloß, in seinen Grundfesten erschüttert, jeden Augenblick zusammenstürzen werde.

Ihres Bleibens war nun nicht länger auf Schloß Schildheiß. Sobald der Morgen graute, machten sie sich auf und eilten nach Hause. Ueberall auf ihrem Wege erzählten sie von den schrecklichen Abenteuern, die sie erlebt hätten, und es fehlte nicht, daß durch ihre erregte Einbildung alle Ereignisse nicht noch furchtbarer ausgeschmückt wurden, als sie in Wahrheit schon waren.

Fünftes Kapitel.

König Eginhard und seine Gemahlin Adelheide lebten indessen in glücklichem Frieden auf dem Hradschin in Prag. Das Land erholte sich nach und nach wieder von den vielen Bedrückungen, die es während der kaiserlichen Heereszüge durch die Kriegsknechte erlitten hatte. Die Felder trugen wieder reiche Ernten, die niedergebrannten Dörfer und Städte wurden wieder aufgebaut. Und die Königsfamilie hatte sich durch zwei Zwillingskinder vermehrt. Es war ein Sohn, dem sie den Namen Friedrich gegeben hatten, und eine Tochter, die Amalia hieß. Beide Kinder wurden sorgfältig erzogen und zu aller Tugend und Sitte angehalten. Aber sie waren von ganz ungleicher Natur.

Der Sohn war bösartig, trotzig und übermüthig. Schon in jungen Jahren that er den Bürgern und Bauern allen Schabernack an, neckte und verhöhnte die Mönche, wo er einem begegnete, that in Dörfern und Klöstern Schaden, so viel er konnte, ja er zündete selbst manchmal nur aus ungebundener Lust Häuser und Stallungen an. Dem Könige machte er darum viele Sorgen und Kummer. Aber wenn man ihm solche Vergehen auch ernstlich verwies, so wendete er sich höchstens ab und lachte in die Faust. Die Tochter dagegen war ein sanftes, folgsames Mädchen und machte den Eltern durch ihre Tugenden nur Freude. Sie erwuchs zu einer schönen Jungfrau, ihr Bruder aber zeigte schon an seinem Aeußern, daß er ein wüster, verwilderter Mensch war.

Da kam eines Tages ein Gesandter aus dem Lande der Kalmucken nach Prag und verlangte, vor den König geführt zu werden. Der Mann war aber so riesengroß, daß er bequem über die Stadtmauer in die Stadt hineinsehen konnte. Alles Volk in der Stadt erschrak und staunte zugleich über seine Erscheinung. Denn als er in die Stadt kam,

um nach der Königsburg zu gehen, machte er kaum einige Schritte, um die längste Straße zu durchwandeln. Um durch das Thor des Hradschin zu kommen, mußte er sich ganz tief zusammenbücken. Der König empfing ihn unter freiem Himmel, weil er in keinem der Säle hätte aufrecht stehen können.

Ohne den König zu begrüßen, sprach er gleich: „Ich bin der Ritter und Kämpfer Jedou Zalli aus der Kalmuckei, wo zwar lauter Riesen, die größesten und stärksten Leute der ganzen Welt, zu Hause sind, aber ich bin einer der Stärksten. Schon mehr denn hundert Ritter habe ich bezwungen und mit diesen Händen zermalmt. Wer mit mir streitet, dem gewähre ich nie mehr Gnade. Darum rathe ich Dir, zu thun, was ich für uns Riesen im Kalmuckenlande von Dir fordere. Wir haben noch von alten Zeiten her eine Forderung an das böhmische Land und ich begehre, daß Du sofort Deine Herrschaft niederlegst und uns Dein Land gutwillig abtretest. Wärest Du aber etwa nicht gesonnen, uns Dein Land abzutreten, so magst Du es für Deine Lebenszeit, jedoch nicht für Deine Nachkommen behalten, dafür aber mußt Du jedes Jahr eine Person, sei es Mann oder Weib, aus Deinem Stamme als Tribut ausliefern. Wirst Du Dich weigern, das Eine wie das Andere zu thun, so sage ich Dir hiermit den Krieg an. Dann werden fünfzig Riesen, wie ich, in Dein Land kommen und Dich zum Gehorsam zwingen. Fünfzig Leute, wie ich, wägen eine Armee von hundertausend solcher Zwerge auf, wie Du und Deinesgleichen. Stelle mir nur einmal zur Probe tausend Mann entgegen. Ich werde mich nicht vor ihnen fürchten. Ich schlage sie nieder, wie die Fliegen an der Wand. Besinne Dich wohl. Die Reue kommt Dir sonst zu spät. Da sieh einmal eine Probe meiner Stärke.“ Er faßte vier große steinerne Säulen, die im Burghofe lagen, auf und trug sie, zusammen ein Gewicht von etlichen tausend Centnern, auf seinen Armen an das andere Ende des Hofes. Dann faßte er das eiserne Gitter, das den Brunnen umfaßte, und drückte es zusammen, als wär's eine Bretzel.

„Deine Stärke ist in der That groß,“ sagte der König erstaunt. „Höre, werde mein Dienstmann.“ Da brauſete aber der Riese zornig auf: „Dein Dienstmann?“ fragte er. „Was fällt Dir ein? Ich soll Dir dienen? Ha, Du wirst es bald erleben, daß Du mich bedienen mußt.“ Lachend sprach da der König: „Laß Dir doch solches nicht träumen. Nein, mein guter Kerl, geh' Du in Gottes Namen wieder nach Hause und sage Deinem König oder Kaiser, oder wie er sich sonst anmaßt zu heißen, wenn er Etwas wolle, so soll er nur herkommen.

Wir wollen ihm unſere Pfeffernüſſe zu verſuchen geben. Ihr müßt erfahren, wie ſie ſchmecken. Von meinem Böhmerlande bekommt Ihr kein Stäubchen.“ — „Ja, ja,“ antwortete der Rieſe, „in zwei Monaten wird es bei Euch anders lauten.“

„Packe Dich jetzt gleich hinaus!“ ſchrie Eginhard, „oder ich laſſe Dich hinauswerfen!“ — „Du? Mit Deinen Zwerglein?“ fragte der Rieſe verächtlich. „Doch ich gehe, weil ich ein Ritter bin und ein Geſandter meines Herrn, des Panirers, der mir aufgetragen hat, keinen Spektakel anzufangen.“

Da überkam den König der Zorn und er befahl den Rittern, ſie ſollten den ungeſchliffenen Burſchen zum Thore hinausjagen. Der Rieſe aber wandte ſich im Gehen um und packte bald den Einen, bald den Andern und warf ihn über das Thor, daß ſie den Berg hinabrollten. Da ſie ihn immer noch verfolgten, riß er die Ziegel von den Dächern, warf damit umher und richtete große Zerſtörung an. Da ließ der Thierwärter des Königs endlich ſeinen ſtärkſten Löwen gegen ihn heraus. Er aber ſtürzte ſich auf den Löwen und riß ihn mit ſich nieder und wälzte ſich über ihn, daß er ihn unter ſich erdrückte, als wär's nur eine Katze.

Dann ging er lärmend und prahlend durch die Stadt. Die Bürger aber bekamen Furcht und verſchloſſen und verbargen ſich in ihren Häuſern.

Als Jedou Zalki ſeinem Herrn die Nachricht brachte, daß der König von Böhmen ihnen weder ſein Land abtreten, noch ſich zu dem jährlichen Tribut von einer Perſon aus ſeinem Stamme verſtehen wolle, gerieth er in heftigen Zorn und rief ſogleich fünfzig Mann ſeiner Rieſen auf, die unter der Führung des ſtarken Trevir nach Böhmen ziehen und das ganze Land verwüſten ſollten. Und dieſe machten ſich ſogleich auf den Weg.

Indeſſen hatte man doch auch aus Furcht vor den Rieſen Vorkehr gegen ſie getroffen. Der König hatte Befehl gegeben, diejenigen Stellen, wo ſie auf ihrem Wege durch den Böhmer Wald kommen konnten, durch abgehauene Bäume und Aeſte, die aufeinander gehäuft werden mußten, zu verſperren und ihnen ſo den Eingang zu erſchweren, und als nun die Kalmucken herankamen, zündete man dieſe Holzwälle an. Das gab ein ungeheures Flammenmeer, vor dem die Rieſen Reißaus nahmen und wieder in ihre Heimath zurückkehrten.

Hier aber ward ihnen ein schlechter Empfang. Im Zorn über ihre schmähliche Flucht ließ sie der Panirer alle hinrichten und schickte sogleich fünfzig andere starke Riesen unter der Führung des Zalki gegen die Böhmen ab. Diese drangen durch den Wald und gelangten bis Prag. Die Prager Bürger hatten aber auch alle Stadtthore mit solchen Wällen von gehauenen Bäumen und allerlei Gehölz verbarrikadirt und in Brand gesteckt. Die Kalmuckischen Riesen aber sahen die Moldau an der Stadt vorbeifließen und schöpften und trugen so viel Wasser aus dem Flusse, daß sie den Brand damit löschen konnten.

Sie drangen aber noch nicht in die Stadt, sondern sandten zuerst einen Boten auf die Burg, der dem König die Botschaft ansagen mußte: „Zalki, unser Führer, hat zuvor, da er als Bote zu Dir geschickt war, Deine Tochter Amalia an einem der Burgfenster gesehen und sie hat Gefallen vor seinen Augen gefunden, daß er sie jetzt zur Gemahlin von Dir fordert. Wirst Du sie ihm geben, so will er von Deiner Stadt wieder abziehen und Dein Land nicht weiter beschädigen. Willst Du sie ihm aber nicht geben, so sollst Du einen Ritter zum Zweikampfe mit ihm hinausschicken. Wenn dieser ihn besiegt, so wollen wir Dein Land in Frieden verlassen und alle Ansprüche daran sollen für erloschen erklärt werden. Bleibt aber Zalki Sieger, so wird er in Böhmen nehmen, was ihm gefällt."

Auf diese mit großem Uebermuth und Spott vorgetragene Botschaft ertheilte der König die kurze Antwort: „Morgen Nachmittag um vier Uhr wird sich ein Ritter vor dem Sebastiansthore zum Kampfe mit Eurem Prahlhans Zalki stellen."

Sechstes Kapitel.

Noch wußte der König nicht, ob sich einer seiner Ritter zum Zweikampfe mit dem gewaltigen Riesen entschließen werde. Er ging darum jetzt in die Ritterhalle, um sie zu dem gewagten Kampfe aufzufordern.

Da trat ihm aber sogleich sein eigener Sohn Friedrich mit den Worten entgegen: „Vater, schicke mich hinaus, damit ich den Großsprecher bezahle, wie er es verdient." Obgleich ihm dieser Sohn durch sein ausgelassenes, unbändiges Wesen schon so viel Kummer bereitet hatte, so regte sich jetzt doch in seinem Herzen die väterliche Liebe und er rieth ihm deshalb mit Liebe und Ernst von seinem Vorhaben ab. Er stellte ihm seine große Jugend vor, die ihn noch nicht stark genug mache, einen solchen starken und geübten Krieger zu bekämpfen. Friedrich aber be-

harrte auf seinem Vorsatze, den Riesen für seinen Uebermuth zu bestrafen, weil der grobe Klotz gewagt habe, um die Hand seiner schönen und zarten Schwester zu werben.

Der König gab endlich seinen dringenden Bitten nach. Doch erhob sich darüber in dem ganzen Schlosse von seiner Mutter, seiner Schwester und allen Hofdienern und dem Hofgesinde lautes Weinen und Wehklagen.

Zu rechter Zeit ließ sich Friedrich wappnen, setzte sich auf sein Roß, ließ sich Lanze und Schild reichen und ritt nach der Aue vor dem St. Sebastiansthore, wohin sein Vater den Gegner bestellt hatte. Als aber der Riese den Jüngling daherreiten sah, rief er: „Du Wurm! Du willst es wagen, mit einem Riesen zu kämpfen? Hat mir Dein König das zum Spott gethan, daß er mir einen dummen Buben schickt? Denn ein erzdummer Junge mußt Du sein, daß Du, der Du noch nicht trocken hinter den Ohren bist, Dich in Deiner Einfalt gegen mich hierherschicken lässest. — Nein, mit Dir kämpfe ich nicht. Mit meinem Hauche könnte ich Dich ja von Deinem Rößlein herunterblasen. Wenn mir der König keinen seiner Ritter schickt, so sehe ich es an, daß er den Kampf verweigert und dann werde ich mit meinen Leuten sein ganzes Land verheeren, die Brunnen vergiften, die Leute aufhängen und das Vieh nach unserm Lande treiben."

„Ho, ho!" antwortete Friedrich, „Du thust ja, als wärest Du ein wahrer Menschenfresser! Mit prahlenden Reden kannst Du um Dich hauen, diese Hiebe gehen aber nicht ins Fleisch. Du willst mich verachten, weil ich noch jung bin? Ich habe aber Muth genug, Deine freche Prahlerei zu bestrafen. Ich bin ein Königssohn, habe den Ritterschlag erhalten, Du aber bist ein gemeiner Bluthund! Auf! Komm an! Ich renne Dir den Spieß durch den Leib, daß die Spitze hinten herausteht."

Der Riese aber sah gar nicht nach ihm zurück, schüttelte verächtlich seine Hand nach ihm und rief nur: „Ich kämpfe nicht mit Buben; ich will Dir aber einen Andern schicken, der Dich fertig machen wird." Bald rief er einen seiner Genossen mit Namen Rullweg herbei und übertrug ihm den Kampf mit dem Buben. Dieser kam schnell herbei und stellte sich dem jungen Kämpfer entgegen, reizte ihn auch mit Spott und höhnischen Reden; da rief Friedrich: „Nur herbei! und wehre Dich. Deine Spottreden machen Dich doch nicht zum Sieger."

Der Riese spie in die Hände und schwang dann seine eiserne Stange, die er statt eines Speeres führte; aber er hatte nicht bedacht,

daß ſein Gegner ſich unter den Bäumen gehalten hatte, deren ſchwer mit Früchten behangene Aeſte ſich weit herabbogen. Dieſe traf er mit ſeiner Eiſenſtange, daß die reifen Aepfel praſſelnd herabfielen. Friedrich rief ihm zu: „So? Gelüſtet Dich nach Aepfeln?“ — „Nein!“ antwortete der Rieſe. „Komm nur heraus ins Freie, wo ich meine Eiſenſtange beſſer ſchwingen kann, dann wirſt Du bald merken, wonach mich gelüſtet.“

Friedrich verließ ungern ſeinen Platz, weil aber Rullweg ſich auf das nebenliegende freie Feld aufſtellte, mußte er ihm doch folgen. Der Kampf war aber anfänglich kein ernſtlicher, denn der Rieſe achtete ſeinen Gegner zu gering und ſchien deshalb nur ſein Spiel mit ihm zu treiben, wie die Katze mit einer gefangenen Maus ſpielt. Dabei benutzte aber Friedrich eine Blöße, die ſich der Rieſe gab, und führte einen tüchtigen Hieb zwiſchen ſeine Harniſchringe, daß er aus einer tiefen Wunde blutete und ſein Harniſch von dem hervorquellenden Blute geröthet wurde. Er hob nun zu einem vernichtenden Schlage ſeine Eiſenſtange, doch Friedrich warf mit großer Geſchicklichkeit einen Dolch nach ſeinem Geſichte, der ihm neben dem Auge ſtecken blieb. Der Rieſe konnte den Streich nicht führen; im erſten Augenblicke des Schmerzes ließ er die Stange fallen und beſchämt über ſeine Niederlage, kehrte er ſchnell in ſein Lager zurück.

Friedrich's Waffenträger hatte dem Gefechte von einem Baume, den er erſtiegen, zugeſehen, und als er den Rieſen von dem Kampfplatze blutend wegeilen ſah, blies er jetzt auf ſeinem Hüfthorne eine fröhlich jubelnde Weiſe, die auf dem Hradſchin gehört und als ein Siegeszeichen gedeutet wurde. — Mit großem Jubel ward Friedrich von den Seinen und von dem Hofgeſinde empfangen.

Als überwundener Rieſe durfte Rullweg nach ihrer Sitte nicht in Berührung mit den andern Rieſen kommen, ſondern mußte die Nacht über vor dem Lager bleiben. Als nun aber der Tag wieder anbrach, ſetzte er ſein Streithorn an den Mund und blies, gegen den Hradſchin gewendet, und rief mit weithin ſchallenden Tönen zum Kampfe. Da ritt auch der junge Held auf ſeinem ſchneeweißen Zelter im blanken Waffenſchmuck, begleitet von ſeinem Schildknappen, wieder nach dem Kampfplatze. Der geſtrige Sieg hatte ihn ſo muthig geſtimmt, daß er ſich feſt vorgenommen, wenn er den Rieſen auch heute glücklich bekämpfe, ſo wolle er gleich nach Schloß Schildheiß reiten, um dort im Gewölbe das Abenteuer zu beſtehen, und hoffte den darin verborgenen Schatz zu gewinnen. Auch der Rieſe Rullweg ließ nicht lange auf ſich warten. Er fing wieder an zu ſchelten und zu drohen, legte die Eiſenſtange auf

den linken Arm und griff mit solcher wüthenden Kraft an, daß ihm Friedrich unterliegen mußte. Aus dem Sattel gehoben, lag er bewußtlos auf der Erde und sein schöner Zelter lag mit zerschmettertem Kopfe neben ihm.

Als Friedrich wieder zu sich kam, trug ihn der Riese unter fortwährenden Mißhandlungen nach seinem Lager, wo er ihn dem Jedou Zalki als ein Geschenk übergab.

Die Riesen hielten sich nun nicht mehr länger auf, sondern kehrten nach dem Lande der Kalmucken zurück, wohin Zalki auch den unglücklichen Friedrich mitnahm. Dort mußte der Königssohn den Pflug ziehen und andere schwere Arbeiten verrichten, die man sonst von den Hausthieren verrichten läßt. König Eginhard mußte überdies von nun an für seinen gefangenen Sohn noch einen jährlichen Tribut zahlen.

Siebentes Kapitel.

An dem Hofe des Königs von Böhmen herrschte nun große Trauer und Betrübniß. Der König schickte Boten umher und versprach, Derjenige, der seinen Sohn Friedrich von den Riesen befreien werde, solle seine einzige, schöne Tochter Amalia zur Gemahlin bekommen und einst der Erbe des Königreichs Böhmen sein. Allein alle Ritter waren durch die frühere Erfahrung abgeschreckt, sich durch einen Kampf mit den Riesen so großer Gefahr auszusetzen. Viele schriftliche Aufforderungen wurden im Lande öffentlich angeschlagen; man las sie überall neugierig, aber Niemand meldete sich, den hohen Preis zu verdienen. So verging eine lange Zeit unter vergeblicher Erwartung.

Da kam eines Tages ein fremder Ritter mit seinem Schildknappen in die erste Stadt an der böhmischen Grenze. Er sah an dem Thore den schriftlichen Aufruf, und sogleich, nachdem er ihn gelesen hatte, fragte er nach dem nächsten Wege nach der böhmischen Hauptstadt Prag. Sobald er da angekommen war, ließ er sich bei dem Könige melden. Dieser empfing ihn sehr freundlich und fragte ihn zuerst nach seinen Namen und seiner Heimath. „Ich heiße Lodoviko," antwortete er, „und komme aus der Stadt Lisboa in Portugal. Ich bin aus Lust nach Abenteuern aus meiner Heimath ausgezogen und habe auf meinen Streifzügen schon Manches nicht unrühmlich bestanden. Dies giebt mir Muth, auch Eurer Aufforderung zur Befreiung Eures Sohnes von den Riesen zu folgen und ich bin hierhergekommen, um den Aufenthalt der Riesen zu erkunden."

Bei dieſer Nachricht erheiterten ſich König Eginhard's Mienen und freudig hieß er den Helden nochmals willkommen. Sogleich ließ er auch ein Freudenmahl bereiten, an dem mit ihm alle ſeine in Prag anweſenden Ritter Theil nehmen mußten. Es herrſchte dabei die lauteſte Freude, als wäre der Gefangene ſchon in Freiheit unter ihnen. Amalia, die ſchöne Königstochter, die ihm, wenn er ſiegte, zur Braut verſprochen war, ſaß an der Tafel neben ihm und bat ihn dringend, ihr doch den Bruder aus ſeiner Sclaverei zu befreien. Sie reichte ihm zugleich ein himmelblaues Band, das er als ihr Ritter in dem Kampfe auf ſeinem Helme tragen ſollte.

Unter den beſten Segenswünſchen für ſein Unternehmen zog er des andern Tages ſchon mit ſeinen Schildknappen aus Prag gegen das Land der Kalmucken ab. Die Reiſe war lang. Endlich kamen ſie nach der Stadt Trieſo, wo gerade der gefangene Königsſohn von den Rieſen zu ſeinen ſchweren Arbeiten gezwungen war. Obgleich er ſehr über die ungeheure Größe der Bewohner erſtaunte, fürchtete er ſich doch nicht, ſeinem Verſprechen nachzukommen. Er ließ ſich bei Butzko, dem oberſten Panirer der Rieſen, einführen und redete ihn mit den Worten an: „Mein König ſchickt Dir durch mich ſeinen Gruß.“ — „So?“ verſetzte Butzko. „Iſt mir lieb. Wer iſt denn aber Dein König.“

Als er erfuhr, daß es der König von Böhmen ſei, verſetzte er: „Ja, ja, ich weiß von ihm; er muß uns ja einen jährlichen Tribut bezahlen; ſein Sohn iſt unſer Sclave. Kommſt Du vielleicht, ihn durch ein Löſegeld zu befreien? Dann mußt Du wenigſtens zwanzig Tonnen Goldes mit Dir gebracht haben; denn unter dieſem Preiſe wird er nicht losgegeben. Oder wollteſt Du ihn etwa gar durch einen ritterlichen Kampf erlöſen?“ — „Ich will allerdings um ihn kämpfen. Doch bitte ich Dich um einen redlichen Ritterkampf, und daß Du keine Argliſt gegen mich zuläſſeſt.“

Butzko verſicherte ihn, daß er und alle ſeine Rieſen durch einen heiligen Eid gebunden ſeien, keinen unrechtmäßigen Kampf zu kämpfen, und wenn er ihnen einen Bruder erſchlüge, ſo dürfte ihm darum doch kein Haar gekrümmt werden. Er rühmte noch die Stärke der Rieſen und rieth ihm, ſich nicht mit der eiteln Hoffnung des Sieges zu ſchmeicheln; er werde ihm einen Gegner ſchicken, dem er gewiß nicht gewachſen ſei. Ja er rieth ihm zuletzt noch gutmüthig, weil er Mitleid mit ihm fühlte, er ſollte nur unverrichteter Sache wieder nach Hauſe gehen. Denn der Gegner, den er ihm wähle, werde ihm zeigen, was es heiße, ſich an einen Rieſen zu wagen.

Der Ritter aber beſtand beharrlich auf ſeinem Entſchluß und wollte gehen. Doch Butzko hielt ihn noch zurück und ſagte: „Halt! noch eine Bedingung. Wenn Du ſiegſt, ſo ſoll Dir der Königsſohn unweigerlich übergeben werden, wenn Du aber unterliegſt, woran nicht zu zweifeln iſt, ſo muß uns die Königstochter ausgeliefert werden. Sie wird dann die Gemahlin meines Heerführers Zalki, der ſchon einmal bei ihrem Vater um ſie werben ließ. Und dieſe Uebereinkunft muß ſchriftlich gemacht und von uns Beiden beſchworen werden."

So ungern der Ritter das that, ſo mußte er ihm doch ſeinen Willen thun. Er unterſchrieb und beſchwor den Vertrag.

Nun ſchickte Butzko nach dem Schloſſe des Rieſen Balmot, der der gewandteſte Fechter unter ihnen war, und ließ ihn auffordern, den Kampf mit dem fremden Ritter aufzunehmen, doch ſollte er ihn nicht tödten, ſondern nur lebendig in ſeine Gewalt zu bekommen ſuchen. Am andern Morgen kam der Rieſe Balmot wohlgerüſtet nach dem Thore, wohin er unter den großen Palmbaum beſtellt war, an welchen Lodoviko ſeinen Schild aufgehängt hatte. Er fragte den Ritter: „Biſt Du es, mit dem ich kämpfen ſoll?" Der Ritter bejahete es. „Nun, wie wird es aber in einer halben Stunde mit Dir ausſehen? Komm denn, und ſetze Dich auf Dein Pferd. Und wenn ich mein Schwert einmal aus der Scheide gezogen habe, dann hilft kein Bitten und Betteln mehr. Dann iſt's zu ſpät; dann kenn' ich keine Gnade und Barmherzigkeit mehr."

Die Rieſen, die dem Kampfe zuſehen wollten, und die Rieſenweiber hatten ſich um den Kampfplatz verſammelt, denn in ihrer Stadt hatte ſich die Nachricht verbreitet, daß ein ganz kleines Zwerglein mit dem kühnen Rieſen Balmot kämpfen wolle. Alle waren neugierig, das verwegene Kerlchen zu ſehen, das nicht größer, als eines ihrer Wickelkinder ſei. Als nun aber der Kampf begann, ſprengte der Ritter auf den Rieſen zu und führte einen tüchtigen Hieb nach ihm. Der Rieſe aber ſchlug ihm das Schwert mit dem ſeinigen auf die Seite und den Helm vom Haupte. Den Schild aber riß er ihm vom Arme und zertrat ihn mit einem einzigen Fußtritt. Lodoviko konnte ſich nicht mehr vertheidigen, doch bat er nicht um Gnade und wollte lieber ſterben und wehrte ſich noch eine Weile. Endlich aber ſchlug ihm Balmot das Schwert aus der Hand und band ihm Hände und Füße.

So brachte er ihn unter jubelvoller Begleitung des Volkes zu Butzko. Dieſer erklärte den Sieger nun für den erſten aller Rieſenritter und gab ihm die Erlaubniß, anderen Rieſen den Ritterſchlag zu ertheilen. Sogleich ordnete er auch an, daß eine Botſchaft nach Prag geſchickt

werde, die den Sieg des Riesen Balmot über den Ritter Lodoviko verkünden und die Tochter des Königs von Böhmen nach dem Lande der Riesen abholen sollte, wo sie dem Riesen Zalki zur Gemahlin überlassen würde.

Achtes Kapitel.

Die Botschaft bestand aus sechs Riesen. Als diese die Nachricht von dem unglücklichen Kampfe des Ritters Lodoviko aus Lisboa nach Prag brachten, da herrschte in der Stadt, besonders aber auf dem Hradschin, große Bestürzung und Trauer. Aber in laute Jammerklage ging diese über, als sie die Schrift vorzeigten, die den beschworenen Vertrag enthielt, nach welchem der Ritter die Auslieferung der Königstochter zugesagt hatte. Wohl sagten manche der Höflinge, der Vertrag brauche nicht gehalten zu werden, da der Ritter zu einer solchen Bedingung von dem König nicht ermächtigt gewesen wäre. So gern der König aber dieser Verpflichtung enthoben gewesen wäre, so sagte er doch: „Der edle Ritter Lodoviko ist für mich in den Kampf gegangen, und was er in meinem Namen versprochen hat, das muß ich leider erfüllen.“ Mit großem Schmerze und unter vielen Thränen der Eltern, sowie der allgemeinen Klage des Hofgesindes und aller Bürger der Hauptstadt, so wie unter ungetheiltem Bedauern der Ritter wurde die weinende Amalia den Riesen übergeben, die alsbald mit ihr nach ihrer Heimath aufbrachen.

Die Nachricht von diesem traurigen Ereignisse breitete sich schnell nicht allein in Böhmen, sondern in allen benachbarten Ländern und selbst in weiter Ferne aus. So hörte auch ein Ritter aus der Picardie, Herr Julius von der Lanze, von der Schönheit der Königstochter und dem großen Jammer der Königsfamilie, sowie der Bewohner des Landes, weil die Riesen sie aus Böhmen abgeholt und nach ihrem Lande führten. Da machte er sich mit zwei treuen tapfern Schildknappen schnell auf den Weg und verfolgte die Riesen, die in aller Bequemlichkeit und in kurzen Tagereisen die Königstochter nach ihrem Lande führten. Eines Tages hatten diese während der heißesten Stunden mit ihrer Gefangenen an einem frischen Brunnen auf einer Waldwiese Halt gemacht. Da sie nicht zu fürchten hatten, daß ihnen die Gefangene entlaufen werde, hatten sie

ſich im Graſe gelagert und balgten ſich zum Zeitvertreibe mit einander herum.

Da ſprengte auf einmal im ſchnellſten Rennen ein Ritter mit zwei Schildknappen daher und jeder rannte einem der Rieſen ſeinen Speer durch den Leib. Die andern machten ſich aber in großer Beſtürzung auf, rannten in den Wald und flohen davon, ohne ſich um ihre Gefangene weiter zu bekümmern. Sie dachten nicht daran, ſich wieder umzukehren, ſondern ſetzten ihre Flucht fort, bis ſie wieder in Trieſo waren, wo ſie Butzlo mit großem Zorn empfing.

Ihre Gefangene war am Brunnen geblieben und war in großer Freude, als ſie ſah, daß ein ehrlicher Ritter ſie befreit habe. Dieſer gab ſich ihr ſogleich als Ritter Julius von der Lanze zu erkennen, und nur der Gedanke beunruhigte ſie noch, daß die Rieſen aus Rache ihren gefangenen Bruder jetzt um ſo mehr mißhandeln möchten. „Darüber ſeid ohne Sorgen," ſagte der Ritter. „Ich verſpreche Euch, daß Ihr in möglichſt kürzeſter Zeit ihn wieder auf dem Hradſchin begrüßen werdet. Ich bin feſt entſchloſſen, nicht eher zu ruhen, als bis ich ihn aus ſeiner Sclaverei befreit habe." Er verabſchiedete ſich ſogleich, nachdem er ſeine beiden Schildknappen beauftragt hatte, die edle Jungfrau nach Prag zu begleiten.

Die Schildknappen erfüllten ihren Auftrag aufs Beſte, erwieſen ſich in allen Dingen ſehr ehrerbietig und ſorglich für ihre Pflegebefohlene, verkürzten ihr die lange Reiſe durch ihre Erzählungen von ihrem Herrn und von den mancherlei Abenteuern, die er ſchon beſtanden, und von allen ſeinen Verhältniſſen, die ſie durch langjährige Dienſte bei ihm kennen gelernt. So kamen ſie glücklich nach Prag, und allgemein war die Freude in der Stadt, als man die geliebte Königstochter durch die Straßen nach dem Hradſchin reiten ſah. Die Freude des Königs und ſeiner Gemahlin war um ſo größer, weil man in der großen Trauer gar nicht an ihre Wiederkehr hatte denken können und darum durch ihre unvermuthete Ankunft ſo angenehm überraſcht wurde. Die Schildknappen wurden aufs Beſte bewirthet und königlich beſchenkt. Auch zu einer ſchönen Gabe für den Ritter wurden Anſtalten getroffen und man hörte oft den Wunſch ausſprechen: „Wenn er nur glücklich zurückkehrt!"

„Darum iſt uns nicht bange," antworteten auf ſolchen Ausruf die Schildknappen mit fröhlicher Zuverſicht. Als der König ſie darum fragte: „Wie könnt Ihr ſo feſt behaupten, daß er den Kampf mit den Rieſen beſtehen werde?" antworteten ſie: „Der Ritter von der Lanze ſollte

eigentlich der Ritter vom Schwerte heißen, denn Ihr ſollt wiſſen, er beſitzt ein Schwert, das iſt ſo gefeiet, daß Derjenige, der es rechtmäßig beſitzet, nie ſeinem Gegner unterliegen kann."

Neuntes Kapitel.

Als der Ritter von der Lanze nach Trieſo kam, erfuhr es Butzko ſogleich, daß der Ritter, der die drei Rieſenboten getödtet habe, in der Stadt ſei, und ließ ihn vor ſich rufen. Er ſah ihn zuerſt lange prüfend an und fragte dann: „Alſo Du biſt es, der mir drei von meinen Boten auf der Reiſe ums Leben gebracht hat? Nun, nun, das koſtet Dich noch einen Kampf mit Vieren von meinen Rieſen! Getrauſt Du Dich aber nicht, einen ſolchen Kampf zu beſtehen, ſo wirſt Du im Waſſer erſäuft. Was willſt Du wählen: den Tod im Kampf mit vier Rieſen oder Tod im Waſſer?"

„Du bieteſt mir eine Wahl? Wiſſe denn, ich bin ein Ritter, und als ſolcher habe ich keine Wahl. Ich muß thun, was mir die Ritterehre gebietet, und gerade hier thue ich's gern. Ich fordere von Dir als Siegespreis die Befreiung des Königsſohnes und des Ritters Lodoviko. Stelle mir dafür Deine beſten Kämpfer und ich will Dir zeigen, daß ein echter Ritter auch Rieſen beſiegen kann." — „Ei, ei!" antwortete Butzko, „wir werden es morgen ſehen. Da haſt Du meinen Handſchuh zum Pfande, daß ich Dir morgen vier von meinen Leuten ſchicken werde, die Dir Deinen Hochmuth wohl austreiben werden. Du ſollſt mit Einem nach dem Andern kämpfen, denn bei uns dürfen nie Zwei gegen Einen kämpfen. Aber der Erſte wird Dich ſchon fertig machen, daß Dich nicht nach dem Zweiten gelüſten wird." — „Und ich ſchwöre Dir," verſetzte der Ritter, „daß ich ſie vom Erſten bis zum Letzten ſo durchklopfen werde, daß ſie für ihr ganzes Leben genug daran haben ſollen." — „Das wollen wir doch ſehen!" rief Butzko und ſtampfte mit dem Fuße, daß der ganze Saal davon erzitterte. Der Ritter von der Lanze ging hierauf vor die Stadt und legte ſich dort unter einem Lindenbaum zur Ruhe, wo er bis zum Anbruch des Tages ohne Sorge ſchlief.

Früh am Morgen hatten ſich ſchon viele Leute aus der Stadt um den Kampfplatz geſammelt, denn man war begierig zu ſehen, wie der fremde Ritter von den Kämpfern beſiegt werden würde. Da verbreitete ſich bald eine Unruhe und eine geſpannte Erwartung unter der Menge, denn Butzko war mit den vier Kämpfern im Anzuge. „O wehe!" rief

da ein alter Rieſe unter den Zuſchauern. „Ich bin doch ſchon über hundert Jahre alt, aber in keiner Zeit, ſeit ich lebe, ſind noch ſolche ſtarke Helden dageweſen, als dieſe vier Kämpfer. Gott gnade dem Ritter!“ — „Thut Alles Nichts!“ rief ihm der Ritter zu, der ſeine Rede vernommen. „Und wenn es vier Teufel wären, ſo liefe ich doch nicht vor ihnen.“

Inzwiſchen war Butzko herzugekommen und forderte den Ritter auf, ſich zum Kampfe bereit zu machen; dann wandte er ſich zu dem vorderſten Rieſen und ſprach: „Freund Balmot, Du ſollſt der Erſte ſein.“ — „Gut!“ erwiderte der Rieſe, „die erſte Geſundheit bringe ich ihm auf Euer Wohl, mein Herr, und meine Kameraden werden ihm noch andere Geſundheiten zutrinken.“ — „Und er wird Beſcheid thun, Ihr Kürbistöpfe!“ rief der Ritter, indem er herbeiſprengte. „Du Rothrock, Balmot, mache Dich fertig, es geht ums Leben!“ Zugleich drang er auf ihn ein und führte einen ſo kräftigen Streich gegen ihn, daß er den Harniſch ſpaltete und das Schwert tief in die Bruſt bis an das Herz des Rieſen eindrang. Ohne einen Laut ſtürzte dieſer hin und lag todt auf der Erde.

Der Ritter wandte ſich aber ohne Aufenthalt gegen den zweiten Rieſen, hieb ihm mit einem Streiche erſt die rechte Hand mit dem Schwerte ab, dann den Schild von dem linken Arme, daß er ohnmächtig und ſterbend zum erſten auf die Erde fiel. Einen Augenblick wendete ſich der Ritter gegen Butzko hin und fragte ihn: „Nun, wie gefällt Dir das? Meinſt Du nicht, daß ich mich darauf verſtehe, wie man mit ſo übermüthigen, groben Bengeln verfahren muß?“

Der Rieſenkönig Butzko würdigte ihn in ſeinem Zorne keiner Antwort und ſprach zu den beiden übrigen Kampfrieſen: „Wer mir den kleinen Burſchen niederſchlägt, der ſoll mir der Nächſte in dem Rieſenreiche ſein. Auf, Buchot, ſchlag' ihn nieder!“ Ehe aber der Rieſe Buchot ſich ordentlich zur Wehr ſtellte, ſprengte der Ritter zu ihm her und führte vier Streiche ſo ſchnell und tüchtig auf ihn, daß er taumelnd zur Erde fiel. Der Ritter ſprang ſogleich von ſeinem Pferde und wollte ihm das Haupt abſchlagen. Da bat er ſo demüthig um Gnade, daß er ſich über ihn erbarmte und zu ihm ſagte: „So geh' denn hin, Du großer Schlingel, und rühme es bei der ganzen Welt, daß der Ritter von der Lanze Dir das Leben geſchenkt hat.“

Butzko aber gab das nicht zu. „Nein,“ rief er, „das darf nicht ſein. Er hat ſich ſo feige benommen, daß er nicht verdient, länger zu leben.“ Er ließ ihn wegführen und hinrichten.

Der vierte Rieſe war nicht ſehr wohlgemuth, als er zum Kampfe herankam. Er hatte das Schickſal der drei Erſten geſehen und ihm

graute vor dem Ritter, der ſo flink und mit ſolcher Kraft um ſich hieb. Doch ſtellte er ſich kühn und rief dem Ritter zu: „Du kleiner Vogel! Gelt, Dein Vater iſt ein Zaunkönig? Du haſt mir drei meiner Kameraden getödtet und auch die drei Boten am Brunnen; jetzt will ich Dir den Lohn für dieſe Anſtrengung geben.“ Er hob das Schwert hoch in die Höhe und wollte dem Ritter von oben her einen tüchtigen Hieb auf den Helm verſetzen. Dieſer aber ſprengte dennoch gerade auf ihn los, und ehe er noch ſeinen Hieb ausführen konnte, hatte er ihm ſein Schwert durch den Harniſch bis an den Griff tief in die Bruſt geſtoßen. Der Rieſe ſchrie noch: „Gebt mir ſchnell Waſſer! Es brennt mir das Herz ab.“ Aber ehe das Waſſer gebracht wurde, war er ſchon verſchieden.

Ueber den Verluſt ſeiner tapferſten Leute war Butzko ſo ergrimmt, daß ihm der Zorn Thränen auspreßte, als er in die Stadt zurückkehrte. Deſſenungeachtet war er ritterlich geſinnt und hielt ſein Verſprechen. Er gab ihm des Königs Sohn Friedrich und den Ritter Lodoviko frei. Auch gab er die Verſicherung, daß er in Zukunft keinen Tribut mehr von dem Königreiche Böhmen nehmen und auch ſonſt keine Anſprüche mehr an das Land machen wolle.

Zehntes Kapitel.

Mit großer Freude und oft wiederholten Dankſagungen gegen den Ritter von der Lanze kehrten die aus der Sclaverei Befreiten mit ihrem Befreier nach Böhmen zurück. Auf dem weiten Wege fanden ſie vielfache Gelegenheit, die großen Leiden zu ſchildern, die ſie durch die barbariſche Behandlung von den Rieſen erlitten. Ihr Befreier erzählte ihnen dagegen von den Abenteuern, die er vordem ſchon beſtanden, auch von dem Ueberfalle der ſechs Rieſen, welche die edle Königstochter nach dem Lande der Rieſen führen ſollten, aber theils getödtet, theils durch den Schrecken in die Flucht gejagt worden. Indem ſie davon ſprachen, kamen ſie an die Stelle, wo die Leichen der drei getödteten Rieſen noch unbeerdigt lagen. Sie hielten an und unterſuchten ihre Kleider. Da fanden ſie einen großen Schatz von Gold und Silber. Auch die Halsbergen an ihren Harniſchen waren von reinem Silber.

Als ſie endlich nach Prag kamen, da wurde Friedrich ſchon am Thore von zufällig Begegnenden erkannt, und alsbald rief das Volk mit Jubel ſich einander die freudige Botſchaft zu, daß auch der Königsſohn wieder befreit ſei. Man drängte ſich herbei, Jeder wollte ſelbſt ſehen und das Volk lief neben und hinter ihm her, daß ſich am Ende ein un-

geheurer Menſchenknäuel durch das Thor in den Schloßhof des Hradſchin hineinwälzte. Von dem Jubelgeſchrei, das fortwährend aus ſo Vieler Mund erſcholl, ward der König und die Königin auch aus der Burg herausgelockt und von einem betäubenden tauſendſtimmigen Hallo begrüßt. Ehe ſie noch recht begriffen, was der Lärm und der Auflauf bedeute, lag ihnen aber auch ſchon ihr verlorener Sohn in den Armen. Da wurden denn ſelige Thränen des fröhlichen Wiederſehens geweint.

Nun gab's ein allgemeines Freudenfeſt. Der König ordnete an, daß am andern Tage ein allgemeines Feſt auf dem Hradſchin gefeiert werden ſolle. Die Ritter und Edelfrauen wurden mit ihren Töchtern in das Schloß, das Volk aber in den Schloßhof geladen, und während die Herrſchaften in den Sälen und Hallen ſchmaußten, wurde das Volk, ſo zahlreich als es in dem Burghofe unterkommen konnte, aus den Küchen des Königs geſpeiſt und aus ſeinen Kellern reichlich getränkt.

Trompeten ſchmetterten und Pauken, Zinken und Flöten klangen und Luſt und Freude herrſchte an allen Tiſchen. Als aber nun der König mit ſeinem Wiedergefundenen in den Hof trat, um auch hier bei ſeinen Gäſten einen Umgang zu halten, da übertönten die Freudenrufe ſelbſt die laute Muſik. Dann ſammelten ſich die Ritter und Edelknappen und die Edeldamen mit ihren Jungfrauen und bald ſchwang ſich hier und bald dort ein Paar in fröhlichem Tanze.

Da ergriff der König die Hand ſeiner ſchönen und edeln Tochter, führte ſie dann dem trefflichen Ritter von der Lanze zu und ſprach zu ihm: „Ich habe ſchon längſt die Hand meiner Tochter dem Ritter gelobt, der ſie von der Sclaverei der Rieſen befreie; Ihr, Herr Ritter, habt mir ſie und den Sohn wiedergewonnen, darum halte ich mein Gelöbniß und gebe ſie Euch zur Gemahlin; als ſolche ſollt Ihr ſie von heute am dritten Tage durch den Prieſter am Altare empfangen.“ Sehr erfreut warf ſich der Ritter mit Amalia vor dem Könige nieder, der ihnen mit Freudenthränen ſeinen Segen ertheilte.

Elftes Kapitel.

Das Feſt des freudigen Willkommens war ungetrübt vorübergegangen. Für den dritten Tag wurde ein neues Feſt vorbereitet, durch welches die Vermählung des Ritters mit der Königstochter gefeiert werden ſollte. Alles war bereit, allein — der Ritter von der Lanze war gleich am Morgen nach ſeiner Verlobung verſchwunden. Niemand wußte, wohin er gegangen. Er fehlte eben, und mit ihm wurde ſein Roß und

ſeine beiden Schildknappen vermißt. Die Braut vergoß bittere Thränen, der König ſchüttelte bedenklich den Kopf, die Königin vergoß mit der Tochter theilnehmende Thränen, der Bruder ging nachdenkend in Zweifel umher und alle Leute, Ritter, Edelknaben und Hofgeſinde flüſterten ſich gegenſeitig einander geheimnißvoll ihre Vermuthungen zu. Man forſchte überall nach der Spur des Verſchwundenen, Niemand konnte Auskunft geben.

Zu dieſer Verwirrung kam noch ein anderes Ereigniß, welches die Gemüther auf dem Hradſchin noch mehr aufregte.

Der Rieſenkönig Butzko hatte zwar verſprochen, Böhmen in Ruhe zu laſſen und in Zukunft weder Tribut noch ſonſt Etwas von dem Könige oder dem Lande zu fordern. Es lebte in ſeinem Reiche aber noch ein anderer Rieſe weit drinnen in der Tartarei. Er war ein Fürſt und größer und ſtärker als die andern Rieſen. Darum fügte er ſich auch nicht immer unter ſeines Königs Butzko's Anordnungen. Er war ſo ſtark, daß er in jeder Hand einen Mühlſtein tragen und ſie beide auf einmal zehn Schritte weit hinwerfen konnte. Sein Haarwuchs war ſo ſtark, daß man ihm alle Monate dreißig Pfund Haare abſchneiden konnte. Zu einem Schuh brauchte er eine halbe Thierhaut und mit einem Streiche ſchlug er Roß und Reiter zuſammen. Mit einem Könige aus Mohrenland hatte er allein einen Krieg geführt und ſein ganzes unzähliges Heer erſchlagen.

Als dieſer Rieſenfürſt erfuhr, welche Nachgiebigkeit ſein König Butzko gegen den König von Böhmen gezeigt, äußerte er darüber ſein höchſtes Mißfallen und machte ſich alsbald auf den Weg nach Prag, um den König zu einem für die Rieſen günſtigen Vertrage zu zwingen. Schon bei ſeiner Annäherung an die Stadt liefen Alle, die ihn ſahen, vor Schrecken eilig mit Geſchrei nach ihren Häuſern. Da er wegen ſeiner Größe nicht zum Thore hineinkommen konnte, ſtieg er über die Stadtmauer hinein. Der Thürmer ſah gerade oben zu ſeinem Thurmfenſter heraus und wollte furchtſam zurücktreten. Er nahm ihn aber mit einem Griff durchs Fenſter beim Kopfe und zog ihn wieder her. „Geh' ſogleich," ſagte er zu ihm, „zu Deinem König, und ſage ihm, ich, der Rieſenfürſt Scharmack, ſei gekommen, um einen ritterlichen Kampf mit ihm zu beſtehen; ich würde ihn erſchlagen und ſein ganzes Land mir unterthan machen. Wenn Dir Dein Leben lieb iſt, ſo beeile Dich, dieſe Botſchaft auszurichten."

Als der Thürmer zitternd und bebend ſeinen Auftrag beſorgte, da entſtand große Beſtürzung bei dem König und ſeinen Räthen. Sie über-

legten und riethen hin und her, was man dem Riesen für eine Antwort geben sollte. Darüber verging einige Zeit. Nun erscholl aber plötzlich die fürchterliche Stimme des Riesen, dem es zu lange gewährt hatte, bis der Thürmer wieder zurückkam. „Was zaudert Ihr?“ rief er. „Wenn Euer König ein Hasenfuß ist, so wird doch einer seiner Ritter ein wenig Muth haben. Einer muß herauskommen, um mit mir zu kämpfen. Ich warte bis morgen um die Mittagsstunde draußen vor der Stadt. Kommt bis dahin Keiner, so sollt Ihr Euer Wunder sehen, wie ich Eure Stadt und die Burg in ein paar Stunden in einen Steinhaufen verwandeln werde.“

Nach diesen Worten entfernte er sich wieder vor die Stadt. „Ach,“ seufzte der König, „wenn nur unser Ritter von der Lanze hier wäre! Daß der auch so spurlos verschwunden ist!“ Man berieth lange, ob man Niemand finden könne, der sein Leben in einem Kampfe wagen würde. Alle Ritter aber waren der Meinung, der Kampf mit einem so ungeheuern Riesen sei kein Kampf, denn Jeder, der ihn unternehme, müsse ja voraussehen, daß er nur gehe, sein Leben zu opfern.

Am nächsten Morgen ließ sich der Gefangenwärter bei dem König melden und zeigte ihm an, er habe einen Missethäter in Haft, der auf den Tod angeklagt sei, und dem habe er gestern, als er ihm das Nachtessen brachte, die Geschichte von dem Riesen erzählt; da habe dieser junge Mann gesagt, wenn man ihm verspreche, daß er straflos aus dem Gefängnisse entlassen werde, so wolle er mit dem Riesen kämpfen. Sehr froh über diese Aussicht, dem Riesen doch einen Kämpfer entgegenstellen zu können, versprach ihm der König die bedungene Straflosigkeit, und beauftragte den Wärter, ihm sogleich eine kräftige Mahlzeit und einen Trunk guten Weines zu geben und ihn dann gut gerüstet und bewaffnet zu dem Riesen vor die Stadt zu bringen.

Wie der König befohlen, so geschah es. Wohl gesättigt mit Speise und Trank, wurde der Missethäter auf das städtische Zeughaus geführt, dort in einen guten Harnisch gesteckt, mit Schild und Schwert bewaffnet, auf ein gutes Roß gesetzt und so zum Kampfe geführt. Aber der arme Kerl hatte früher noch nie auf einem Pferde gesessen. Er wankte in seinem Sattel herüber und hinüber, und wenn das Roß einen schnellen Schritt machte, so schrie er laut auf und hielt sich mit beiden Händen an seiner Mähne. Als er nun aber gar den Riesen erblickte, da wollte er wieder zur Stadt zurückkehren, allein die Bürger hatten das Stadtthor schon wieder hinter ihm geschlossen.

Der Riese erkannte gleich, welch' miserablen Kämpfer er vor sich

habe und ſeine Angſt auf dem Pferde reizte ihn zum Lachen. „Hoho!“ rief er ihm zu, „nicht wahr, auf Schuſters Rappen wärſt Du wohl ein tüchtiger Reiter? Hat Dich Dein König mir zum Spott herausgeſchickt? Flink, ſteige nur ſchnell von dem Roſſe, wirf Dich vor mir nieder und bitte mich um Verzeihung wegen Deiner Frechheit!“ Der geängſtigte Reiter wollte ſich beeilen, des Rieſen Befehl nachzukommen, allein auch das Herabſteigen war für ihn nicht ohne Schwierigkeit. Er fiel auch darum mehr herab, als er herabſtieg. Er zögerte nun nicht lange, ſondern warf ſich vor ſeinem Gegner, den er bekämpfen ſollte, auf die Kniee und hielt ihm die gefalteten Hände bittend entgegen. Der Rieſe aber fuhr ihn zornig an und fragte: „Wer biſt Du? Und wie kommſt Du dazu, Dich zum Kampfe gegen mich zu ſtellen?“

Da bekannte ihm der Miſſethäter, daß er ſich aus Furcht vor dem Galgen zu dem Kampfe gemeldet hätte, und erzählte ihm den ganzen Verlauf. „Wie?“ rief da der Rieſe, „Du biſt ein Raubmörder und wagſt Dich zum Zweikampf mit einem ehrlichen Ritter zu melden? Für dieſe Frechheit will ich Dich ſogleich ſtrafen und Deinen Landsleuten eine Mühe erſparen.“ Mit dieſen Worten nahm er einen Strick aus ſeinem Gürtel, machte ihm eine Schlinge davon um den Hals, hob ihn an dem andern Ende des Strickes mit einer Hand in die Höhe und henkte ihn an einem naheſtehenden Baume auf.

Mit harten Vorwürfen wendete ſich nun der Rieſe gegen den König und dieſer ſah ſich genöthigt, mit ihm zu unterhandeln. Endlich verſtändigten ſie ſich dahin, daß der Rieſe vierzehn Tage Friſt gab, binnen welcher Zeit der König einen Kämpfer ſuchen ſolle; wenn er aber keinen fände, ſo werde er ſelbſt den Kampf beſtehen. Aber für ſeine Verköſtigung mußte von der Stadt geſorgt werden; und das war keine geringe Laſt, denn er hatte ſehr guten Appetit. Von einem Kalbe blieb Nichts übrig, als die Knochen; ein halbes Dutzend gebratene Hühner, ein Paar Schinken, etliche große Brode verſchmähte er auch nicht, und ein Eimer Wein reichte gerade hin, ſeinen Durſt zu löſchen. Seine Schlafſtelle hatte er neben einem alten, ſchon damals verlaſſenen Wartthurme gewählt, der auf einer Anhöhe ſtand. Die Bürger der Stadt, welchen die Lieferung der Nahrungsmittel für dieſen ungebetenen Gaſt auf die Länge der Zeit zu koſtſpielig wurde, dachten ſich davon zu befreien und untergruben heimlich die Fundamente des Thurmes. Sie hofften, wenn er dann im Schlafe einmal an den Thurm ſtoße, ſo werde er umfallen und ihm den Kopf zerſchmettern. Der Thurm fiel allerdings in der nächſten Nacht um und die Steine und der Kalk fielen

über ihn. „Verdammtes Geſchmeiß!“ rief er im Schlaftaumel aus. „Die Eulen und Fledermäuſe, die im Thurme aus- und einfliegen, werfen Einem immer von dem Gebröckel des alten Thurmes Etwas aufs Geſicht.“ Als er aber am Morgen ſah, daß der ganze Thurm eingeſtürzt war, da meinte er, er habe ſich im Schlafe zu feſt an ihn gelehnt.

Er ſuchte ſich nun ein anderes Lager in einem nahen Walde. Dort ſtreckte er ſich unter eine mächtige Eiche. Als er eines Tages vor dem Hradſchin ſtand, wie er oft that, und mit dem König ſprach, da ſchafften die Bürger eine große Glocke auf den Baum, wo ſie von blättrigen Zweigen ziemlich verſteckt war, und als er darauf unter dem Baume ſchlief und ſo laut ſchnarchte, daß die Blätter von dem Baume herabflatterten, da warfen ſie die Glocke auf ihn herab. Aber er erwachte nicht einmal davon.

Zwölftes Kapitel.

In dieſen Tagen ängſtlicher Erwartung ſaß die junge Königstochter wieder einmal in ihrem Gemache. Sie trauerte ſehr über das unbegreifliche Verſchwinden ihres verlobten Ritters von der Lanze, der immer noch nicht kommen wollte und Nichts von ſich hören ließ. In ſolchem Nachdenken verſunken ſaß ſie am Fenſter, das nach dem Garten im Burgzwinger hinausging und ſtützte den Kopf auf die Hand. Ihre Blicke ſchweiften über die Gipfel der Bäume hin. Da zog ein lindes Lüftchen durch den Garten und bewegte die Zweige und Blätter derſelben, und zwiſchen den Zweigen eines Baumes, der ihrem Fenſter gerade gegenüber ſtand, gewahrte ſie ein weißes Pergamentblatt. Neugierig, was das ſein möge, ſchickte ſie einen Diener hinab, das Blatt zu holen.

Der Diener eilte in den Zwinger, ſtieg auf den Baum und brachte ihr, was ſie geſehen hatte. Es war ein mit einem Seidenbande zuſammengebundenes Pergamentblatt, und als ſie es näher betrachtete, ſtand außen geſchrieben: „Für meine Braut Amalia.“ Es war ein Brief, in welchem der Ritter ihr in der Nacht, ehe er den Hradſchin verlaſſen, anzeigte, daß ihn das Schickſal des Ritters vom Tannenbaum ſo ſehr beunruhige, daß er nach dem Schloſſe Schildheiß eile, dort das geheimnißvolle Abenteuer zu beſtehen und den unglücklichen Ritter aus dem Zauber, in dem er befangen ſein müſſe, zu erlöſen. Er könne freilich nun nicht am dritten Tage zur Vermählung zurückkommen, werde ſich aber ſo ſehr beeilen, als immer möglich. Er ſei ohne Abſchied gegangen, weil man ſonſt verſucht haben würde, ihn zurückzuhalten. Er halte es

aber nun einmal für ſeine Pflicht und hätte bei dem Feſte nicht heiter ſein können, wenn er dieſe Pflicht nicht zuvor erfüllt habe.

Obgleich dieſer Brief ſie in ihrer ungewiſſen Traurigkeit tröſtete, ſo beunruhigte ſie doch nun die Furcht, er könne bei dem Abenteuer unterliegen. Auch der König war froh, daß man nun doch wußte, warum und wohin der Ritter verſchwunden war; aber er hegte doch auch gleiche Beſorgniß und wünſchte ſehr, daß er doch lieber in Prag geblieben wäre, wo er ihn eben jetzt aus ſeiner großen Noth befreien könnte.

Der edle Ritter von der Lanze war mit ſeinem Schildknappen indeſſen gegen das Schloß Schildheiß zu geritten und eines Abends begegnete er dem Einſiedler Paul. Er knüpfte ein Geſpräch mit ihm an und erfuhr von ihm, daß man den verzauberten Ritter in jeder Nacht dreimal ſehr laut: „Wehe, wehe, wehe!“ rufen höre. Als er nun den Einſiedler aufforderte, ihm den Weg nach dem Schloſſe zu zeigen, mahnte ihn dieſer ſehr dringend, ſein Vorhaben aufzugeben. Es ſeien ſchon ſo viele Ritter zu ſeiner Erlöſung dahingegangen, aber keiner ſei wieder zurückgekommen, weil ſie dort Alle bezaubert würden. Er ließ ſich aber nicht abhalten, und der Einſiedler zeigte ihm, obgleich ungern, den Weg. Er führte über Klippen und große Felsblöcke, und durch dichtes Waldgebüſch, wo man die Pferde führen mußte.

Vor der Pforte verabſchiedete ſich der Einſiedler, denn nicht um die Welt wäre er hineingegangen. Der Ritter von der Lanze ging beherzt hinein. In dem Hofe ſah er viele Steinſtufen, die hinunter in die Gewölbe führten. Hier ließ er ſeine Schildknappen zurück und ſtieg die Stufen hinab. Da ſah er gleich einen großen Drachen, der das nächſte Gewölbe bewachte, in welchem der Ritter vom Tannenbaum gefangen gehalten wurde. Er konnte nur durch ein enges Gitter herausſehen, und ſobald er den Ritter von der Lanze ſah, rief er mit wehmüthiger Stimme: „O, wer Du auch ſein magſt, ſo erbarme Dich doch meiner und erlöſe mich aus meinem Elende. Erſchlage den fürchterlichen Drachen, der mich Tag und Nacht bewacht, ſonſt muß ich in den nächſten Tagen vor Hunger und Durſt ſterben. Aller Vorrath an Speiſe und Trank iſt nun ſchon von mir aufgezehrt, ſchon drei Tage hungere ich jetzt und da iſt Niemand, der auf mein Jammergeſchrei käme und mir etwas zu eſſen brächte.“

Der Ritter von der Lanze tröſtete ihn und ſagte ihm, der König von Böhmen habe ihn zu ſeiner Hilfe geſchickt. Sogleich ſprang er nun auf den Drachen los, der ſich erhob, den Rachen gegen ihn aufſperrte und ihn mit einem ziſchenden Laute anhauchte. Des Ritters Stahl-

harnisch und sein Schwert liefen von dem giftigen Hauche sogleich ganz blau an. Er beachtete das aber gar nicht, sondern führte so kräftige Streiche auf ihn und kämpfte mit ihm, bis er ihm den Kopf in der Mitte gespalten hatte. Der Drache wälzte sich und ringelte sich aber immer noch umher, und erst nachdem er ihm auch den Bauch aufgehauen, drang der letzte dampfende Athem aus seinem Halse. Der Bauch des Ungethüms war aber mit einer Menge kleinerer und größerer Schlangen, Molchen und Kröten gefüllt gewesen, die jetzt den ganzen Boden des Gewölbes bedeckten. Der Ritter hieb und trat sie aber bald alle zusammen, daß kein einziges der widrigen Geschöpfe mehr am Leben blieb.

So war der Ritter vom Tannenbaum wieder erlöst, und sobald er sich durch Speise und Trank ein wenig gekräftigt fühlte, brachen sie auf, nahmen aber einen großen Schatz an Gold und Kleinodien mit sich, den sie in dem großen Gewölbe in einer Kiste gefunden hatten.

Dreizehntes Kapitel.

Die vierzehn Tage, die der Riesenfürst gestattet hatte, liefen zu Ende. Da trat er wieder vor den Hradschin und rief mit seiner brüllenden Stimme hinein und rühmte dem König drohend seine Stärke und prahlte mit seiner Körpergröße gegen das Zwergengeschlecht. Dann hob er die Glocke über die Mauer in die Höhe, sie dem König zu zeigen. „Siehe, diese Glocke haben mir Deine Leute auf den Leib geworfen und jetzt werfe ich sie ihnen wieder zu, da in die Stadt hinunter. Wenn sie Einen todtschlägt, so haben es Die zu verantworten, die sie auf mich geworfen haben. Morgen aber ist die Frist nun abgelaufen, die ich Dir verstattet habe. Stellst Du mir nicht bis zur Mittagsstunde einen Kämpfer, so mußt Du für Dich selbst kämpfen, wenn Du nicht willst, daß ich die ganze Stadt zusammenwerfe und Dich mit allen Deinen Rittern und Hofleuten, dem Gesinde und den Bürgern der Stadt todtschlage.“ Dann setzte er sein langes Kriegshorn an und blies so stark hinein, daß man es stundenweit hören konnte.

Nun war guter Rath theuer. Seit man den Brief von dem Ritter von der Lanze an die edle Königstochter gefunden, hatte man mit weniger Sorge in Hoffnung seiner Rückkunft der Zukunft entgegengesehen. Da aber nun der gesetzte Tag so nahe war, so wußte man nicht, wer den Kampf bestehen sollte. Der König hoffte nun kaum mehr auf die Rückkehr seines künftigen Eidams, denn er müßte gerade in der letzten Stunde noch kommen, wenn es nicht zu spät sein sollte. Er entschloß sich darum,

ſelbſt mit dem Rieſen zu ſtreiten und ließ ihm durch ſeinen Herold anſagen, er möge ſich morgen in der zweiten Nachmittagsſtunde zum Kampfe mit ihm vor dem mittägigen Thore der Stadt einfinden.

Mit ſiegesgewiſſem Lachen vernahm der Rieſe Scharmack dieſe Aufforderung. Aber Jedermann fürchtete für den König, denn der Rieſe war gar gewaltig groß und ſtark. Inſonderheit wollte Amalia nicht zugeben, daß ihr Vater ſein Leben mit ihm wage. Während Alle auf dem Hradſchin in größter Noth und Betrübniß die Stunden hinbrachten, ertönte auf einmal das Horn des Wächters, und auf nähere Erkundigung verkündete er, daß zwei Ritter herannaheten. Man fragte wieder, woher ſie kämen, man ſah aus den Fenſtern nach ihnen, man ſtieg auf die Thürme, denn man hoffte, daß vielleicht einer der kommenden Ritter den Zweikampf ſtatt des Königs übernehmen würde. Endlich erkannte der König in dem Einen den Ritter von der Lanze, den Andern konnte er nicht erkennen.

Man erwartete nun die beiden Ritter. Außer dem von dem Könige ſchon erkannten, war der andere der Ritter vom Tannenbaum. Sie bemerkten ſogleich an der allgemein in der Stadt herrſchenden Trauer, daß irgend ein Unglück geſchehen ſein müſſe und erfuhren auch ſogleich die neue Bedrängniß durch den Rieſen.

So große Freude ihre Ankunft auf dem Hradſchin verbreitete, ſo ſehr ſie von allen Seiten mit Herzlichkeit bewillkommt wurden, ſo gern Alle Näheres über das beſtandene Abenteuer im Schloſſe Schildheiß von den beiden Rittern erfahren wollten, ſo entfernten ſich doch die eben Angekommenen ſogleich mit dem Könige, um zu berathen, was wegen des bevorſtehenden Kampfes zu thun ſei. Darüber waren ſie gleich einig, daß der König ſich nicht zum Kampfe ſtellen dürfe; aber jeder der beiden Ritter wollte es an ſeiner Stelle mit dem Rieſen aufnehmen. Endlich vereinigten ſie ſich dahin, daß der Ritter von der Lanze, weil er als künftiger Eidam zunächſt dazu verpflichtet ſei, auch den Kampf übernehmen, daß aber der Ritter vom Tannenbaum an ſeine Stelle treten ſollte, wenn jener das Unglück hätte zu unterliegen.

Sogleich ſchickte der Ritter nun ſeine Schildknappen zu dem Rieſen und ließ ihm anſagen, daß der Ritter von der Lanze angekommen ſei, um morgen an des Königs Stelle mit ihm zu kämpfen. Er verſehe ſich aber zu ihm, er werde einen ehrlichen Ritterkampf mit ihm zu beſtehen haben, und daß er ſich nicht dabei irgend tückiſcher und falſcher Künſte bedienen werde, wie auch der Ritter Solches verſpreche. Wenn er aber den Ritter fürchte, ſo ſollte er ſogleich das Königreich Böhmen verlaſſen

und den Vertrag achten, den ſein König Butzko geſchloſſen habe. Bei dieſer Anzeige ſprang der Rieſe auf und antwortete: „Höre einmal, Du kannſt Dich nun rühmen, daß Du den ſtärkſten Rieſen zum Kampfe herausgefordert haſt, wenn ſchon im Namen Deines Ritters. Ich werde zu rechter Zeit bereit ſein, und was das ehrliche Fechten betrifft, ſo habe ich nichts zu thun mit ſolchen Lumpereien. Ich verlaſſe mich nur auf meine Fäuſte. Sage Deinem Ritter, was der Butzko verſprochen, das kümmere mich nicht. Dem will ich auch noch den Meiſter zeigen. Laß nur Deinen Ritter auf den Kampfplatz kommen; er ſoll aber nur daran denken, daß er auf ſeinen Begräbnißplatz kommt."

Am andern Nachmittage zur beſtimmten Stunde hielt der Ritter von der Lanze ſchon auf dem Kampfplatze, als der Rieſe daherkam. Obgleich er ſah, daß der Rieſe ſo ungeheuer groß war, blieb er doch muthig halten. Als ſich dieſer aber jetzt kampfbereit hinſtellte, zog er ſein Schwert und ritt ein paar Schritte zurück. Dann gab er dem Pferde die Sporen und ſprengte gegen ihn. Der Rieſe aber hatte ſeine langen Beine ſo weit ausgeſpreizt hingeſtellt, daß das Pferd mit dem Reiter dazwiſchen durchrannte. Der Rieſe hieb nach ihm, doch durch die Geſchwindigkeit des Pferdes war der Ritter ſchon weit weg und der Hieb pfiff durch die Luft, traf aber noch auf einen Haufen Holz, der neben dem Platze lag, und die Scheite flogen davon weit auseinander, einige ſogar bis in die Stadt.

Der Ritter ſah wohl ein, daß er mit ſeinem Schwerte dem Rieſen nur bis ans Knie reichen konnte; er ließ ſich zum zweiten Ritte einen Speer reichen. Indem er nun mit eingelegter Lanze auf ſeinen Feind einſprengte, hieb ſie ihm der Rieſe in der Luft ab, und hieb dann mit ſeinem langen Schwerte rechts und links, vor ſich und hinter ſich und war bald auf dieſer, bald auf jener Seite, ſo daß ſich der Ritter oft hinter eine Mauer flüchten mußte. Indem der Rieſe aber ſo umherfocht und umhertaumelte, ſtolperte er über ein Stück Holz und fiel mit dem Knie auf einen ſpitzen Stein. Durch den ſchweren Fall zerſprang ihm die Knieſcheibe. Er richtete ſich wohl bald wieder auf, doch ſah man an ſeinem hinkenden Gange, daß er große Schmerzen litt. Er wich nun auch den Schwertſtreichen des Ritters ſorgfältig aus, ließ zwar ſein langes Schwert tüchtig durch die Luft ſauſen, brachte aber dem gewandten Gegner doch keine Wunde bei. Der Ritter von der Lanze traf ihn zwar einigemal mit einem kräftigen Schwertſtreiche, konnte jedoch nicht begreifen, warum er ihm mit ſeinem geſchärften Schwerte keine blutende Wunde beibringen konnte. Der Rieſe trug aber an ſeinem Gürtel ein Büchschen

mit einer wunderbaren Salbe, von der er nur ein Bischen auf eine eben wund gewordene Stelle ſtreichen durfte, um ſie ſchnell völlig zu heilen. So oft er einen Hieb erhielt, der ihn durch die Haut ſchnitt, faßte er ſein Salbenbüchschen und beſtrich die Wunde mit der Salbe; dann floß auch nicht ein einziger Tropfen Blut heraus und die Wunde war beinahe in dem Augenblick, da ſie geſchlagen worden, wieder ganz geheilt.

Während des Kampfes kam auch des Ritters Verlobte, die ſchöne Königstochter Amalia, heraus auf die Ringmauer. Die Angſt und Sorge um die Gefahr, der ihr Ritter ausgeſetzt war, hatte ſie herausgetrieben. Ihr Anblick munterte ihn zu noch tapferer Gegenwehr auf. Auch auf den plumpen Rieſen machte ihr Anblick einen ſichtbaren Eindruck. „Wahrlich," rief er aus, „ſolche ſchöne Frauen giebt's in meiner Tatarei nicht. Ei, wenn dieſe mich nur freundlich anſehen wollte, ſo könnte ich mich dafür entſchließen, meinen Kampf mit Euch Böhmen ganz einzuſtellen und in Frieden wieder heim zu ziehen."

Ueber ſolche Rede ergrimmte der Ritter von der Lanze aufs Neue und rief ihm zu: „Was fällt Dir ein? Du unterſtehſt Dich, Deine Augen zu meiner Verlobten mit Wohlgefallen zu erheben?" Zugleich rannte er in ſeinem Zorne einigemal ſo heftig gegen ihn, daß er ihn beinahe zu Falle gebracht hätte.

Da aber der Streit nun ſchon lange gedauert hatte und man beiden Kämpfern anſah, daß ſie einiger Ruhe bedurften, um ſich wieder zu erholen, ſo trat der Ritter vom Tannenbaum zwiſchen ſie und machte ihnen den Vorſchlag, ſie ſollten die Waffen nun ruhen laſſen und erſt den nächſten Tag ihren Streit ausfechten. Der Rieſe war mit dieſem Vorſchlage einverſtanden, machte jedoch die Bedingung, daß es ihm erlaubt ſein müſſe, in ihrer Geſellſchaft zu bleiben, und auch mit den Jungfrauen zu ſprechen, die ſich auf der Ringmauer verſammelt hatten. „Wenn ich ſo allein da draußen liege, wird mir die Zeit ja gar zu lang," fügte er entſchuldigend hinzu. Der Ritter von der Lanze bedurfte der Erholung noch mehr und ſtimmte darum gern zu. Sie reichten ſich die Hände. Doch warfen ſie ſich gegenſeitig ihre Handſchuhe zu, um damit anzudeuten, daß der Kampf nicht für immer aufgegeben, ſondern nur einſtweilen aufgeſchoben ſei. Den Handſchuh des Rieſen ließ der König durch einen ſeiner Schildknappen in die Burg tragen, denn er war ſowohl durch ſeine Größe, als auch durch die darauf gehefteten Buckeln und Eiſenſchienen von außerordentlicher Schwere.

Der König ließ den Rieſen nun auf den Hradſchin führen. Man

konnte aber keinen andern Aufenthaltsort für ihn finden, als den Garten und Hof, weil er sich gar zu sehr hätte zusammenkrümmen müssen, wenn man ihn in dem Schlosse aufgenommen hätte. Hier legte er denn seinen Harnisch ab und machte sich's bequem. Alle Bewohner der Burg liefen zusammen, den Riesen zu betrachten und ihm gefiel es, daß er der Gegenstand ihrer Bewunderung war. Auch scherzte er fröhlich mit den Frauen und Jungfrauen. Die Tafel wurde ebenfalls im Garten gerüstet, und als man sich daran niederließ, hatte man große Mühe, dem großen Manne einen bequemen Sitz zu bereiten. Man war sehr heiter, sprach viel von dem Kampfe, besonders bezeigte man jetzt auch seine Freude über die Erlösung des Ritters vom Tannenbaum aus seinem Zauberschlosse und rühmte diese That des Ritters von der Lanze. Selbst der Riese bewunderte nun aufrichtig seinen Gegner, als man ihm ausführlich darüber Bericht gab. Der König hoffte durch Freundlichkeit gegen den Riesengast, die er Allen empfohlen hatte, zu erfahren, durch welches Mittel er sich gegen jede Verwundung im Kampfe geschützt habe. Und das gelang ihm auch. Der Riese war durch die freundliche Aufnahme, durch ein treffliches Mahl und den Genuß starken Weines, den er in großer Menge genossen, so guter Laune, daß er sein Geheimniß von dem schnell heilenden Wundbalsam verrieth, als er am Abende noch mit einigen Rittern zechte.

Zur Schlafstelle hatte man in dem anstoßenden Obstgarten ein Lager für ihn bereitet. Dieses bestand aus mehreren Wagen Heu und Laub, das man herbeiführen ließ; sein Kopfkissen war aus drei Roßhäuten zusammengenäht und mit Wolfshaaren gefüllt. Das führte er selbst mit sich. Weil man aber keine Decke, die groß genug gewesen wäre, finden konnte, so ließ der König alle Pferdedecken aus seinem Stalle dazu zusammensetzen.

Vierzehntes Kapitel.

Ehe noch der Riese sich am andern Morgen von seinem Lager erhoben hatte, kam der ehrliche Einsiedler Paul auf dem Hradschin an, der einen großen auf Baumrinde geschriebenen Brief an ihn überbrachte. Er entschuldigte sich bei dem Könige wegen seines Kommens; er sei aber von einem ungeheuren Riesen auf Schloß Schildheiß zu dieser Reise gezwungen worden. Als man ihn hierauf zu Scharmack führte, überreichte er ihm den Brief, erstaunte aber gar nicht über seine Größe, denn er meinte, der ihm den Brief übergeben habe, sei wohl noch einmal so groß als dieser.

Nachdem Scharmack den Brief gelesen hatte, warf er ihn zornig von sich und rief: „Was fällt dem Riesen Milmot ein, daß er mir Vorwürfe macht, weil ich nicht schon längst ganz Böhmen zerstört und alle Leute todtgeschlagen habe? Er schilt mich deswegen ein faules Aas und will mich erwürgen, wenn ich nicht in acht Tagen hier Alles zerstört und getödtet hätte. Warte nur, Du Ochsenkopf! Dieser und Jener soll mich holen, wenn ich nicht mit Dir kämpfe und mir Rache an Dir verschaffe!“ Er sprang nach diesem Ausspruche von seinem Lager mit solcher Heftigkeit auf, daß der Boden erzitterte, als ob ein Erdbeben entstehe, und trat den hingeworfenen Brief mit seinen Fußtritten in die Erde. Dann schrieb er als Antwort: „Ich Scharmack, Dein König und Herr, habe Dein verdammtes übermüthiges Schreiben mit dem Fuße zertreten. Dir zum Trotze mache ich sogleich Friede mit den Böhmen, um Dich stolzen Hund todtzuschlagen.“

Der Einsiedler Paul mußte diesen Brief überbringen. „Weh' mir,“ seufzte dieser als er wegging. „Wer wird mich schützen? Wenn der Riese diesen Brief bekommt, so läßt er seinen ersten Zorn an mir aus, obgleich ich ja ganz unschuldig bin.“ Als er aber nach Schildheiß kam, wo ihn Milmot erwartete, so ergrimmte dieser zwar über den Inhalt des Schreibens und riß im Zorne einige Bäume aus, denn er wollte einen freien Kampfplatz haben, aber dem ehrlichen Paul that er nichts, sondern wies ihm sogar einen sichern Platz an, von wo er dem Kampfe ungefährdet zusehen konnte.

Der Riese Scharmack hatte Friede mit dem König von Böhmen gemacht und hatte ihn und seine Ritter und Alle, die Lust dazu hätten, eingeladen, mit ihm nach Schildheiß zu ziehen und Zeuge von seinem Kampfe mit dem Riesen Milmot zu sein. Der König mit seinem ganzen Hofstaate, den beiden Rittern von der Lanze und vom Tannenbaum, viele andere Ritter und eine große Zahl der Bürger und Einwohner von Prag begleiteten ihn.

Als sie bei dem Schlosse Schildheiß angekommen waren, sahen sie den Riesen Milmot auf einem Hügel sitzen, wo er wie ein Thurm in die Höhe ragte. Scharmack hieß seine Begleiter nun zurückbleiben, damit er durch ihre Nähe nicht in dem Kampfe gehindert werde. „Denn,“ sagte er, „wenn ich in der Wuth des Kampfes um mich haue, fährt mein langes Schwert gar weit umher, da könnte ich wider Willen leicht Einen von Euch verwunden.“

Sobald sich die Riesen nahe genug kamen, hoben Beide ihre eisernen Stangen drohend gegen einander auf. Dann machten sie sich zum Streite

fertig, ergriffen ihre ſtahlbeſchlagenen Schilde, und Scharmack rief: „Du haſt mich in Deinem Briefe ein faules Aas geſcholten, dafür haſt Du den Tod verdient.“ — „Gut, gut,“ verſetzte Milmot, „da ſieh Du Dich nur ſchnell um, wohin Du begraben ſein willſt.“ Mit dieſen Reden fuhren ſie auf einander los und ſchlugen mit ihren Stangen auf einander ein, daß ſie in der Luft laut ziſchten und wie Schmiedehämmer auf Helmen und Harniſchen erklangen. Sie ſchnaubten dabei und brüllten wie ergrimmte Stiere. Mitten in dieſem Kampfe brach die Stange des Rieſen Milmot in der Mitte entzwei. Da zog er ſein Schwert, das er ſo ſchnell durch die Luft ſchwang, daß es zu blitzen ſchien. Aber Scharmack hielt ſich tapfer und ſchlug ihm mit ſeiner Stange auf ſein Schwert, daß es am Griffe abſprang. Da entfloh der Entwaffnete ſchnell mit ein paar Schritten über die Mauer des Schloſſes und flüchtete ſich in eines der Gewölbe. Aber Scharmack verfolgte ihn raſch. Milmot hatte die ſchwere Eiſenthüre hinter ſich zugeworfen und innen die ſchweren Riegel vorgeſchoben. Sein Verfolger aber ſah eine ſchmale Luftöffnung in der Mauer. Durch dieſe ſtieß er mit ſeiner Stange auf ihn und ließ nicht nach, bis er ihn durch wiederholte Stöße getödtet hatte.

Jetzt war endlich die Ruhe für das Böhmerland hergeſtellt. Sie zogen Alle in einem wahren Triumphzuge nach Prag zurück. Auch der Rieſe Scharmack zog mit. Ihm hatte das Leben unter den geſitteten Bewohnern ſo wohl gefallen, daß er ſich entſchloß, bei ihnen zu bleiben.

Es wurde nun ein allgemeines Dankfeſt in Böhmen gefeiert und an demſelben Tage wurde auch die Vermählung des Ritters Julius von der Lanze mit der Königstochter, ſowie die des Ritters vom Tannenbaum mit der ſchönen Kunigunde von Elſaß, die er auf dem Hradſchin hatte kennen lernen, gefeiert.

Den Rieſen Scharmack, der ſich vom Heidenthum zum Chriſtenthum bekehrte und taufen ließ, ernannte der König Eginhard von Böhmen zum Oberhauptmann ſeines Landes.

Sagen vom Rübezahl.

1. Allgemeine Sagen vom Rübezahl.

Auf der Böhmisch-Schlesischen Grenze erhebt sich ein waldiges Gebirge, das unter dem Namen des Riesengebirges bekannt ist. Nach alten weitverbreiteten Sagen sollte ein mächtiger Berggeist in demselben hausen, der sich selbst den „Herrn des Gebirges" nannte, dem aber das Volk den Spottnamen Rübezahl gegeben hatte. Nach Allem, was von ihm bekannt ward, scheint er zwar ein Wesen von ganz gutartiger Natur gewesen zu sein; denn man erzählt von ihm viele Geschichten, worin er sich gegen gute Menschen oft hilfreich, gegen Arme mitleidig bezeigt hatte. Verirrten erschien er bald als Jäger, bald als Holzhauer oder als sonst ein ehrlicher Bürgersmann und wies sie auf ihrem Wege zurecht; auch wußte man manche Beispiele, daß er Schlechte und Nichtswürdige nach Verdienst empfindlich gestraft hatte.

Jahrhunderte lang sah und hörte man Nichts von ihm. Man hielt dafür, daß er in solchen ruhigen Zeiten in den unterirdischen Gängen und Höhlen der Erde beschäftigt gewesen und seine kleinen dienenden Bergkobolde zur Arbeit angestellt habe, um die im Schooße der Erde quellenden Wasser abzuleiten oder auch die Strömung des unterirdischen Feuers von seinen Schachten und Stollen abzudämmen, besonders aber auch den Dunst der dort geschmolzenen Massen nach denjenigen Stellen des Gebirges zu leiten, wo sie die Felssteine und Schieferlager durchdringen und sich als gediegenes Metall oder Erzstufen ablagern können.

Wenn er aber dann wieder einmal auf die Oberfläche seines Reiches heraufkam, so gab er seine Anwesenheit auf mannichfaltige Art durch seine bald beglückende, bald strafende Begegnung kund. Oft aber geschah es auch, daß er einem Unwürdigen seine Gunst, oder einem Rechtlichen

ſeine Unguſt zu Theil werden ließ. Man glaubte daher allgemein, daß ihn bei ſeinen Handlungen keine feſten Grundſätze, ſondern nur Laune und Willkür leiteten. Gegen Manche verübte er ſogar nur leichtſinnige und muthwillige Neckereien.

Er konnte nicht nur ſelbſt alle Geſtalten annehmen, ſondern auch Andere in fremder beliebiger Geſtalt erſcheinen laſſen und die Sinne der Menſchen ſo blenden, daß ſie Felſen für Paläſte und Bildniſſe für die kunſtreichſten Gärten anſahen. Oft begab er ſich, um ſeine Abſichten zu erreichen, in die Dienſte eines Menſchen, dem er eine Zeitlang mit treuem Gehorſam diente, oft aber auch auf einmal ſeine Ueberlegenheit zu ſeinem größten Nachtheile empfinden ließ.

---

2. Rübezahl, der neue Knecht.

Einmal trat er als ein junger Bauernburſche bei einem Bauer, der durch Unglücksfälle in ſeinen Vermögensverhältniſſen ſehr herunter gekommen war, als Knecht in Dienſt. Er war dem durch erlittene Unglücksfälle etwas grämlich gewordenen Brodherrn aber ſo gehorſam, daß er alle ſeine Launen geduldig ertrug und unverdroſſen vom frühen Morgen bis in die Nacht fleißig ſeine Arbeit verrichtete. Was er arbeitete, war Alles ſo gut, daß ſein Herr, der ſo gern Etwas zu Grämelei oder zum Schelten aufſuchte, doch nie den geringſten Anlaß zum Tadel fand.

Bald erkannte er auch, daß jede Arbeit, die er verrichtete, nicht allein gut, ſondern auch in der Hälfte der Zeit, die ein Anderer dazu gebraucht hätte, gethan war, daß der neue Knecht eigentlich für Zwei arbeitete. Und in Allem, was er beſorgte, zeigte ſich ein offenbarer Segen. Die alten und vorher ſo ſchlecht ausſehenden Pferde wurden unter ſeiner Pflege gleichſam wieder jung und glatt; das Rindvieh gedieh ſichtbar. Die Kühe gaben weit mehr Milch, die Milch war fetter und gab mehr Butter als vorher. Die Kälber wuchſen, als ſollten ſie in ſechs Monaten ſo groß ſein, als ſonſt die Kühe. Die Aecker trugen reichlichere Früchte, als irgend ein anderes Feld in der Gemarkung; die Obſtbäume brachen beinahe unter der Laſt ihrer Früchte. Der Eier, die die Bäuerin jeden Morgen aus den Neſtern nahm, waren mehr, als ſie Hühner hatte; den Gänſen mußten alle Monate die Federn gerupft werden, weil ſie ſonſt überreif ausfielen. Kurz, in jeder Beziehung war

mit dem neuen Knecht der Segen in allen Theilen der Wirthschaft eingekehrt. Der Bauer war reich geworden und grämelte jetzt nicht mehr.

Aber ein Nachbar hatte lange schon mit einigem Neide bemerkt, daß es der neue Knecht des Bauern war, der diesen Segen in das Haus gebracht hatte. Darum suchte er ihn in seine Dienste zu bekommen. Er hatte einen großen Bauernhof und hielt auf demselben eine zahlreiche Schafheerde. Mit dieser hatte er aber viel Unglück. Oft kam ein Sterben unter das Vieh, wodurch er dann größern Schaden litt, als der Ertrag der ganzen Schäferei einbrachte. Oft brach der Wolf ein und würgte die schönsten Widder der Heerde.

Dieser Knecht, meinte der Bauer, sei der rechte Mann für ihn. Er stellte ihm vor, bei ihm hätte er viel leichtere Arbeit; er solle bei ihm in Dienst treten und Nichts zu thun haben, als die Schafheerde zu besorgen. Der Knecht meinte aber, die Arbeit bei seinem jetzigen Herrn sei ihm nicht zu viel; er arbeite gerne.

Damit ließ sich der Nachbar aber nicht abweisen. Er versprach ihm einen weit größeren Lohn, als der, den er jetzt bekomme. „Ich habe jetzt schon Lohns genug," versetzte er auf dieses Anerbieten, „ich *brauche* nicht mehr." Nun meinte er, bei seinem Bauer bekäme er ja nur schlechte und sehr sparsame Kost; wenn er zu *ihm* ginge, da sei der Schmalhans nicht Küchenmeister, bei ihm gäbe es täglich Fleisch, gebratenes oder gesottenes. Auch das wies der Knecht zurück. „Ich bin noch alle Tage satt geworden und nach Leckerbissen bin ich nicht lüstern," hatte er geantwortet. Der Nachbar ließ aber nicht nach mit seinen Anerbietungen und Bitten, bis er endlich einwilligte, ihm um einen angemessenen Lohn zu dienen.

Als der Knecht seinem bisherigen Herrn den Dienstwechsel anzeigte, war dieser sehr betrübt. Er aber tröstete ihn: „Ihr seid ein rechtlicher und fleißiger Mann, Eure Felder und die ganze Wirthschaft sind jetzt in gutem Stande, und Ihr werdet sie in diesem Zustande leicht selbst erhalten können. Laßt mich jetzt auch sehen, wie ich bei einem Andern nützlich sein kann."

3. Rübezahl, der Schafhirte.

Er trat den neuen Dienst an und übernahm die Pflege der Schafheerde. Bald aber erkannte er, daß er einen habsüchtigen und unredlichen Herrn erhalten hatte. Gleichwohl that er seine Schuldigkeit und besorgte

die Heerde aufs Beste. Sie gedieh auch unter seinen Händen. Das Sterben der Schafe hörte alsbald auf, und kein Wolf wagte sich mehr in ihre Nähe.

Ein Vierteljahr war nahezu verlaufen, da dachte sein Herr: „Es ist zwar so, wie ich erwartet hatte. Der neue Knecht thut wohl seine Schuldigkeit, aber nun dient er mir schon bald ein Vierteljahr und ich muß ihm nächstens seinen Lohn bezahlen. Ich habe ihm doch zu viel versprochen. Es ist gar zu viel Geld. Und was thut er dafür? Er schlendert müßig hinter der Heerde her. Ei, sein Hund verdient da eigentlich mehr, als er. Der muß die Thiere beisammen halten, und wenn eines der Schafe sich von der Heerde entfernen will, so muß er rennen und bellen und sich abhetzen. Der Hirte aber hat nichts dabei zu thun, als daß er ihm zuwinkt, oder mit der Schippe eine Scholle Erde dahin wirft, wo er ihm das Thier herbeiholen muß. Nein, nein, ich kann ihm so viel nicht geben. Wie mache ich's nur, daß ich einen Vorwand finde, ihm einen Theil des Lohnes abzuziehen?“

Nachdem er lange darüber nachgesonnen hatte, war ihm ein guter Gedanke gekommen. Diesen führte er aus. Er wußte es zu machen, daß der Hirte wegen des Ankaufes von Heu zur Winterfütterung nach einem benachbarten Dorfe ging. Nun benutzte er seine Abwesenheit von der Heerde, die ganz sicher in der Pferche eingeschlossen von dem Hunde behütet wurde, und holte die zwei schönsten Widder von der Heerde, und führte sie nach einem benachbarten Taglöhnershause, wo er sie unter einem glaubwürdigen Vorwande verborgen halten ließ.

Am Tage der Auszahlung des Lohnes sagte er zu dem Knechte: „Du hast so viel Lohn bedungen. Den sollst Du haben. Aber wie steht es mit den beiden Widdern, die Du Dir hast stehlen lassen? Es waren die schönsten der ganzen Heerde und ich hätte keinen um zehn Thaler gegeben. Sie hatten die feinste Wolle. Die mußt Du mir billiger Weise ersetzen. Du kriegst da gerade noch zwei Thaler. Da sind sie.“

„Gut,“ sagte der Knecht, „ich trete aber jetzt aus Euerm Dienste. Hütet Ihr nun in Zukunft nur selbst Eure Schafe, so sind sie gewiß vor dem Diebe sicher, der mir die zwei Widder gestohlen hat.“ Er ging. In der nächsten Nacht brach aber der Wolf in die Heerde und würgte den dritten Theil derselben.

Noch einmal ging Rübezahl in einen dritten Dienſt. Der Dienſtherr war aber ein Mann, der ſelbſt nicht gerne arbeitete und lieber gut leben mochte. Dieſen verließ er im Unmuthe ſehr bald wieder. „Dich ſtrafe ich nicht,“ ſprach er vor ſich hin, als er Abſchied von ihm genommen. „Deine Faulheit wird Dich ohnehin bald genug mit Armuth ſtrafen.

---

4. Rübezahl als Jäger labt den Hungrigen.

Einſt wankte ein ſchon bejahrter Wandersmann über das Gebirge. Er war ſchon weit hergekommen, und hatte nicht einmal einen Biſſen Brod zum Frühſtück gehabt; erſchöpft ſank er vor Hunger am Wege nieder. Da kam ein Jäger vorbei. Er ſah ihn an und fragte: „Nun Alter! Was liegſt Du ſo faul da? Es wird Abend, und Du haſt von hier weit nach einem Obdach. Mache Dich auf, daß Du es noch erreicheſt, ehe die Nacht einbricht.“ Der Alte aber ſeufzte und antwortete ihm: „Ich kann nicht weiter. Ich habe heute noch Nichts gegeſſen. Und wenn ich auch an eine Herberge käme, ſo würde man mich nicht aufnehmen, ich könnte Nichts dafür bezahlen.“

„Hunger?“ fragte der Jäger und griff nach ſeiner Jagdflaſche. „Da nimm einen Schluck, der wird Dir wieder Kraft geben! Zu eſſen habe ich Nichts. Aber halt, da wachſen ja wilde Pflaumen.“ Mit dieſen Worten riß er von einem nahen Bäumchen Etwas ab und warf es dem Alten in den Hut. Der Schluck aus der Jagdflaſche hatte ihm wohlgethan, er gab ſie zurück und nahm nun gleich eine Pflaume in den Mund. „Wirf die Kerne nicht weg!“ rief noch der Jäger und verſchwand auf dem nahen Pfade in dem Walde.

Der Alte hatte aber in ſeinem Hunger raſch auf die Pflaume gebiſſen und ihm krachten die Zähne davon. Er ſpie im Schmerze die zerbiſſene Pflaume in die Hand und ſiehe, es war ein großer goldener Pflaumenkern, der ihm den Schmerz verurſacht hatte. Die Kerne der übrigen machte er vorſichtig heraus. Er war nun kräftig genug, die ferne Gebirgsherberge noch zu erreichen, und reich genug, ſein Abendeſſen und Schlafgeld zu bezahlen.

Dankbar rief er aus: „Nun ſchelte mir Niemand mehr auf den Rübezahl. Mich hat er zu einem reichen Manne gemacht.“

---

5. Rübezahl, der Gastwirth.

Von Prag aus wanderten einst drei lustige Studenten nach Schlesien hinüber. Sie hatten den Winter über fleißig studirt und wollten nun jenseits ein paar Tage ihre Ferien bei Verwandten zubringen. Es war ein schöner Frühlingstag, die Sonne brannte schon heiß auf den Weg und das Bergsteigen machte ihnen ohnehin etwas warm. Da rief der Eine, Herr Thomas genannt: „Was meint Ihr, werden wir da oben auch Etwas zur Erfrischung finden?“ „Ich glaube kaum,“ antwortete Gottwalt, der Andere. „Als mir von meinem Hauswirthe in Prag der Weg beschrieben wurde, da sagte er immer, daß wir mehrere Stunden wandern könnten, ohne ein Haus anzutreffen.“ — „Ach, Dein Hauswirth ist ein alter Philister!“ rief nun Pannel, der Dritte. „Freilich, wenn auch zu der Zeit, als er diese Reise machte, noch kein Haus hier stand, so kann „der Herr vom Berge“ indessen wohl eines hergebaut haben.“ „Dem ist das ein Leichtes,“ erwiderte Gottwalt. — Thomas meinte, das sei doch wohl nicht sein Ernst. Er werde doch nicht an die Märchen von Rübezahl glauben. Auch Pannel lachte ihn aus, doch Gottwalt blieb — vielleicht blos aus Neckerei — dabei, daß der Herr vom Berge hier oben eine „Kneipe“ für sie errichtet haben könne. —

Sie hatten unter solchem Wechselgespräche jetzt die Höhe erreicht und siehe da! dicht am Wege stand ein artiges Wirthshaus mit einem großen Bienenstande neben der steinernen Haustreppe und einer neu hergerichteten Kegelbahn in dem anstoßenden Hausgarten.

Unter der Hausthüre stand der Wirth, ein behäbiger mittelalteriger Mann mit schwarzen Lederhosen und bis an die Kniee gehenden Stiefeln; eine rothe Klappenweste deckte seinen ganz stattlichen Bauch, und seine Hemdärmel waren so weiß, wie der Schnee.

Die drei Studenten jubelten ihm begrüßend entgegen und er zog ehrerbietig seine Mütze ab und ging ihnen die Treppe herab entgegen. „Die Herren werden doch ein Bischen bei mir ausruhen und Etwas zu [illegible]nehmen wollen? Womit kann ich aufwarten?“ fragte er.

„Ich denke,“ sagte Pannel, „es wäre vernünftiger, wir fragten den Herrn Wirth, was er zufällig hat, ehe wir bestellen. Haben Sie etwa ein Glas guten Melniker im Keller?“ — „Soll sogleich hier sein!“ antwortete der Wirth und ging, den Wein zu holen. „Er wird uns einen schönen Sauerемus vorsetzen, ihn aber doch für Melniker anrechnen,“ meinte da Thomas und fragte: „Was bestellen wir denn zum Essen?“

„Laßt mich das bestellen," sagte Pannel, und als der Wirth mit dem Wein kam, bestellte er bei ihm drei Schnepfen mit den dazu gehörigen Schnitten und eine Platte schöner gesottener Krebse. „Sollen sogleich hier sein!" versetzte der Wirth und ging nach der Küche ins Haus. „Nun, wie ist der Melniker?" fragte er Gottwalt, der ihn versucht hatte. „Sehr gut," lautete die Antwort. Verwundert griffen nun auch die Andern nach ihren Gläsern und gestanden, daß sie den Wein in Prag nicht besser getrunken.

Der Wirth erschien nun mit Tischtuch, Tellern und sonstigem Tischgeräthe und holte dann sehr flink die drei Schnepfen und die Platte mit schönen Krebsen. Als er sie aufstellte, sagte er: „Es hält freilich jetzt schwer, solche Vögel zu bekommen. Ihre Zeit ist schon vorüber; sie sind darum auch etwas kostspielig; so auch die Krebse; es sind die ersten, die in diesem Jahre gefangen wurden. Ich hoffe aber, die Herren denken, wie ich: für meinen Mund ist mir Nichts zu theuer. Guten Appetit! Ist sonst Nichts gefällig? An einem solchen Vogel ißt man sich nicht satt, und Krebse, du liebe Zeit! an diesen ißt man sich gar hungrig." „Wir wollen das erst einmal verzehren," sagte Gottwalt, „dann wird sich zeigen, ob wir noch Etwas bedürfen." Sie hatten sich bei des Wirthes Bemerkung über den Preis der Schnepfen und Krebse zwar gegenseitig halb fragend, halb verlegen angesehen, ließen sich aber nun doch Jeder seine Schnepfe und die stattlichen Krebse trefflich schmecken. „Das war gut!" sagte Thomas, indem er die Gabel niederlegte und sich sein Glas füllte. Die Flasche war allmählich leer getrunken. Da rief Pannel: „Herr Wirth, haben sie noch mehr von Diesem, so lassen sie noch Eine herwachsen."

Er nahm die leere Flasche und mit seiner gewohnten Redensart: „Soll gleich hier sein" eilte er nach dem Keller. Sie beriethen in seiner Abwesenheit über die Höhe ihrer Zeche. Die beiden Ungläubigen dachten, er werde die Rechnung mit doppelter oder dreifacher Kreide schreiben. doch Gottwalt, der Gläubige, hatte das Vertrauen, daß der Herr vom Berge — das wäre er ja sicher — sie gewiß nobel behandeln werde.

Indem der Wirth die Flasche auf den Tisch stellte, sagte er, es sei Schade, daß die Herren nicht einen ausländischen Wein gewählt hätten. Er habe erst vor einigen Tagen eine delicate Sorte eines französischen Schaumweines bekommen, die Alles übertreffe, was noch je über seine Zunge geflossen. Die Süße und das angenehme Prickeln auf der Zunge und in der Kehle lasse sich mit keinem andern Genusse vergleichen.

„Her damit!" riefen die zwei Ungläubigen. „Ist die Kuh fort, so

mag auch der Strick dahin gehn!“ „Befehlen sie eine oder zwei? Sollen gleich hier sein!“ sagte der Wirth und brachte sehr eilfertig zwei Flaschen und andere Gläser, die er sogleich mit dem köstlichen Schaumwein füllte. Er fand allgemeinen Beifall. Auch der Gläubige ward schon von dem ersten Glase heiter aufgeregt und lud den Wirth ein, sich doch auch ein Glas zu holen und mit ihnen anzuklingen. Dieser lehnte die Einladung anfänglich ab, brachte aber doch auf Zureden sein Glas herbei und ließ es sich füllen. Gottwalt erhob nun sein Glas und sprach: „Es erscheint uns wie ein Zauberwerk, daß wir hier auf der Höhe des Gebirges ein so wohl versorgtes Gasthaus finden, obgleich uns gesagt worden, daß hier weit und breit keine Herberge sei. Diese glückliche Umwandlung verdanken wir dem Herrn des Gebirges. Bringen wir ihm denn ein feierliches Hoch aus!“ Damit ließ er sein Glas mit dem des Wirthes zusammenklingen und die beiden andern Studenten ließen auch ihre Gläser klingen und schrieen laut: „Rübezahl hoch! Rübezahl hoch!“

Der Wirth aber wendete sich sehr ernst zu ihnen und sagte: „Meine Herren, Ihr Freund hat hier dem „Herrn des Gebirges“ ein Hoch ausgebracht und auf das habe ich mit ihm angestoßen. Wenn sie denselben aber mit einem Spottnamen bezeichneten, so muß ich Sie warnen. Der Herr des Gebirges verträgt solchen Spott nicht leicht.“ — Die beiden Studenten waren aber lustig gestimmt von dem Weine und schrieen lachend: „Herr des Gebirges! Wer ist denn das? Es giebt gar keinen Herrn des Gebirges, wie es auch keinen Rübezahl giebt, als nur in den albernen Märchen des abergläubigen Volkes.“ Der Wirth sah wohl, daß man ihnen keine ihrer Reden zurechnen dürfte und versetzte mit lächelndem Munde: „Ich weiß wohl, das sagen nicht die ehrenwerthen Herren Studenten. Es ist nur der leichtfertige Franzose, der so aus ihnen spricht. Darum wird ohne Zweifel der Herr des Gebirges auch Nachsicht mit ihnen haben. Wie wär's?“ fragte er darauf, „wollten die Herren nicht ein kleines Kegelspiel machen? Die Bahn ist sehr gut ausgefallen, ich habe sie neu herrichten lassen.“

Der Vorschlag wurde freudig angenommen. Der Wirth stellte sich zu den Kegeln, um aufzusetzen, die Studenten warfen die Kugeln, aber immer, wenn die Kugel nahe vor die Kegel kam, sprang sie auf und flog über alle Kegel hinweg. Als jedoch Gottwalt seine Kugel warf, rollte sie ganz regelmäßig in das Kegelspiel hinein und der mittlere, der König, fiel. Sein Wurf wurde beifällig beklatscht und Jeder wollte es ihm nachthun. Die Kugeln flogen aber immer wieder über die Kegel weg.

Gottwalt warf wieder und so oft er auch warf, traf er immer den König. Ungeduldig, daß sie nicht trafen, beschlossen sie das Spiel.

Die Flaschen waren geleert und nun mußte nach der Zeche gefragt werden. Thomas sollte fragen. Er that es mit einiger Verlegenheit, denn er wußte, daß ihre Beutel nicht sehr gut bestellt waren. Erst nach den Ferien erwarteten sie ihren neuen Wechsel für den Sommercurs.

„Sie, mein lieber Herr," antwortete der Wirth mit höflicher Verbeugung gegen Gottwalt, „sind mir gar Nichts schuldig, denn Sie haben sich ja frei gekegelt. Von keinem Gaste, der den König trifft, nehme ich Etwas. Freilich die andern Herren müssen ihren Antheil bezahlen. Er beträgt für Jeden zwei Thaler." Ihr Reisegeld bestand in Gold und Jeder reichte ein Goldstück hin und ließ sich darauf herausgeben. Der Wirth ließ ihnen die gewechselte Münze unbesehen in ihre Börsen rollen.

Beim Abschiede sagte er: „Erlauben Sie!" und steckte jedem der beiden Ungläubigen ein Päckchen in die Tasche. „Es ist weit, bis Sie wieder Etwas zu essen kriegen können, ich habe Ihnen deswegen hier noch einen Bissen eingewickelt." Aber Gottwalt reichte er den Königkegel mit den Worten: „Nehmen Sie Ihren Gewinn gefälligst in Empfang und halten Sie ihn ja in Ehren." Er verbeugte sich und die drei Studenten verließen ihn sehr zufrieden und rühmten ihn mit einander: „Es ist doch ein nobler Kerl, dieser Philister, und die Kneipe ist zu empfehlen!"

Auf dem Wege lachten die beiden Andern Gottwalt mit seinem Kegelkönig noch tüchtig aus. „Für uns hat er gesorgt," sagten sie, „uns hat er doch für den Hunger noch einen Brocken in die Tasche gesteckt, aber Dir hat er nur den Kegelkönig geschenkt. Was thust Du mit dem Stück Holz? Wirf's doch weg!" Gottwalt wollte es aber doch nicht wegwerfen, sondern trug es auf dem Arme.

Da sie denn gegen den Abend noch immer an keine Herberge gekommen waren, sagte Thomas: „An solch' einer Schnepfe und den Krebsen ist doch nicht viel gewesen. Ich war gleich nicht satt davon und fühle jetzt wieder kannibalischen Hunger, Ich will doch nun versuchen, was er mir in die Tasche gesteckt hat." Er griff hinein, fand aber Nichts, als das leere Papier, worin das Geschenk eingewickelt war. Der Andere suchte nun auch in seiner Tasche, zog aber auch nur das leere Papier heraus. Bestürzt sahen sie sich einander an, und Jeder gestand mit Verwunderung, daß er noch eben, ehe er stehen geblieben, deutlich das Päckchen gefühlt, wie es bei jedem Schritte ihn an den Fuß geschlagen habe.

„Nun, iſt Dein Kegel auch verſchwunden?“ fragten ſie. „Nein!“ war die Antwort, „aber er wird mir fürchterlich ſchwer, mit jedem Schritt ſchwerer. Er drückt mir beinahe den Arm herunter.“ „Ei, ſo wirf ihn weg! Du biſt ein rechter Narr, daß Du Dich damit abſchleppſt!“ riefen ſie. Er wollte den Kegel auf den andern Arm nehmen. Dabei warf er einen Blick darauf und ſiehe da: der Kegelkönig war ganz maſſiv von blankem Golde.

„Damit belohnt mich,“ ſagte er, „der Herr vom Gebirge für meinen Glauben an ihn.“

Die beiden Andern fanden bei ſpäterem Nachzählen ihre Goldſtücke doch auch wieder vollzählig in ihren Geldbeuteln.

---

6. Rübezahl der beſte Vetter.

Ein Bauer hatte durch die Ränke eines böſen Nachbars, der ihn muthwillig in Prozeſſe verwickelte, nach und nach ſein Hab und Gut verloren. Seine wenigen Aecker und Wieſen waren über und über mit Schulden belaſtet, die letzte Kuh ward ihm für die Gerichtskoſten gepfändet und aus dem Stalle geführt; an Hausrath war nur noch das Unentbehrlichſte vorhanden und die Vorräthe, die ohnehin ſehr gering geweſen, waren aufgezehrt; denn er hatte außer ſich und ſeiner Frau auch ein halbes Dutzend geſunder Kinder zu ernähren, die alle mit gutem Appetit geſegnet waren.

Als nun die letzte Kuh aus dem Stalle geholt war, der ſie mit Wehmuth nachſahen, da ſagte der Mann zu ſeiner Frau: „Nun, Martha, iſt Alles hin. Ich weiß nicht, wie wir das Brod für unſere Kinder erwerben wollen. Saatfrucht haben wir keine, um unſere kleinen Aecker damit einzupflanzen. Wer aber nicht ſäet, kann auch nicht ernten. Wovon ſollen wir leben? Wovon dem Schuldherrn unſere ſchuldigen Zinſe bezahlen? Und bezahlen wir nicht, ſo greift er nach ſeinem Unterpfand und nimmt uns auch noch unſer Häuschen und unſer Feld. Wenn ich auch jeden Tag um den Lohn bei unſern Nachbarn arbeite, ſo verdiene ich damit doch nicht, was für acht Menſchen auch nur nothdürftig zureicht, um den Hunger zu ſtillen. Was meinſt Du? Du haſt ja drüben über den Bergen wohlhabende Verwandte. Soll ich nicht hinübergehn und ſie um Hilfe anſprechen?“

„O ſchweig, Märten,“ verſetzte die Frau. „Das könnte ich nicht ertragen, wenn ich denken müßte, Du ſteheſt jetzt als Bettler vor einem

dieſer Vettern. Nahe ſind ſie mir ohnehin nicht verwandt und ich kenne ſie ja nur zu gut. Sie ſind alle hochmüthig und [illegible] und hartherzig. Vielleicht ſchenkt Dir Einer, um Dich [illegible] abzufertigen, ein paar Heller, und Das ſoll Dir helfen? Nein, [illegible] Hungers ſterben, als bei dieſen betteln!"

„Du verſtehſt nicht, wie ich's meine," antwortete [illegible]. „Nein, Martha, das fiel mir nicht ein, bei ihnen zu betteln, [illegible] dachte, ein hundert Thaler etwa bei ihnen zu entlehnen. Mit dieſer Summe könnten wir wieder eine Kuh anſchaffen und hätten dann [illegible] noch ſo viel übrig, um unſer Hauswesen wieder in Stand zu ſetzen und auch noch das nöthige Brod zu kaufen, bis uns unſer eigenes wieder gewachſen iſt. Geld zu leihen iſt keine Schande und in einem Jahre könnten wir zur Noth ſo viel zuſammenſparen, um die Schuld wieder ehrlich zurückzuzahlen."

Auch dazu wollte Frau Martha nicht ihre Zuſtimmung geben. „Jeder Schritt iſt vergeblich," ſagte ſie. „Sie weiſen Dich nur mit Hohn ab. Du kommſt mit leerer Hand wieder zurück. Darum bleibe lieber daheim, wenn Du nicht ſonſt einen braven und ehrlichen Mann kennſt, dem Du zutrauen kannſt, daß er Dir ein Darlehn geben werde." „Ei was!" rief er. „Du haſt auch gar zu ſchlechtes Vertrauen zu Deiner Verwandtſchaft! Ich gehe und frage ſie, und bitte ſie, und ſtelle ihnen unſere Noth vor. Sie werden doch keine Herzen von Stein haben, die ſich nicht erweichen laſſen."

Sie ergab ſich endlich doch und redete nicht weiter gegen ſein Vorhaben; doch große Hoffnung hatte ſie nicht auf den Erfolg.

Märten ſteckte ſich ein Stückchen trockenes Brod in die Taſche, ergriff ſeinen Wanderſtab und machte ſich auf nach dem Gebirge. So heiß ihn auch die Sonne drückte, ſo müde er am Nachmittage die Höhe des Gebirges erſtieg, ſo leicht athmete er doch auf, als er nun durch den Waldesſchatten abwärts ging. Der Weg dehnte ſich aber weit hin im Umkreiſe um die Bergwindungen und Schluchten. Endlich ſah er von einer letzten Anhöhe das Dorf unten liegen, wo er Troſt und Hilfe zu finden hoffte. Erſt mit dem Abende trat er über die Schwelle des Hauſes, wo der erſte Vetter wohnte. „Guten Abend, Vetter!" grüßte er ihn. „Guten Abend," erwiderte dieſer, „wer ſeid Ihr? ich kenne Euch nicht." „Glaub's wohl," antwortete er, „ich bin eben alt geworden. Kummer und Noth machen alt vor der Zeit." Der Vetter richtete ſich nun etwas neugierig in die Höhe, ſah ihn genauer an, ſchüttelte aber den Kopf. „Ich bin ja der Märten," fuhr dieſer fort. „Die Martha, Eure

Base, ist ja meine Frau." — „So, Ihr seid's, Märten? Und es geht Euch schlecht? Ja, ja, so geht's. Im Glück habt Ihr groß gethan, habt den Vetter ganz vergessen gehabt, nie etwas von Euch hören lassen: aber jetzt, da Ihr in Noth seid, da kennt Ihr ihn wieder. Aber ich kenne Euch nun auch nicht mehr."

„Ich wollte Euch nur bitten um ein Darlehn," sprach Märten ganz kleinlaut. „Darlehn?" fragte der Vetter. „Ich hab' kein Geld zum Ausleihen. Und Darlehn? Wie wollt Ihr es denn wieder heimzahlen? Gelt, ans Wiedergeben habt Ihr gar nicht gedacht?" — „O, seid barmherzig," bat Märten mit Thränen. „Habt Mitleid mit meinen hungrigen Kindern." — „Was gehen mich Eure Kinder an?" fragte der Hartherzige. „Und warum kommt Ihr überhaupt her zu mir? Hat Eure Frau sonst keine Verwandten, als mich? Da drüben wohnt Einer, der ihr näher verwandt ist als ich. Und der ist dazu reich genug, der ist ein steinreicher Mann, der kann Euch besser helfen, als ich es könnte, wenn ich noch so gerne wollte."

Es war mit dem Hartherzigen Nichts zu machen. Märten sah das wohl. Er ging nun in das gegenüberstehende Haus. Dort saß der Hausherr mit seinen Kindern und zahlreichem Gesinde gerade beim Abendessen, das dem armen Märten gar köstlich in die Nase roch. „Gott gesegne Euch Speise und Trank!" sagte er. „Guten Abend, Vetter." — „Vetter?" fragte der Hausherr. „Es vettert sich hier Nichts. Ich habe keinen unbekannten Vetter. Was wollt Ihr?" Niemand bot dem Müden einen Stuhl zum Sitzen, Niemand bot dem Hungrigen einen Bissen. „Ihr solltet mich doch kennen noch von der Hochzeit her mit Eurer Base, der Martha, die meine Frau ist." — „Base!" rief der Hausherr. „Base?" wiederholte er. „Je nun, ja, das ist so eine Verwandtschaft, wie man sagt, von sieben Suppen eine Schnitte! So sind wir verwandt, näher nicht. Das heißt: ich und die Martha. Daß Ihr der Martha ihr Mann sein wollt, das macht Euch mir noch nicht zum Verwandten. Also: Nichts Vetter! Was wollt Ihr denn bei mir?"

„Ich suche einen guten Freund, der mir in der Noth mit einem kleinen Darlehn helfen möchte." „So?" fragte der Herr Vetter, „ein kleines Darlehn? Wie klein soll das Darlehn denn sein?" „Nur einhundert Thaler und nur auf ein Jahr." „So, so," war die Antwort. „Nur einhundert Thaler? Ist Euch Das ein kleines Anlehn? Hundert Thaler sind bei mir viel Geld. Nun, Ihr habt wohl auch ein gutes Unterpfand dafür einzulegen. Und wenn Ihr gute Zinsen zahlen wolltet, so könnte ich vielleicht Rath schaffen." — „O, Gott wird's Euch lohnen,"

rief Märten ganz freudig, denn er meinte ſchon, der reiche Vetter werde ihm helfen. „So ſagt," fuhr der Vetter fort, „was habt Ihr zum Unterpfand? und was wollt Ihr als Jahreszins zahlen?"

„Unterpfand?" fragte Märten. „Meine Felder ſind leider ſchon alle verpfändet, aber ich gebe Euch mein Wort, das Wort eines ehrlichen Mannes —." Er ließ ihn aber nicht ausreden, ſondern unterbrach ihn: „Wort? — Für ſolches Unterpfand habe ich kein Geld. Geht nur weiter, bei mir iſt Nichts für Euch zu thun. — Gute Nacht!" Er machte mit dieſen Worten die Thüre auf und bedeutete ihn, hinauszugehen.

Märten ging ſtill weiter und ſeufzte: „Ach, Martha, Du haſt Recht, Du kennſt Deine Vettern nur zu gut!" Doch ging er noch zu dem dritten Vetter. Auch dieſem ſtellte er ſeine Noth vor und bat um das Darlehn. Der Vetter war zwar nicht ſo übermüthig, wie die Andern, aber ſeine Frau war Herrin im Hauſe und fing den größten Streit an, als ſie bemerkte, daß ihr Mann ſich von den Bitten erweichen laſſen wollte. Sie endigte damit, daß ſie in der Heftigkeit ihres Zornes einen Beſen ergriff und den überraſchten Vetter damit zur Thüre hinausfegte.

Tief betrübt ging Märten wieder zum Dorfe hinaus. Er hatte nicht geruht und nicht gegeſſen. Seine Taſche war leer, er konnte ſich weder Speiſe kaufen, noch ein Nachtlager bezahlen. Hungrig und müde legte er ſich draußen auf der Wieſe auf einen Heuhaufen, wo er bald ſeinen Hunger und ſeine Müdigkeit verſchlief.

Als er am frühen Morgen erwachte, ſetzte er mit trübem Sinnen ſeine Rückreiſe fort. Er kam wieder in das Gebirge. „Ich habe mir vergeblich Hilfe verſprochen und nun habe ich außer der fehlgeſchlagenen Erwartung auch noch zwei Tage verloren. Hätte ich ſtatt dieſes Fehlganges geſtern und heute gearbeitet, ſo hätte ich doch ſo viel verdient, daß wir Alle uns einmal hätten ſatt eſſen können. Jetzt habe ich gehungert und wie mag's den Meinigen zu Hauſe gehen?" Er dachte an ſeine armen Kinder, die ihn bei ſeiner Heimkunft um Brod bitten würden, und er hatte Nichts, was er mitbringen konnte.

Matt von dem Gange mit dem hungrigen Magen und verzweifelnd warf er ſich in die Büſche am Wege. Er dachte hin, er dachte her, wie er jetzt auf andere Art ſein Elend abwenden könnte. Da fiel ihm wohl ein, daß der Berggeiſt ſchon hier und da einem Armen unvermuthet aus der Noth geholfen habe, und in ſeiner Hoffnungsloſigkeit hätte er ihn gern gerufen. Allein er wußte keinen Namen zu nennen, als den Spottnamen Rübezahl. Doch wußte er auch, daß Mancher, der ihn

mit dieſem Namen angerufen, tüchtig durchgeprügelt oder auf andere Art von ihm mißhandelt worden. Endlich aber ſprach er zu ſich ſelbſt: „Mag's ſein! mag er mir auch böſe werden, einen Buckel voll Schläge wage ich nun doch daran. Rübezahl! Rübezahl! Komm und hilf mir!“

Kaum hatte er das Wort Rübezahl gerufen, ſo kam aus einem Seitenpfade ein Kohlenbrenner mit ſeiner Schürſtange herbei und hob ſie zum Schlage gegen ihn in die Höhe. Die Verzweiflung gab Märten Muth und er rief ihm entgegen: „Halt, Herr Rübezahl! Wenn das Euer rechter Name nicht iſt, ſo entſchuldigt es, ich weiß eben keinen andern. Hört mich nur an, Ihr könnt hernach ja immer noch thun, was Euch gefällt.“

Rübezahl ſenkte ſeine Stange und ſchien Mitleid mit dem Betrübten zu fühlen. Doch fragte er mit vorwurfsvollem Tone: „Was wagſt Du, mich in meinen Geſchäften zu ſtören? Schon dafür hätteſt Du den Tod verdient.“ „Ach, Herr,“ antwortete Märten, „die Noth iſt Schuld. Ich wollte Euch nur um ein Darlehn von hundert Thalern bitten. Ich zahle Euch die Schuld gewiß ehrlich in drei Jahren wieder.“ „Was fällt Dir ein?“ fragte der Berggeiſt, „bin ich denn ein Geldmakler? bin ich ein Jude, der Geld auf wucheriſche Zinſen ausleiht? Geh zu Deinen Vettern mit ſolcher Angelegenheit.“ „Ach, die Vettern!“ rief Märten. „Die ſind mir die rechten Helfer in der Noth!“ Und er erzählte ihm umſtändlich, warum er über das Gebirge gegangen und wie übel er von den Vettern empfangen und mit leerer Hand abgewieſen worden ſei.

Nachdem Rübezahl aufmerkſam zugehört hatte, ſah er den Bittſteller ernſthaft an und ſprach zu ihm: „Komm, folge mir. Du biſt zwar ein ſonderbarer Burſch, daß Du von mir Geld borgen willſt; aber komm nur mit, ich will einmal denken, ich ſei Dein rechter Vetter!“

Er ging mit ſeiner Stange voraus, doch blieb er nicht auf dem Wege, ſondern drängte ſich durch das dichtſtehende Unterholz des Waldes, durch Hecken und Dornen. Märten folgte ihm immer auf dem Fuße. Sie kamen dann an den Eingang einer Berghöhle. Als er ihm auch hier folgen mußte, war ihm doch nicht ganz wohl bei der Sache. Wie leicht konnte er im dunkeln Gange abſichtlich von dem oft tückiſchen Berggeiſte in einen Abgrund geſtoßen werden, oder durch einen Fehltritt herunterſtürzen. Das Rauſchen unterirdiſcher Gewäſſer vergrößerte ſeine Angſt, die mit jedem Schritte noch zunahm. Die Haare ſtanden ihm zu Berge und ein unbezwingliches Grauſen ſchüttelte ihn mit Fieberfroſt. Endlich ſah er in der Ferne ein helles Licht. Sie kamen näher; das Gewölbe erhob ſich und der Gang wurde breiter. Nun traten ſie

in einen weiten und hochgewölbten Felſenſaal. Von der Decke hing ein einarmiger Leuchter herab und die eine Lichtflamme erleuchtete den ganzen großen Raum, wie mit Tageshelle. Die Flamme ſpiegelte ſich in den vieleckigen Kryſtallwänden und vor ihnen ſtand eine große Wanne, einer Badewanne ähnlich, die bis zum Rande mit neublinkenden harten Thalern gefüllt war. „Da greife nun zu," ſagte Rübezahl. „Nimm ſo viel davon, als Du brauchſt. Kannſt Du ſchreiben, ſo ſchreibe mir den Schuldſchein."

Während er auf einem Tiſchchen Pergament, Feder und Tinte zurechtſtellte, ſah er gar nicht darnach, wie viele Thaler ſich Märten davon einſteckte; dieſer zählte aber nicht mehr davon ab, als die gewünſchten hundert Thaler, und ſchrieb ihm hierauf den Schuldſchein, den der Herr des Berges nahm, zuſammenrollte und in eine eiſerne Geldkiſte einſchloß. Dann ſagte er: „Gehe jetzt hin, ſei fleißig und ſparſam und benutze das Geld, ſo gut Du kannſt. Aber ſei immer eingedenk, daß Du mein Schuldner biſt. Wenn drei Jahre um ſind, kommſt Du wieder daher, und zahlſt mir die Schuldſumme ſammt Zinſen. Merke Dir wohl den Eingang. Hältſt Du Dein Verſprechen nicht, ſo fürchte, daß Ich zu Dir komme und das Geld mit Gewalt zurückfordere. Ich bin darin ſtreng und kenne keine Nachſicht."

„Ich komme gewiß," verſprach Märten, „heute über drei Jahre, auf den Tag bin ich wieder hier und zahle meine Schuld." Er gab ihm die Hand und ging durch die Höhle zurück jetzt ohne Furcht und Grauſen, und mit gutem fröhlichem Muthe. Obgleich er nicht geruht und nicht gegeſſen hatte, ward ihm die Wanderung doch jetzt leicht. Er erreichte bei einbrechender Nacht ſein armes Haus. „Haſt Du Etwas mitgebracht, Vater?" fragten die Kinder. „Wir haben gar zu ſehr Hunger." „Gelt, es war ein vergeblicher Gang?" fragte die Mutter traurig. Er aber bot ihr freundlich die Hand und ſagte: „Guten Abend, liebe Martha, guten Abend, meine Kinder! Wohl habe ich mitgebracht, was Ihr wünſchet. Mutter, mache Feuer auf den Herd, ſtelle den Keſſel über." Und damit zog er aus ſeinem Zwergſacke ein großes Brod und ein Säckchen mit Hirſe. „Das habe ich im Vorbeigehen in Reichenberg mitgenommen. — Es iſt uns geholfen, Mutter, das Geld habe ich auch."

„Sie haben Dich alſo doch gut aufgenommen?" fragte ſie mit Zufriedenheit. „Ja," antwortete er, „der Eine ſaß gerade mit ſeinem zahlreichen Geſinde bei Tiſche und das war ein köſtliches Eſſen. Es roch ſchon ſo gut, daß man ſich am Geruche ſättigen durfte. Und die Nacht über habe ich auf einem weichen Lager zubringen dürfen in einem ſehr

großen Saale. Das Geld bot er mir auch und über die Zinsen waren wir bald einig. Eine Schuldverschreibung brauchte ich gar nicht auszustellen. Unter Verwandten ist das ja unnöthig; da heißt's nur: Ein Wort, ein Mann."

„Ja, ja," rief da die Frau ganz stolz. „Man sagt ja: Verwandtenblut ist kein Wasser. Ach, wären wir nur nicht so verzagt gewesen, hätten wir uns nur früher an sie gewendet, so hätten wir uns viele Sorgen erspart." Sie war nun sehr stolz auf ihre trefflichen Vettern und konnte in den nächsten Tagen nicht satt werden, ihr Lob zu preisen und sprach oft: „Ja, wären wir nur vorher vor die rechte Schmiede gegangen." Märten aber, der so gut wußte, welches Lob sie verdienten, ward darüber ungeduldig und sprach zu ihr: „Ich war vor der rechten Schmiede und habe da erfahren, daß der Mensch selbst seines Glückes Schmied sei und daß man das Eisen schmieden müsse, so lang es noch warm ist. Darum laß jetzt Deine Lobpreisungen und laß uns fleißig und sparsam sein, daß wir in drei Jahren die Schuld sammt Zinsen wieder abtragen können. So hab' ich's versprochen."

Sie waren thätig, aber auch das Glück begünstigte von nun an all ihr Thun. Sie hatten gute Ernten, kauften nach und nach ein Stück Gut um das andere an und bezahlten pünktlich den Kaufpreis; ihr Viehstall hatte sich mit schönen Kühen, Rindern und Kälbern gefüllt. Eine schöne Schafherde ging auf ihrer Weide. Ein großes Herrengut wurde gepachtet, dessen Ertrag sie in den drei Jahren zu wohlhabenden Leuten machte.

Als die Zeit von drei Jahren auf den Tag umgelaufen war, hatte Märten seine Schuld mit Zinsen schon längst bereit gelegt und am Morgen weckte er fröhlich Frau und Kinder. „Macht Euch rein," rief er, „zieht Eure besten Kleider an, auch die neuen Schuhe. Heute ist ein Festtag. Wir fahren über Land." Er selbst zog seinen besten Rock an und rief dem Knecht: „Hans, spann an!" — „Ei, wo gedenkst Du uns denn hinzuführen?" fragte Martha. „Wo anders hin, als zu dem reichen Vetter jenseits der Berge?" antwortete er lachend. „Ich habe mein Wort verpfändet, daß ich meine Schuld sammt Zinsen auf den Tag nach drei Jahren heimzahlen wollte. Heute ist der Tag. Der Vetter, der mir das Geld geliehen, soll keine Stunde an mir zweifeln."

Martha schmückte sich jetzt aufs Allerbeste, denn die reichen Vettern sollten sich ihrer nicht schämen dürfen. Und fröhlich und heiter stiegen sie Alle auf. Märten nahm den Sack mit dem Gelde zu sich und freute sich, die Seinen, ohne daß sie ihn kannten, dem Herrn des Berges vor-

zuführen. Hans ließ die Pferde tüchtig laufen und raſch ging's dem Rieſengebirge zu.

Endlich ließ Märten den Wagen halten und ſtieg ab. Auch Martha mit den Kindern mußte abſteigen. Zu dem Knechte ſagte er, er ſolle nur langſam den Berg hinanfahren und oben könne er den Pferden ihr Futter geben. Dann ſolle er nur ihre Ankunft ruhig erwarten. Er wolle mit den Seinen einen anmuthigen Fußpfad einſchlagen.

Er hatte ſich die Stelle gut gemerkt und führte ſie durch das Geſtrüppe und das Unterholz, wo ſie bald den Pfad verloren. „Ei, Du führſt uns gar anmuthige Wege. Da zerreißen wir ja Alle unſere guten Kleider. Da iſt ja gar kein Weg. Du mußt Dich verirrt haben," ſagte Frau Martha. „Laß' uns lieber nach der Straße zurückgehen." Da hielt Märten an, rief alle ſeine Kinder zu ſich und ſprach: „Wie meinſt Du, Frau? Glaubſt Du, wir würden Deine ſaubern Vettern nun heimſuchen? Nein, ich gedenke ihrer liebevollen Aufnahme von drei Jahren her noch zu gut, als daß ich ſie noch einmal beſuchen möchte. Sie haben mich ſchmählich abgewieſen, haben mir nicht einmal einen Sitz in ihrem Hauſe angeboten, obgleich ſie mir anſehen konnten, wie ermüdet ich war; haben mich nicht zu ſich an den Tiſch ſitzen laſſen, obgleich mir der Hunger aus den Augen herausſah. Nein, hier wohnt der wahre Vetter, der mir das Geld auf mein Wort hin ohne Unterpfand darlieh. Der Herr des Berges, keiner von Deinen ſaubern Vettern, iſt mein Schuldherr und auf heute habe ich ihm die Rückzahlung verſprochen."

Bei dieſen Worten ergriff der Schreck alle Glieder ſeiner Familie. Der Rübezahl war ja im ganzen Lande verrufen und dieſem wollte er ſie zuführen? Sie dachten ſich ſchon die ärgſten Martern und Mißhandlungen, welchen ſie hier ausgeſetzt ſein würden. Aber er erzählte ihnen Alles, was ihm mit ihm begegnet war, wie er ihm bereitwillig das Geld dargeliehen und keine andere Sicherheit verlangt habe, als ſeine Unterſchrift. Er rühmte ihnen die Mildthätigkeit und Leutſeligkeit des übelberüchtigten Berggeiſtes und die Thränen, die ihm bei dieſer Schilderung über die Wangen floſſen, waren Zeugen ſeiner dankbaren Rührung.

„Weil Ihr Euch aber ſo thöricht vor ihm fürchtet, ſo bleibt hier zurück," ſetzte er hinzu. „Ich gehe jetzt dort zu ſeiner Höhle und mache mein Geſchäft mit ihm ab. Es wird nicht lange dauern, ſo bin ich wieder bei Euch. Wenn er es thun will, ſo bringe ich ihn Euch her und dann fürchtet Euch nur gar nicht vor ihm; reicht ihm zum Danke

für Das, was er an uns gethan hat, die Hand. Er freut sich gewiß darüber und belohnt Euch noch gar mit goldenem Spielzeug."

Die Frau wollte ihrem Manne aber wehren, nach der gefährlichen Höhle zu gehen, und hielt ihn am Rocke; auch die Kinder höngten sich, von der Mutter Aengstlichkeit angesteckt, an ihn; allein er riß sich los und drang durch die dichtverwachsenen Gebüsche und Hecken vor nach dem Felsen, wo er den Eingang in die Erdhöhle zu finden dachte. Alle Zeichen, die er sich damals gemerkt hatte, waren da, aber kein Eingang und keine Höhle war zu sehen. Er suchte vergeblich. Er klopfte mit einem Steine an den Felsen; er schüttelte den Sack mit den Thalern, daß sie hell erklangen, und rief dabei: „Berggeist, ich bringe Dir hier, was ich Dir schuldig bin, komm und nimm es." Aber kein Berggeist kam. Er mußte endlich zu den Seinigen zurückgehen. Diese empfingen ihn mit großer Freude. Er aber setzte sich zu ihnen und verlor sich in tiefes Nachsinnen, was er nun thun müsse.

Da kam ihm auf einmal der Gedanke, auf den Spottnamen werde er gewiß erscheinen, denn mit diesem hatte er ihn ja auch vor drei Jahren herbeigerufen. „Mag er mich auch dafür durchprügeln, so kann ich ihm doch meine Schuld abtragen," dachte er und rief plötzlich mit lauter Stimme: „Rübezahl! Rübezahl! Komm!" — „Was fällt Dir ein?" fragte die Frau, „Du reizest ihn ja muthwillig gegen Dich zum Zorn!" Er ließ sich aber nicht abhalten, sondern rief einmal über das andremal den Spottnamen „Rübezahl!" Da sah der kleinste Knabe aber ängstlich nach einem dichten Busche und schrie: „Weh! Mutter! Guck, der schwarze Mann!" Die andern Kinder liefen ebenfalls ängstlich herzu und schrieen zusammen. Doch der Vater konnte Nichts entdecken. Er rief noch mehrmals, allein der Berggeist ließ Nichts von sich sehen oder hören! Es ließ sich Nichts weiter thun. Er mußte sich entschließen, sein Geld wieder mit heim zu nehmen. So machten sie sich denn auf den Weg; bald fanden sie auf der Höhe den Knecht, der mit den Pferden dort wartete. Die Hitze des Tages war gemildert durch ein sanftes Lüftchen, das kühlend durch den Wald wehete, die belaubten Zweige und Wipfel niederbog und manch ein Blatt von den Bäumen mit sich nahm und dann spielend an dem Boden hinwirbelte. Das war eine Lust für die Kinder, den Blättern nachzulaufen und sie zu haschen. Da flog auch ein großes Blatt über den Weg. Der Jüngste lief ihm nach und als er es erfaßt, brachte er es dem Vater. Dieser hatte es schon von Weitem für ein Pergamentblatt erkannt, und als er es näher betrachtete, war es sein Schuldschein, den er vor drei Jahren geschrieben. Er war von oben

herein zerriſſen und unten ſtand von fremder Hand geſchrieben: „Obige Schuld iſt zur geſetzten Zeit mit Zinſen richtig bezahlt worden.“

Nun erſt ward es dem ehrlichen Märten wieder leicht zu Muthe. Er ſah daraus, daß der Berggeiſt wiſſe, daß er ſein Wort gehalten, daß er aber das Geld nicht mehr von ihm fordern werde. Er wandte ſich jetzt zur Frau Martha und ſagte: „Sieh, da iſt mein Schuldſchein, und wir könnten jetzt ja wieder umkehren und geraden Weges nach Hauſe fahren. Aber weil ich Euch heute aus Scherz zu einer Fahrt zu Deinen Vettern eingeladen habe, ſo wollen wir nun doch vollends hinüberfahren, um ihnen zu danken, daß wir durch ihre Unfreundlichkeit einen ſo großmüthigen Schuldherrn gefunden haben.“

Als ſie in das Dorf kamen, fuhren ſie an das Haus des Vetters, der gegen hohe Zinſen und gutes Unterfand ſich zu dem Darlehen verſtanden haben würde. Ein fremder Wirth empfing ſie als ſeine Gäſte. Sie fragten nach dem vorigen Beſitzer. Er war vor einem Jahre geſtorben. Sie fragten nach den andern Vettern. Der eine war verdorben und wegen Schulden flüchtig geworden; dem andern hatte ſeine böſe Frau einmal im Streite einen Schlüſſelbund an den Kopf geworfen, und da er davon beinahe ganz blödſinnig geworden, hatte ſie ihn in der Stadt in ein Spital eingekauft, wo er noch in ſolchem Zuſtande leben ſollte.

Der Wirth, der ihnen dieſe Nachrichten mitgetheilt hatte, ließ für die Gäſte ein gutes Mahl bereiten, dem ſie ſämmtlich durch guten Appetit das verdiente Lob angedeihen ließen. Heute wurden Märten nicht, wie vor drei Jahren, nur mit dem Geruch abgeſpeiſet, ſondern auch der gröbere Sinn des Geſchmackes erhielt ſeine volle Befriedigung.

Am nächſten Tage kehrten ſie wieder nach ihrer Heimath zurück. Märten und ſeine Frau blieben auch ferner rechtliche und fleißige Leute. Darum ruhete auf all ihrem Thun auch ſichtlicher Segen. Sie erzogen ihre ſechs Knaben zu fleißigen und braven Männern und hatten das Glück, ſie erſt in hohem Alter als gute Familienväter im Wohlſtande zu hinterlaſſen.

7. Rübezahl läßt ſich für den Schneider hängen.

Es wanderten einſt drei Handwerksburſchen über das Gebirge. Es waren drei junge wohlgemuthe Burſchen, ſie ſangen und ſcherzten und lachten; beſonders war der Eine vor den Andern luſtig und ausgelaſſen.

In seiner Lustigkeit rief er auf einmal: „Holla! Da sind wir ja wohl schon in Rübezahls Gebiet? Ich muß doch sehen, ob er zu Hause ist und herbeikommt, wenn man ihn ruft.“ Dann schrie er laut: „He da! Herr Rübezahl! Wie steht's mit Dir? Hast Du die Rüben auch alle richtig gezählt? Ja, ja, komm nur einmal und sage uns, wie viel noch da sind.“ — „Sei doch ruhig, Bruder Hirschberger,“ ermahnte ihn ein Anderer. „Bendix, nimm Dich in Acht!“ sagte der Dritte. „Er versteht keinen Spaß. Wie Manchen hat er schon mit Steinen geworfen, oder lederweich geprügelt, weil er ihn mit dem Spottnamen gerufen hat.“

„Ei was?“ versetzte Bendix. „Das sind lauter Possen. Man erzählt so Vielerlei von ihm und an Allem ist am Ende kein wahres Wort. Die ganze Geschichte von dem Rübezahl ist ein Märchen. Das muß ich ja wissen; ich bin hier in der Gegend zu Hause und meine Großmutter hat mir wohl solche Märchen von ihm erzählt; doch ist, so lange ich zu Hause war, Nichts solcher Art vorgefallen.“ — „Da war er vielleicht gerade wieder nicht auf der Oberwelt. Er soll ja oft hundert Jahre in seinen Schachten im Innern der Erde verweilen und nur zuweilen wieder auf kurze Zeit heraufkommen!“ erklärte einer der Kameraden. „Ach was,“ rief Bendix, „ich will Euch nur zeigen, daß ich mich nicht vor ihm fürchte und daß an all den Spukgeschichten kein Fünkchen Wahrheit ist.“ Und er schrie wieder laut: „Nun, Rübezahl, schläfst Du, daß Du nicht hörst, wenn man Dich ruft? He, Rübezahl, so höre doch! Komm und laß Dich einmal betrachten, ob Du wirklich der häßliche, bucklige Gnom bist.“ So rief er und spottete des Berggeistes noch lange fort. „Nicht wahr?“ sagte er nach einer Weile, „hab' ich's nicht gesagt? Es ist Nichts mit dem Berggeist, sonst hätte ihn sein Spottname gewiß aufmerksam gemacht, daß er gekommen wäre, um Rache an mir zu nehmen“.

„Du bist eben nicht allein ein leichtfüßiger, sondern auch ein leichtsinniger Schneider. Es ist ihm nur nicht der Mühe werth, sich mit Dir einzulassen,“ sagten seine Reisegefährten. Sie waren in solchen Gesprächen an einen Scheideweg gekommen. Hier blieb er stehen und sagte: „Da gehe ich jetzt rechts ab. Und wollt Ihr wissen, warum ich Euch ein so lustiger Begleiter war? Seht, da drüben liegt Hirschberg, nach dem Ihr mich ja „Bruder Hirschberger“ nanntet. Dort wohnt mir noch eine liebe Mutter und dann wohnt auch dort meine liebe Braut, Lene. Ich habe nun meine drei Wanderjahre in der Fremde zugebracht, habe was Tüchtiges gelernt und setze mich nun in meiner Vaterstadt

als Meiſter und dann wird die Lene meine brave Meiſterin. Juchhe! Halloh! Juchhe! Seht, darum bin ich ſo luſtig.“

Mit herzlichem Handſchlag ſchied er darauf von ſeinen Wandergenoſſen und ſchlug den Weg nach Hirſchberg ein, die Andern ſetzten ihre Reiſe auf der links hinziehenden Straße fort.

Der Berggeiſt hatte aber den übermüthigen Spott des fröhlichen Schneiders wohl gehört. Im Anfange wollte er auch wie ein Wettersturm über ihn herfahren. Dann aber beſann er ſich eines Beſſern. „Nein,“ ſprach er bei ſich. „Das würde zu viel Schrecken in der Umgegend erregen, und bald würde Niemand mehr über das Gebirge reiſen mögen. Mit wem ſollte ich dann meine Luſt haben, die Menſchen zu äffen und zu necken? Vergeſſen will ich's aber dem windigen Schneider doch nicht, wie er mich gehöhnt hat. Es wird ſich ja noch eine Gelegenheit finden, ihn gehörig zu züchtigen.“

In ſolchen Rachegedanken ging er des Weges dahin. Da begegnete ihm ein alter Handelsjude, ein ganz unbeſcholtener Mann, der oft dieſen Weg machte. Er brachte von jener Seite des Gebirges, was man auf der andern Seite gar nicht, oder doch nicht ſo gut haben konnte, und verkaufte es auf der andern Seite. So warf ihm der Her- und Hinweg immer einen kleinen Gewinn ab. Seinen ganzen Erwerb an Geld und Kleinodien trug er in einem Ledergürtel mit ſich, den er um den Leib geſchnallt hatte.

Kaum hatte ihn der Herr des Gebirges aus der Ferne durch die Zweige erblickt, ſo fiel ihm ein, daß er dieſen zur Ausübung ſeiner Rache an dem frechen Handwerksburſchen benutzen könne. Sogleich war auch ſein Plan gemacht, wie er Dieſes bewerkſtelligen wollte.

Es war ihm ein Leichtes, ſeine Geſtalt auf der Stelle zu verändern. So nahm er ganz die Geſtalt des Schneiders an und geſellte ſich unter dem Vorwande, daß er auch nach Hirſchberg gehe, zu dem Handelsmanne. Nachdem ſie eine Strecke mit einander gegangen waren, führte er den Juden im Geſpräche in das Dickicht eines jungen Föhrenwaldes. Dort fiel er über den altersſchwachen Mann her, packte ihn an ſeinem langen Barte, zauſte ihn daran hin und her, warf ihn gar unſanft zu Boden, band ihm Hände und Füße zuſammen, löſete ihm den Geldgurt von dem Leibe, ſchlug ihm mit der Fauſt ins Geſicht, daß ihm Mund und Naſe blutete, gab ihm im Weggehen noch einige Fußtritte und ließ ihn dann ohnmächtig liegen.

Nach und nach erwachte der arme Jude aus ſeiner Ohnmacht wieder zum Bewußtſein. Er verſuchte ſich aufzurichten, mußte aber, weil

ihm Hände und Füße gefesselt waren, doch liegen bleiben. „Soll ich hier jetzt gar noch in dem abgelegenen Walde, den vielleicht in vielen Wochen Niemand besucht, einsam liegen und verschmachten?“ dachte er und fing an zu wimmern und um Hilfe zu rufen. Sein Ruf war nicht vergebens. Bald kam ein ganz ehrbar aussehender Mann, wie es schien, ein Bürger aus einer der benachbarten Städte, und fragte: „Was schreist Du so, Mauschel?“ Er klagte ihm seine Noth, seine Schmerzen und seinen Verlust.

Der gute Mann löſete ihm die Stricke, womit er gebunden war, holte in seinem Hute Wasser herbei, wusch ihm das Blut aus dem Gesichte und untersuchte ihn, ob er nicht verwundet wäre. Er war nur etwas unsanft auf den Boden geworfen worden; davon und von den Beulen, die er durch die Faustschläge des Räubers erhalten, fühlte er zwar große Schmerzen, doch fand sich keine Wunde vor. Der Schrecken hatte den alten Mann so sehr angegriffen und der Schmerz über den Verlust seines Ledergurtes setzte ihm so zu, daß er nicht allein zu gehen vermochte. Sein Retter mußte ihn unterstützen und brachte ihn so mit mühevoller Beihülfe endlich nach Hirschberg, wo er ihn bis an eine Herberge führte. Vor der Thüre beschenkte er ihn noch mit einem blanken Silberthaler und ging dann von ihm.

Mit dankgerührtem Blicke sah ihm der Jude nach und sprach halblaut zu sich: „Nun, das ist ein Christ, und hat er an mir armen Juden nicht gehandelt wie ein Bruder? Ja, ja, es giebt doch noch gute Menschen auf dieser verderbten Welt. Das war Einer davon. Jehova segne Dich, Du guter Mann!“

Wenn er gewußt hätte, wer der „gute Mann“ war, für den er den Segen seines Gottes erflehte, so würde er ihn sicher in einen Fluch verwandelt haben. Der gute, mitleidige Christ und ehrbare Stadtbürger war niemand Anders, als der Herr des Gebirges, der verrufene Rübezahl, derselbe, der in Gestalt des Schneiders ihn kurz zuvor so mörderisch angefallen, mißhandelt und beraubt hatte.

Als er nun mit langsam schlürfendem Schritt in die Wirthsstube der Herberge trat, saßen dort Viele bei ihrem Glase Wein. Besonders ging es an einem der vorderen Tische sehr laut und lustig her. Es saßen dort einige junge Leute. Aber wie erschrak und erstaunte er. Der eine der Gäste, der am lautesten mit den Andern scherzte und neckte und Schwänke vorbrachte, war ja derselbe Handwerksbursche, der ihn beraubt hatte. Neben ihm sah er auch das Felleisen, in das sein Räuber den Ledergurt mit seinem Schatze gesteckt hatte.

Der alte Mann ſchlich langſam bis ans andere Ende der Wirthsſtube und ſetzte ſich dort in den hinterſten Winkel. „Da könnte ich ja vielleicht meinen Gurt wieder bekommen!“ dachte er. „Wie mach' ich's nur? — Nun, Hirſchberg iſt ja eine Stadt und in einer Stadt muß es auch einen Stadtrichter geben. Und er muß Recht ſprechen, das iſt ja ſein Geſchäft. Wenn er aber ſpricht Recht, ſo muß mein Recht ſein, daß mir der Dieb wieder geben muß meinen Geldgurt.“

Nach dieſer Ueberlegung war ſein Entſchluß bald gefaßt. Er ſchlich ſich unbemerkt zur Hinterthür hinaus und ging zu dem Stadtrichter und trug ihm ſeine Klage vor. Dieſer aber zweifelte, ob der Jude ſich nicht getäuſcht habe. „Wenn der junge Mann, den Du in der Herberge für den Räuber halten willſt, wirklich der Räuber wäre,“ ſagte er, „ſo müßte das ja ein ganz dummer Menſch ſein, daß er ſich ſobald, nachdem er das Verbrechen beging, ganz in der Nähe öffentlich in die Trinkſtube hinſetzte und den Beweis ſeiner That, den Ledergurt, noch bei ſich behielt. Du irrſt Dich ſicher in ſeiner Perſon.“ — „Halten zu Gnaden, Herr Stadtrichter,“ erwiderte der Kläger. „Es kommt nur auf den Verſuch an. Laſſet ihn nur durch den Büttel und die Schaarwächter feſtnehmen und ſeinen Wanderſack unterſuchen.“

„Aber das macht Dir Koſten,“ wandte der Stadtrichter ein. „Wenn ſich dann findet, daß Du Dich geirrt haſt, wer zahlt die Gebühren für die Klage und die Unterſuchung? Willſt Du Dein gutes Geld noch zu Deinem Geldgurte verlieren? Sieh' Dich vor. Ein Dieb iſt nicht ſo dumm.“ Der Jude beharrte auf ſeiner Behauptung, daß der Räuber, der ihn mißhandelt und beraubt, kein Anderer ſei, als der Burſche in der Herberge, und bat den Richter dringend, er möge doch die Klage annehmen und gegen den Räuber verfahren nach dem Rechte. Der Richter ließ nun die Schaarwächter kommen und beauftragte ſie, den jungen Mann, den ihnen der Jude bezeichnete, ſogleich in der Herberge zu greifen und vorzuführen.

Als ſie in die Trinkſtube kamen und Bendix aufforderten, ſogleich mit ihnen vor den Stadtrichter zu kommen, war er zwar verwundert über ſolche Ladung, denn er habe ja gar nichts Unrechtes gethan; doch weigerte er ſich nicht im Mindeſten, der Ladung auf der Stelle zu gehorchen. Indem er ſich zum Weggehen anſchickte, bat er den Wirth, er ſollte ſeinen Ranzen aufheben, bis er wiederkäme. Der Büttel aber, der mit den Schaarwächtern gekommen war, beſtand darauf, daß er auch den Ranzen mitbringen müſſe. Er hängte ihn alſo auf die Schulter und folgte ihnen nach dem Stadtgericht.

Bei ſeinem Eintreten winkte der Stadtrichter dem Juden und fragte ihn: „Iſt er's?“ — Der Jude nickte ſehr zufrieden mit dem Kopfe und antwortete: „Soll mich Gott ſtrafen, wenn er's nicht iſt. Er iſt's, Herr Stadtrichter, er iſt's!“

Nun wandte ſich der Richter gegen den Beklagten und fragte ihn: „Wer biſt Du?“ — „Ich bin Bendix, der Schneider und ein Bürgerkind von hier,“ antwortete er ganz unerſchrocken und fügte hinzu: „Ich bin heute erſt von der Wanderſchaft gekommen und gedenke, mir nächſter Tage das Meiſterrecht hier zu erwerben und mich als ehrlicher Schneidermeiſter hier zu ſetzen.“ — „Schon gut!“ ſagte der Richter und fragte weiter: „Kennſt Du dieſen Mann?“ — „Ich weiß nicht, wer er iſt. Geſehen hab' ich ihn vor einer halben Stunde in der Trinkſtube auf der Herberge,“ erwiderte er.

„Haſt Du ihn nicht ſchon im Walde geſehen,“ fragte der Richter weiter, „als Du ihm ſeinen Geldgurt abſchnalltеſt?“ — „Ich, Geldgurt? Behauptet der Jude das?“ fragte Bendix erſtaunt dagegen. „Das iſt ja ein Erzlügner, wenn er ſo Etwas behauptet. Darf auch ein Jude Einen ſo ſchlecht machen, daß er —“ „Ruhig!“ rief der Stadtrichter nun. „Wir wollen das Verhör kurz abmachen. Mache mir ſchnell Deinen Ranzen auf!“ Bendix lachte und ſagte, indem er dem Befehle nachkam: „Da werdet Ihr nicht viel Koſtbares finden: ein Paar Schuhe, meinen Arbeitskittel, etliche Paare ungewaſchene und ungeflickte Strümpfe und dergleichen.“ Er war während dieſer Rede mit dem Aufſchnüren des Ranzens fertig geworden und bot ihn nun dem Juden dar und ſagte: „Da ſucht ſelbſt nach Eurem Geldgurte, ich weiß ihn nicht darin zu finden.“

Neugierig zog der Jude die Lederdecke auseinander, zog ſogleich mit Hohnlachen und Freudethränen ſeinen Ledergurt heraus und hielt ihn dem Richter und dem Beklagten hin: „Nun,“ ſagte er, „man findet doch, wenn man nur gut ſucht.“ — Der Richter ſah den armen Bendix mit einem ernſten vorwurfsvollen Blicke an und fragte: „Nun?“ Bendix aber war ſtarr vor Verwunderung und Schrecken. „Schändlicher Räuber!“ fuhr ihn der Richter an. „Und wie frech haſt Du Dich geſtellt, als wärſt Du die Unſchuld ſelbſt. Was ſagſt Du jetzt?“ — Bendix warf ſich flehend auf die Kniee und rief: „Ich ſchwöre es bei dem Himmel und allen Heiligen, ich bin doch unſchuldig, wenn ich gleich nicht leugnen kann, was ich ſehe. Der Gurt war in meinem Ranzen, ich aber habe ihn nicht hineingeſteckt und kann auch nicht ſagen, wer es gethan hat.“

Der Stadtrichter ſtieß ihn von ſich. „Du biſt des Raubes überwieſen. Da gelten keine Ausflüchte, kein Schwören und Verheißen mehr. Geſtehe gutwillig, ſonſt muß ich Dich dem Folterknechte übergeben, der Dich ſchon zum Geſtändniſſe bringen wird.“ Da er immer leugnete und fort und fort behauptete, Nichts davon zu wiſſen, wie der geraubte Geldgurt in ſeinen Ranzen gekommen ſei, ward der Richter endlich ungeduldig und übergab ihn dem Folterknechte.

Dieſer führte ihn hinab in die Folterkammer. Als er aber hier die mancherlei Marterwerkzeuge ſah und bemerkte, welche Anſtalten nun zu ſeinen Leiden gemacht wurden, da verließ ihn das frohe Vertrauen auf ſein gutes Gewiſſen. Jetzt fühlte er ſich nicht mehr ſtark genug, die Martern zu beſtehen, die er ſeiner hier warten ſah. Als ihm nun gar der Folterknecht den mehrere Centner ſchweren Klotz an die Füße hängte und ihm bedeutete, daß er ihn nun mit Stricken an beiden Händen an der oben im Querbalken hängenden Rolle in die Höhe ziehen und ihn ſo da hängen laſſen werde, bis er ſich zu einem Geſtändniſſe des verübten Straßenraubes entſchloſſen habe, da ſchien es ihm doch beſſer, die nicht verübte Unthat einzugeſtehen und für ſie durch ein kurzes Leiden zu büßen und zu ſterben, als dieſe Pein auszuhalten und — wenn er ſie auch lebend überſtehe — doch für zeitlebens ein Krüppel zu bleiben. Er erklärte darum, er wolle geſtehen.

Sobald der Stadtrichter von dieſem Entſchluſſe Kenntniß erhielt, erſchien er ſogleich, um ſein Geſtändniß ſchriftlich aufzunehmen. Nachdem ſo der Raub eingeſtanden war, verſammelte er das Blutgericht und dieſes ſprach einſtimmig das Urtheil, daß der Miſſethäter den Tod am Galgen erleiden müſſe. Zur Hinrichtung wurde der nächſte Tag beſtimmt und alle Anſtalten dazu gemacht.

Kaum wurde das Urtheil bekannt, ſo jubelte das Volk auf den Straßen über die Gerechtigkeit der Blutrichter. Viele der angeſehenen Bürger drangen bis in ihr Berathungszimmer, wo ſie noch verſammelt waren, und ſtatteten ihnen ihren Dank ab, daß ſie einen ſo großen Miſſethäter und Straßenräuber nicht ungeſtraft hätten durchſchlüpfen laſſen. Vor Allen drängte ſich unter ihnen ein Mann vor, der mit großen Lobſprüchen ſeine dankbare Anerkennung für ihre Gerechtigkeit und Weisheit gegen ſie ausſprach. „Von einem ſolchen Beiſpiele,“ meinte er, „dürfe man hoffen, daß es zum Heile Vieler dienen und ſie abſchrecken werde, ähnliche Straßenräubereien zu verüben.“

Nachdem er ſich in ſeinen Lobſprüchen und Dankſagungen ganz erſchöpft hatte, ging er weg. Die Blutrichter belobten ihn untereinander

wegen seiner so warmen Anerkennung und fragten Einer den Andern, wer der gute Bürger wohl sein möge. Keiner kannte ihn. Und das war sehr begreiflich. Denn es war Niemand anders, als der „Herr vom Berge", der verrufene Rübezahl, der am Besten wußte, daß der arme Bendix unschuldig verurtheilt war. Er selbst hatte ihm ja durch seine übernatürlichen Künste den Geldgurt des Juden heimlich in seinen Ranzen gesteckt.

Zur Vorbereitung zum Tode wurde dem gefangenen Bendix ein frommer Mönch ins Gefängniß geschickt. Der gute Pater that sein Möglichstes, den großen Missethäter noch vor seinem Tode zu einem gebesserten, reuigen Christen zu bekehren. Er betete mit ihm. Wenn er aber von Reue und Buße für seine Schandthat sprach, da wollte der arme Sünder gar Nichts davon hören. Er behauptete dagegen, es sei viel vernünftiger, wenn er zu den Blutrichtern ginge und sie zur Reue bekehre für ihr ungerechtes Urtheil.

Sehr betrübt über diese Unbußfertigkeit des Verurtheilten, ging der gute Mönch zur Obrigkeit und bat um Aufschub der Hinrichtung. „Noch fühlt er keine Reue," klagte er. „Sollen wir ihn in solcher sündlichen Verstocktheit vor seinen ewigen Richter treten lassen? Wir würden dadurch eine große Verantwortung auf uns laden. Gebt ihm nur drei Tage Frist. In dieser Zeit hoffe ich ihn zur Erkenntniß seiner Sünde zu bringen, daß er eine bußfertige Beichte ablegt und durch den Ablaß der Kirche gereinigt vor seinen Schöpfer treten kann. Dann laden wir doch nicht die Schuld auf uns, eine Seele ungebessert dem ewigen Richter überantwortet zu haben."

Die Richter wollten aber lange Nichts von dem Aufschube der Hinrichtung wissen. „Er hat sein Verbrechen gestanden," hieß es, „und muß nun von Rechtswegen die irdische Strafe dafür erleiden. Was die ewige Strafe betrifft, so mag er sich dagegen in der andern Welt vertheidigen. Uns geht das Nichts an und wir haben darauf auch keine Rücksicht zu nehmen." Darauf gerieth aber der Pater in frommen Eifer und sagte: „Seid barmherzig, so werdet Ihr Barmherzigkeit erlangen. Wenn Ihr die Frist nicht bewilligt, so soll Euch für Eure Vergehen in der Beichte auch die priesterliche Absolution nicht mehr ertheilt werden, weil Ihr Schuld seid, daß seine Seele ohne Reue und Vergebung in die Hölle fahren mußte." Seine dringenden Bitten und solche Drohungen bewegten die Richter endlich, ihm die gebetene Frist von drei Tagen zu bewilligen. — Der Pater ging zufrieden von ihnen und setzte seine Vermahnungen zur Reue und Buße mit großem Eifer fort.

Der Herr des Berges wußte zwar von Allem, was ſich mit Bendix ereignet hatte; er war aber immer noch gegen ihn aufgebracht und konnte den Verdruß über ſeine Frechheit, mit der er ihn ſo oft mit dem Spottnamen „Rübezahl“ gerufen hatte, nicht vergeſſen. Unmuthig ſtrich er in den Waldungen des Gebirges umher. Da hörte er auf einmal ein lautes Weinen und Wehklagen. Schnell ging er durch das Geſträuch darauf zu und erblickte ein erwachſenes Mädchen, das unter einem Baume ſaß und in Thränen zerfloß, laut ſeufzte und wehklagte. Er fühlte Mitleid mit dem armen Kinde, nahm, um es nicht zu erſchrecken, wieder die Geſtalt eines ehrſamen Bürgers an, trat zu ihm und fragte theilnehmend: „Was iſt Dir denn geſchehen? Sage mir's, vielleicht kann ich Dir in Deiner Betrübniß helfen.“

Beſtürzt über die unvermuthete Erſcheinung des Mannes antwortete ſie: „Mir kann Niemand helfen. Auf meiner Seele laſtet ein Mord.“ — „Wie? ein Mord?“ fragte er. „Du ſiehſt doch gar nicht darnach aus. Wen haſt Du denn gemordet?“ — „Ja,“ verſetzte ſie, „ich habe einen Menſchen gemordet und er war noch dazu mein Verlobter.“ Der Mann verlangte, daß ſie ihm doch ſagen ſollte, wie das gekommen ſei, ob es im Streite oder durch ein unglückliches Ungefähr geſchehen wäre. — „Nein, nein!“ rief ſie. „Ich will's Euch ganz deutlich erzählen. Wir waren Nachbarskinder, der Bendix und ich, und ſpielten oft miteinander und konnten uns immer gut miteinander vertragen. Als er auf die Wanderſchaft ging, verlobten wir uns und ich verſprach ihm, wenn er zurückkäme und ein tüchtiger Schneider geworden wäre und Meiſter werden könnte, ſo wollte ich ſeine Frau werden. Denn er war ſo fromm, ſo gut. Seine brave Mutter hat ihn ſo erzogen, und ich — ich habe ihn zum Verbrecher gemacht und bin Schuld an ſeinem Tode.“

„Ich kann mir aber gar nicht denken, wie Du ihn zum Verbrecher gemacht haben ſollſt,“ ſagte der Bürger, und ſie fuhr fort: „Ich habe ihn vor ſeinem Weggehen oft geneckt und zu ihm geſagt, weil wir Beide armer Leute Kind wären, ſo müßte er in der Fremde ſo viel erwerben und zuſammenſparen und mit nach Hauſe bringen, daß wir doch gleich ein ordentliches Hausweſen einrichten könnten. Er hat mich dagegen geneckt und behauptet, wenn er geſund und als geſchickter Arbeiter wiederkomme, ſei das genug und viel beſſer, als noch ſo viel baares Geld. In dieſer Neckerei beharrte ich aber darauf, wenn er nicht einen rechten Beutel voll Geld mitbrächte, ſo nähme ich ihn gar nicht. Ich hatte mich in dem ſcherzhaften Streite ſo feſtgerannt, daß ich aller ſeiner

Einreden nicht achtete, sondern immer ernstlicher und eigensinniger auf meinem Verlangen beharrte, bis er zuletzt halb unwillig sagte: „Nun wenn's einmal nicht anders sein soll, so werde ich am Ende auch noch so viel Geld aufbringen, als Du verlangst. Ich bring's jetzt mit, und wenn ich's stehlen müßte. Er hat wahr gesagt: er hat's mitgebracht, aber es ist gestohlenes, geraubtes Geld."

„Da bist Du aber ja doch noch immer keine Mörderin," wendete der Mann ein. „Doch, doch!" rief sie. „Mein Eigensinn hat ihn an den Galgen gebracht. Er ist meinetwegen zum Raubmörder geworden, hat einen Juden überfallen und ihm sein Geld abgenommen. Darum haben ihn die Blutrichter ja zum Tode am Galgen verurtheilt, und morgen wird er gehängt." Ein neuer Thränenstrom erstickte ihre Stimme. Der Bürger fragte weiter: „Warum bist Du denn hier in den Wald gegangen?" — „Ach," antwortete sie, „die Verzweiflung ließ mich nicht zu Hause bleiben. Aber ich gehe jetzt doch wieder hinein und schreie durch die Stadt, daß man einen Unschuldigen hängen will, und gehe zu den Blutrichtern und bitte sie, daß sie mich für ihn richten lassen sollen, weil ich den Raub veranlaßt habe."

Rübezahl war von ihrem tiefen Schmerze gerührt, er fühlte das aufrichtigste Mitleid mit dem trauernden Mädchen. Sein Zorn über den frechen Schneider war nun ganz verflogen. Er besann sich einen Augenblick, dann sagte er mit sanfter Stimme: „Stehe auf und gehe nach Hause, mein Kind. Gehe Du nicht zu den Blutrichtern und schreie nicht durch die Gassen. Laß mich diese Sache abmachen. Gehe heim und sei guten Muthes. Dein Bendix ist auch kein Straßenräuber. Tröste Dich. Wenn morgen ganz früh an Deine Hausthüre geklopft wird, so mache nur schnell auf und laß Deinen Bendix eintreten. Er wird bis dahin frei sein, und wenn er Dir Geld mitbringt, so denke nicht, es sei gestohlen oder geraubt. Er hat es auf ehrliche Weise erhalten."

Sie sah ihn mit großer Verwunderung an; sein Gesicht war so ehrlich und flößte ihr Vertrauen ein. „Herr," rief sie da, „wenn Ihr wahr gesprochen habt, so seid Ihr sein guter Engel." Er aber lächelte und den Kopf schüttelnd antwortete er ihr: „Nein, sein guter Engel war ich bis jetzt wahrlich nicht, aber ich will's noch werden. Gehe jetzt hin, und habe nur Vertrauen." Mit dieser Mahnung schied er und sie ging nachdenklich nach Hause. Furcht und Hoffnung, Zweifel und Vertrauen bewegten ihre Seele.

Der arme Bendix lag indeſſen in ſeinem Gefängniß in Ketten und Banden. Der gute Pater mühte ſich ab, ihn den Roſenkranz beten zu laſſen und ihn zur Reue und Buße zu bewegen. Er wendete aber immer ein: „Wie kann ich denn Reue empfinden über ein Verbrechen, das ich doch nun einmal nicht begangen habe? Da wäre ich ja ſo gut, wie ein Heuchler vor Gott.“ Die Gebete, die er ihm vorſprach, ſprach er gehorſam nach. Sobald aber ein Wort vorkam, das auf ſeine Reue über den Raub hindeutete, ſchwieg er hartnäckig ſtill. Dem Pater blieb Nichts übrig, als ihm die ſchrecklichen Strafen der Hölle und die Gluth des Fegefeuers recht lebendig zu ſchildern und ihm anzukündigen, daß er, obgleich er nur einen Juden mörderiſch überfallen und beraubt habe, doch hundert Jahre bis an die Kniee in dem Fegefeuer herumwaten müſſe. Er meinte, nun ſeine Schuldigkeit bei dem verſtockten Miſſethäter gethan zu haben und verließ ihn, nachdem er ihm noch verſprochen, ihn morgen früh wieder zu beſuchen, um ihn auf dem ſchweren Gange nach dem Galgen zu begleiten.

Bendix lag noch nicht lange allein auf ſeinem Strohlager, als die Thüre ſeines Gefängniſſes wieder geöffnet wurde. „Was?“ rief er, „iſt's ſchon Zeit?“ Er meinte, er habe lange geſchlafen und ſolle jetzt zur Hinrichtung geführt werden. Denn der Pater kam ja ſchon, ihn hinauszubegleiten. Als aber der Schließer ſich nun entfernt hatte, trat ihm der Pater näher und rief: „Mache Dich ſchnell auf, Bendix, ich komme, Dich zu befreien.“ Bendix machte große Augen und fragte: „Befreien? mich? aber wie?“ — „Das wirſt Du gleich ſehen,“ ſprach der Mönch. „Halte mir jetzt zuerſt einmal Deine Hände her, daß ich Dir die Schlöſſer der Feſſel öffne.“ Er hielt ihm die Hände hin und der Mönch brachte aus ſeiner Kutte einen Schlüſſel hervor, mit dem er die Schlöſſer öffnete. Dann befreite er ihn auch von den Fußfeſſeln. Die Ketten fielen klirrend ab. Nun ließ er ihn ſeine Kleider ausziehen, zog ſich die Mönchskutte ab und tauſchte mit ihm. Bendix that ſchweigend und eilig, was er ihm gebot, ſah ihn aber immer dabei verwundert und fragend an. Er konnte nicht begreifen, wie ſein Pater, der ihm kurz vorher mit dem Fegefeuer und der Hölle ſo bange gemacht hatte, ſich jetzt doch ſo ganz anders gegen ihn benahm. Endlich faßte er ſich ein Herz und fragte, „warum er denn die Kutte anziehen müſſe, er könne doch und wolle auch kein Mönch werden.“

„Du ſollſt auch die Kutte nur heute tragen,“ verſetzte der Pater. „Jetzt gehe hinaus, aber mache nur recht langſame Schritte, ſtelle Dich ganz, als wärſt Du ein geiſtlicher Herr, gerade wie ich, ſo wird Dich

weder der Schließer, noch ſonſt ein Wärter erkennen. Gehe nach dem Hauſe Deiner Verlobten, ſage ihr, ſie ſolle ſich ſchnell mit Dir aufmachen, und geht mit einander ohne Aufenthalt hinüber nach Prag. Dort laßt Euch häuslich nieder, treibe Du Dein Geſchäft fleißig und ehrlich. Jetzt mach', daß Du fortkommſt." — Bendix zauderte noch, konnte immer nicht begreifen, was das Alles bedeute, und fragte dann in verwunderter Einfalt: „Ja aber, wen ſollen ſie denn hängen, wenn ich nach Prag gehe?" — „Einfaltspinſel!" ſchalt der Pater. „Sie werden ſchon Einen finden. Da, nimm die Wurſt mit auf den Weg. Du wirſt Hunger bekommen, und hier darfſt Du Dich doch nicht mehr aufhalten. Man möchte Dich ſonſt doch erkennen." Er reichte ihm mit dieſen Worten eine lange und ſchwere Wurſt und pochte an die Thüre, damit ſie der Schließer öffne.

Der Schließer kam, Bendix reichte dem Pater zum Abſchiede die Hand und ſchritt nun als Pater ganz ehrwürdig hinaus. Dann eilte er nach der Wohnung ſeiner Verlobten. Sie hatte ſich in ihrer Erwartung gar nicht zur Ruhe gelegt, hörte ſogleich, als er anklopfte, und blieb vor Schrecken ſtarr in der Thüre ſtehen. Sie hatte ihren Bendix erwartet und nun ſtand ſein Beichtvater vor ihr. Was konnte ſie Anderes denken, als daß er nur gekommen ſei, ihr ſeinen letzten Gruß zu bringen?

Deſto größer war die freudige Ueberraſchung, als er ſich zu erkennen gab. Sie war gleich bereit, mit ihm nach Prag zu ziehen. Während ſie ſich zur Reiſe anſchickte, ſaß Bendix da und, weil er den Waſſerkrug ſtehen ſah, ergriff er ihn und labte ſich durch einen Trunk. Jetzt fühlte er, daß er auch etwas zu eſſen haben möchte und ihm fiel die Wurſt ein, die ihm der Mönch beim Abſchiede gegeben hatte. Ein Meſſer war nicht zur Hand; er brach deswegen die Wurſt auseinander. Wie erſtaunte er aber, als es auf dem Tiſche klingelte und erglänzte. Die Wurſt war zu einer Geldrolle geworden, aus der lauter blanke Goldſtücke herausrollten. Darüber vergaß er ſeinen Hunger.

Sie machten ſich vor dem grauenden Morgen nun fröhlich auf den Weg. Bald fand Bendix in einem benachbarten Dorfe Gelegenheit, ſich ein bürgerliches Gewand anzuſchaffen und die geiſtliche Kutte wieder abzulegen. Sie kamen glücklich nach Prag, wo er durch den Inhalt ſeiner Wurſt leicht ſeine bürgerliche Annahme bewirkte, ſich ein kleines Haus kaufte und als Schneidermeiſter ſein Gewerbe fleißig und ehrlich betrieb, wodurch er ein gutes Fortkommen fand.

In der Frühe des zur Hinrichtung des Straßenräubers bestimmten Tages kam der Pater wieder, um nun als wahrhaftiger Galgenpater noch einmal seine Ermahnungen bei dem Missethäter anzuwenden, um ihn in der letzten Stunde seines irdischen Lebens noch zu bekehren. Rübezahl stellte sich gegen ihn ganz, als sei er der durch ihn befreite Bendix. Er sprach ihm seine Gebete nach und weigerte sich auch so hartnäckig, wie dieser, Reue zu zeigen oder bußfertig zu erscheinen.

Das Blutgericht ordnete aber endlich an, daß das Urtheil nun vollzogen werden müßte. Der Verbrecher wurde, von dem Pater begleitet, auf einem Karren zum Galgen geführt. Eine große Volksmenge aus der Stadt und der weiten Umgegend hatte sich um den Richtplatz versammelt; ein zahlreiches Gefolge umgab den Karren des Missethäters. An die Galgenleiter gelehnt, stand der Henker in einem blutrothen Mantel und in der Hand hielt er den Strick mit der Schlinge, die dem Sträfling um den Hals gelegt werden sollte.

Dieser aber blickte ganz ruhig umher, sagte dem Pater Dank für seine viele vergebliche Mühe, doch wollte er nicht von ihm bis an die Leiter begleitet werden. Dann wandte er sich mit lächelndem Gesichte gegen die Blutrichter, die um den Galgen her standen, dankte ihnen mit spöttischen Worten, daß sie ihn so weislich und gerecht verurtheilt hätten, begrüßte sodann die Menge der Zuschauer und rief ihnen zu, es sei sehr schön von ihnen, daß sie ihm die Ehre ihrer Begleitung angethan hätten, vermahnte sie aber, sie sollten sich an ihm nur ein warnendes Beispiel nehmen, zu welch' bösem Ende die Geldgier führen könne. Hierauf wandte er sich an den Henker und bat ihn, er möge doch seine Kunst an ihm beweisen und ihn nicht allzulange leiden lassen, sondern so gut hängen, daß er es bald überstanden habe.

Alle staunten über die gefaßte Haltung des Verbrechers und wußten nicht, was sie darüber denken sollten. Indessen stieg der Henker mit ihm die Leiter hinauf, befestigte den Strick an dem starken Eisenringe des Querbalkens, zog dann den Verbrecher zu sich auf dieselbe Leitersprosse, legte ihm die Schlinge um den Hals, gab ihm nun einen Stoß, und da hing er nun frei am Galgen. Daß der Gehängte im Anfange etwas mit den Beinen zappelte, war eine gewöhnliche Erscheinung. Aber Dieser zappelte und zappelte fort und fort, und es schien gar, als wolle er mit den Füßen einen Tanz nachahmen.

Da wurde unter den Zuschauern schon einiges Gemurmel laut; bald hörte man Stimmen sagen, es sei doch schändlich, daß der Henker den armen Menschen so lange leiden lasse, obgleich er ihn so bescheiden darum

geheten habe, ihn so zu hängen, daß er es bald überstanden hätte. „Seht," riefen nun Viele, „er zappelt noch! Der Henker versteht sein Geschäft nicht. Das ist unerhört, ihm so die Leiden zu verlängern!" Der Gehängte zappelte aber noch immer. Das empörte die Zuschauermenge und bald war der Ruf allgemein: „Steinigt den schlechten Henker! Steinigt ihn!" Der Henker entkam mit genauer Noth der Wuth und Rache des Volkes, und als der Leichnam hierauf ruhig und lang gestreckt am Galgen hing, verlief sich das Volk.

Am Nachmittage gingen wieder einige Leute aus müßiger Neugierde in die Nähe des Galgens. Aber wie erschraken sie, als der Leichnam wieder lebendig geworden zu sein schien! Er tanzte wieder mit den Füßen, stellte die Hände in die Seite und schnitt fürchterliche Gesichter dazu, bald böse, bald freundliche, bald traurige, bald lustig lachende. Sie eilten mit gesträubten Haaren, schreckenbleich, und Manche, mit erneuerter Entrüstung über den ungeschickten Henker, nach der Stadt und bald breitete sich hier das Gerücht von entsetzlichen Dingen aus, die sich am Galgen ereignet hätten.

Die Richter und andere obrigkeitliche Personen, die am Abende von diesen Gerüchten vernahmen, beschlossen, am nächsten Morgen die Sache gründlich zu untersuchen. Es wurden Einige aus ihrer Mitte gewählt, die an Ort und Stelle Einsicht nehmen sollten. Diese vollzogen ihren Auftrag. Als sie aber an den Galgen kamen, hing an der Stelle des Hingerichteten eine aus Stroh gemachte und mit Lumpen umhangene Vogelscheuche in der Schlinge. Was mit dem Leichnam geschehen, wo er hingekommen, konnte Niemand erfahren.

„Ei," sagte ein Spottvogel, „er war ja ein leichter Schneider. Den hat der Wind in der Nacht über die Berge nach Prag hingeweht."

6. Rübezahl und der Glashändler.

In der Nähe des Dorfes Kirsdorf an der Grenze lebte in dem Gebirge eine Familie, obgleich nicht in darbender Armuth, doch aber in sehr beschränkten Verhältnissen. Der Hausvater, Velten, war ein rüstiger junger Mann, der sich durch den Glashandel nährte. Er holte von Zeit zu Zeit eine schwere Tracht von Gläsern, Flaschen und sonstigen Glaswaaren in den nächsten böhmischen Glashütten über das Gebirge herüber und hausirte damit in den schlesischen Dörfern umher. So verdiente er so viel, als er in seinem beschränkten Haushalt für seine Familie bedurfte. Denn er hielt diese sehr knapp, verwendete immer

mehr auf ſeinen Handel und ließ die Frau ſorgen, wie ſie ſich zu Hauſe behelfen mochte. Frau Urſel aber war ein tüchtiges junges Weib, reinlich im Hauſe, fleißig und thätig und eine treue ſorgſame Mutter und aufmerkſame Pflegerin ihres Viehes. Dieſes beſtand jedoch nur aus zwei Ziegen und einem Paar junger Zicklein.

Eines Tages ſaß ſie in ihrer Stube und beſſerte ein Röckchen für einen der Kleinen aus, während ſie mit dem Fuße die Wiege des Kleinſten in ſchaukelnder Bewegung erhielt, um ihn zum Schlafen zu bringen. Da meckerten aber die Ziegen nebenan im Stalle ſo laut und ununterbrochen, daß ſie etwas ungeduldig für ſich ſprach: „Nun, was ſchreit ihr denn ſo? Habt ihr ſchon wieder Hunger? Solches Vieh kriegt nie genug und will den ganzen Tag freſſen. Ei nun," fuhr ſie fort, „wenn ſie Milch geben ſollen, darf man ſie auch in der Nahrung nicht knapp halten. Ich muß nur hinausgehen und einen Korb Laub von den Waldhecken ſtreifen, daß ich ſie damit zufriedenſtelle."

Sie legte ihre Arbeit in den Kaſten und nahm das immer noch wache Kind aus der Wiege, ließ den andern Knaben, der noch auf allen Vieren auf dem Boden umherkrabbelte, auf ihren Rücken ſitzen und ging dann hinaus und rief die beiden älteſten Knaben, die damit beſchäftigt waren, aus einem Stück Baumrinde einen Wagen zu machen, um Steine darauf zu fahren. „Kommt," rief ſie ihnen, „Ihr geht mit in den Wald. Wir müſſen Futter holen für die Ziegen. Toni, Du nimmſt den Korb und den Rechen; Du biſt ſchon groß und kannſt ſchon der Mutter helfen. Du, Lips, laß Dich führen." Sie reichte ihm die einzige freie Hand und fuhr fort: „So kommen wir ſchneller hin und dort giebt's Blumen. Die darfſt Du pflücken." Die beiden Knaben folgten ihren Worten und ſie kamen bald in den Wald. Hier legte ſie den Kleinſten auf den trockenen Moosboden, den Zweiten ſetzte ſie in ſeiner Nähe nieder und gab ihm einen belaubten Zweig zum Spielen. Die beiden Großen durften Blumen und Beeren ſuchen. Sie ſelbſt ſtreifte nun fleißig Laub von den Sträuchern, rechte es auf Häufchen und drückte es feſt in den Korb zuſammen. Während ſie ſo beſchäftigt war, ward das kleinſte Kind unruhig; ſie nahm es auf und ſchaukelte es eine Zeitlang auf den Armen und beſchwichtigte es ſo. Nun war auch der zweite Kleine ſeines Spieles mit dem Laubzweige überdrüſſig geworden und grämelte ungeduldig. Sie reichte ihm einen andern, den er aber nicht annehmen mochte. Da ſie ihm denſelben aufdringen wollte, ſchlug er darnach und wälzte ſich auf dem Boden umher und brüllte ſo laut, daß ſeine Stimme weithin durch den Wald erſchallte. Sie pflückte

ihm ein paar Erdbeeren; auch dieſe ſchlug er ihr aus der Hand und ſchrie noch lauter in zorniger Bosheit. Da drohete ihm die Mutter: „Wenn Du nicht ſtill biſt, ſo hört es der Rübezahl und holt Dich.“ Da er aber nicht ſtille ward, ſo rief ſie laut: „Nun, komme nur, Rübezahl, und hole mir den böſen Buben!“ Kaum hatte ſie ſo gerufen, ſo ſchwieg der kleine Schreier und ſah ängſtlich nach dem nächſten Buſche. Aber aus dem Buſche heraus trat ein rußiger Köhler zur Frau und fragte ſie: „Haſt Du mich gerufen? Was ſoll ich?“ Sie war verſtummt und ſah ihn verlegen an; doch faßte ſie ſich bald wieder und ſagte: „Ach, ich wollte nur den Schreihals da ſchrecken, daß er ſtill werden ſollte. Ich danke Euch aber, daß Ihr auf meinen Ruf gekommen ſeid.“ Aber der Köhler verſetzte mit großem Ernſte: „Mich ruft man nicht zum Scherz, zum Allerwenigſten mit einem Spottnamen. Du haſt mich gerufen, daß ich den böſen Buben holen ſollte. Da bin ich; ich laſſe nicht mit mir ſpielen. Her mit dem Schreier.“ Er bückte ſich, ihn aufzufaſſen. Da ſchrie das Kind, als würde ihm der Hals abgeſchnitten. Die Mutter in ihrer Angſt und Verzweiflung fuhr aber gegen ihn, faßte mit der Linken kräftig ſeinen ſchwarzen Bart und erhob ihre zur Fauſt geballte Rechte gegen ihn. „Was?“ ſchrie ſie, „Du Unhold willſt mir mein Kind nehmen? Wag's nur! Da mußt Du zuvor ſeiner Mutter das Herz aus der Bruſt reißen.“ Der Köhler lächelte jetzt gutmüthig und ſagte beſänftigend: „Beruhige Dich, wackeres Weib, ich bin kein Kinderräuber oder gar Menſchenfreſſer. Aber Dein böſer Bube da gefällt mir, ſchenke mir ihn!“ Toni und Lips, die dieſe Worte mit angehört hatten, kamen nun auch ſchreiend herbei und fragten: „Du, Du willſt unſer Brüderlein haben? Gieb's ihm nicht, Mutter, kratze ihm die falſchen Augen aus.“ — „Ei, ich will Euerm Brüderlein ja nichts zu Leide thun,“ ſagte er tröſtend. „Ich will es recht gut halten und pflegen. Es ſoll, wenn es groß iſt, ein vornehmer Herr ſein. Gieb mir ihn, Mutter,“ wendete er ſich zur Frau. „Der Burſche gefällt mir, ich zahle Dir hundert Goldſtücke für ihn.“

Frau Urſel war geſchmeichelt, daß ihm der Knabe ſo gefalle. „Ja, ſagte ſie vergnügt, das glaube ich. Es iſt auch ein hübſcher Burſche. Aber nein, Ihr kriegt ihn nicht. Der Mutter gefällt er noch beſſer, als er Euch gefallen kann. Kurzum, er iſt mir nicht feil, wenn Ihr mir allen Reichthum der Welt dafür bieten würdet. Ich muß zwar fleißig arbeiten und meine zwei Arme und Hände tüchtig regen, um mich mit den vier Bälgen durchzubringen, aber wenn ich hundert Hände und

Arme hätte, die ich für ſie müde arbeiten müßte, ſo thät' ich es doch gern für meine herzigen Kinder."

„Rührt denn Dein Mann nicht auch Arme und Hände für Euch?" fragte der Kohlenbrenner. „O, ja," antwortete ſie ſchalkhaft lachend. „Ich fühle ſeine Arme und Hände manchmal nur zu ſehr. Er kann tüchtig draufſchlagen." — „Er ſchlägt Dich?" fragte er, „ein ſo wackeres Weib?" — „Je nun, das kommt bei Eheleuten manchmal vor," verſetzte ſie. „Ich will Euch ſagen, wie das iſt. Seht, er iſt ein Glashändler und muß ſich's ſauer werden laſſen in ſeinem Geſchäft. Wenn aber da und dort einmal — Ihr wißt ja, das Glas iſt eine zerbrechliche Waare — wenn bald hier eins, bald dort eins zerbrochen aus dem Traglorb kommt, ſo wird er brummig. Denn er iſt ein Knicker, da muß denn doch Jemand die Schuld des Schadens tragen, und da kommt's denn wohl zuweilen vor, daß die Frau die böſe Laune büßen muß."

Der Kohlenbrenner antwortete ihr nicht, aber in den Bart murmelte er: „Warte nur Velten! ich will Dir's eintränken. Die gute Frau für Deine zerbrochenen Gläſer zu ſtrafen! Pfui!" Er bot ihr nochmals gar zweihundert Goldſtücke für den Knaben, doch ſie warf ihm nur einen verächtlichen Blick von der Seite zu und packte noch eilig einen weitern Arm voll Laub in den Korb, ſetzte den Schreihals oben darauf, band ihn feſt, daß er nicht herabfallen konnte, nahm das Kleine in den Arm und ließ ſich von dem Kohlenbrenner den Korb auf den Kopf helfen, nahm den Dritten wieder an die Hand und ließ von dem Großen den Rechen tragen. Im Weggehen ſagte ſie noch zu ihm: „Weil Ihr doch ſo großen Gefallen an dem Buben habt, hättet Ihr ihm wohl Etwas ſchenken können." Er aber erwiderte, da ſie ihn nicht verkaufen wolle, ſolle er auch kein Geſchenk von ihm haben. „Es war nur ſo ein Gedanke von mir," ſagte ſie. „Nun, Adjes Köhler."

Indem ſie dem Hauſe zuging, wurde ihr die Laſt aber doch gar zu ſchwer und je länger, je ſchwerer. „Das Kind ſitzt zwar noch oben drauf," dachte ſie. „Aber alles Andere ſind doch nur Blätter, und Blätter wiegen nicht ſchwer. Gewiß hat mir der Rübezahl einen Schabernack angethan und ein paar große Steine unten hinein geſchmuggelt." Recht ermüdet von der ſchweren Laſt kam ſie zu Hauſe an. Sie durfte aber noch nicht ausruhen. Die Ziegen meckerten ſo hungrig und zerrten an ihren Stricken, als ſie das friſche Futter witterten. Sie gab ihnen ein paar Hände voll Laub in die Krippe, beſorgte dann zuerſt das kleine Kind, bereitete und gab dann den andern ihre Abendſuppe; dann gab ſie den Ziegen noch einmal zum Abendfutter von den Blättern, und da ſie

dieſen Abend ihren Mann noch nicht erwartete, ſo legte ſie ſich endlich auch zur Ruhe.

Als ſie aber am andern Morgen in den Stall kam, lagen zu ihrem größten Schrecken die beiden Ziegen und ihre Zicklein todt auf der Erde. Sie überließ ſich anfänglich ganz ihrem Schmerze und klagte laut, daß ihr ganzes Glück nun mit den beiden Ziegen dahin ſei. Doch verwarf ſie ſogleich wieder dieſen Gedanken und tröſtete ſich wieder, weil ſie ja doch ihren Mann und ihre Kinder noch habe. Freilich fürchtete ſie, daß Velten ſie der Nachläſſigkeit beſchuldigen und wieder einmal ſeine ſtrafende Hand werde fühlen laſſen. Aber in der Ehe müſſe man auch ein böſes Stündlein mit dahin nehmen. Den Schaden hoffte ſie in der nahen Ernte durch Fruchtſchneiden und im Winter durch fleißiges Spinnen zu erſetzen. So ſuchte ſie ſich ſelbſt zu tröſten. Da ſie aber zufällig auf den Boden ſah, lag da ein Blatt, das ſie wahrſcheinlich am Fuße mit aus dem Stalle hereingebracht hatte. Sie hob es auf und bemerkte, daß das ja kein natürlich gewachſenes Blatt war, ſondern ein hellblinkendes von hartem Metalle.

„Vielleicht iſt das doch ein paar Kreuzer werth," dachte ſie, und eilte damit zu ihrer nächſten Nachbarin, die eine Judenfrau war, und zeigte es dieſer, um von ihr zu erfahren, was es wohl werth ſein möge. Dieſe betrachte es lange genau, dann ſagte ſie: „Ja, es ſcheint Gold zu ſein. Es iſt aber nicht Alles Gold, was glänzt. Es iſt Schade, daß mein Mann nicht zu Hauſe iſt, der kennt es ganz genau. Ich weiß nicht, wann er heim kommt. Ihr müßt wiſſen, es giebt gar vielerlei Gold. Echtes, pures, reines Gold, das iſt das theuerſte. Aber das da, das iſt gewiß mit anderm Metalle verſetzt. Wenn Ihr es vielleicht verkaufen wollt, ſo kann ich Euch nicht mehr dafür bieten, als höchſtens zwei Thaler." Das dünkte der Frau Urſel ein ſehr annehmbares Gebot, mit Freuden gab ſie es ihr dafür hin.

Mit dieſem Reichthum eilte ſie nun gleich zum nächſten Bäckerladen und kaufte dort einiges Backwerk für die Kinder, dann bei dem Metzger einen Kalbsſchlegel, mit dem ſie am Abende ihren Mann zu bewirthen und in gute Laune zu verſetzen gedachte, damit die Strafe für die verwahrloſten Ziegen doch nicht zu hart ausfalle. Die Kinder kamen ihr mit lautem Jubelgeſchrei entgegen, als ſie ihnen das herrliche Backwerk von Weitem zeigte.

Nachdem dieſe ihr Frühſtück empfangen hatten, ging ſie zum Stalle, um die todten Ziegen auf die Seite zu ſchaffen, und dachte darüber nach, wie ſie das Unglück möglichſt lange vor ihrem Manne verborgen halten

könne. Als ſie hinzutrat, ſah ſie, daß der ganze Futtertrog ſtatt mit grünem Laube, ganz mit ſolchen koſtbaren Goldblättern angefüllt war. Sogleich kam ſie auf die Vermuthung, daß die armen Thiere an dieſer ungewohnten Nahrung geſtorben ſein müßten. „Das muß man ja in ihrem Magen ſehen,“ dachte ſie, und um ſich zu überzeugen, holte ſie alsbald ein Meſſer und ſchnitt einer der großen Ziegen den Bauch auf und fand in ihrem Magen einen großen und ſchweren Goldklumpen. Jetzt öffnete ſie mit freudiger Erwartung auch die andere Ziege und dann die Zicklein und fand in jedem Magen einen Goldklumpen.

Solch' unermeßlicher Reichthum gereichte ihr aber bald nicht mehr allein zur Freude, ſondern auch zu großer Sorge. Was ſollte ſie damit anfangen, damit ihn die Diebe nicht holten? Ihrem Manne wollte ſie ihn auch nicht anvertrauen. Sie wußte ja, wie er war. Sie kannte ſeinen Geiz, ſeinen Wuchergeiſt. Er würde ihr den ganzen Schatz nehmen und in ſeinen Handel ſtecken wollen, ihr aber doch wieder überlaſſen, wie ſie für den Haushalt und die Kinder ſorgen könne.

Endlich kam ihr ein guter Gedanke. Der Geiſtliche von Kirsdorf war ein gutmüthiger und grundehrlicher Mann, der ſich oft ſchon der Frauen angenommen hatte, die ſchuldlos von ihren Männern mißhandelt wurden. Zu dieſem trieb ſie ihr Vertrauen, um ihn um ſeinen Rath zu bitten. Sie erzählte ihm ehrlich den ganzen Verlauf der Sache, beſchrieb ihm die Größe ihres Goldreichthums, von dem ſie den größten Klumpen zur Probe mitgebracht hatte, und bat ihn um ſeinen Rath, wie ſie das Gold vor den Dieben, wie vor der Habſucht ihres Mannes geſichert anlegen könne.

Der geiſtliche Herr zeigte ſich höchſt erſtaunt über Das, was er gehört, ſann lange ſchweigend nach, dann ſagte er bedenklich: „Die Sache iſt doch nicht ſo ganz in der Richtigkeit, daß ich mich mit derſelben näher beſchäftigen dürfte. Das Gold rührt, wie Du ſagſt, vom Rübezahl her, es iſt alſo doch Zaubergold. Dagegen haſt Du es ja nicht von ihm begehrt. Du haſt ihm auch ſein Angebot für Dein Kind zurückgewieſen. Ich ſollte daher doch beinahe meinen, daß für Dich nichts Nachtheiliges daran klebt. Du haſt es ja gleichſam gefunden und Der, dem es gehörte, hat Dich es abſichtlich finden laſſen. Man ſieht, er will es nicht wieder haben und fragt Nichts darnach; er hat ja genug. Ich denke darum doch, daß Du es ohne Gefahr für Deine Seele behalten kannſt. Wie es aber bewahren? Das iſt eine andere Frage. Weißt Du was? Bringe mir all Dein Gold her, ich will Dir's aufbewahren. Ich verlange dafür auch keinen Hüterlohn. Aber doch fällt

mir da Etwas ein. Du weißt selbst, unsere Kirche ist arm an anständigen Paramenten zum Gottesdienste. Du könntest da ein Gott wohlgefälliges Werk thun, wenn Du der Kirche ein recht schönes neues Meßgewand stiften würdest. Und wenn ein Theil des Goldes zu solch' gottseligem Zwecke verwendet wird, so dürfen wir mit gläubiger Zuversicht darauf rechnen, daß dadurch auch dem übrigen Theile des Schatzes all das Zauberische benommen wird, was ihm doch sonst vielleicht noch zu Deinem Schaden anhängen könnte."

Frau Ursula war gern bereit, nicht nur ein, sondern zwei neue Meßgewänder zu stiften. Aber wegen ihres Mannes war sie noch im Zweifel. Sie meinte, wenn er erfahre, welchen Reichthum sie in dem Pfarrhause liegen habe, so würde er doch glauben, daß er der Miteigenthümer sei, und nicht ruhen, bis er ihn in Besitz nehmen könne. „Dafür weiß ich Rath," tröstete sie der geistliche Herr. „Wäge Du mir das Gold genau zu, damit ich es in Verwahrung nehmen kann. Dann schreibe ich Dir einen Brief in fremder Sprache, der besagt, Du habest einen ältern Bruder gehabt, der frühe von Hause weggelaufen und später im Dienste der Republik Venedig nach Indien gekommen und dort gestorben sei. Sein ganzes Vermögen habe er nun Dir vermacht, aber dabei bedungen, daß der Pfarrer von Kirsdorf dasselbe in Empfang nehmen und nur allein zu Deinem Nutzen verwenden solle."

Dieser Vorschlag fand ihren Beifall. Sie wog ihm alles Gold dar und erhielt von ihm eine schriftliche Anzeige, daß ihm aus Indien das Vermögen ihres dort verstorbenen Bruders im Betrage von so und so viel Pfunden und Loth reinen Goldes zur Verwaltung und alleinigen Verwendung für die Frau Ursula zugekommen sei.

Während dieses in seinem Hause vorging, schritt Velten gegen Abend mit festem Tritte die letzte Höhe des Gebirges hinan. Auf dem Rücken trug er eine tüchtige Last der zerbrechlichen Waare, deren Handel er betrieb. Bei jedem Schritte ertönte ein Geräusch, wie ein geheimes Knirschen in seinem hohen Tragkorb, das durch das Einbindestroh der Gläser gedämpft war. Eine solche Last nach dem steilen Berg hinan zu tragen, das ermüdete denn doch den rüstigen Wanderer. Oft blieb er stehen und stellte den starken Wanderstab als Stütze unter den Tragkorb, wenn er ausschnaufen wollte. Endlich hatte er den Kamm des Gebirges erstiegen und sah nun mit vergnügten Blicken auf seinen ferneren Weg, der ihn abwärts führte.

Als er oben ankam, lag da ein abgeſägter Tannenbaum von ziemlichem Umfang. Der Stumpf ſtand noch in der Erde und der Sägeſchnitt war ſo gerade geführt, daß die Fläche daſtand, wie eine ebene Tiſchplatte. Den Boden umher deckte trocknes Moos und Gras. Er betrachtete Alles mit behaglichem Wohlgefallen. Es lud ihn zu einer kleinen Ruhe ein, die er ſich als Belohnung für ſein mühſames Steigen erlauben zu dürfen glaubte. Er ſtellte ſeinen Tragkorb ab auf den Baumſtumpf, wo er ja feſt und ſicher ſtand. Dann wiſchte er ſich den Schweiß ab und ſtreckte ſich auf das weiche Mooslager hin. Hier überdachte er noch einmal den Gewinn, den er von den Waaren in ſeinem Tragkorbe zu machen hoffte. Er meinte, er könne zureichen, um ſich auf dem nächſten Viehmarkte einen Eſel zu kaufen, der künftig die Laſt für ihn tragen könne. „Freilich wäre ein Rößlein mit einem leichten Karren beſſer. Man könnte darauf mehr aufladen und davon auch wieder größeren Gewinn ziehen," dachte er. „Je nun, mit dem Eſel werde ich ja wohl auch bald das Rößlein verdienen. Dann kaufe ich ſpäter einen Acker, darauf ich den Haſer für das Rößlein baue. Hat man einmal Pferd und Acker, ſo kann man ſich bald noch einen dazu kaufen," ſo träumte er weiter und endigte ſeine Pläne zuletzt damit, daß er ſich im Beſitze eines kleinen Bauerngutes ſah. Da zog plötzlich ein Rauſchen durch die Luft und der dumpfe Ton eines fallenden Körpers und ein vielfaches Klirren zerbrochener Gläſer lenkte ſeine Aufmerkſamkeit von Roß und Acker und Bauerngut ab.

Der boshafte Rübezahl hatte ihm bei ſeinem Geſpräche mit Frau Urſula wegen ſeiner Rohheit gegen dieſelbe mit Strafe gedroht und ſie jetzt ausgeübt. Er hatte ihn auf ſeinem Gange aufgeſpürt und nun einen Wirbelwind über die Höhe dahertanzen laſſen, der ſeinen Tragkorb erfaßte, einigemal in der Luft umherdrehte und dann mit großer Heftigkeit umgeſtürzt niederſchleuderte. Der ganze Inhalt war zerſplittert oder doch zerſprungen und mit ihm alle ſeine Hoffnungen, ſeine Träume zernichtet. Sein Jammer war groß. Als er jetzt aber den Tragkorb aufhob und wieder auf den Baumſtumpf ſtellen wollte, um die Splitter darin zu ſammeln — da war auch die natürliche Tiſchplatte und der abgeſägte Tannenbaum verſchwunden. Und in der Ferne ſchallte ein ſchadenfrohes Gelächter durch den Wald.

Daran erkannte er den Thäter. „O, Du verdammter Rübezahl!" rief er, indem ihm Thränen über die Wangen liefen. „Was habe ich denn gegen Dich verſchuldet, daß Du mich ſo heimſuchſt? Boshafter Satan, der Du biſt! Alles haſt Du mir jetzt genommen! Hätteſt Du

mich doch lieber ſelbſt auch Deiner Bosheit geopfert!“ Er war ſo ſehr in Verzweiflung, daß das eigne Leben keinen Werth mehr für ihn hatte, und er noch weniger an Frau und Kinder dachte. Nur den Verluſt, den er in ſeinem Gewerbe erlitten, fühlte er noch. Inzwiſchen ſammelte er doch die Splitter, um für ſie doch einige wenige Glaswaaren umzutauſchen und ſo ſeinen Handel wieder von vorn anzufangen. Er ſann nach, wie er nur noch ein paar Thaler dazu aufbringen könne, um doch gleich wieder eine etwas größere Tracht für den Anfang zu erwerben.

Indeſſen nahete der Abend. Er eilte diesmal aber nicht ſehr nach Hauſe, ſondern ſchlich in tiefen Gedanken ganz bedächtig von der Höhe hinab. Plötzlich blieb er aber wieder auf dem Wege ſtehen. Ihm war ein Ausweg eingefallen. „Die Frau zu Hauſe hat ja zwei Ziegen im Stalle, die eben im beſten Werthe ſtehen. Wenn ich dieſe verkaufte? Das darf ich aber nicht. Sie pflegt und liebt ſie ja beinahe ebenſo ſehr, als die Kinder. Die Ziegen könnten mir aber allein helfen. Gutwillig giebt ſie ſie nicht her, und doch *muß* ich ſie haben!“ Er ſann nach und faßte endlich den Entſchluß, er wolle nun die Nacht abwarten und erſt ſo gegen Mitternacht nach Hauſe kommen. Dann wolle er die Ziegen ſtehlen und auf einem fernen Viehmarkte verkaufen. „Die Urſel glaubt dann, ſie ſeien wirklich geſtohlen,“ ſetzte er ſeine Gedanken fort, „und ich ſtelle mich noch recht ungehalten und zanke ſie, daß ſie nicht beſſer auf ſie Acht gegeben hat. Und auf ein paar Hiebe, die ich ihr dafür überziehe, kommt's ja auch nicht an. Da vermuthet ſie gewiß nicht, daß ich ſelbſt der Dieb war.“

Solche Gedanken erheiterten ihn wieder ein wenig. Er kam ſpät in das Dorf und gerade um Mitternacht ſtieg er über die Hofthüre und ſchlich ſich ganz ſtille nach dem Stalle. Die Thür ſtand offen und die Ziegen waren nicht da. Sollte vielleicht ſchon vor ihm ein Dieb dageweſen und ſie weggetrieben haben? In neuer Betrübniß warf er ſich auf das Stroh in dem Stalle hin und brachte hier in gänzlicher Hoffnungsloſigkeit eine troſtloſe Nacht hin.

Indeſſen lag aber Frau Urſel in ihrem Bette auch nicht in ſüßen Träumen. Mit Sehnſucht hatte ſie ihren Velten am Abende erwartet, denn ſie wollte ihn und den geiſtlichen Herrn recht ſtattlich mit ihrem Braten bewirthen. Der geiſtliche Herr hatte auch lange auf ihn gewartet, da er aber immer noch ausblieb, ſo war er heimgegangen. Sie aber hatte ſich in Sorgen, daß ihm irgend Etwas begegnet ſein könne, niedergelegt. Sie hatte ihn nicht gehört, als er ſo heimlich als Dieb

einſtieg, um ihre Ziegen zu ſtehlen, und fiel erſt gegen Morgen in einen ruhigen Schlaf.

Ihm war's aber gar zu unheimlich in dem leeren Stalle. Darum klopfte er doch endlich an die Wand und rief ganz wehmüthig: „Urſel, liebe Urſel, ſchläfſt Du noch?“ Sie war ſogleich erwacht, ſprang ſchnell aus dem Bette, öffnete die Thüre und bewillkommte ihn mit großer Freude, daß ihre Furcht doch ungegründet geweſen. Er aber war ſtill und unmuthig. Sein Verluſt und die getäuſchte Hoffnung bedrückten ſein Gemüth. Sie fragte ihn, was ihm begegnet wäre und er geſtand ihr ſeinen Unfall und beklagte ſeinen Verluſt. Sie aber lachte über den Spuk, und den Verluſt ſchlug ſie im Bewußtſein ihres Reichthums gering an. Das verdroß ihn und er fragte ſchon wieder etwas barſch: „Wo ſind die Ziegen hingekommen?“ — „So?“ antwortete ſie, „nach den Ziegen fragſt Du, aber denkſt gar nicht an die Kinder?“ — „Es wäre beſſer, ſie wären auch dahin,“ verſetzte er heftig, „ich kann ſie doch nicht mehr ernähren.“

Indem ſie ſo ſprachen, trat der Pfarrherr bei ihnen ein. Er war ſo früh gekommen, weil ihn die Theilnahme nicht länger ruhen ließ, und wollte ſehen, ob Velten jetzt doch da ſei. Da er vor der Thüre ihr Geſpräch mit angehört hatte, ſagte er ſogleich zu Velten: „Ich habe gehört, wie Du ſo unmuthig biſt über den Rübezahl. Laß Dich Das nicht kümmern. Auch Deine Frau hat ihre Ziegen verloren. Sieh' ſie aber nur einmal an. Der Verluſt ſcheint ihr keinen Kummer zu machen. Wiſſe denn, was Ihr verloren habt, ward Euch reichlich erſetzt, und wenn Du Deine Kinder nicht mehr ernähren kannſt, ſo wird es Deine Frau können. Höre einmal aufmerkſam zu.“ Und nun las er ihm den Brief in fremder Sprache vor und überſetzte ihn. „Was ſagſt Du jetzt dazu?“ fragte er ihn nun.

„Herr Pfarrer,“ antwortete Velten, „wenn das Alles wahr iſt, was Sie da geleſen haben, ſo vergeſſe ich dem Rübezahl gern ſeinen Schabernack, den er mir angethan. Und den Handel mit der zerbrechlichen Waare gebe ich auf, der mich immer von Frau und Kindern entfernt und doch nur eine Art Müßiggang war. Ich will künftig daheimbleiben und arbeiten. Wenn das Gold reicht, ſo kaufen Sie meiner Frau ein kleines Gut, das ich fleißig beſtellen will. Und ſie ſoll von nun an von mir kein böſes Wort mehr hören. Wenn ich Arbeit habe, wird die Grämlichkeit und der Unmuth mich nicht mehr heimſuchen. Dann wollen wir in Gemeinſchaft unſere Buben zu tüchtigen, fleißigen

und frommen Männern erziehen, daß der Kobold Rübezahl ihnen Nichts anhaben kann."

„Amen, so sei es!" sagte der geistliche Herr. „Belten, Du hast mir mit Deinen Vorsätzen eine lange Predigt erspart, Gott segne sie! Und von dem Golde kaufen wir kein kleines Gut, denn es reicht hinlänglich zu einem großen Bauernhofe."

Das Gut fand sich bald. Belten und Ursel besorgten es und es verbesserte sich zusehends. Die Kinder gediehen unter ihrer Zucht und noch im hohen Alter erlebten sie nur Freude an ihnen.

---

9. Die Badereise der Gräfin Wölten.

In Breslau lebte die Gräfin Wölten. Sie war Wittwe und hatte zwei Töchter, eine von zwanzig und eine von zweiundzwanzig Jahren. Ihr Mann war schon längst gestorben und hatte sie im Besitze eines großen Vermögens hinterlassen. Sie hatte keine Sorgen, lebte gut, ließ sich an ihrer Leibesnahrung Nichts abgehen, denn sie führte einen guten Tisch und pflegte nur etwas zu sehr der Ruhe, denn sie machte sich beinahe gar keine Bewegung. Die natürliche Folge war daher, daß sie sich oft zwar nicht krank, aber doch unbehaglich fühlte, und dann immer glaubte, daß sie ernstlich krank sei. Ihr Arzt sah wohl ein, daß hier nur durch völlige Aenderung ihrer Lebensart, durch einfachere Nahrung und Bewegung am Besten geholfen werden könne, doch sie wollte davon Nichts wissen und verlangte Pillen und Mixturen, Pulver und Latwerge, denn nur dadurch könne ihren Leiden von Grund aus abgeholfen werden. Er that ihr den Willen und verschrieb bald Dies, bald Das, doch es half Nichts, denn die meisten Arzneien waren ihrem Gaumen — sie aber sagte ihrer Natur — zuwider und sie warf sie gewöhnlich zum Fenster hinaus. Wenn der Arzt dann nach der Wirkung fragte, behauptete sie, Alles pünktlich eingenommen zu haben, doch sei das Uebel noch immer nicht gehoben.

Dieser ewigen Klage müde, erklärte er ihr endlich, er wisse nur noch ein Mittel, von dem er jedoch die beste Wirkung erwarte, und das sei eine Badekur. Das war nun einmal ein Recept ganz nach dem Sinne der Töchter. „Eine Badekur? Ja, ja, Mama, die müssen Sie gebrauchen," riefen Beide ganz freudig. Aber auch die gnädige Mama war nicht abgeneigt. Sie sagte zwar mit Aechzen: „Nun, wenn Sie meinen, lieber Doctor, so will ich auch Das noch versuchen. Ich habe

zwar geringe Hoffnung, aber doch wäre es ja möglich. — Aber welches Waſſer halten Sie da meiner Natur am zuträglichſten?"

Der Arzt nannte Karlsbad. Dieſes war in jener Zeit ſchon ein Ort, wo die vornehme Welt von Oſt und Weſt und Süd und Nord zuſammenſtrömte. Die Töchter waren ſehr zufrieden mit dieſer Wahl. Sie ſchwärmten ſchon für die Vergnügungen, die ihrer dort warteten. Da gab's ſicher intereſſante Bekanntſchaften, in Geſellſchaft Ausflüge nach den ſchönſten Punkten der Umgegend, Concerte, Bälle. Sie konnten kaum den Tag der Abreiſe erwarten. Auch die gnädige Mama ſah ſich ſchon in ihrem Staate in der nobeln Geſellſchaft erſcheinen und gefeiert. Nun wurden die Garderoben gemuſtert, Manches umgearbeitet oder geändert, Neues beſtellt und die dringendſte Eile empfohlen. Endlich war Alles gefertigt und der Schneider hatte eben das letzte neue Kleid gebracht, und die Koffer waren gepackt, die Reiſe wurde angetreten. Der geräumige Familienwagen mit der Herrſchaft und einer Dienerin im Innern und Johann, dem Diener, auf dem Bocke, rollte, von vier Poſtpferden gezogen, ſtattlich über die Straßen Breslaus dem Thore zu und draußen auf der Landſtraße weiter.

Die Reiſenden waren in der heiterſten Stimmung. Mama ſchien ſchon jetzt curirt und ſprach mit dem höchſten Entzücken von dem angenehmen Aufenthalte in dem ſchönen Badeort. Der Weg führte noch eben zwiſchen Feldern und Wieſen dahin. Sie waren ſchon eine gute Stunde unterwegs, da hielt der Poſtillon plötzlich an und ſtieg von dem Sattelpferde und unterſuchte Etwas an einem der vorderen Pferde. Dieſes hatte ein Hufeiſen verloren und er erklärte, im nächſten Dorfe müſſe ein neues aufgelegt werden. Als man dort an die Schmiede kam, war ſie leer und der Meiſter nicht zu Hauſe. Bis er gerufen, das Eiſen geſchmiedet und aufgelegt war, verging eine lange, lange Stunde. Die Damen verbrachten ſie in der höchſten Ungeduld. Als der Schade ausgebeſſert war, wurde Johann gerufen und ihm aufgetragen, daß er den Kutſcher fleißig ermahnen ſollte, nun um ſo ſchneller zu fahren, daß die verlorene Zeit eingebracht werde.

Der Poſtillon that auch willig ſein Möglichſtes mit Peitſche und Sporn. Der Wagen flog nur über die gute Landſtraße. Plötzlich aber hielt der Poſtillon wieder an, ging zu dem neubeſchlagenen Pferde und fluchte über den ungeſchickten Schmied. Es hinkte ſehr, er hatte es vernagelt. Offenbare Thierquälerei wäre es geweſen, wenn man das arme Thier jetzt bei ſeinen Schmerzen noch durch die Peitſche zu ſchnellem Laufe hätte antreiben wollen. Bei dieſer Nachricht bewölkte ſich bei der

Gräfin und den beiden Töchtern der vorher ſo heitere Himmel. „Das iſt eine ſchlimme Vorbedeutung,“ ſagte die Gräfin, „daß uns ſchon im Anfange der Reiſe ſolche kleine Unglücksfälle betreffen. Den kleinen folgen gewöhnlich größere nach.“ — „Ach, liebe Mama,“ fiel ihr die jüngere Tochter ins Wort, „mach' uns nicht Angſt. Wir kommen ja ohnehin heute noch in Rübezahls verdächtiges Gebiet. Wenn der uns nur keine ſeiner Tücken erfahren läßt.“ — „Geh' mir mit ſolchen Albernheiten,“ fuhr Mama da ganz ärgerlich auf. „Wer hat Dir ſolche Dummheiten in den Kopf geſetzt? Rübezahl — Das iſt nur ſo ein Märchen. Es giebt gar keinen Berggeiſt Rübezahl. Ueberhaupt iſt all der Geiſterſpuk, an den man ſonſt wohl glaubte, Sinnentäuſchung, Lug und Trug. Ich glaube an keine Geiſter und es giebt keine. Mir iſt in meinem ganzen Leben noch keiner vorgekommen. Ich haſſe den Aberglauben!“

Die ältere Tochter lächelte nun und ſagte: „Verzeih', Mama, Du ſagſt, Du haſſeſt den Aberglauben und haſt doch eben gezeigt, daß Du ſelbſt nicht ganz frei davon biſt.“ Verwundert fragte ſie: „Ich? Wie das?“ und das Töchterchen erwiderte: „Haſt Du nicht eben gefürchtet, die kleinen Unglücksfälle möchten eine ſchlimme Vorbedeutung für die ganze Badereiſe ſein? Und iſt Das nicht auch Aberglaube?“ — „Rede nicht ſo unvernünftig,“ verwies ihr die Mutter. „Ich ſagte das nur, weil die Leute ſo ſagen. Ich ſelbſt glaubte es nicht. Und wenn ich von Aberglauben ſprach, ſo meinte ich damit die Rübezahlsgeſchichten. Die ſind nur für abergläubiſche Leute vorhanden. Schweigt mir aber jetzt davon, ich will Nichts der Art mehr von Euch hören.“

Kaum hatte ſie ausgeredet, ſo erhielt der Wagen einen tüchtigen Stoß und ſenkte ſich vorn nach der einen Seite, ſo daß Johann auf ſeinem hohen Sitze beinahe das Gleichgewicht verloren hätte und herunter-geſtürzt wäre, wenn er ſich nicht ſchnell mit einem lauten Schrei an der Seitenlehne des Bockes feſtgehalten hätte. Der Wagen hielt an und der Poſtillon kam an die Wagenthür, zog den Hut ab und ſagte: „Gnädige Gräfin, es iſt ein Unglück geſchehen, aber erſchrecken Sie nicht, das eine Vorderrad iſt ganz zerbrochen.“ — „Das iſt ja ſchrecklich!“ rief die Gräfin. „Was iſt da zu machen?“ — „Es iſt ein fataler Streich,“ fuhr er fort. „Wir ſind noch ſo weit vom Gebirge, aber doch meint man, der Rübezahl ſei in der Nähe. Nun, wir müſſen uns helfen, ſo gut wir können. Wir ſind hier nahe bei einem Dorfe. Wenn die Herrſchaften ausſteigen und vollends hineingehen wollten, ſo haue ich mir von den Bäumen da am Wege einen dicken und ſtarken Bengel, der lang genug iſt, und lege ihn unter die Achſe und ſchleife ſo den Wagen

hinein. Es wohnt hier ein geſchickter Wagner, der macht uns in drei bis vier Stunden ein neues Rad, der Schmied iſt dann auch bald fertig, der Wagenreif iſt noch gut. Die Herrſchaften können ja derweile Etwas zu Mittag eſſen und ſo kommen wir noch vor Abend wieder auf den Weg. Wir müſſen halt nun die Nacht durchs Gebirge fahren, wenn ſich die Herrſchaften nicht fürchten. Sie wiſſen wohl — wegen — — Ich mag ſeinen Namen nicht nennen, er glaubt manchmal, man wolle ihn damit ſpotten — und — —" — „Schon gut, ich weiß ſchon, was Ihr meint," antwortete Mama und ſtieg nothgedrungen aus ihrem bequemen Wagen und ging mit den Töchtern und der Dienerin nach dem Dorfe. Johann blieb noch dem Poſtillon zu Hilfe.

Sie folgte dem Rathe des Poſtillons und ließ ſich in dem einfachen Wirthshauſe ein noch einfacheres Mahl bereiten, das ſie indeſſen mit beſſerem Appetit zu ſich nahm, als zu Hauſe ihre täglichen Leckerbiſſen. Nach Tiſch gingen ſie in den Hausgarten, wo ſie nicht einmal eine Bank fand, auf der ſie etwas Mittagsruhe hätte genießen können. Wagner und Schmied thaten übrigens ihre Schuldigkeit, und ehe noch die Sonne ganz untergegangen war, ſaßen ſie wieder in ihrem Wagen und nun ging's friſch dem Gebirge zu.

Bald trat die Dämmerung ein, die Nacht folgte, doch ward es nicht ganz dunkel. Der Mond ſchien ihnen über die Berge entgegen. In der nächſten Bergſtadt wurden die Pferde gewechſelt. Johann machte bald mit dem neuen Poſtillon Bekanntſchaft und erkundigte ſich in ſeiner Furcht ängſtlich nach dem Berggeiſte. Er erfuhr aber nichts Tröſtliches. Denn jener erzählte ihm manche gräuliche Geſchichte von ihm.

Die Pferde liefen gut, und ſie fuhren ſchon eine geraume Zeit in dem Waldgebirge; da ſtieß Johann auf einmal ſeinen Nachbar Poſtillon, der ſich neben ihn auf den Bock geſetzt hatte, mit dem Ellbogen in die Seite und fragte ihn: „Schwager, ſiehſt Du Nichts?" — „Freilich ſehe ich ihn," war die Antwort, „aber halte Dich nur ruhig, daß wir ohne Gefahr an ihm vorbeikommen." Johann aber hielt es für ſeine Pflicht, ſeine Herrſchaft von der Gefahr zu unterrichten. Er griff über die hintere Lehne des Bocks zurück und klopfte an das Kutſchenfenſter. Die Dienerin öffnete und fragte: „Was giebts?" „Wecken Sie die Frau Gräfin," ſagte er mit furchtſamer Stimme, „denn es ſieht ſchlimm aus." „Nun, was giebt's denn ſchon wieder?" fragte die Gräfin, die erſchrocken erwachte. „Frau Gräfin", antwortete er, „Sie wollten zwar nie an Geiſter glauben, aber da ſehen ſie nur hinaus. Dort vor unſern Pferden läuft er mit dem runden, ſteif geſtärkten weißen Kragen, aber er hat

keinen Kopf." — „Was? ein Mann ohne Kopf? Ich glaube auf dem Bocke sitzt auch so Einer. Wie magst Du nur so dummes Zeug schwatzen?" — „Ja, sehen sie nur hinaus, wir haben ihn gleich eingeholt," versetzte Johann. „Da ist er. Hu! Alle guten Geister! Ja, er hat doch einen Kopf, aber trägt ihn unter dem Arme."

Die Gräfin sah hin, die Töchter schauten auch hinaus. — Es war, wie Johann gesagt hatte. Da lief der Mann im schwarzen Mantel mit einem weißen gesteiften Kragen, der ihm wie ein Kutschenrad um den Hals herum gerade hinausstand, und trug seinen Kopf unter dem Arme. Bei diesem Anblick erfaßte sie alle der Schreck, daß sie ein einstimmiges Geschrei ausstießen und in dem Wagen zusammensanken.

In diesem Augenblicke faßte der Mann seinen Kopf mit beiden Händen und schleuderte ihn mit großer Gewalt dem zitternden Johann auf die Stirne, dieser warf sich seitwärts auf den Postillon und Beide fielen von dem hohen Bocke hinab auf den Weg. Zugleich ließ sich eine tiefe Baßstimme hören: „Denkt an den Rübezahl! Was wagt ihr Euch in sein Gebiet?"

Der Ohnekopf schwang sich nun rasch auf den Sattelgaul, klatschte mit der Peitsche und hieb tüchtig auf die Pferde. Der Wagen fuhr in sausender Eile weiter. Bald aber kam ein stattlicher Reiter aus einem Nebenwege herzu. Er holte den Fuhrmann ein und, neben ihm herreitend, fragte er: „Wohin so eilig? Wohin?" Dem kopflosen Kutscher schien etwas unbehaglich zu Muthe zu werden, doch raffte er sich wieder auf und antwortete trotzig: „Immer der Nase nach." — „Ei, ei," versetzte der Reiter, „das wäre für Andere wohl eine passende Antwort, aber wie willst Du der Nase nach gehen, da Du nicht nur keine Nase, sondern auch keinen Kopf hast." Dann rief er ihm mit donnernder Stimme zu: „Halt an!" Der Ohnekopf gehorchte, ward aber sogleich von dem Reiter um den Leib gepackt und mit übermenschlicher Kraft auf die Erde geschleudert.

Nun stieg aber der Reiter von seinem Eisenschimmel, der jedoch nur auf drei Füßen stand, auf welchem er vorhin doch so rasch neben dem Viergespann hergesprengt war, und untersuchte den Ohnekopf. Als er ihm seinen großen Kragen abriß, da sah er, daß ein gesunder Kopf darunter verborgen war. „Aha," sagte er zu ihm, „Du hast nur den Versuch gemacht, mit den Herrschaften einmal Rübezahls zu spielen?" Da merkte der Ohnekopf nun erst, daß der wahre Rübezahl mit ihm sprach, den er fälschlich nachgeahmt hatte. Er bat und flehte und gab die besten Worte. Der Reiter befahl ihm, sich wieder aufs Pferd zu

ſetzen und den Wagen nach ſeiner Weiſung weiter zu fahren. Er ſelbſt aber ging zu ſeinem dreibeinigen Eiſenſchimmel, zog ihm unter der Schabracke einen vierten Fuß hervor, ſetzte ſich auf und ritt an den Kutſchenſchlag.

Hier mußte er ein paarmal an die Scheibe klopfen, ehe man öffnete. Die darin Sitzenden hatten bis dahin Alle in tödtlicher Furcht und halber Beſinnungsloſigkeit gelegen. „Ich bedaure ſehr, meine Damen," ſagte er, „daß Sie durch den nichtswürdigen Menſchen in ſolchen Schrecken verſetzt wurden. Er hatte ſich ſo verkleidet, daß man ihn für den Herrn des Gebirges halten ſollte, um Sie auf einem Nebenwege ins Gebüſch irre zu führen und dort auszuplündern." — „Aber der Kopf —?" rief die jüngſte Tochter fragend. „Der Kopf war ein ausgehöhlter Kürbis, den er dem Diener an die Stirne warf. Haben Sie die Güte ſich meiner Führung anzuvertrauen. Ich bin der Oberſt von Rieſenberg; mein Schloß iſt ganz nahe; wir ſind hier ſchon auf meinem Eigenthume. Sie dürfen Ihre Reiſe ſo allein in der Nacht nicht fortſetzen. Nehmen Sie gefälligſt meine Einladung an und beehren Sie mein Haus durch Ihren Beſuch." Indem er ſo ſprach, kamen ſchon einige Diener mit Fackeln entgegengeritten, die ihren Herrn ſuchen wollten, weil ſie fürchteten, er habe ſich auf der Jagd verirrt. Dieſen gab er ſogleich einige Aufträge und ſie ſprengten voraus nach dem Schloſſe. Nun gab er dem falſchen Rübezahl Befehl, ihnen nachzufahren; er ſelbſt begleitete den Wagen zu Pferde.

Sie waren noch nicht lange gefahren, als der Weg ſeitwärts in eine Allee von herrlichen Linden einbog, die in voller Blüthe ihren lieblichen Wohlgeruch umher ausbreiteten. An jedem Stamme hing eine Lampe, die ein farbiges magiſches Licht auf die Straße warf. Als ſie an den Schloßhof kamen, flogen die Thorflügel von ſelbſt auf und ſchloſſen ſich auch wieder ebenſo hinter dem Wagen. Alsbald ſtürzten fünf bis ſechs reichgekleidete Diener aus dem Portale herbei und zeigten ſich zu jeder Handreichung dienſtbefliſſen. Herr von Rieſenberg war aber ſogleich von ſeinem Pferde geſprungen und eilte herbei, die Gräfin aus dem Wagen zu heben. Den beiden Töchtern reichte er ebenfalls die Hand und dieſe hüpften leicht heraus. Dann bot er der Gräfin den Arm und führte ſie durch die Halle nach der Stiege. „Haben Sie vielleicht ein Feſt?" fragte ſie ihn. „Ich ſah ja, daß alle Fenſter Ihres Schloſſes erleuchtet ſind, und fürchte nur, daß wir Ihnen gerade zur Unzeit zur Laſt fallen." „Nein, nein, ſeien Sie deshalb ohne Sorge," antwortete der Oberſt. „Das iſt ſo, wie Sie es heute ſehen, hier jeden Tag. Sie müſſen nur

entſchuldigen," ſetzte er verbindlich hinzu, „wenn Sie bei mir heute Alles ganz alltäglich finden. Ich konnte ja keine Vorbereitungen treffen laſſen, da ich nicht wiſſen konnte, daß mir die Freude Ihres werthen Beſuches zu Theil werden ſollte."

Er führte ſie nun die weite Treppe hinauf, deren Stufen mit einem breiten, mit goldenen Borten beſetzten Sammetſtreifen belegt und und deren Geländer mit friſchen Blumenkränzen umwunden waren. Auf der einen Seite ſtanden in hohen Niſchen die ſeltenſten ausländiſchen Pflanzen, die alle in voller Blüthe prangten. „Der Mann muß unermeßlich reich ſein," dachte die Gräfin. Oben kamen ſie durch mehrere ſtattliche Vorzimmer in einen großen hellerleuchteten Geſellſchaftsſaal, in dem eine zahlreiche Geſellſchaft von Herren und Damen theils im Spiele, theils in Unterhaltung begriffen war.

Bei ihrem Eintritte ſtellte er der Geſellſchaft die Frau Gräfin Wölten und ihre beiden Töchter vor. Hier galt es nun, bei der Becomplimentirung ſich wegen der Reiſekleidung gehörig zu entſchuldigen, was ſie und die Töchter mit großer Gewandtheit thaten. Das beſtandene Abenteuer mit dem Manne ohne Kopf wurde weitläufig erzählt und die glückliche Rettung aus der Hand eines Betrügers und Straßenräubers durch die Dazwiſchenkunft des Herrn Oberſten dankbar hervorgehoben. Sie wurden wegen der ausgeſtandenen Gefahr und Angſt gehörig bedauert.

Bei dieſer Gelegenheit erinnerte ſich die Frau Gräfin erſt ihres armen Dieners und des Poſtillons, die ſie bei der Eile, womit der verſtellte Rübezahl ſie fortkutſchirt, ganz vergeſſen und die Unglücklichen nach ihrem Sturze von dem hohen Bocke — vielleicht mit zerbrochenen Gliedern — hatte liegen laſſen. Herr von Rieſenberg beruhigte ſie indeſſen ſogleich mit der Nachricht, daß er alsbald Leute nach ihnen ausgeſchickt und eben erfahren habe, daß ſie Beide glücklich mit unverletzten Gliedern ſchon angelangt ſeien.

Jetzt aber bat er die Damen, in ein anſtoßendes Kabinet zu treten, wohin er ſeinen Arzt beordert habe, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, daß ihnen der gehabte Schrecken nicht ſchade. Obgleich ſie verſicherten, daß ſie keinerlei Schmerzen oder Unbehaglichkeit fühlten, durften ſie doch gegen den aufmerkſamen Wirth nicht ſo unhöflich ſein, die Hilfe des Arztes ganz zurückzuweiſen. Sie traten deshalb in das Kabinet und unterwarfen ſich geduldig einem ſtrengen ärztlichen Examen.

Der Arzt fand wohl, daß ſie jetzt noch ganz geſund ſchienen, daß es aber doch dringend rathſam ſei, einige Vorbeugungsmittel anzuwenden,

Sagen vom Rübezahl

um etwa spätern schlimmen Folgen vorzubeugen. Sie traten dem so gewissenhaften Zuspruche nun freilich nicht entschieden entgegen und ließen sich gefallen, einige beruhigende oder niederschlagende Mittel einzunehmen. Aber am Unangenehmsten war ihnen, daß er, obgleich immer artig und rücksichtsvoll, doch mit strenger Entschiedenheit darauf bestand, daß sie sich zu einem Aderlaß bequemen müßten. Er war so besorgt dringend, und ehe sie sich's versahen, stand schon für Jede ein Fußbadkübel mit lauem Wasser bereit, um ihre Füße zur Operation vorzubereiten.

Die gnädige Mama hatte nicht den Muth, längeren Widerstand zu leisten und so mußten ihre Töchter denn auch ganz wider Willen Blut lassen. Der Arzt nahm keinen Wundarzt zu Hülfe; er verrichtete selbst die Operation mit großer Geschicklichkeit und Gewandtheit, und nachdem er die kleinen Wunden kunstgerecht verbunden hatte, begleitete sie der artige Doctor wieder in den Saal, wo keine Seele von der Gesellschaft ahnte, welch' blutiges Abenteuer sie bestanden hatten.

Alsbald öffneten sich nun zwei Flügelthüren, die zu dem Speisesaal führten. Die Herren beeilten sich, die Damen höflich zu der prachtvoll geordneten Tafel zu führen. Der Hausherr hatte natürlich der Frau Gräfin Wölten den Arm geboten, ein Forstmann und ein Offizier führten die Töchter. Bald war die große Tafel mit einer bunten Reihe von Damen und Herren besetzt. Die Geschirre waren alle von dem reinsten Silber; vor jedem Gedecke stand ein goldener Becher und zwischen den übrigen Geschirren der Tafel prangten Gläser von dem reinsten böhmischen Krystallglase. Hohe silberne und goldene Weinkannen zierten den Schenktisch. Speisen und Getränke waren der kostbaren Gefäße würdig. Die Gräfin pries ihren Nachbar bei jeder neuen Schüssel glücklich, daß er einen so ganz vortrefflichen Koch habe.

Die Unterhaltung bei Tisch war heiter und lebhaft. Auf der andern Seite der Gräfin saß ein alter Kammerherr, dessen Brust mit sehr vielen Orden geschmückt war, die sie jedoch alle nicht kannte, und dieser unterhielt sich ebenfalls sehr gut mit seiner gnädigen Nachbarin; auch die beiden Fräulein waren mit ihren Nachbarn sehr zufrieden. Nur zu bald wurde die Tafel aufgehoben, denn viele der Gäste gaben vor, sie müßten noch nach Hause reisen, und der Wirth berücksichtigte ihren Wunsch. Auch war es Zeit, sich endlich zur Ruhe zu begeben, wenn man sich nicht erst bei Sonnenaufgang niederlegen und aus dem Tage Nacht machen wollte.

Unsere Reisenden wurden von einer anständigen Kammerfrau in ihre Schlafzimmer geführt, wo sie ihre eigene Dienerin schon zu ihrem

Dienſte bereit fanden. Sie legten ſich nieder, konnten aber nicht ſo bald einſchlafen. In den Träumen der Mama ſpielte der ungeheuere Aufwand des Oberſten die Hauptrolle; doch ſtörte ſie der Umſtand, daß es ihr vorkam, als ſei der Mann ohne Kopf ihr anderer Tiſchnachbar. Indeſſen erwachte ſie nach kurzer Ruhe doch geſtärkt, und ihr Wirth empfing ſie mit einem reichlichen Frühſtück.

Bei dieſem bewegte ſich ihr Geſpräch hauptſächlich um die Verhältniſſe in Karlsbad. Der Oberſt ſchien dort mit allen Orten und Perſonen bekannt. Als ſie ihre Freude darüber äußerten, daß ſie beſonders darauf großen Werth legten, an dem vielbeſuchten Badeorte gewiß manche intereſſante Bekanntſchaft zu machen, da lächelte er auf eine ganz ſonderbare Weiſe und ſagte: „Es iſt wunderlich mit dieſer ſogenannten nobeln Geſellſchaft in Karlsbad. Die wackerſten Leute, Männer ſelbſt vom Gelehrtenſtande, Männer und Frauen von Anſehen, bekommen dort einen ganz eigenen Stolz. Mögen Sie noch ſo viele Bekannte dort finden, mit welchen ſie an einem andern Orte ganz vertraulich beiſammen waren, wenn Sie ſie in Karlsbad wiederſehen, ſie bei ihrem Namen oder Titel anſprechen, an Ihr früheres Zuſammenſein erinnern, ſo thun ſie Alle ganz fremd, wundern ſich, daß Sie ihren Namen und Stand wiſſen, können ſich aber durchaus nicht erinnern, Sie ſchon einmal geſehen oder geſprochen zu haben, und ziehen ſich kalt und hochmüthig von Ihnen zurück.“

Als er das geſagt hatte, trat eben ein Diener ein und meldete, der Reiſewagen der Damen ſtehe vor dem Portale zu ihrer Abreiſe bereit. Mit vielen Dankſagungen für ſeine vielfach bewieſenen Gefälligkeiten und mit dringenden Einladungen nach Breslau empfahlen ſich Mutter und Töchter und ſetzten vergnügt ihre Reiſe nach Karlsbad fort.

Nachdem ſie abgereiſt waren, ließ Herr von Rieſenberg den Ohnekopf, den er bei der Ankunft ſogleich in ſichern Gewahrſam hatte bringen laſſen, zum Verhöre vorführen. „Elender Wicht,“ redete er ihn an, „ich ſollte Dich wie einen Wurm unter meinem Fuße zertreten. Wie konnteſt Du es wagen, in meinem Gebiete mir ſolche Schmach anzuthun, daß Du Dich durch ſolche ſchlechte Nachahmung für den Herrn vom Gebirge ausgabſt? Dieſen Schimpf ſollſt Du mir ſchwer büßen. Lege mir auf der Stelle nun ein Geſtändniß über Dein bisheriges Leben ab; aber verſchweige Nichts und beſchönige Deine Schlechtigkeit nicht.“

Er wußte wohl, daß er hier nicht mit Lügen durchzukommen hoffen

konnte, und legte ein Geſtändniß der Wahrheit gemäß ab, wodurch er ſich als einen abgefeimten Strolch darſtellte. Er war ein Mann, der ſich auf ſeinem Handwerke hätte ehrlich ernähren können. Durch eigene Schuld und Liederlichkeit war er ein Lump geworden, und aus dem Lande gejagt, machte er dann mit einem Diebsgehilfen falſches Geld, ward entdeckt und als Falſchmünzer zur Feſtungsſtrafe verurtheilt. Später ließ er ſich als Soldat anwerben, zog aber als Marodeur im Lande umher und plünderte. Dafür wurde er aus dem Militär ausgeſtoßen, mußte Spießruthen laufen und ward Beutelſchneider und Taſchendieb. Auf dem Markte zu Liegnitz erwiſcht, ward er in den Stock gelegt. Er ſollte mit dem Staubbeſen aus dem Lande gefegt werden, es gelang ihm aber zu entkommen. Jetzt zog er als Bettler umher und kam ins Arbeitshaus. Da ihm das auch nicht gefiel, entwiſchte er wieder und zog auf den Dörfern umher. In dem Dorfe, wo die Gräfin das neue Rad mußte machen laſſen, hatte er den furchtſamen Johann kennen gelernt und auf ſeine Angſt vor dem Rübezahl den verwegenen Plan gebaut, in deſſen Geſtalt ſie in dem Walde in die Irre zu führen, den Wagen auszuplündern und im Walde ſtehen zu laſſen, ſich aber dann mit dem Raube ſchnell davon zu machen.

Auf dieſes Sündenbekenntniß gab ihm der Oberſt einen etwas unſanften Fußtritt und ſagte: „Packe Dich auf der Stelle von hinnen. Du biſt nicht werth, daß ich mich ſelbſt mit Dir beſudle.“ Froh, daß er ſo gut durchgekommen, hielt ſich der Strolch nicht unnöthig auf, ließ Halskrauſe und Mantel im Stiche und eilte, ſo ſchnell ihn ſeine Füße tragen wollten, aus Schloß und Hof nach dem Walde zu. Er mochte aber laufen wie er wollte, ſo bemerkte er doch bald, daß er nicht von der Stelle kam. Immer ſah er wieder denſelben Baum, an dem er vor Kurzem erſt, und wieder und wieder vorbeigekommen war. Aergerlich und müde warf er ſich endlich unter demſelben hin und ſchlief feſt ein. Der Hunger erweckte ihn in der Nacht. „Es iſt doch ſo finſter, wie in einem Sackel“ ſagte er. „Ich hatte mich doch im Walde niedergelegt; es geht aber hier kein Wind, kein ſanftes Lüftchen bewegt das Laub des Baumes; kein Stern flimmert am Himmel. Und wenn auch Wolken aufgeſtiegen wären, ſo weiß ich doch, daß der Mond immer ſo viel Licht durch das Gewölk herabläßt, daß ſolche Dunkelheit nicht denkbar iſt.“

Er wollte ſich aufrichten, um ſich beſſer umzuſehen; allein Arme und Beine waren ihm ſo ſchwer; auch klirrte Etwas bei der Bewegung. Es war ein Klang, wie er ihn ſchon früher gehört hatte. „Ich habe

mich doch im Walde unter den Baum gelegt, zu dem ich ja immer wieder zurückkam.“ So dachte er. Endlich zeigte ſich oben ein etwas heller Schein. Das war Licht, das durch ein Fenſter hereindrang. Nun wurde ihm klar, wo er ſich befand. Er war wieder einmal gefangen, aber wo? Das konnte er nicht erkennen. „Bin ich ſchon gefangen, ſo muß man mir doch Etwas zu eſſen geben,“ dachte er wieder, und nun fing er an, mit ſeinen Ketten zu raſſeln und an die Thüre zu klopfen, daß der Schließer aufmerkſam wurde.

„Höre nur einmal an,“ ſagte dieſer zu einem Wächter. „Da ſitzt doch kein Gefangener drin, und doch lärmt es ſo.“ Nach einer Weile fing es wieder darin an zu raſſeln und zu poltern. „Du ſollteſt doch ſehen, was es iſt,“ ermahnte der Wächter. „Schließe nur einmal auf.“ Der Schließer ward aber ganz nachdenklich. „Ich weiß doch gewiß, daß ich Niemand da hineingeſperrt habe, ſeit der Taſchendieb darin war, der dem reichen Pächter den Geldbeutel geſtohlen hatte. Der iſt aber durchgebrannt.“ Indem er ſo ſprach, klirrte und polterte es in dem Gefängniſſe noch lauter, als vorher. Er ging nicht ohne einige Aengſtlichkeit hin und öffnete das Schloß. Als er aber den Riegel zurückſchob und die Thür öffnete, da ſtand er ſtarr und wußte nicht, was das wäre. Der Gefangene, der ſich ſelbſt befreit und durchgegangen war, ſtand wieder da und ſo gut geſchloſſen wie vorher in ſeinen Ketten an Armen und Beinen.

Aber auch der Gefangene ſtarrte den Schließer an, denn auch er erkannte ihn ſogleich als einen alten Bekannten. „So, Du biſt's?“ fragte der Schließer. „So, Ihr ſeid's?“ fragte der Gefangene. „Wie kommſt Du denn wieder daher?“ fragte immer noch in ſtarrer Verwunderung der Schließer. „Wie kommſt Du in dieſe Zelle? Sie war doch verſchloſſen.“ Der Strolch faßte ſich ſchnell und antwortete: „Hatteſt Du auch das Schlüſſelloch verſtopft? Ein Mann, wie ich, ſtreift Eure Ketten und Banden ab und geht und kommt durchs Schlüſſelloch, wie es ihm gefällt.“

Der Schließer ſchüttelte zweifelnd und nachdenklich den Kopf, ſchloß dennoch wieder zu, brachte ihm auch auf ſeine Bitte Etwas zum Frühſtück. Dann ging er aber und meldete dem Richter, daß ſich der entlaufene Gauner wieder geſtellt habe; er behaupte, durchs Schlüſſelloch aus- und eingehen zu können. Der Richter ließ ſich jedoch nicht beirren, ſondern verurtheilte ihn zur Kettenſtrafe. Bei Tage mußte er den Schubkarren ſchieben, bei Nacht war er in ſeinem Gefängniſſe hinter Schloß und Riegel. „Du kannſt, ſo oft Du Luſt haſt, wieder durch das Schlüſſel-

loch aus- und eingehen," hatte der Richter hinzugefügt, als er ihm ſein Urtheil bekannt machte. Er hat jedoch dieſe Erlaubniß nicht benutzt und büßte ſeine ganze Strafzeit ab. Oft aber knirſchte er mit den Zähnen, wenn er an den Rübezahl dachte. Denn er war feſt überzeugt, daß dieſer ſich nicht mit dem Fußtritte begnügt, ſondern ihn auch ſo unnöthig im Walde umhergeſprengt und dann im Schlafe durch ſeine Kunſt wieder in das Gefängniß zu Liegnitz gebracht hatte.

Die Frau Gräfin Wölten hatte mit ihren beiden Töchtern glücklich ihre Reiſe zurückgelegt. Sie hatte auch ohne langes Suchen eine angemeſſene anſtändige Wohnung gefunden und ſich mit Hilfe ihrer Dienerſchaft darin eingerichtet. Nun erwog ſie, daß ihr Arzt ihr zur Pflicht gemacht hatte, ihre Badekur ja nicht anzufangen, ehe ſie den Badearzt darüber zu Rathe gezogen habe. Johann wurde darum beauftragt, ihn aufzuſuchen und zu ihr einzuladen. Gleich am nächſten Morgen meldete er ſich an. Aber bei ſeinem Eintritte wurde er ſogleich von Mama und Töchtern mit einem lauten Freudengeſchrei begrüßt, denn es war ja Niemand anders, als derſelbe vorſichtige und beſorgte Arzt, deſſen Anordnungen ſie ſich in dem Schloſſe des Herrn von Rieſenberg hatten unterwerfen müſſen. „Willkommen, herzlich willkommen, lieber Doctor!" erſcholl der Ruf von Aller Munde. Zugleich ſtürzten ſie auf ihn zu und ſchüttelten ihm die Hand mit freudigem Lachen. „Das iſt einmal eine recht angenehme Ueberraſchung," rief die Gräfin. „Wir hätten nicht vermuthet, Sie ſo bald wieder zu treffen und Ihren Rath in Anſpruch nehmen zu können. Daß Sie uns aber kein Wort davon ſagten, daß Sie der Badearzt von Karlsbad ſind! Wir ſagten Ihnen doch, daß wir auf der Reiſe hierher begriffen wären. Wie glücklich trifft ſich das, daß wir einen Bekannten in Ihnen finden. Ein fremder Arzt muß erſt lange beobachten, bis er die Natur eines Patienten gehörig kennt; auch der Patient kann nicht ſogleich ein rechtes Zutrauen zu ihm haben." Dieſe Reden brachten ſie mit einander vor.

Aber der Arzt konnte ſich nicht denken, woher dieſe große Vertraulichkeit komme. Er hatte ſich etwas gemeſſen zurückgezogen und ſagte: „Entſchuldigen Sie, meine Gnädige — aber ich entſinne mich nicht —." „Haben Sie denn ein ſo kurzes Gedächtniß, daß Sie nicht mehr der Wunden gedenken, die Sie uns geſchlagen, und die ja noch nicht einmal recht geheilt ſind. Ich wenigſtens trage noch die Binde um den Fuß!" ſagte die eine Tochter. „Ich hätte Ihnen Wunden geſchlagen?" fragte

er ganz erstaunt und sah sie mit einem Blicke an, der fragen zu wollen schien: „Sind die drei Damen denn alle verrückt?“ Er zog sich noch mehr zurück. Die andere Tochter nahm aber nun das Wort und sagte: „Wollen Sie am Ende gar leugnen, daß Sie mit uns zusammen einen Abend bei dem Obersten von Riesenberg zubrachten?“ Er aber schüttelte bedenklich den Kopf und fragte: „Oberst von Riesenberg? Ich kenne den Mann nicht und höre eben seinen Namen zum erstenmale in meinem Leben.“ Er benutzte nun entschlossen die kleine Pause ihrer Verwunderung und sagte: „Lassen wir Das! Entschuldigen Sie, meine Zeit ist beschränkt, viele Badegäste erwarten noch meinen Besuch. Sprechen wir daher jetzt lediglich von Ihrer Badekur. Gnädige Gräfin, ich werde deshalb nur mit Ihnen zu sprechen haben, denn die beiden Fräulein sehen so blühend aus, daß ich vermuthe, sie seien blos zu Ihrer Begleitung hier.“

Er hörte nun die weitläufige Schilderung ihrer Leiden, versicherte sie, daß ihr allerdings der Gebrauch des Sprudels sehr wohl bekommen werde, gab ihr einstweilen einige allgemeine Vorschriften, wie sie die Kur einrichten sollte, und behielt sich vor, in ein paar Tagen zu sehen, wie sie anschlage; dann wolle er auch noch die weiteren Verordnungen folgen lassen. Nachdem er Dieses flüchtig gesprochen, empfahl er sich kurz und eilte hinaus.

Dieser Badearzt hatte in der That eine sehr große Praxis, die er sich nicht allein durch seine Geschicklichkeit, sondern auch durch seine angenehme Unterhaltungsgabe erwarb. Er verstand es, die kleinen Tagesneuigkeiten des Badeorts seinen Patienten so interessant darzustellen, daß sich auch deshalb seine Patienten jedesmal auf seinen Besuch freuten. Heute schilderte er seinen Empfang bei der neu angekommenen Familie so lächerlich, daß Alle auf die so merkwürdige Gräfin Wölten mit ihren Töchtern und auf ihr Auftreten in der Gesellschaft aufs Höchste gespannt waren.

Die allgemeine Erwartung sollte bald befriedigt werden. Man versammelte sich gewöhnlich am Nachmittag zum Kaffee unter den schattenden Bäumen vor dem Kurhause. Einige saßen in Gruppen beim Kaffee; die Meisten wandelten im Gespräche auf und ab. Als nun auch die Gräfin mit ihren Töchtern dahin kam, saß gerade der Arzt mit einigen Herren am Eingange des Promenadeplatzes. Sie ging gleich auf ihn zu und begrüßte ihn laut lachend mit den Worten: „Nun, lieber Doctor, Sie werden mir doch jetzt nicht mehr ableugnen wollen, daß Sie den Herrn von Riesenberg kennen. Da sehe ich ja beinahe alle die Herren und

Damen wieder, die ich als Zeugen aufrufen könnte, daß Sie mit uns an dem bewußten Abende bei ihm zu Tiſche waren. Sehen Sie, da kommt ja eben gerade mein Herr Tiſchnachbar zur Linken, zu meiner Rechten ſaß ja der Herr Oberſt ſelbſt. Nun, mein lieber Kammerherr von Eitelingen, ſehen wir uns hier wieder?" redete ſie den Herankommenden an. Dieſer verneigte ſich und erwiderte: „Ich bin zwar der Kammerherr von Eitelingen — aber entſchuldigen —." Sie fiel ihm ſogleich ins Wort und fragte mit Verwunderung: „Aber, mein Gott, wo haben Sie denn Ihre Orden gelaſſen?" Er zog den Kopf etwas zurück, ſchielte nach ſeinem Knopfloch und ſagte: „Ei hier, meine Gnädige."

Nun war es ein ſonderbarer Zufall, daß ſie ihn gerade nach den Orden gefragt hatte. Denn es war bekannt, daß der Kammerherr ſehr lange nach einem ſolchen getrachtet und geſchmachtet hatte. Zufällig hatte er dann auf einem Spaziergange, auf dem er die Königin dienſtſchuldigſt begleitete, als ihr die Hofdame eine abgefallene Bandſchleife anheften ſollte, mit einer Stecknadel aus der Verlegenheit geholfen. Die Königin empfahl wegen dieſer Aufmerkſamkeit „den äußerſt verdienſtvollen Mann" dem Könige und dieſer verlieh ihm zum Danke für die Stecknadel den Orden. Die Frage nach den Orden erweckte bei der nach und nach zahlreicher gewordenen Umgebung allgemeine, jedoch möglichſt unterdrückte Heiterkeit.

Die Gräfin, die ſeine Verlegenheit nicht bemerkte, ſetzte ihre Forſchung nach den Orden indeſſen unbefangen fort und ſagte: „Ach, von dieſem kleinen rede ich nicht, Sie hatten ja bei dem Herrn von Rieſenberg auf dieſem nämlichen Rock nicht blos dieſen Knopflochbendel, ſondern die ganze Bruſt voll prächtiger und großer Orden, die ich nicht einmal kannte. Die werden Sie doch nicht blos mit Stecknadeln angeheftet gehabt und nachher wieder abgelöſt haben." Nun gar bei Erwähnung der Stecknadel ließ ſich die Heiterkeit der Zuhörer nicht länger unterdrücken, ſondern hier und da platzte lautes Lachen aus. Die Gräfin hatte Dieſes ganz arglos geſagt und ſah verwundert umher, daß man ihre unſchuldige Rede ſo belache. Aber der Kammerherr bekämpfte ſeine Verlegenheit und antwortete nicht ganz ohne Aerger: „Die Gnädige werden ſich irren, ich habe nicht das Glück — —." Sie ließ ihn aber nicht ausreden und fiel ihm mit der Frage ins Wort: „Ja, ja, ich kann mir's ſchon denken, auch Sie wollen den Oberſten nicht kennen? Aber ſieh' da! Da iſt ja auch der Herr Domherr, der Ihnen gegenüber ſaß; der betrachtete Ihre vielen Orden ja auch ſehr aufmerkſam. Der wird

ſich Ihrer gewiß noch erinnern.“ Sie ſah nach dem vorbeiwandelnden dicken Domherrn hin und dieſer trat mit einer Verbeugung näher, verſicherte aber auf ihre Aufforderung, Zeugniß abzulegen, daß er dazu außer Stande ſei, indem er den Kammerherrn nur hier in Karlsbad geſehen habe und einen Herrn Oberſten von Rieſenberg gar nicht kenne. Der Kammerherr hatte den Augenblick benutzt und ſich unbemerkt aus ihrer Nähe entfernt; der Domherr empfahl ſich höflich und wandelte weiter.

Indem ſie noch verwundert und ärgerlich daſtand, kam auch der Offizier und der Forſtmann, die ihre Töchter zu Tiſche geführt hatten, auf- und abwandelnd in ihre Nähe. Die ältere Tochter machte ihre Mama auf ſie aufmerkſam und äußerte dabei: „Dieſe werden die ganze übrige Geſellſchaft mit ihrem Leugnen zu Schanden machen. Sie waren an des Oberſten Tiſche ſo geiſtreich unterhaltend und prieſen ſich wiederholt glücklich, daß ſie unſere Bekanntſchaft gemacht und uns gewiß nächſtens hier beſuchen würden.“ „Und ich,“ fiel die Jüngere ein, „habe dem Meinigen ja ſchon drei Tänze auf dem nächſten Balle zugeſagt.“ — Aber der Offizier und der Forſtmann gingen hin und her und wandelten in eifrigem Geſpräche an ihnen vorüber, ohne ſie zu beachten, als ob ſie ihnen landfremd wären. Ihre Mama ſprach im Auf- und Abwandeln noch einige Herrn und Damen an, deren Bekanntſchaft ſie bei dem Oberſten von Rieſenberg gemacht zu haben überzeugt war, aber ſie entſchuldigten ſich Alle und verſicherten, daß ſie noch nie einen Herrn dieſes Namens gekannt hätten.

Als nun der Offizier und der Forſtmann wieder in ihre Nähe kamen, da konnte ſie ſich nicht enthalten, ſie anzurufen und an ihre frühere Bekanntſchaft zu erinnern; auch ihre Töchter erinnerten ſie an ihre heitere Unterhaltung am Tiſche des Herrn von Rieſenberg. Beide bedauerten aber, nicht ſo glücklich zu ſein, ihre und des ſo intereſſanten Herrn Oberſten Bekanntſchaft früher gemacht zu haben. Uebrigens waren ſie ſehr artig und hatten ſich für den nächſten Ball einige Touren von ihnen aus.

Die Frau Mama kam aber in großem Aerger über die Karlsbader Badegeſellſchaft nach ihrer Wohnung zurück. Sie meinte, Alle hätten ſie doch gewiß damals bei dem Herrn von Rieſenberg geſehen, mit Allen hätte ſie ſich ja unterhalten, und jetzt, erſt nur ein paar Tage ſpäter, wollten ſie ſich ihrer nicht mehr erinnern. Aber es ſei ganz ſo, wie der Oberſt ihr geſagt habe, es fahre ein ganz eigener Geiſt in die Karlsbader Badegäſte, ein Hochmuthsteufel, der ſie kalt und abgemeſſen höf-

lich und ſteif mache. Es ſei nur eitel Hochmuth. „Das iſt eine ſchlechte Erfahrung," fuhr ſie fort, „die ich hier gemacht habe. Statt angenehmer Unterhaltung und Kurzweil finden wir ſteife Zurückhaltung und Langeweile und Aerger über den Hochmuth. Nun, ich gebrauche in Gottes Namen meine Kur und Ihr werdet doch noch auf den Bällen Unterhaltung finden. Dafür bin ich nicht bange."

Sie hatte darin nicht geirrt. Ihre jungen und hübſchen Töchter wurden bald auf den Bällen ausgezeichnet und gefeiert, während die Frau Mama in der Geſellſchaft meiſt vereinſamt ſitzen mußte, denn man fürchtete allgemein ihre „fixe Idee" von ihrer Bekanntſchaft und dem Oberſten von Rieſenberg, von dem Niemand Etwas wußte, und wodurch ſie den Beinamen der Frau Gräfin vom Rieſenbergstraume bekommen hatte.

Die in Karlsbad gebrauchte Kur bekam ihr inzwiſchen ſo gut, daß ſie mit dem Hauptzwecke ihrer Badereiſe doch ebenſo zufrieden nach Breslau zurückkehrte, als ihre Töchter, die Karlsbad als die Bräute des Offiziers und des Forſtmannes verließen, und ſich bald nachher mit dieſen verheiratheten.

Auf der Heimkehr wollten ſie, wie ſie ja verſprochen hatten, dem gefälligen Oberſten von Rieſenberg wieder einen Beſuch machen. Sie konnten aber ſein Schloß und den Weg dahin nicht erfragen. Nach vielen vergeblichen Nachfragen begegneten ſie im Walde einem alten graubärtigen Förſter. Sie wollten nun noch einen letzten Verſuch machen und fragten auch dieſen, und die Gräfin beſchrieb ihm den ganzen Hergang, wie ſie ihn hatten kennen lernen, wie prächtig ſein Schloß ſei und welchen Reichthum der Mann beſitzen müſſe, daß ihn aber nun doch kein Menſch kennen wolle.

Bei dieſer Erzählung lachte der alte Mann laut auf. „Ja," ſagte er, „das war der echte und eigentliche Herr vom Rieſenberge, oder richtiger vom Rieſengebirge, und Das iſt Niemand anders, als der berüchtigte Rübezahl. Ihn und ſein Schloß werden Sie freilich nicht wiederfinden. Sie können froh ſein, daß Sie ſeine Bekanntſchaft nicht auf andere Art, ſondern nur durch ſolchen Schabernack gemacht haben. Er iſt nicht immer ſo gut gelaunt."

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Empfehlenswerthe Jugendschriften

aus J. M. Gebhardt's Verlag in Leipzig,

welche in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Aimard, Prairieblume. F. d. reifere Jugend bearb. von Carl Wirth. Oberlehrer. Mit 4 prachtv. Bildern, in eleg. Umschl. cart. Preis 4 M. 50 Pf.

Andersen's Märchen. Für die Jugend ausgewählt v. Th. Kretzschmar, Oberlehrer. Mit 6 prachtv. Bildern, in eleg. Umschlag cart. Preis 6 M.

Campe, J. H., Die Entdeckung von Amerika. Neu f. d. Jugend bearb. von A. Hummel, Lehrer. Mit 6 Bildern in Oelfarbendruck, in eleg. Umschlag cart. Preis 6 M. 75 Pf.

— — **Robinson der Jüngere. Prachtausgabe.** Mit 4 prachtvollen Illustrationen, in eleg. Umschlag cart. Preis 4 M.

Cooper, Lederstrumpf. Für die reifere Jugend bearbeitet v. A. Hummel, Lehrer. 2. Aufl. Mit 10 Bildern in Oelfarbendruck, in eleganten Umschlag cart. Preis 9 M.

— — **Mark's Riff oder der Krater.** Eine Erzählung aus dem Stillen Weltmeere. A. d. Engl. f. d. reifere Jugend bearbeitet von C. Wirth, Oberlehrer. Mit 6 Bildern in Oelfarbendruck, in eleg. Umschlag cart. 6 M.

Ferry, G., Der Waldläufer. Bilder und Scenen aus dem fernen Westen. Der reiferen Jugend erzählt von A. Hummel, Lehrer. 2. Aufl. Mit 6 Bildern in Oelfarbendruck, in eleg. Umschl. cart. Preis 7 M. 50 Pf.

Grimm, A. L., Märchen der 1001 Nacht. 6. Aufl. Mit 8 prachtvoll. Bildern, in sehr geschmackvoll. Umschl. cart. Preis 8 M. 25 Pf.

— — **Bunte Bilder aus 1001 Nacht.** 2. Aufl. Mit 4 prachtvollen Bildern, in eleg. Umschlag cart. Preis 4 M. 50 Pf.

Grimm, A. L., Deutsche Sagen und Märchen. 2. Aufl. Mit 6 prachtv. Bildern, in sehr geschmackv. Umschlag cart. Preis 6 M. 75 Pf.

— — **Sagen und Märchen aus der Heroenzeit der Griechen und Römer.** 4. Auflage. Mit 6 prachtv. Bildern, in eleg. Umschlag cart. Preis 6 M.

— — **Märchen des 1001 Tag.** Für die Jugend bearbeitet. Mit 6 prachtv. Bildern, in eleg. Umschlag cart. Preis 6 M. 75 Pf.

— — **Märchenbuch.** Eine Weihnachtsgabe für die Jugend. Mit 4 prachtvollen Bildern, in eleg. Umschlag cart. Preis 4 M. 50 Pf.

Hauff's Märchen. F. d. Jugend durchges. von A. L. Grimm. 2. Aufl. Mit 4 Bildern in Oelfarbendruck, in eleg. Umschlag cart. Preis 4 M. 50 Pf.

Musaeus, J. A., Volksmärchen der Deutschen. Herausg. v. A. L. Grimm, 2. Aufl. Mit 6 prächt. Bildern, in eleg. Umschlag cart. Preis 6 M.

Sigismund Rüstig. Nach Frederick Marryat der deutschen Jugend erzählt von A. Hummel, Lehrer. Mit 6 prachtvollen Illustrationen und 1 Karte, in eleganten Umschlag cart. Preis 6 M. 75 Pf.

Becker, K. F., Erzählungen aus der alten Welt. 3. Aufl. 3 Theile mit 3 Bildern in 1 Band eleg. geb. Preis 3 M.

Campe, J. H., Robinson der Jüngere. M. 1 Titelb. eleg. geb. Preis 1 M. 20 Pf.

Leffing, K. F., Gumal und Lina. Eine Geschichte für Kinder zum Unterricht und Vergnügen, besonders um ihnen die ersten Religionsbegriffe beizubringen. 3 Thle. mit 3 Bild. in 1 Band eleg. geb. Preis 3 M.

Sämmtliche Bücher sind sowohl ihres gediegenen Inhalts, wie ihrer eleganten Ausstattung wegen ganz besonders als Festgeschenke für die Jugend zu empfehlen. Ein großer Theil derselben wurde bereits in fremde Sprachen übersetzt.